BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36600369400016

<36600369400016

Bayer. Staatsbibliothek

Schloss Bötzenburg.

Die

Mark Brandenburg

unter

Kaiser Karl IV.

bis zu ihrem

ersten Hohenzollerschen Regenten,

oder:

Die Quitzows und ihre Zeit.

Freund, wie bist du hereinkommen?
Du hast kein hochzeitlich Kleid an.
Hinaus mit dir in die äußerste Finsterniß!
Doch du frommer und getreuer Knecht,
Gehe ein zu deines Herren Freude!
Matth. 22. 25.

Vierter Theil.

Mit einer Abbildung des Schlosses Boitzenburg.

Berlin,
bei C. G. Lüderitz.
1837.

H. D.

Bor. 104 fm / 4
BIBLIOT
REGIA
MONACENSIS
39 Dmt
Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Nunmehr sind wir genöthigt, uns wieder nach Constanz zu wenden, wo unterdessen das Concil seinen Fortgang hatte, und Siegmund bemühet war, vor seiner Reise erst die Angelegenheit wegen der böhmischen Ketzerei zu beseitigen. Huß war nach der Flucht des Papstes vom Concil dem Bischof von Constanz übergeben, und eben dieser hatte ihn nach dem Schlosse Gottleben bringen lassen. Einige Wochen nachher kam auch Hieronymus von Prag nach Constanz, hielt sich aber verborgen. Einer seiner Schüler begleitete ihn. Was er über Hussens gefahrvolle Lage erfuhr, erschreckte ihn so sehr, daß er schon am zweiten Tage Constanz verließ, und sich in der benachbarten Reichsstadt Ueberlingen verbarg. Von hier aus verlangte er sicher Geleit, was Siegmund abschlug. Das Concil bewilligte ihm Geleit zum Kommen, aber nicht zum Gehen. Nun ließ Hieronymus an die Kirchthüren in Constanz einen Anschlag anheften, in welchem er sich erbot, sich vor dem Concil zu stellen, wenn man ihm das Versprechen geben wolle, ihn nicht eher zu verhaften, als bis man ihn einer Ketzerei überwiesen hätte. Darauf erließ das Concil am 17ten April eine Vorladung, binnen vierzehn Tagen in Constanz zu erscheinen. Man versprach ihm vollkommene Gerechtigkeit, und so weit sicheres Geleit, als man es jener unbeschadet ertheilen könne, und der orthodoxe Glaube es zulasse.

Hieronymus war unterdessen schon wieder auf der Rückreise nach Böhmen begriffen, und erfuhr von dieser Vorladung nichts. Schon erhoben sich vor ihm die Gebirge des böhmer Waldes, als er müde von der Reise nach Hirschau in der Oberpfalz kam, und daselbst zu rasten beschloß. Hieronymus sprach gern und viel, am liebsten über seine Streitigkeiten, in seiner Herberge war dazu keine Gelegenheit, er ging daher zu dem Layenpriester des

Orts, und fand hier, was sein Herz wünschte, denn dieser hatte gerade alle Geistlichen der Umgegend zu einem Mahle geladen, mit dem sie bei seiner Ankunft beschäftigt waren. Er wurde genöthigt, Theil zu nehmen, und glaubte nichts zu wagen, wenn er sich zu erkennen gäbe. Da erzählte er denn redselig, daß er zu Constanz gewesen wäre auf dem Concil, welches man wohl eigentlicher eine Teufelsschule nennen könnte, eine wahre Synagoge verführter und Unrecht liebender Leute, wo es gräulich zuginge. Aber er und Johann Huß hätten ihnen die Wahrheit gesagt; er führe Briefe bei sich mit siebenzig Insiegeln, daß sie beide wohl bestanden wären, und hätte sie kein gelehrter Mann noch Herr widerlegen oder überwinden können. Kurz, er schnitt gewaltig auf, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er von dem Concil alles mögliche Böse. Die Priester erschracken über das was sie hörten nicht wenig. Einige von ihnen schlichen hinaus, und besprachen sich über den wunderlichen Gast. Auch der Gastgeber kam dazu. Wir können unmöglich dulden, daß das Concil so beschimpft wird, sprachen sie, laßt uns dem Herrn, der in der Stube dabei sitzt, davon Nachricht geben. Man hatte nämlich lateinisch gesprochen, wovon er nichts verstand. Er war der Schloßherr des Ortes. Unter einem Vorwande wurde er hinaus gerufen, und draußen theilte man ihm mit, was der Fremde da drinnen gesagt habe, der unterdessen noch immerfort schwadronirte, und mit der Wahrheit so frei umsprang, wie mit den Kirchensatzungen. — Heut ist nichts mehr zu machen, sprach der Herr, aber morgen! Laßt euch jedoch nichts merken. —

Am anderen Tage, als Hieronymus früh aufbrach, um weiter zu reisen, lauerte ihm der Herr von gestern mit seinen Knechten vor dem Städtchen auf, ergriff ihn, so wie er das Thor verließ, und sprach: Meister Hieronymus, ihr habt von dem Concil zu Constanz seltsam gesprochen. Ich muß wissen, ob das wahr ist. Denn ich und alle Herren, Grafen, Freiherrn, Ritter und Knechte haben geschworen und sind schuldig, das Concil zu beschirmen; ihr müßt mit mir wieder zu dem Concil nach Constanz, und umkehren. Hieronymus erwiederte: ich habe ein frei und sicher Geleite, und was ich geredet habe, ist wahr. Da antwortete der Herr: das mag sein oder nicht. Nach dem, was ihr von dem Concil gesagt habt, müßt ihr wieder nach Constanz. Es half kein Widerstreben, er mußte mit, und wurde drei Wo-

chen nach Oſtern in Ketten nach Conſtanz gebracht, wo man ihn ebenfalls nach dem Schloſſe Gottleben führte [1]).

Huſſens Sache gewann nicht durch die Genoſſenſchaft dieſes Mannes, und die inzwiſchen eingegangenen Nachrichten von den reißenden Fortſchritten der Ketzerei in Böhmen. Anfangs Juni wurde Huß, nach einem Verhöre durch ſeine geſchwornen Feinde de Couſis und Palecz, von Gottleben nach ſeinem vorigen Gefängniſſe zu den Franciskanern zurück gebracht. Am 5. Juni wurden auf dem Concil alle wider ihn angebrachten Artikel und Zeugniſſe vorgeleſen. Faſt hätte man ihn verdammt, ohne ihn öffentlich zu hören, wenn die anweſenden böhmiſchen Großen ſich über dies unerhörte Verfahren nicht beſchwert hätten. Siegmund ſandte hierauf den Pfalzgrafen Ludwig von Baiern und den Markgrafen Friedrich von Brandenburg an die verſammelten Prälaten, mit dem Befehle, Huſſen nicht eher zu verurtheilen, bis er gehört worden ſei, auch ihm, dem Kaiſer, die Klagepunkte zu überſenden, um ſie unterſuchen zu laſſen. Nur der erſten Hälfte des Befehls genügte man. Huß wurde vorgefordert. Seine ihm vorgelegten Bücher erkannte er an, und erbot ſich, wenn Irrthümer darin enthalten wären, ſie zu widerrufen. Darauf wurden die Klageartikel vorgeleſen. Aber kaum war der erſte nebſt den Zeugniſſen beendigt, ſo erhob ſich ein ſolcher Tumult in der Verſammlung, daß nichts mehr zu verſtehen war. Huß verſuchte in einer Pauſe zu ſprechen, man überſchrie ihn mit Schimpf- und Spottreden, und als er endlich ſchwieg, wurde dies für ein Eingeſtändniß genommen. Die Fortſetzung wurde auf einen anderen Tag verſchoben.

Am 7. Junius war eine ſehr große, an vielen Orten Deutſchlands total erſcheinende Sonnenfinſterniß. An dieſem Tage wurde das Verhör in Gegenwart des Kaiſers und der böhmiſchen Herren, welche Huſſen nach Conſtanz gebracht hatten, fortgeſetzt. Durch ihre Anweſenheit unterblieben die früheren Unordnungen, und die Verhöre wurden regelmäßiger geführt. Den erſten Artikel, daß er behauptet habe, das Brod im Abendmahle bleibe auch nach der Conſecration Brod, läugnete Huß, ungeachtet man ihm viel darüber entgegnete. Daß er die Irrthümer Wiklefs behauptet und verbreitet habe, beſchränkte er dahin, daß

---

1) Ulrich v. Reichenthal, Coſtnitzer Concil S. 204. b. f.

er nur nicht alle Lehren Wiklefs für Ketzereien erkannt habe. Schwerer wurde es ihm, sich wegen der Prager Universitätshändel, des Streits über die Wiklefschen Bücher, und seiner Weigerung der päpstlichen Citation Folge zu leisten, zu rechtfertigen. Als er sich, wie schon einmal auf Christum berief, brachen die Väter in lautes Lachen aus, desgleichen, als er die frühere Aeußerung wiederholte, er hoffe, Wiklef sei nicht verdammt, und wünsche, daß seine Seele dahin kommen möge, wo die Seele dieses Mannes sich befinde. Da man ihn hinwegführen wollte, warf es ihm der Kardinal von Cambrai als eine große Unverschämtheit vor, daß er behauptet habe, wenn er nicht freiwillig nach Constanz gekommen wäre, so würden ihn weder der König von Böhmen noch selbst der Kaiser dahin gebracht haben. Das war seinem Freunde, dem wackern Chlum, doch zu viel. Er entgegnete, da habe Huß nur die Wahrheit gesagt. Er selbst sei keiner der ersten Herren in Böhmen, aber doch getraue er sich, ihn auf seinen Schlössern länger als ein Jahr gegen den Kaiser und König zu beschützen, um wieviel also die andern, weit mächtigeren Herren, die noch viel festere Schlösser besäßen. Nun ermahnte ihn der Kardinal, sich dem Willen des Concils unbedingt zu unterwerfen. Siegmund selber hielt zum Schluß eine lange Rede an ihn, in welcher er den Kardinälen Komplimente machte, und damit schloß, daß er Hussens Irrthümer und Hartnäckigkeit nicht beschützen, und eher das Feuer zu seinem Holzstoße mit eigenen Händen herbeitragen, als zugeben werde, daß er länger mit dieser Hartnäckigkeit spreche und handle. Huß antwortete mit einem Danke für den Geleitsbrief. Der von Chlum unterbrach ihn jedoch mit der Erinnerung, das zu lassen, und sich über den Vorwurf der Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Da sprach Huß: er bezeuge, daß er nie den Gedanken gehabt habe, etwas mit Hartnäckigkeit durchzusetzen. Er sei aus freiem Willen zum Concil gekommen, sich zu belehren, und seine Meinung zu ändern, wenn man ihn eines Bessern belehren könne.

Am folgenden Tage wurde Huß zum dritten Male vorgeführt. Siegmund war wieder zugegen. Neun und dreißig aus Hussens Schriften gezogene Artikel wurden verlesen. Huß beantwortete die meisten genügend, einige Beschuldigungen widerlegte er ganz. Dessen ungeachtet redete ihn am Schluß der Sitzung der Kardinal von Cambrai so an, als ob er der schwer-

ſten Verbrechen überwieſen ſei, ungeachtet ihm nichts als einige Abweichungen von der herrſchenden Kirchenlehre, einige ſchwärmeriſche Vorſtellungen, und ein zu lebhafter Eifer gegen die Mißbräuche und Gewaltthaten des Papſtthums zur Laſt gelegt werden konnten. Gerade das aber war es, was ſich von ſehr vielen der Stimmführer des Concils ſagen ließ, ja zum Theil ſchilderten ſie das tiefe Verderben der Kirche und des Papſtthums in eben ſo grellen Farben, als Huß. — Der Kardinal eröffnete ihm, daß ihm zwei Wege offen ſtänden. Entweder ſich dem Urtheil des Concils demüthig und bittend zu unterwerfen, dann wolle man gnädig mit ihm verfahren. Oder, wenn er einige der ausgehobenen Artikel zu vertheidigen wünſche, ſich noch weiter vernehmen zu laſſen, wobei er jedoch ſehr wahrſcheinlich durch die anweſenden Gelehrten überwunden werden würde. Huß entgegnete, er ſei nicht nach Conſtanz gekommen, etwas mit Hartnäckigkeit zu behaupten, ſondern Belehrung anzunehmen. Er bitte darum, ſeine Meinung genauer erklären zu dürfen; wenn er ſie nicht beweiſen könne, wolle er der Unterweiſung des Concils nachgeben.

Nun erklärte der Kardinal, da er ſich dem Concile unterwürfe, ſo ſei von etwa ſechszig Doctoren beſchloſſen, und von dem ganzen Concil gebilligt worden, daß er erſtlich geſtehen ſolle, in den wider ihn angebrachten Artikeln geirrt zu haben, daß er zweitens eidlich angelobe, nichts davon zu meinen und zu lehren, und daß er drittens dieſe Artikel eidlich widerrufe.

Dies war argliſtig. Man hatte ihm die Wahl gelaſſen, ſeine Meinungen zu vertheidigen, und doch muthete man ihm zu, ſie ohne Vertheidigung zu verwerfen. Huß bat darum dringend, ihm nicht zuzumuthen, Irrthümer abzuſchwören, die er nie gehegt habe, wie ſolche die vorgeleſenen Artikel enthielten. In Betreff der anderen ſei er willig, ſich dem Concil zu unterwerfen, wenn man ihn eines Beſſern belehrt habe. Darüber erhob ſich viel Hin- und Herreden, nach welchem Huß ein hartnäckiger Ketzer genannt wurde. Man führte ihn nach ſeinem Kerker zurück; Siegmund nahm nun das Wort, und ließ ſich mit großer Heftigkeit über ihn aus. Er ſtellte ihn als einen überführten Ketzer der gefährlichſten Art dar, der den Tod vielfach verdient habe, und deſſen Anhänger mit der Schärfe des geiſtlichen und weltlichen Schwerdtes vertilgt werden müßten.

Am folgenden Tage wurde Huſſen eine in ſehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßte Widerrufungsformel vorgelegt, die er jedoch zurückwies, und ſein Verfahren durch höchſt achtbare Gründe motivirte. Man ſuchte ihn zu überreden, aber er blieb bei ſeiner Meinung und erwartete ſeine Verurtheilung. Sein Muth, ſeine Standhaftigkeit, Selbſtverläugnung und ſein feſter Glaube mußten ſelbſt ſeinen Feinden Achtung einflößen, und es gab viele darunter, die ihn gern gerettet hätten, und das auf dem Wege der Ueberredung zum Widerrufe verſuchten.

Dies war auch die Urſache, warum man ihn noch vier Wochen ſitzen ließ, weil man hoffte, die Zeit werde ſeinen Vorſatz, ſich zu opfern, erſchüttern, und die Liebe zum Leben erwachen. Unterdeſſen nahm das Concil die Sache wegen des Laienkelches in Böhmen vor, welche dort durch Jacob von Mieß eine große Verbreitung gewonnen hatte, und ſetzte am 15. Juni feſt, daß die alte Gewohnheit, den Laien im Abendmahle nur das Brod zu reichen, für ein Geſetz zu halten ſei, und daß Jeder, der das Gegentheil behaupte, für einen Irrigen, und wenn er es mit Hartnäckigkeit thue, für einen Ketzer zu halten ſei.

Wiederholt wurde Huß zur Abſchwörung ſämmtlicher Artikel und zum Widerrufe der von ihm anerkannten, aufgefordert. Johann von Chlum begleitete die geiſtlichen Herren zu ihm, und ſprach: Lieber Meiſter Johannes, ich bin nur ein ungelehrter Mann, und darum nicht im Stande, einem ſo gelehrten Manne, wie du, Rath zu geben. Indeſſen, wenn du dich eines der Irrthümer ſchuldig fühlſt, deren man dich angeklagt hat, ſo bitte ich, dich nicht zu ſchämen, ihn zurück zu nehmen. Fühlſt du dich jedoch unſchuldig, ſo will ich dir auch nicht rathen, etwas gegen dein Gewiſſen zu ſagen, ich ermahne dich vielmehr, lieber jede Strafe zu erleiden, als irgend eine Wahrheit zu verläugnen. Huß erwiederte darauf mit Thränen, daß er Gott zum Zeugen nähme, wie er es ſtets gethan habe, und noch bereit ſei, von ganzem Herzen zu widerrufen und abzuſchwören, von dem Augenblicke an, wo man ihm aus Zeugniſſen der heiligen Schrift eines Irrthums überführen würde. Einer der Geiſtlichen erwiederte: was ihn beträfe, ſo würde er nicht ſo anmaaßlich ſein, ſeine beſondere Meinung der des Concils vorzuziehen. Ich bin weit davon entfernt, erwiederte Huß; wenn der Geringſte des Concils mich ei-

nes Irrthums überführen kann, bin ich geneigt, alles zu thun, was man befehlen wird.

Eine solche Belehrung war dem Geiste der Hierarchie zu sehr entgegen, der unbedingten Gehorsam verlangte, als daß man sich darauf eingelassen hätte. Noch war man immer der Meinung gewesen, Huß würde der Kirche den Triumph bereiten, zu widerrufen. Für diesen Fall war sogar der Urtheilsspruch schon fertig. Huß sollte als ein verloren gewesener reuig wiederkehrender Sohn der Kirche angenommen, aber als ein gefährlicher Mensch für immer in einem Kerker eingemauert werden. Hussens Standhaftigkeit ließ es dazu nicht kommen.

Am 6. Juli wurde er vor das Concil gebracht, wo Siegmund in vollem Pompe von den Reichsfürsten umgeben, anwesend war. Mitten in der Kirche stand ein erhöhter Tisch mit Priesterkleidern. Huß wurde vor demselben auf einen hohen Schemel gestellt, allen sichtbar. Der Bischof von Lodi hielt eine Predigt, und bewies in derselben, daß der in ihren Händen befindliche Erzketzer zum Tode verdammt werden müsse. Dann wurde ein Dekret vorgelesen, durch welches allen bei harter Strafe die tiefste Stille während der gegenwärtigen Sitzung anbefohlen wurde. Man las nun seine Artikel vor, gegen welche er Einwendungen erhob, doch wurde ihm dies verboten. Er konnte es jedoch nicht lassen, hier und da dazwischen zu sprechen. Als die Anklage erwähnte, er habe den Bann des Papstes verachtet, und damit behaftet Messe gelesen, erwiederte er: Diesen Bann habe er für unrechtmäßig gehalten, und deswegen an den Papst appellirt, auch Bevollmächtigte nach Rom geschickt, die aber gemißhandelt worden wären. Dennoch sei er frei und ungezwungen vor diesem Concil erschienen, im Vertrauen auf das ihm gegebene Wort des hier anwesenden Kaisers, ihn vor jeder Gewaltthat zu schirmen, um seine Unschuld darzulegen, und jedem Rechenschaft von seiner Lehre zu geben, der es begehre. Er sah während dieser Rede Siegmunden fest an, und dieser erröthete über und über. Jetzt wurde ein Artikel verlesen, durch welchen Hussens Bücher zum Feuer verdammt wurden. Durch einen zweiten wurde Huß für einen hartnäckigen Ketzer erklärt, der den, einem solchen gebührenden Strafen verfallen, und zuerst der geistlichen Weihen und Würden zu entkleiden sei. Huß kniete nieder und betete mit lauter Stimme, daß Gott seinen Feinden das Verbre-

chen, das ſie begehen wollten, vergeben möge, worüber der gröſste Theil der Verſammlung lachte.

Nunmehr wurden ihm die geiſtlichen Gewänder angelegt. Sieben Biſchöfe traten heran, gaben ihm einen Kelch in die Hand, und fragten ihn nochmals, ob er widerrufen wolle. Als Huß mit Thränen in den Augen verneinte, wurden ihm die Kleider unter Schimpf und Scheltworten ausgezogen, dann ſchnitten ſie ihm die Tonſur ab, und ſetzten ihm eine papierne Mütze auf, mit Teufeln bemahlt, und dem Worte: Haeresiarcha. Nun ſprach Siegmund zu dem Pfalzgrafen Ludwig als einem Gries-wärter des göttlichen Rechts: Weil wir das weltliche Schwerdt haben, zu gebrauchen, ſo nehmet ihn an, von unſertwegen, und thut ihm als einem Ketzer! Herzog Ludwig rief den Vogt von Conſtanz, und der ſprach: Durchlauchtiger, hochgeborner Fürſt und Herr, was gebeut eure fürſtliche Gnaden? Siegmund antwortete: Nehmet hin Meiſter Johann Huſſen von unſer beider wegen, und nach unſerm Urtheil verbrennet ihn als einen Ketzer. Der Vogt gebot des Raths von Conſtanz Knechten und dem Nachrichter, daſs ſie Huß hinaus führten, und verbrenneten mit allem, was er an ſich trüge. So wurde er, zur Linken und Rechten geleitet von zweien Dienern des Herzogs Ludwig, vor ihm zween Rathsdiener und hinter ihm, ungebunden, aber von mehr als tauſend bewaffneten Männern begleitet, und unter dem Zulauf einer groſsen Menge Volks, von welchem ſich noch viele Fürſten und Herren bewaffnet dem Zuge anſchloſſen, zur Stadt hinaus geführt. Des Gedränges wegen, muſste man einen Umweg nehmen, und das Geltinger Thor wurde von Zeit zu Zeit geſchloſſen, damit die draufsen vorhandene Brücke nicht zuſammenbräche. Huß ſprach nichts, als die Worte: Jeſus Chriſtus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein! Als er den Scheiterhaufen erſah, fiel er dreimal auf die Knie, und rief: Jeſus Chriſtus, Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns geſtorben biſt, erbarme dich mein! Nun fragte man ihn, ob er beichten wolle. Er antwortete: ich möchte es gern, aber es iſt hier zu eng. Als er in den Ring kam, machte man Platz, und wiederholte ihm die Frage mit dem Zuſatze, daſs ein gelehrter Prieſter dazu bereit ſei. Huß ſagte Ja. Aber als der Prieſter kam, verlangte er zuvor, daſs Huß von ſeiner Ketzerei abſtehen ſolle, weil man keinem Ketzer die göttlichen Geheimniſſe geben

noch mittheilen ſolle. Huß wandte ſich ab, und ſprach: es iſt nicht von nöthen, ich bin kein Todſünder. Er wollte nun das Volk anreden, allein der Pfalzgraf unterſagte es. Huß verrichtete ein Gebet auf den Knieen, dankte ſeinen Wächtern für die menſchenfreundliche Behandlung, ſtieg auf einen Schemel, und wurde an den Pfahl gebunden. Da riefen einige: ein ſo verruchter Ketzer müſſe nicht mit dem Geſichte gegen Morgen gekehrt ſterben. Er wurde darum los, und auf der anderen Seite angebunden. Nun ſchlang man eine roſtige Kette um ſein Haupt, wobei er ſprach: Mein Heiland iſt mit einer viel drückenderen Kette um meinetwillen gebunden worden. Man umlegte ihn bis an den Hals mit Stroh. Jetzt ritt der Pfalzgraf mit dem Grafen von Oppenheim an ihn heran, und fragte ihn nochmals, ob er zur Rettung ſeines Lebens ſeine Irrthümer abſchwören wolle? Huß aber rief laut: Ich rufe Gott zum Zeugen, daß alle meine Lehren und Schriften die Abſicht gehabt haben, die Menſchen aus der Gewalt der Sünde in das Reich Gottes zu führen. Jetzt will ich die Wahrheit, die ich gepredigt, mit dem Tode verſiegeln. Nun klatſchte der Pfalzgraf in die Hände, der Scheiterhaufen wurde angezündet, und bald nachher hatte der fromme Dulder ausgelitten. Seine Aſche wurde in den Rhein geführt. Damit war das jämmerliche Opfer, das ſich eingebildete Weltweisheit, dünkelvoller Schulſtolz, und herrſchſüchtiger Kaſtengeiſt gebracht hatte, vollendet. Auf der Stelle des Scheiterhaufens erhob ſich ein furchtbarer Geſtank, denn zufällig war kurze Zeit vorher ein vor Alter geſtorbenes Maulthier des Kardinals Pancratius an dieſem Orte vergraben worden. Durch die Hitze borſt der Boden, und die abſcheulichen Gerüche ſtiegen in die Luft [1]). Leider war dies nicht der einzige Leichenduft vermodernden Beſitzthumes der hohen Geiſtlichkeit, der durch Huſſens Scheiterhaufen geweckt, den Lebenden Grauſen erregte. Sein Scheiterhaufen zündete eine lang dauernde verheerende Brandfackel an, die Deutſchland durchraſete, und furchtbare Rache für ſeinen unverſchuldeten Tod nahm.

Nunmehr dachte Siegmund ernſtlich an ſeine Reiſe, während Herzog Friedrich von Oeſterreich noch immer in Conſtanz in Kummer, Schande und Armuth lebte, und vergebens der Ent-

1) Ulrich v. Reichenthal, Coſtnitzer Concil S. 206. b.

ſcheidung ſeines Schickſals entgegen ſah. Der Biſchof von Trient, dem er Güter vorenthalten hatte, ſprach über ihn einen ſchweren Bann aus, ſein Bruder hatte ſich Tyrols bemächtigt. Er ſelber hieß jetzt und nachher noch lange Zeit nicht anders als Friedrich mit der leeren Taſche, für den Enkel zweier Könige ein trauriger Name.

Am 21. Juli machte ſich Siegmund, von dem Concile feierlich eingeſegnet, auf die Reiſe nach Frankreich. Vier Prälaten, der Kurfürſt Friedrich von Brandenburg, der Herzog Ludwig von Baiern, die Grafen Friedrich von Toggenburg, Hans von Lupfen und von Oettingen begleiteten ihn. Er nahm viertauſend Pferde mit. Zuerſt ging er nach Perpignan, wo er mit dem Könige Ferdinand von Arragonien alles anwandte, den Papſt Benedikt XIII. zur Abdankung zu bewegen. Es gelang nicht, und Benedikt machte Anſtalten ſelber ein Concil auszuſchreiben, indem er ſich nach dem feſten Schloſſe Peniscola in Valencia flüchtete. Markgraf Friedrich von Brandenburg konnte jedoch nicht länger bei dem Kaiſer bleiben, und reiſete im September mit deſſen Erlaubniß zurück, um zuvörderſt die Angelegenheiten ſeines neuen Landes in Perſon zu regeln.

Dietrich von Quitzow hatte am 17. Auguſt Nauen angezündet, und war dann, wie erwähnt, nach Pommern zurück geeilt. Hier hatten ſeine Feinde ſeine Abweſenheit benutzt, um den pommerſchen Herzogen begreiflich zu machen, daß ſie ſo lange auf keine Zurücknahme der Achtserklärung zu rechnen haben würden, als ſie dem Dietrich Schutz und Aufenthalt gewährten. Das war ihnen einleuchtend geworden, und änderte ihre Anſicht über ihn. Als er zurückkam, fand er ſie ſehr kühl gegen ſich geſinnt, und ſah mit Schrecken, daß ihre Gunſt wankend geworden ſei. Endlich ließ man es ihm ſehr deutlich merken, man würde es gern ſehen, wenn er Stettin und Pommern verließe, da er durch ſein ferneres Verweilen in dieſem Lande die Herzoge in unangenehme Verhältniſſe verwickele.

So iſt denn meines Bleibens hier länger nicht mehr, ſeufzte er tief. Wie konnte ich denn überhaupt auf Dauer der Fürſtengunſt rechnen? Wann hat ſie jemals lange gewährt? Und dennoch muß ich mich an ſie hängen, damit mir wenigſtens vergönnet werde, freie Luft auf deutſchem Boden zu athmen. Unglückliches Geſchick, das mich verdammt, die Gunſt der Fürſten ſuchen

zu müſſen, während ich für nichts in der Welt weniger geſchaffen bin, als ſie mir zu erhalten!

Während er noch ſann, was er nun zu thun habe, erhielt er durch einen Boten einen Brief, der ihn mit neuer Hoffnung belebte. In Meklenburg war ein heftiger Krieg ausgebrochen. Fürſt, oder damals nur Herr genannt, Balthaſar von Wenden war mit Eufemia von Meklenburg vermählt geweſen, und hatte ſeine Gemalin nach kurzer kinderloſer Ehe durch den Tod verloren. Ihr Bruder, Herzog Johann von Schwerin forderte jetzt von dem Wittwer ihren Brautſchatz zurück. Darüber war es zu vielen Streitigkeiten und endlich zum Kriege gekommen, den Balthaſar gegen Johann mit Hülfe ſeines Vetters Chriſtoph von Waren führte. Aber nicht lange nachher traten auch die Herzoge Johann und Ulrich von Meklenburg Stargard auf Herzog Johanns von Schwerin Seite, ſo daß die Fürſten von Wenden mit einem ſehr überlegenen Feinde zu kämpfen hatten. Herzog Ulrich von Meklenburg Stargard vergaß das Böſe, das die Quitzows ſeinem Bruder Johann zugefügt hatten, und beachtete nur das kriegeriſche Talent Dietrichs. Er entſchloß ſich, um den Krieg kräftiger führen zu können, ihn zu ſich zu berufen, und ihn gegen die Fürſten von Wenden zu benutzen, die ſich auf das erſt kürzlich geſchloſſene Bündniß mit Brandenburg ſtützten, von welchem wir oben Nachricht gegeben haben.

Dieſer Antrag kam Dietrich ſehr gelegen. Es galt einem Verbündeten Friedrichs von Nürnberg, und er konnte wieder in einer ihm zuſagenden Thätigkeit ſich tummeln. Da die Stettinſchen Herzoge mit Ulrich freundlich ſtanden, ſo blieb er gewiſſermaaßen derſelben Sache getreu, und dies machte ſeinen Abſchied von Stettin freundlicher, als er es ſonſt geweſen ſein würde. Man hoffte ſich künftig wieder zu ſehen, und bald nachher kam er in Stargard bei Herzog Ulrich an.

Sein Erſcheinen belebte das Kriegsvolk mit hohem Muthe, und keiner zweifelte nunmehr, aus dieſem Kriege ſiegreich wiederzukehren. Alle begegneten ihm mit großer Aufmerkſamkeit und Achtung. Dennoch vermochten auch dieſe Beweiſe des Vertrauens das Eis nicht zu ſchmelzen, das ſein Unglück um ſein Herz gelegt hatte. Es kam dazu, daß er Ulrich von Stargard nicht liebte, und daß auch dieſer ihn nicht aus Neigung, ſondern aus einer Art von Nothwendigkeit berufen hatte, was er recht gut

wußte. Er fühlte, daß seines Bleibens auch hier nicht lange sein würde; aber schlimmer noch war es, daß sich ihm das Gefühl aufdrang, er passe nirgend mehr hin, und sei gewissermaßen ungenießbar. Dies zog ihn immer mehr von den Menschen ab, und ließ ihn gern die Einsamkeit suchen, was sonst seine Sache nie gewesen war.

Nahe an den märkischen Grenzen, zwei Meilen nördlich von Wittstock, lag das feste Schloß Wredenhagen, in demjenigen Landstrich, der die Lieze genannt wurde, welches den Fürsten von Wenden gehörte. Auf dieses Schloß war es zunächst abgesehen, und das Heer, dessen einen Theil Dietrich von Quitzow befehligte, brach gegen dasselbe auf. Schon am anderen Tage kam man vor dem Schlosse an.

Es war eines der festesten in dieser Gegend, und lag am nördlichen Ufer des Kotzesees, der jetzt der Mönchsee genannt wird. Gerade gegenüber, am südlichen Ufer, sah man den Hof Kotze, ein Feldkloster der Cisterzienermönche von Kloster Kampen am Rhein, wo vier Mönche mit ihren Wirthschaftsleuten wohnten. Man umlegte das Schloß nach gewohnter Weise, und setzte sich in dem, westlich in geringer Entfernung daneben gelegenem Dorfe Wredenhagen fest. Es fehlte noch an Belagerungszeug, welches Herzog Ulrich nachführte. Bis es ankam, konnte nicht viel mehr unternommen werden, als daß man dem Schlosse die Communication nach Außen abschnitt.

Dietrich von Quitzow wurde die Zeit lang. Vor einer Veste zu liegen, ohne etwas thun zu können, ist eine langweilige Sache. Er hatte keine Neigung, Gesellschaft zu suchen, und ihn mied in seiner finsteren Laune Jedermann. So zog er sich denn unter dem Vorgeben, die Jagd zu lieben, sobald seine Anwesenheit nicht nöthig war, gern in einsame Gegenden zurück, und überließ sich da langsam fortreitend, seinen finsteren Gedanken.

Eines Tages war er gegen Melz hin geritten. Auf der Hälfte des Weges begann ein Wald, der mit vielen Unterbrechungen bis zum Müritzsee anhielt. Ihn durchzog er gern die Kreuz und Queere, und auch diesmal war er in dieser Absicht gekommen. Vier Knechte begleiteten ihn. Der Tag war schön, und der September begann bereits, einzelne Blätter gelb und roth zu färben, daß die Buchen wie mit bunten Blüthen bedeckt erschienen. Der frische herbstliche Walddust ergoß, eingeathmet,

Wohlbehagen durch den ganzen Körper, und das Blut pulsirte freier. Es waren in jener Zeit besonders die Waldvögel, die Jeder mit Lust und Freude sah, weil sie selber das Leben in harmloser unbeschränkter Freiheit, in zwangloser Lust und Freude auf die unschuldigste Weise zu genießen schienen. Ihre Gesänge und Freudenrufe erklangen wie Loblieder des Schöpfers, und machten fröhlich, wo man sie vernahm. Auch Dietrich hatte sie von jeher geliebt, und fast waren sie noch das Einzige, was ihm in seinem jetzigen Zustande Freude machte.

Der Wald lichtete sich, und vor ihm breitete sich ein kleiner stiller See aus, der Himmel leuchtete aus ihm in voller Klarheit wieder, lustig sprang hier und da aus seinem Gewässer ein Fisch empor, und hinterließ auf der Oberfläche weit hin sich dehnende Kreise. Ein Theil des Ufers war mit Binsen besetzt.

Nicht gar weit entfernt erblickte Dietrich an seinem Rande eine weiße Masse, die er nicht deutlich erkennen konnte, und über welche er unentschieden blieb, ob er sie für einen großen Stein, oder einen abgeschälten Baumstamm halten sollte. Er ritt näher, und bemerkte erst, als sich die Gestalt bewegte und nach ihm umsah, daß es ein Cisterciensermönch war, der auf einem Steine saß, und in den See gesehen hatte. Er stand auf und begrüßte Dietrich. Es war ein alter Mann, mit abgehärmten Zügen, der Blick seines Auges hatte etwas Schwärmerisches, und sein Gesicht flößte Theilnahme ein. Nehmts nicht für ungut, frommer Vater, daß ich eure Einsamkeit gestört habe, sprach Dietrich. Es geschah unwillkührlich, ich hatte euch verkannt.

Mönch. Das ist einmal unser Loos auf Erden, und ich bin längst daran gewöhnt.

Dietrich. Ihr? — In den Zellen eurer Klöster müssen sich doch wohl die einzelnen Brüder bis auf des Herzens Grunde genau kennen lernen.

Mönch. O wie seid ihr im Irrthum! Läge im Menschenherzen der Grund so wenig tief, als hier im See, da möchte es gehen. Allein seine Tiefe ist selten zu ergründen. Du schwebst in deinem Nachen darüber, und was du für den Grund hältst, ist nur der Wiederschein der Gegenstände in der Nähe. Ihn selber, und was ihn bedeckt und sich über ihn bewegt, erblickst du nie. Reicht doch selbst das Senkblei der Beichte nicht hinunter.

Dietrich betrachtete den Mönch mit einer Art von Erstaunen. Wenn ihr mirs erlaubt, frommer Vater, sprach er, so weile ich eine kurze Zeit bei euch, obwohl ich sonst nicht die Gesellschaft suche.

Mönch. In Gottes Namen.

Dietrich winkte seinen Knechten, sich entfernt zu halten. Dann setzte er sich in ruhende Lage, und sagte: Ihr scheint des Lebens Stürme auch erfahren zu haben, und das Menschenherz zu kennen.

Der Mönch seufzte tief.

Dietrich. Warum sieht das Leben so herrlich aus, wenn man hineinsieht, und warum ist es so traurig, wenn man es zurückgelegt hat? Sagt mir das, guter Vater!

Der Mönch sann nach, dann sprach er: ich stand einst in meiner Jugend auf einem hohen Berge. Vor mir senkte er sich hinab, und ich blickte hin über eine weite Gegend, in welcher sich sanft geschwungen Hügel über Hügel erhob, durchzogen von dem silbernen Blinken des Gewässers, buntfarbig von dem Wechsel der Fruchtfelder und der Gebüsche, zwischen welchen Dörfer und Städte hervorsahen, so lieblich, als winkten sie mich traulich zu sich. In weiterer Ferne zeigten sich höhere Berge, mit duftigem Blau ihre Schatten überkleidend, die Städte wurden unscheinbare Punkte, die Wälder eine blaue Moosdecke. Aber hinter ihnen erschienen die Berge in lichteres Blau gekleidet, und zuletzt unterschied man sie kaum wie einen durchsichtigen Flor von der hellen Himmelsdecke. Es war ein prachtvolles Bild, ganz geschaffen, Herz und Gemüth zu ergötzen. Blühender, lachender, mannigfaltiger und reizender erschien mir nie eine Gegend. Welch ein herrliches Land, rief ich in trunkener Begeisterung, schöner kann das Paradies nicht gelegen haben, und wenn es hier auf dem öden Gebirge schon so köstlich erscheint, welch ein Genuß muß es sein, es zu durchwandern! Ich konnte nicht eilfertig genug hinab kommen, um mir ihn zu verschaffen. Hurtig wanderte ich weiter. Noch waren die durchwanderten Dörfer schmutzig, und ihre Hütten räucherig, die Fruchtfelder trugen viel Unkraut, die Städte sahen finster aus, und es wandelten drin viel häßliche Menschen, die Wege waren steinig und holperig, — das war noch nicht das Land, das ich vom Berge gesehen hatte. Am Horizonte erhoben sich blaue Hügel mit luftigen Bäumen, und

darüber ſpielte ein ſonniger Duft. Dort, jenſeits derſelben, mußte das ſchöne Land liegen, das ich erſchauet hatte. Ich wanderte darauf hin, und überſtieg die Hügel. Wieder winkten andere aus der Ferne, und es war, als riefen ſie mir zu: komm hieher, hier findeſt du dein gelobtes Land! — Ich bin lange gewandert, aber ich habe es noch nicht gefunden! — Wie kam es, Herr, daß mir das Land ſo golden und herrlich erſchien? — —

Dietrich. Ihr habt wohl Recht!

Mönch. Ueber alles, was der Menſch nur von Ferne ſieht, breitet die Hoffnung ihre Flügel, und umhaucht es mit zauberiſchem Dufte. Pflückt vom Baume der Erkenntniß, und euer Paradies iſt verloren.

Dietrich. So giebt es alſo nichts, was da gewönne, wenn man es näher kennen lernt? —

Mönch. Nicht das Leben, nicht die vergänglichen Güter, die daſſelbe zu zieren ſcheinen. Nur die Welt, die du dir in deinem Buſen erbaueſt, die Welt deines Geiſtes kann dich beglücken. In ihr lebt das Heiligſte und Herrlichſte, das Verehrungswürdigſte und Liebenswertheſte. Sonſt nirgend. Wohl dem, der ſie ſich unter den Stürmen des Lebens rein und ungetrübt zu erhalten weiß! Alles Andere iſt eitler Schein. —

Dietrich. Wer muß das beſſer und leichter können, als ihr in eurer Kloſterzelle, abgeſchloſſen von der Welt?

Mönch. Ihr irrt. Ich will nicht geltend machen, daß ich zu einem Orden gehöre, der ſich nicht abſchließt, ſondern rüſtig eingreift. Aber auch in anderen Orden hält es ſchwer. Wie vermag der arme Mönch ſich alles Störende und Trübende abzuhalten? Wer das Schwerdt führt, dem wird es leichter. Er ſchafft ſich fort, was ihm Hinderliches in den Weg tritt.

Dietrich lächelte bitter. — Wie ſehr ſeid ihr im Irrthum, guter Vater. — Ich ſehe ſchon, es giebt hienieden kein dauerndes Glück, und was man Glück nennt, iſt ſelber nichts anderes, als ein täuſchender Traum. Sagt, guter Vater, ſollte es wirklich eine ſo große Sünde ſein, ein Leben zu verlaſſen, das ſo wenig bietet, ſo unbefriedigt läßt, und in welchem der Menſch nicht viel mehr thun kann, als leidend über ſich ergehen zu laſſen, was da kommt?

Mönch. Ich verſtehe euch nicht, hängt es denn von eurem Willen ab, das Leben zu verlaſſen?

Dietrich. Warum nicht? Giebt es keinen freiwilligen Tod? —

Mönch. Ihr meint Selbstmord? Um Gotteswillen, wie möget ihr an solche Sünde denken! Ihr müßt sehr unglücklich sein, daß ihr solche Gedanken heget.

Dietrich. Wenn der, der alles verliert, unglücklich genannt werden kann, so bin ichs. — Nur das Leben habe ich noch zu verlieren.

Der Mönch sah ihn voll Mitleid an. Ihr scheint krank zu sein, und in fieberhafter Aufregung. Und dennoch seh ich euch in Waffen, dennoch, — obgleich ihr alles verloren, — scheint es, als ob ihr gerüstet wäret zum Kriege? Ihr seid dem Leben noch nicht abgestorben.

Dietrich. Rechnet mir eine alte Gewohnheit nicht als Lebenslust an. Schleppe ich doch selber mein Leben nur noch hin, weil ich gewohnt bin, zu leben.

Mönch. Täuschet euch nicht. Ihr hoffet noch, ihr verkehrt noch mit Menschen, —

Dietrich. Sie sind mir zum Ekel.

Mönch. Dann würdet ihr euch eine Klause bauen, und entfernt von ihnen euch euerm innern Leben weihen, oder ihr suchtet des Klosters stille Zelle.

Dietrich. Ha, das ist bei Gott kein übler Gedanke! Ihn will ich mir merken. Euer Wort soll mir eine Leuchte sein auf meinem Wege.

Mönch. Das soll nur das Wort des Herrn euch sein, nicht das seines sündigen Knechts.

Dietrich. Allein ihr habt meine Frage noch nicht beantwortet.

Der Mönch schickte sich eben dazu an, als ein gewappneter Reiter mit fünf Knechten des Weges daher kam. Sein Visir war offen, und ein jugendliches lebhaftes Jünglingsgesicht sah daraus hervor. Dietrich wandte sein Roß ihm entgegen, und seine Knechte zogen sich näher heran.

Der fremde Reiter betrachtete Dietrich genau, hielt dann sein Roß an, und sprach: ich glaube nach der Beschreibung kaum zu irren, wenn ich euch für Dietrich von Quitzow halte.

Dietrich. Ich bin's.

Mönch. Heiliger Joseph, er selber, der Furchtbare! —

Mit der Geberde des Schreckens eilte er, so schnell sein Alter es zuließ, davon.

Ritter. Vergönnt mir, Dietrich von Quitzow, einige Worte an euch zu richten. Ihr seid hier, um das Schloß Wredenhagen zu umlegen, und gegen dessen Bewohner feindlich zu handeln.

Dietrich. So ist es, und das erstere ist bereits geschehen. Aber laßt mich wissen, wer mit mir spricht.

Ritter. Mein Name thut nichts zur Sache, aber seid überzeugt, daß ich mich seiner nicht zu schämen brauche, und daß es ein euch Ebenbürtiger ist, der zu euch redet.

Dietrich. Gehöret ihr zu den Mannen der Fürsten von Wenden?

Ritter. Nein, sondern zu denen des Bischofs von Havelberg. Aber dennoch frage ich euch: warum kehret ihr euer Schwerdt gegen Wredenhagen, womit haben euch seine Bewohner beleidigt?

Dietrich. Seltsame Frage! Was giebt euch ein Recht, danach zu fragen?

Ritter. Auch das sollt ihr wissen, und zwei Worte werden hinreichen, euch das zu erklären. Die Tochter des Burgherrn ist mein Lieb.

Dietrich. Nun?

Ritter. Scheint euch das nicht genügend? Kann ich es ruhig mit ansehen, wenn mein treues Lieb geängstigt wird von Feindes Gewalt?

Dietrich. Warum ließet ihr euch nicht im Schlosse mit einschließen?

Ritter. Weil der Vater nicht wollte. Aber ich habe ihr geschworen, es nicht ruhig mit anzusehen, wie man sie peinigt, und mit euch zu sprechen, um euch zum Abzuge und zum Rückzuge aus diesem verderblichen Bündnisse zu bewegen.

Dietrich. Thörichtes Beginnen! Und wodurch wollt ihr das?

Ritter. Der Ruf hat von eurer Tapferkeit und eurem Ruhme so viel erzählt, daß ich mir euch nie anders als hochherzig und edelgesinnt habe denken können; und gewiß, ihr seid es. Wie könnte Tapferkeit in einem engen Herzen Raum finden? O gewiß, euch sind die ritterlichen Tugenden nicht fremd, ihr seid einer von jenen alten Rittern, die in Gesängen und Sagen so

herrlich geſchildert werden. Ihr kennt die Minne, und ihre Freuden und Schmerzen, und wißt, wie einem tapferen Herzen zu Muthe iſt, wenn ſeinem Lieb ein Leid geſchieht. Bei euch klage ich gegen den Peiniger und Aengſtiger meiner Trauten, bei euch klage ich gegen euch ſelbſt, und bitte, ſchützt mein treues Lieb gegen euch, und macht, daß ihr von dannen zieht.

Dietrich. Euer Vertrauen iſt wahrhaftig nicht geringer, als eure Thorheit.

Ritter. O Gott! Das Vertrauen zu euch könnt ihr eine Thorheit ſchelten? Das Wort kam nicht aus eurem Herzen. O gewiß, auch ihr habt geliebt. Bei den goldenen Tagen eurer Minne, bei der heiligen Erinnerung an eure Liebe beſchwöre ich euch, laßt mich nicht vergebens bitten, gebt ein erhabenes Beiſpiel ächt ritterlicher Selbſtüberwindung, zeigt, daß euch für die Minne zu handeln noch mehr gilt, als tapfere Thaten zu thun. —

Dietrich. Schweig, lächerlicher Thor, mit deinen Beſchwörungen und aberwitzigen Reden. Ich habe genug gehört.

Ritter. O weiſet mich nicht zurück, hebt die Belagerung auf, und zeigt euch großmüthig, daß euch die Dichter in Feiergeſängen preiſen, und euer Ruhm unſterblich durch die Lande erſchalle. Folgt meiner Bitte!

Dietrich wandte ſich ſchweigend, um weiter zu reiten. Der junge Ritter wurde blaß, und griff unwillkürlich nach dem Zügel von Dietrichs Pferde. Ihr wollt meiner Bitte kein Gehör geben? fragte er mit zitternder Stimme.

Dietrich. Zum letzten Male: Nein!

Ritter. So muß es geſchehen. Wiſſet denn, ich habe meinem Lieb geſchworen, euch durch Bitten oder Gewalt zu vermögen, von ihr und ihrem Schloſſe zu laſſen, und ich muß mein Wort löſen.

Dietrich ſchauete ihn ſcharf und feſt an, ſein Auge funkelte. Mit Gewalt? Ihr? ſprach er verächtlich, und ſetzte ſein Pferd in Gang.

Halt! rief der Ritter, ihr kommt nicht von hinnen, ehe ihr meiner Klinge Rede geſtanden, und ehe ich nicht im Sande liege. Zieht, doch fordere ich nach Ritterſitte, daß eure Knechte fern bleiben, wie die meinigen. — Er ſchlug das Viſir herunter.

Dietrich. Unbärtiger Knabe, deine Thorheit weiß nicht, was ſie beginnt.

Ritter. Ich bleibe, oder ihr. Zieht, oder ich dringe auf euch ein!

Unſinniger, du willſt es, ſo fühle die Folgen deiner Tollheit, ſchrie Dietrich, warf ſein Pferd herum, riß das Schwerdt aus der Scheide, und ſchlug das Viſir herunter. Sie ſtürzten auf einander zu, und die Schwerdter ſchlugen ein. Der junge Ritter focht beſſer, als es ihm Dietrich zugetraut hatte. Er ſchlug ſich herzhaft und mit vieler Gewandtheit und Kraft. Schon blutete er, ohne ſich ſtören zu laſſen. Das Gefecht zog ſich in die Länge, und blieb noch immer unentſchieden. Da erhielt der junge Ritter eine neue Wunde. Er wankte. Dietrich rief ihm zu: ob er ſich geben wolle? — Nichts, nichts, erwiederte jener, und drang von neuem ein. So fahre denn zur Hölle, unſinniger Narr, ſchrie Dietrich mit furchtbarer Stimme, und führte einen ſchrecklichen Hieb. Der junge Ritter ließ ſein Schwerdt ſinken, wankte, und fiel vom Pferde.

Dietrich ſprang herab. Das Viſir des Gefallenen war beim Sturz in die Höhe geſchlagen, und er ſtarrete ſeinen Gegner mit ſchmerzlich ſchwärmeriſchem Blicke an. Sein Blut ſtrömte ſtark. Dietrich ſetzte ihm, heftig erhitzt vom Kampfe, ſein Schwerdt auf die Gurgel, um ſeinem Leben ein Ende zu machen. Bete ein Ave Maria, rief er ihm zu. Da fuhr ihm jener ſeltſame Blick faſt ſtechend ins Herz, und ſeit langer Zeit fühlte er eine Regung des Erbarmens, daß er vor dem fremden Gefühle faſt erſchrack, und ihm ſeltſam zu Muthe wurde. Er ſchaute den Gefallenen eine Weile nachdenkend an, das tödtliche Funkeln ſeiner Augen milderte ſich, er zog das Schwerdt langſam von der Gurgel fort, ſteckte es in die Scheide, beſtieg ſein Pferd, und ritt gedankenvoll hinweg. Still ſchloſſen ſich ſeine Knechte in einiger Entfernung an.

Sein Gemüth war ihm ſo beklommen, wie es ſeit langer Zeit nicht geweſen war. Als ob in einer wüſten Wohnung zum erſten Male nach langer Unterbrechung wieder das trauliche Feuer auf dem Heerde brennt, ſo war es ihm in ſeinem Herzen. Er kam ſich faſt fremde vor; und doch war ihm milder zu Sinne, als ſeit lange. Er hielt ſein Pferd unwillkürlich an, und ſtarrete in ſich hinein. Wie iſt mir denn? rief er endlich, und fuhr mit der Hand über das Geſicht, was wogen denn Gefühle und Bilder aus längſt verklungenen Zeiten in mir auf und nieder, und

verſinken, wenn ich ſie feſthalten will, was winken ſie mir wie Schattenbilder vergangener Tage, wenn dennoch mich eine unendliche Kluft von ihnen trennt? Nichts! Es kann zu nichts führen, die Arme ſehnend nach ihnen auszuſtrecken, denn nimmer kehren ſie wieder! Bin ich nicht geächtet, verbannt von Weib und Kindern und Freunden, ein lebendiges Geſpenſt unter den fremden Menſchen? Giebt es noch etwas, das mir Troſt und Ruhe in die gequälte Seele hauchen könnte? — Nirgend, nirgend! —

Von jenſeits des Sees zitterte milde und feierlich der Ton der Kloſterglocke herüber, und erklang in wunderbarem Echo in Dietrichs Bruſt wieder. Es wurde ihm ſo heimlich, ſo ſonntäglich, daß plötzlich die lang zurück gehaltenen Thränen hervorbrachen, und unaufhaltſam über die Wangen ſtrömten. Sie erleichterten ſein gepreßtes Herz, deſſen Sturm ſich ſänftigte, wie ein brauſendes Meer ſeine Wogen beſchwichtigt, bis es ſpiegelklar und helle daliegt in friedlicher feierlicher Abendſtille. Iſt es mir doch, wie in den ſchönen Tagen meiner Kindheit, wenn ein hohes Feſt eingeläutet wurde, ſprach er leiſe. Ach warum dauert dies ſchöne Gefühl nicht fort, warum iſt mir nicht immer ſo? — Die Menſchen ſind daran ſchuld, das elende Geſchlecht, mit dem ich verkehren muß wider meinen Willen, die mich nöthigen, Gräßliches mit Gräßlichem zu vergelten. — Sie mögen wohl Recht haben, ich mag in meinem Zorn und Grimm oft über die Schranken gehen, allein haben ſie es denn mit mir beſſer gemacht? Wiſſen ſie denn immer, was ſie thun? So wenig, als jener blauäugige Ritter, deſſen Blick mir noch immer vor Augen ſchwebt, und der mich dennoch zwang, ihn zu erſchlagen, obgleich er es, genau genommen, nicht einmal böſe meinte. Wunderliche überſpannte Anſichten leiteten ihn, und führten ihn einem böſen Geſchicke entgegen, dem er nicht entgehen konnte. Traurig, wenn der Menſch ſich Dinge in den Kopf ſetzt, und Phantomen nachjagt, die mit der beſtehenden Ordnung der Dinge unverträglich ſind! — Aber halt! Wäre dieſer Ritter gar ein Spiegel für mein eigenes Wollen und Thun? — Er verſank in tiefes Sinnen, und endlich, als er ſich dem Lager näherte, erwachte er daraus mit dem tiefen Seufzer: Armes Menſchengeſchlecht! —

Ein Knecht kam ihm entgegen gelaufen, deſſen Angeſicht vor Freude ſtralte, und der ihm ſchon von weitem laut entgegenrief:

Allen Heiligen ſei Dank, daß ich euch wiederſehe, mein theurer Herr! — Es war der alte Dietrich Schwalbe, der in ſeinem Freudenrauſche nicht wußte, was er beginnen ſollte. Auch Dietrich freuete ſich, den alten wackern Diener, ein Geſicht aus den Tagen ſeines Glückes, zu erblicken, und wurde ſelbſt herzlich gegen ihn, was er lange nicht geweſen war.

Dietrich Schwalbe erzählte ſeinem Herrn ſein Schickſal. Er war bekanntlich mit Johann von Quitzow gefangen worden, hatte aber eine günſtige Gelegenheit gefunden, zu entlaufen. Er hatte ſich nach Teupitz gewandt, mit Recht vermuthend, daß Frau Eliſabeth dort zu finden ſein würde. Sie hatte ihn bei ſich behalten, und mit ihr war er ſpäter nach Seida gegangen. Jetzt hatte ſie erfahren, daß Dietrich in Meklenburg ſei, und eilig den Schwalbe mit einem Briefe an ihn abgeſchickt, wohl wiſſend, daß ſie ihm keinen willkommneren Boten ſchicken könnte, als eben dieſen. Dietrich beſchloß ihn bei ſich zu behalten. Die Nachrichten von Eliſabeth waren nicht ganz tröſtlich, ſie kränkelte viel, und konnte ihren Gram nicht bemeiſtern. Nur in ihren Kindern fand ſie Troſt.

Unterdeſſen war Herzog Ulrich mit dem Belagerungsgeräthe erſchienen, und am folgenden Tag rüſtete man ſich zum Sturm. Ehe es indeſſen dazu kam, wurde mit den Schloßbewohnern eine Unterhandlung angeknüpft, kraft welcher ſie ſich erboten, das Schloß zu übergeben, gegen Bewilligung freien Abzugs, der ihnen zugeſtanden wurde. So zog man in das Schloß ein. Dietrich beſchauete ſich das hübſche Fräulein, für welches ihr Ritter ſo viel gewagt hatte, der übrigens, dem Vernehmen nach, nicht tod ſein ſollte.

Eine Waffenthat war geſchehen. Es kam darauf an, nicht ſtehen zu bleiben, und Herzog Ulrich beſchloß, vor das Schloß Plau, damals Lawe genannt, und am Plauer See in Meklenburg belegen, zu rücken. Dahin brach man auf, auch Dietrich von Quitzow zog mit ſeiner Heeres-Abtheilung dahin. Name und Lage erinnerten ihn lebhaft an das ehemalige Schloß ſeines Bruders. Auch hier lag neben dem Schloſſe ein Städtchen, wie dort, und erſteres ſchien nicht minder feſt zu ſein, als jenes. Man konnte ſich auf eine lange Belagerung gefaßt machen.

Zweites Kapitel.

Die Fürsten von Wenden hatten gleich beim Ausbruche des Krieges sich in ihrer Bedrängniß an Friedrich gewandt, und kraft des bestehenden Bündnisses um Schutz und Hülfe gebeten. Ihre Schreiben trafen ihn unterweges. Er versprach zu helfen, so wie er zurück gekommen sein würde, und schlug ihnen vor, sich mit ihren Landen ganz zur Mark zu setzen, und sie von ihm zum Lehn zu nehmen, weil er dann viel wirksamer für sie würde handeln können. In ihrer Noth blieb den Wenden keine große Wahl. Sie erwarteten sehnsüchtig seine Rückkunft, und reiseten nach Berlin, um bei seiner Ankunft zugegen zu sein.

Friedrich, nunmehr Kurfürst des heiligen römischen Reiches und Markgraf von Brandenburg kam am 18. October 1415 [1]) nach Berlin zurück in Begleitung der Bischöfe von Lebus und Brandenburg und ihres ansehnlichen Gefolges. Eine unzählige Menge von Menschen drängte sich, ihn zu sehen, denn es knüpfte sich jetzt an seine Person ein anderes und höheres Interesse. In den Straßen lärmte und tobte das Volk in freudigem Jubel. Selbst vor dem Teltower Thore in der Vorstadt war der Weg nach Teltow, — denn Friedrich hielt die damals gewöhnliche Straße über Saarmund, — dicht mit Menschen besetzt. In dieser Vorstadt war seit der Zeit, wo die Quitzows sie zum erstenmale passirten, nicht weit vom Thore eine neue Kapelle mit einem Hospitale entstanden. Ein frommer Bürger hatte dazu seinen hier belegenen Garten hergegeben, und eine alte Sage behauptete, es habe auf dieser Stelle zu den Zeiten der Wenden ein heidnischer Tempel gestanden. Dunkle Gerüchte liefen im Volke umher von spukenden heidnischen Priestern, welche sich zu Zeiten dort sehen ließen, und zur Strafe ihrer Sünden in ihrer ewigen Verdammniß herauf mußten, um im Dunkel der Nacht

[1]) Viele Schriftsteller geben irrthümlich den 26. Dec. an, weil sie Lucia statt Lucae Evang. gelesen, und mit einander verwechselt haben.

ihren falſchen Gottesdienſt zu feiern. Es knüpfte ſich ein geheimes Grauſen an dieſe Stelle, und ihr Beſitzer war nicht frei davon. So beſchloß er denn, ſie dem Dienſte des wahren Gottes zu weihen, um damit allem Höllenſpuke zu begegnen. Im J. 1404 ließ er die Kapelle und das Hoſpital anfangen zu bauen, und als beides im J. 1411 fertig war, den dazu gehörigen Kirchhof mit Linden bepflanzen, und mit Sitzen verſehen, denn des Sonntags Mittags ſollte der Gottesdienſt im Freien gehalten werden. Am Trinitatis-Sonntage des gedachten Jahres wurde die Kirche und der Kirchhof feierlich und nach den Vorſchriften der Kirche eingeweihet, in der Kirche aber eine Tafel mit folgender Inſchrift aufgehangen: nach Chriſti unſers lieben Herrn Geburt vierzehn hundert und im fünften Jahr iſt dieſe Kapelle und Hoſpital zu bauen angefangen, und hernach in der Ehre St. Matthäi, Bartholomäi, Eliſabeth und Gertrudis, die dieſes Hoſpitals eine Hauptjungfrau iſt, in dem elften Jahre, am Tage Trinitatis, geweihet worden [1]). In dem Hoſpitale lebten zwölf adliche Jungfrauen. Es gab ſpäter Veranlaſſung, daß das Teltower Thor ſeinen Namen in den des Gertraudten Thores umwandelte. Der Kirchhof war heute ſehr lebendig, denn er gewährte viele geſchützte Plätze, wo man bequem über die Mauer ſehen konnte. Viele ehrſame Bürger mit Frauen und Kindern ſtanden daſelbſt aufgereihet, und aßen und tranken zum Zeitvertreibe, was ſie mitgebracht hatten. Auch eine Menge Kindermägde mit ihren Pflegebefohlenen hatten ſich dieſen Raum als den geeigneteſten erwählt.

Der Zug nahete. Er war anſehnlich, und die wehenden Helmbüſche und Paniere gaben ihm ein feſtliches Anſehen. Jetzt kam er näher. In der ganzen Straße, die nur ſparſam mit Häuſern beſetzt war, rannten die Gänſe mit ausgeſtrecktem Halſe und erhobenen Flügeln durch die Thorwege zurück, und die Hofhunde fingen an zu bellen. Die Mützen wurden herunter geriſſen, und jetzt hatte der Zug die Mauer des Gertraudten-Kirchhofes erreicht. In ſchön polirter Rüſtung mit prächtigem goldverziertem Helme, der von einem Buſche ſchwarzer und weißer Federn umwallt wurde, ritt Markgraf Friedrich, zu ſeiner Rechten der Biſchof von Lebus, zur Linken der von Brandenburg,

---

1) Küſter, Alt und Neu Berlin Th. II. S. 696.

beide mit der Inful auf dem Haupte. Unmittelbar darauf folgten Ritter Hans von Bieberſtein, Landeshauptmann, und Hans von Torgau, welche beide mit vielen märkiſchen Edelleuten dem Kurfürſten entgegen geritten waren. Nun folgten die fränkiſchen und märkiſchen Ritter, wie die Edlen der Biſchöfe, mit den Wappenpanieren der Herren, zwiſchen denen die zu einem jeden gehörigen Knechte regelmäßig vertheilt waren. Eine Anzahl Wagen machte den Beſchluß.

Im hohen Hauſe in der Brüderſtraße zu Berlin waren die Stände verſammelt nebſt den Fürſten von Wenden, um Friedrich feierlich zu empfangen. Zwei Chöre Pfeifer, Poſauner und Pauker waren auf den Balkonen des Hauſes aufgeſtellt, und als der Zug die Kloſterſtraße daherzog, fingen ſie an zu ſchmettern. Der Propſt von Berlin, Johann von Waldow begrüßte als Landſchreiber der Mark den Kurfürſten im Namen der Stände durch eine zierliche Rede, die Friedrich mit wenigen Worten erwiederte.

Herzlicher, als durch dieſen Empfang, fühlte er ſich durch den ſeiner Gemalin, der ſchönen Eliſabeth und ſeiner Kinder angeſprochen, die ihn lange mit ihren Armen umſchlungen hielten. Die weite Reiſe, damals mit weit mehr Unbequemlichkeiten verknüpft als jetzt, hatte den Kurfürſten etwas angegriffen. Er beſchloß daher, am folgenden Tage den Sonnabend noch zu ruhen, und ſich erſt wieder zu erholen.

Am Sonntag, den 20. Octbr., nach dem Gottesdienſte, zogen die Prälaten, Herren, Edle, Ritter, Mannen, und die Abgeordneten der Städte, ſämmtlich feſtlich geſchmückt nach dem hohen Hauſe, denn heute ſollte die Huldigung geleiſtet werden. In gewohnter Ordnung placirten ſie ſich nach Rang und Stand. Der Kurfürſt erſchien in kurfürſtlicher Kleidung, im purpurrothen mit Hermelin verbrämten Sammtrocke, und mit dem Kurhute geſchmückt, das Schwerdt in der Hand tragend. Der Propſt Johann von Waldow eröffnete nach dem Gebete die Sitzung durch eine Anrede an die Stände, in welcher er ſie auf ihre Pflichten aufmerkſam machte. Er ſprach im Namen des Kurfürſten, und verlangte, daß ſie demſelben und ſeinen Erben die gebührende Huldigung leiſteten [1]). Dann wurden des Kaiſers und ſeines Bruders Wenzel offene Briefe öffentlich verleſen, in

[1]) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 71.

welchen sie alle Einwohner der Mark Brandenburg ihres Eides und der ihnen geleisteten Huldigung entbanden, und sie an Friedrich wiesen. Waldows Rede und diese Briefe hatten alle etwa zu erwartenden Einwürfe beseitigt, und sämmtliche Stände erklärten, daß sie zur Huldigung bereit wären [1]). Die Prälaten führten im Namen der Stände das Wort, und versicherten dem Kurfürsten Treue und unterthänigen Gehorsam. Darauf erhoben sie sämmtlich die Eidesfinger, und Propst Johann von Waldow sagte ihnen folgenden Eid vor, den alle nachsprachen: Wir huldigen und schwören Herrn Friedrichen und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg, eine rechte Erbhuldigung, als unserm rechten Erbherrn, nach Ausweisung ihrer Briefe getreu, gewärtig und gehorsam zu sein, ihren Frommen zu werben und Schaden zu wenden, ohne Gefährde, als uns Gott helfe und die Heiligen [2]).

Die wichtige, das Schicksal von Jahrhunderten bedingende Ceremonie war beendigt, Friedrich versprach die Bestätigung der Privilegien und Freiheiten in üblicher Form, erhob sich, und entließ die Versammlung. Im frohen Gefühle, nach großer Mühe und Anstrengung ein großes und wichtiges Ziel erreicht zu haben, beschloß er den Tag, theils in Gesellschaft der vornehmsten Herren der Versammlung, theils im Kreise seiner Familie.

Der folgende Tag, Montag der 21. Octbr., war zur Belehnung der Herren von Wenden bestimmt. Die Sache war in Bezug auf die Stellung Meklenburgs zur Mark von großer Wichtigkeit, und Friedrich wünschte, dies äußerlich in der Belehnungs-Ceremonie erblicken zu lassen, weshalb die anwesenden Stände eingeladen worden waren, Zeugen zu sein [3]). Auch diese Handlung fand in der kurfürstlichen Burg, dem hohen Hause statt.

Schon in Zeiten hatten sich die zahlreichen Zuschauer eingefunden, und warteten neugierig, was sich begeben würde. Im Saale war ein Thron errichtet, und mit den Zeichen der kurfürstlichen Würde geschmückt. Endlich öffnete sich eine bis dahin verschlossene Thüre, und Friedrich trat im kurfürstlichen Kleide durch sie

---

1) Hafftiz Th. II. §. 19.

2) Diplomat. Beiträge z. Gesch. Berlins Th. I. S. 252. — Angelus Ann. march. p. 197.

3) Hafftiz Th. II. §. 20.

in den Saal. Ein Trompetentusch empfing ihn. Er bestieg den Thron, und setzte sich nieder.

Jetzt wurden dem Throne gegenüber die Herren von Wenden, die Gebrüder Balthasar und Wilhelm, nebst ihrem Vetter Christoph in den Saal geführt. Sie erschienen als Vasallen des Fürsten, und waren darum, wie es der Gebrauch in einem solchen Falle verlangte, mit ihren Wappenröcken angethan. Während sie sich dem Throne näherten, fielen sie dreimal auf die Kniee, und als sie den Thron erreicht hatten, knieeten sie nochmals nieder, aber blieben nun liegen. In dieser Stellung versicherten sie dem Kurfürsten zuerst ihrer Unterthänigkeit und Treue, beschworen die Erbhuldigung, und baten dann, ihnen die Lehen über das Land Wenden und die Herrschaft Werle zu ertheilen. Der Marschall antwortete im Namen des Kurfürsten, worauf der kurfürstliche Kanzler ihnen den Erbhuldigungs- und Lehnseid vorsprach, den sie ableisteten. Nunmehr überreichte der Kurfürst ihnen die wendische Wappenfahne, die sie in Händen behielten, und ihren Dank für die erfolgte Belehnung aussprachen. Darauf verfügten sie sich in die zunächst gelegenen Zimmer, und stelleten dem kurfürstlichen Kanzler ihre offenen Briefe aus, in welchen sie sich als Lehnsleute der Kurmark Brandenburg zu den von ihnen beschworenen Pflichten bekennen [1]).

Als die Belehnungsceremonie beendigt war, behielt der Markgraf die Fürsten bei sich zur Tafel, zu welcher wieder die Vornehmsten der märkischen Stände geladen waren.

Am anderen Tage, Dienstag, stellete Friedrich den Herren von Wenden seinen Schutz- und Schirmbrief aus, in welchem er bekennt, daß er wohlbedacht und auf den Rath der Stände die Wohlgebornen, seine lieben Getreuen, Balthasar und Wilhelm, Gebrüder, und Christoph ihren Vetter, alle von Wenden und Herren zu Werle und ihre Erben, sammt ihren Landen und Leuten, Mannen, Städten ꝛc., zu seinem Lande und der Mark Hülfe genommen und empfangen habe, und sie Kraft dieses Briefes nehme und empfange, so daß er, seine Erben und Nachkommen sich bei ihren Landen und zu deren Hülfe vollkommen gesetzt haben, daß er ihnen in allen ihren Nöthen und Geschäfften

---

[1]) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 75. f. — v. Lancizolle, Bildungsgesch. Th. I. S. 620.

getreu bleiben, und beiſtändig und behülflich ſein will gegen Jedermann, ſie mit allen ihren Landen und Leuten jetzt und künftig zu vertheidigen, beſchützen und beſchirmen, ſo oft es erforderlich ſein ſollte. Würden die von Wenden zu ſeinem und des Landes der Marken Dienſt aufgeboten, ſo ſteht er ihnen, ſo lange dies dauert, für Schaden und Koſten. Sollte aber Siegmund, römiſcher und ungariſcher König meinen, daß die Herrſchaft und Lande der Wenden bei ihm und dem heiligen Reiche zu Lehen gingen, ſo will er (Friedrich) ſie wegen des gethanenen Schrittes gegen den König entheben (vertreten), ſo daß ſie ohne Anfechtung blieben. Gegeben zu Berlin, am Dienſtag nach der elftauſend Mägde 1415 [1]).

Zugleich aber wurden Schreiben ausgefertigt, an die meklenburgiſchen Herzoge, in welchen Friedrich ihnen von dem, was geſchehen, Nachricht gab, und ſie aufforderte, den Krieg gegen die Herren von Wenden einzuſtellen, weil er ihnen ſonſt, als ſeinen Lehnsleuten, Hülfe und Beiſtand leiſten würde [2]). An die Herzoge von Meklenburg Stargard erließ er zugleich die Aufforderung, den Dietrich von Quitzow als einen der Reichsacht verfallenen ſogleich ihres Dienſtes zu entlaſſen, weil er ſonſt bei dem Kaiſer gegen ſie klagbar werden würde.

An demſelben Dienſtage, den 22., waren auch die Städte Berlin und Kölln nach dem hohen Hauſe berufen, um die Huldigung zu leiſten. In ziemlich ähnlicher Weiſe, wie bei den Ständen geſchehen, wurden auch ſie angeredet, und auf die Briefe Siegmund und Wenzels verwieſen, worauf von ihnen der Huldigungseid verlangt wurde. Propſt Johann von Waldow führte auch hier das Wort. Allein jetzt traten mehrere hervor, und äußerten: ſie hätten dem Könige von Ungarn Siegmund früher gehuldigt, und es ſei alter Gebrauch, daß ſie nicht eher einem anderen Landesherrn huldigten, als bis der bisherige ſie mit Hand und Mund der ihm geſchworenen Treue losgeſagt und losgezählt hätte, was hier nicht geſchehen wäre. Propſt Johann zeigte indeſſen, daß Siegmund wegen ſeiner jetzigen weiten Reiſe unmöglich nach der Mark hätte kommen können, und daß ſeine Briefe hinreichend ſeine Willensmeinung verkündigten, weshalb es natür-

---

1) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 61.
2) Haftitz Th. II. §. 20.

lich ſei, diesmal über dieſe Unterlaſſung hinweg zu gehen. Die Räthe erklärten, daß ſie für ihre Perſon darin keinen Grund fänden, die Huldigung zu verweigern. Auch die vier Gewerke fanden ſich bereit dazu, unter Vorbehalt, daß ihre Privilegien und Freiheiten beſtätigt würden. Mit dieſer Bedingung waren auch die Uebrigen zufrieden, und ſo leiſteten beide Städte den Huldigungseid [1]). Dieſelben Bedenklichkeiten äußerten ſich in noch mehreren Städten, wurden aber durch die Räthe beſchwichtigt.

Friedrich ging drei Tage nachher nach Mittenwalde, und nahm die Huldigung dieſer Stadt am 26. Octbr. an [2]). Am 28. reiſete er nach Frankfurt, und am folgenden Tage huldigten die Bürger. Die Auslöſung ihres Landesherrn, das heißt, die Koſten ſeiner Zehrung in der Herberge beliefen ſich auf 78 Schock böhmiſcher Groſchen [3]). Wahrſcheinlich ging der Kurfürſt auch nach Lebus und Sternberg. Am 2. November war er in Neuſtadt Eberswalde, und nahm die Huldigung an. Von da ging er nach Templin, wo ſich auch Herzog Wartislaff von Pommern eingefunden hatte. Hier wurde am 5. November die Verlobung zwiſchen Friedrichs Tochter Margarethe und Wartislaffs älteſtem Sohne, deren Ehepakten im J. 1413. abgeſchloſſen und von uns am gehörigen Orte mitgetheilt wurden, gefeiert, welche Ehe jedoch nicht zu Stande kam [4]). Darauf reiſete er zum Fürſtentage nach Prenzlau, wo ſich die Stargardſchen Herzoge auch eingefunden hatten, und vermochte ſie, die Belagerung von Plau aufzuheben [5]). Am 10. Novbr. war Friedrich wieder in Berlin [6]). Unterweges hatte er die Nachricht erhalten, daß die Meklenburgiſchen Herzoge die Belagerung des Schloſſes Plau ſogleich aufgehoben, und Dietrich von Quitzow fortgeſchickt hätten [7]). Doch wußte man nicht, wohin er ſich gewandt hatte.

Unterdeſſen waren die Angelegenheiten mit den Pommern wegen der Ukermark ſo weit gediehen, daß die Fürſten perſönlich

---

[1]) Haftiz Th. II. §. 19., verglichen mit Gundling, Leben Friedrichs I. S. 74. Berlin verſprach, dahin zu wirken, daß auch die übrigen Städte der Mark Friedrich als ihrem Erbherrn huldigten.

[2]) v. Raumer a. a. O. S. 76.

[3]) Wohlbrück, Geſch. von Lebus Th. II. S. 189.

[4]) v. Raumer a. a. O. S. 54. Anmerk.

[5]) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 79.

[6]) Riedel, diplom. Beiträge S. 168.

[7]) Haftiz a. a. O.

die Punkte, über welche man ſich vorläufig geeinigt hatte, feſtſetzen wollten. Friedrich reiſete daher gegen die Mitte des Decembers nach Neuſtadt, wo ſich die Fürſten einfinden wollten, und beſtätigte hier der Stadt Oderberg am 13. Dec. das Niederlagrecht, wie ſie es bereits früher beſeſſen hatte, ſo wie das Recht, auf allen kleinen Waſſern und Lachen, die zu dem Schloſſe Oderberg gehören, zu fiſchen [1]).

Mittlerweile waren die Herzoge Otto und Caſimir von Stettin, Wartislaff und Bogislaff von Wolgaſt und Ulrich von Meklenburg Stargard angelangt. Die beiden letzteren waren von den ſtreitenden Partheien zu Schiedsrichtern gewählt worden, und fingen die Verhandlungen mit Ernſt und Nachdruck an. Den 16. December hatten ſie endlich folgendes Uebereinkommen getroffen, das die Billigung aller Theile fand. Markgraf Friedrich ſoll den Herzogen Otto, Caſimir und Wartislaff diejenigen Summen ſchaffen, welche vor ſeiner Zeit von Mannen, Städten und Schlöſſern der Ukermark noch zu entrichten ſind, und wie ſie Markgraf Jobſt dem Herzoge Swantibor befohlen hatte von denjenigen einzuziehen, die das Geld noch nicht gegeben haben, ſie betreffen einzelne Mannen und Städte und betragen in Summa 4298 Schock böhm. Groſchen. Ferner ſoll der Markgraf ihnen für die Herausgabe der Schlöſſer Boitzenburg und Zehdenick mit ihren Zubehörungen 2000 Schock Rheiniſche Gulden zahlen, und ſobald das Geld überliefert iſt, wollen ſie die Schlöſſer übergeben, und mit dieſer Feſtſetzung hat der Markgraf allen Rittern, Knechten, Städten und Leuten, die ſich bisher an die Herren von Stettin und Wolgaſt gehalten haben, allen Zorn und Unmuth zugegeben (d. h. eine allgemeine Amneſtie bewilligt), ebenſo ſollen die Pommerſchen Herzoge gegen die Märker verfahren. Auch ſollen die Herren von Stettin und Wolgaſt die vorbenannten Mannen und Städte des Ukerlandes um die gedachten Sachen nicht anfeinden oder beſchädigen. Alle Gefangenen auf beiden Seiten ſollen ledig und los gegeben werden. Wenn künftig Zwietracht zwiſchen den beiden Theilen entſtehen würde, ſoll dieſelbe gütlich auf einem Tage beigelegt werden, und Herzog Bogislaff ſoll Schiedsrichter ſein. Was aber künftig die pommerſchen Herren an Koſten, Zehrung oder Schaden wegen der

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 84.

Mark und des Ukerlandes erleiden oder verursachen, das soll König Sigismund richten. Mit diesem Vertrage soll alles Recht und die Acht, welche angehoben und gegangen sind vor unserm gnädigen Herrn dem römischen Könige wegen der stettinschen Herrn, ihrer Manne und Städte, gänzlich todt sein, so viel der Markgraf darin gebieten kann, der sich bemühen will nach Kräften bei dem römischen Könige und dem Reiche, daß sie sie los werden. Was vor diesem Vertrage verhandelt ist, soll als beseitigt betrachtet werden, ausgenommen die Geschichte auf dem Damme vor Kremmen, und was beide Theile vor Kurzem wegen ihrer beider Herrschaft für Zwietracht gehabt haben, darüber soll Siegmund entscheiden, und beide Partheien mit Freundschaft vorladen [1]).

Man sieht aus dieser merkwürdigen Verhandlung, wie bedeutend die Summen waren, welche Friedrich für das Ukerland an Pommern entrichten mußte, aber auch, wie viel den stettinschen Herzogen daran lag, aus der Reichsacht zu kommen. Wichtig war der Artikel wegen der Losgebung aller Gefangenen, denn auf beiden Seiten hatte man deren noch viele, die nun in ihre Heimath zurückkehrten.

Eine zweite Verhandlung mit den Herzogen von Stettin betraf die Stadt Strausberg, in deren Besitz sie durch Dietrich von Quitzow gekommen waren, und die sie noch besetzt hielten. Friedrich verschrieb den Pommern als Schadenersatz eine Summe Geldes, für welche sie die Stadt an die Mark zurück geben wollten. Sie scheint sich auf 4437½ Schock Groschen belaufen zu haben [2]). Da die Stadt noch nicht gehuldigt hatte, und schon so oft pommerisch gewesen war, so erbat sich Friedrich für sie vom Kaiser eine besondere Anweisung, dem Markgrafen zu huldigen [3]).

Unmittelbar nach dieser Verhandlung reisete Friedrich nach Böhmen, wohin ihn Wenzel berufen hatte. Auffallend ist es, daß er ihn in dem ihm übersandten Reisepasse nicht Markgraf von Brandenburg nennt, sondern wie ehemals: den hochgebornen Friedrich, Burggrafen zu Nürnberg, seinen lieben Schwager,

---

[1]) v. Raumer a. a. O. S. 61. f.
[2]) Buchholz, Brandenb. Gesch. Th. II. S. 525.
[3]) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 78.

Rath und Fürſten. Der Paß iſt zu Prag am 8. Decbr. 1415 ausgeſtellt [1]).

Friedrichs bewundernswürdige Thätigkeit ließ ihn nur kurze Zeit in Prag verweilen, und gleich nach dem Dreikönigstage ging er wieder nach der Mark zurück. Er hatte diesmal das Weihnachtsfeſt nicht in ſeiner Familie verleben können. So ſuchte er denn nach ſeiner Rückkehr ein Paar Tage zu gewinnen, um ſich ihr zu überlaſſen, und die Freuden des Familienvaters zu genießen.

Es war der 12. Januar 1416. Im hohen Hauſe zu Berlin ſaß Friedrich, umgeben von ſeinen Kindern in einem prächtigen, mit Gold bedrucktem Leder überzogenen, Lehnſtuhle. Noch war er etwas ermüdet von der Reiſe, denn erſt in der vergangenen Nacht war er heimgekehrt; aber dennoch wünſchte er, daß heute Abend der Weihnachtstiſch eben ſo aufgebauet würde, wie er es in der Weihnachtsnacht geweſen, während er abweſend war, denn er wünſchte ſeine Weihnachtsgaben hinzuzufügen, und gern mochte er ſich ſelber an dem Anblicke des reich begabten Tiſches erlaben.

Die Kurfürſtin trat in den Saal, gefolgt von zweien Kinderfrauen, deren eine den zweijährigen Prinzen Friedrich, die andere den einjährigen Prinzen Albrecht trug. Friedrich nahm einen nach dem anderen auf den Arm, liebkoſete ihn eine Zeitlang, und gab ihn dann zurück. Der ältere von beiden ſprach bereits recht deutlich.

Die Dämmerung brach herein, und nun wurde der ovalrunde eichene Tiſch, der feſt und unbeweglich in der Mitte des Saales ſtand, in Bereitſchaft geſetzt, als Weihnachtstiſch zu dienen. Zwei Kammerfrauen bedeckten ihn mit einem ſchneeweißen Tiſchlaken, zwei Knechte brachten den mächtigen, ſchön verzierten Weihnachtsbaum, und ſetzten ihn mitten auf die Tafel.

Nunmehr mußte jedes der Kinder die bereits empfangenen Geſchenke herbeibringen, und auf dem beſtimmten Orte in derſelben Weiſe aufſtellen, wie ſie an der Weihnachtsvigilia geſtanden hatten. Auch Leckerbiſſen, Kuchen und Früchte wurden gebracht, doch mußten hier bedeutende Defekte überſehen werden. Dorothea brachte ſtill und mit betrübtem Geſichte einen einzigen Apfel,

[1]) Er ſteht in v. Ledeburs Archiv Th. V. S. 57.

den letzten Rest der eßbaren Weihnachtsgaben, der durch sein schlechtes fleckiges Ansehen zugleich seine Rettung erklärte. Mit Hülfe der Kammerfrauen war der Tisch bald geordnet, zwei Edelknaben zündeten darauf die Kerzen des Weihnachtsbaumes an, so wie die Kerzen der Wandleuchter und Gueridons, und fast glänzte der Tisch nicht weniger, als am Heiligabend.

Nun geht sämmtlich in das Nebenzimmer, und wartet, bis ihr gerufen werdet, sprach Friedrich. Ihr beide, Claus und Fritze (die Edelknaben) bleibt hier.

Mit einem Freudenrufe sprangen die fürstlichen Kinder hinaus. Elisabeth folgte ihnen mit den Jüngsten. Friedrich hatte durch seinen Marschall eine Anzahl schöner Geschenke besorgen lassen, und einige Knechte trugen sie jetzt in Körben in den Saal. Die Edelknaben packten sie aus, enthülleten sie einzeln, und Friedrich bezeichnete den Ort, wo jedes auf der Tafel seine Stelle finden sollte. Er selber half bei dem Stellen nach, und ordnete sie, daß sie geschmackvoll und glänzend ins Auge fielen. Auch für die Kurfürstin hatte er ein prächtiges werthvolles Geschenk besorgt, und legte dasselbe neben dem Weihnachtsbaum.

Friedrich überblickte noch einmal froh die glänzende Tafel. Dann klatschte er dreimal in die Hand, die Thüren öffnete ein Edelknabe, und herein sprang Klein und Groß mit lauten Rufen des Erstaunens und der Verwunderung. Der Lärmen, das Durcheinanderschreien aller Stimmen, war nicht klein, selbst die Kleinen auf den Armen der Kammerfrauen zappelten und schrieen vor Freude. Friedrich und seine holde wunderschöne Elisabeth waren seelig im Anschauen all der freudigen Gesichter, und jetzt erst gewahrte Elisabeth das schöne Geschenk, das ihr die Liebe ihres Gemals zugedacht hatte. Freudig überrascht dankte sie ihm auf die lieblichste Weise.

Schon wurde im Saale trompetet und getrommelt, der Kuckuk rief und die Cymbel tönte, der Lärmen wurde immer größer. Friedrich ließ die erste Freude austoben, die nicht geneigt ist, das Schickliche zu bedenken. Endlich fiel es den Kindern ein, daß sie sich bedanken müßten. Die Aeltesten fingen an, und so besannen sich auch die Jüngern.

Elisabeth. Nun möcht' ich aber wohl wissen, wie viel ihr von der Erklärung der Christbescheerung behalten habt, die euch der ehrwürdige Bischof von Brandenburg gegeben hat?

Friedrich. War Johann von Waldow hier?

Eliſabeth. In der Weihnachtsvigilie, und ich hatte ihn zur Chriſtbeſcheerung einladen laſſen. Er hat den Kindern eine gar erbauliche Erklärung gegeben.

Johann. Ich weiß ſie noch ganz.

Fräul. Eliſabeth. Ich auch.

Friedrich. Ihr ſeid die älteſten, von euch kann man es vermuthen. Aber ich bin begierig zu vernehmen, was ihr darüber zu ſagen wißt.

Johann. Der ehrwürdige Biſchof machte uns aufmerkſam, daß die heilige Mutter Kirche die Tage um das Weihnachtsfeſt ſehr bedeutſam bezeichnet habe. Der Tag der Weihnachtsvigilie heißt Adam und Eva, darauf folgt der heilige Chriſttag, und der Weihnachtsbaum ſtehe mit beiden in naher Verbindung.

Friedrich. Nun wie denn? —

Fräul. Eliſabeth. Der heilige Apoſtel ſagt: Gleichwie ſie in Adam alle ſterben, alſo werden ſie auch in Chriſto alle lebendig gemacht werden. So weiche denn nun auch am Heiligabend der Adam, durch welchen der Tod gekommen, dem zweiten Adam, das iſt Chriſtus, durch welchen Leben und Seligkeit uns verheißen und geworden ſind, die alte Welt iſt abgethan, und die neue herbei gekommen.

Die Kurfürſtin. Vergiß nicht den Weihnachtsbaum.

Eliſabeth. Ach ja wohl! Zur Erinnerung an den Sündenfall Adams und Evas, ſagte er, ſetze man in der ganzen Chriſtenheit einen mit Aepfeln behangenen grünen Baum auf den Tiſch, um welchen ſich auch wohl eine Schlange windet, und unten darunter ſtänden auch manchmal Adam und Eva mit einigen Thieren aus dem Paradieſe.

Johann. Und dieſer Baum, ſagte er, ſolle den Baum des Lebens vorſtellen, der im Paradieſe ein Baum des Todes geworden wäre, und nur, indem Chriſtus ſeinen heiligen Leib an den Baum des Todes freiwillig dahin gegeben habe, ſei derſelbe für uns wieder ein Baum des Lebens geworden. Das deute man an in der Nacht, wo Chriſtus geboren worden, wenn man an dem Tage Adams und der Eva den Baum des Lebens mit allerlei ſchönen Gaben und edlen Früchten ſchmücke, und derſelbe uns nun erſcheine als ein Baum, von welchem Segen und Leben

kommt, während vorher von ihm der Fluch und der Tod gekommen waren.

Friedrich. Das habt ihr recht gut behalten, und macht mir Freude.

Cäcilie. O es ist aber noch nicht aus.

Friedrich. Hast du denn auch etwas davon vernommen?

Cäcilie. (Etwas verschämt, verbirgt sich halb, indem sie sich an die Kurfürstin anschmiegt.) In der Bibel steht auch: Mein Freund komme in seinen Garten, und darum ist unter dem Baum ein Garten angebracht.

Kurfürstin. Da bist du ein wenig aus dem Zusammenhange gerathen.

Friedrich. Nun, Baum und Garten sind nicht weit entfernte Begriffe.

Johann. Selbst die grünen Zweige des Baumes, meinte Bischof Johann, könne man auf Christum deuten, weil eine Weissagung in der heiligen Schrift laute: und es wird eine Ruthe aufgehen von dem Stamme Isai, und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen. — Deswegen setze man auch am Andreasabend Ruthen in das Wasser, damit sie zu Weihnachten grünten.

Elisabeth. Daher, sagte er, komme auch der Glaube, daß in der Weihnachtsnacht die Bäume grünten und blüheten.

Johann. Die Lichter und Kerzen zeigen an, daß ein kirchliches Fest gefeiert werde, und bedeuten das Licht, das in die Finsterniß scheinet und die helle Erkenntniß des Heils, das uns in Christo geworden ist. Die goldenen und silbernen Aepfel sollen andeuten, daß nun die Früchte des Erkenntnißbaumes nicht mehr schädlich, sondern heilsam sind.

Cäcilie. Der kleine Engel da oben, — nein der nicht, aber andere — haben gesungen als Christus geboren wurde: Friede auf Erden — — ach, nun habe ich es doch vergessen.

Kurfürstin. Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.

Friedrich. O wäre es doch so all und überall! Dann lebten wir wieder wahrhaft im Paradiese! Aber ich denke, es soll besser werden, als es war. Umsonst haben die Engel das nicht gesungen.

Johann. Merkwürdig ist, daß Eva, wenn man es um-

kehrt Ave heißt, womit man die heilige Mutter Gottes begrüßt. Die eine iſt die Mutter der Menſchen, die andere die gebenedeite Mutter des Heilandes, die eine brachte den Tod, die andere das ewige Leben in die Welt, und ſo ſind ſie bei jener Aehnlichkeit dennoch entgegen geſetzt [1]).

Eliſabeth. Auf den heiligen Chriſttag folgt der Tag des heiligen Stephanus, des erſten chriſtlichen Märtyrers nach dem Tode des Heilandes. Biſchof Johann meinte, jene Ruthen hätten eine dreifache Bedeutung, und ſollten zugleich an die Strafe erinnern, welche die Nachkommen Adams verdient haben, und von welchen ſie der Erlöſer befreiet hat. Aber auch als Zeichen des Märtyrerthums hätte die Kirche ſie betrachtet, indem ſie bei uns die Palmen verträten.

Johann. Auch ſagte er: daß die Kirche den Tag des heiligen Stephans unmittelbar auf den heiligen Chriſttag folgen laſſe, ſolle uns zeigen, daß es nicht genug ſei, ſich über die Erſcheinung Chriſti zu freuen, ſondern daß wir auch im ſtandhaften Glauben an ihn beharren, und deshalb ſelbſt den Tod nicht ſcheuen müßten.

Friedrich. Und der dritte Weihnachtstag iſt dem heiligen Evangeliſten Johannes geweihet. Wißt ihr warum?

Eliſabeth. Er war der Lieblingsjünger Jeſu.

Cäcilie. Ich weiß es. Er hat geſagt: Kindlein, liebet euch unter einander.

Eliſabeth. Und die Kirche will uns andeuten, wir ſollen in der Freude am Herrn, im Glauben und in der Liebe beharren.

Kurfürſtin. Darum trinken wir an dieſem Tage Johannis Minne, und ſtärken uns in dieſem Entſchluſſe.

Johann. Bedeutungsvoll aber iſt es noch, daß der darauf folgende Tag der der unſchuldigen Kindlein iſt, der erſten Märtyrer beim Leben des Heilandes, die für ihn litten.

Kurfürſtin. Dadurch wird das Weihnachtsfeſt ſo recht ein Feſt der Kinder, deren Schutzpatrone daſſelbe ſchließen. Kinder ſind die Träger der Hoffnung einer jeden Zeit, durch nichts kann die Hoffnung ſchöner bezeichnet werden. Dieſe, die für den

---

[1]) Vergleiche Auguſti, Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archaeologie Th. XII. S. 320. f.

Herrn litten, haben dadurch die Seligkeit erworben, sie bezeichnen eine selige Hoffnung, und so läßt die Kirche unmittelbar auf den Tag der Menschwerdung des Herrn die Erinnerung und Ermahnung zum standhaften Verharren im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung, den drei christlichen Haupttugenden, folgen.

Friedrich. Verleihe sie uns der Herr im reichsten Maaße. Amen!

Amen! sprachen alle tief ergriffen. Friedrich wandte sich zu Johann und Elisabeth, und sprach: Ihr habt gut behalten, was euch der würdige fromme Bischof mitgetheilt hat, und mich dadurch gar sehr erfreut. Auch du, Cäcilie, hast aufgefaßt, so viel du verstehen konntest. Ich freue mich über euch, und mir wird der heutige Abend dadurch noch einmal so werth. Doch auch du, meine theure Elisabeth, hast sicher bei dieser guten Auffassung das deinige gethan, auch dir meinen besten Dank. Meinem lieben Bischofe werde ich noch besonders meine Zufriedenheit zu erkennen geben, denn auch mir ist Bedeutung und Zusammenhang in die Einzelnheiten des schönen Festes gekommen, und deutlicher erkenne ich, wie Christus der alleinige Mittelpunkt desselben ist, um welchen sich alles ordnet.

Die Kinder gingen wieder zur Tafel zurück, denn selbst die Kleineren hatten schweigend zugehört, wenn sie auch nicht viel verstanden. Bald riß sie die Freude fort, und es wurde wieder laut. Friedrich nahm mit seiner Gemalin an einem Seitentische auf einem sogenannten Lotterbettlein Platz. Die beiden Edelknaben standen schweigend an der Thüre.

Ich gestehe, sprach Friedrich nach einiger Zeit, ich bin lange nicht innerlich so vergnügt gewesen als heute Abend. Es ist eine reine schöne Freude.

Elisabeth. Möchte sie doch meinem Herrn niemals getrübt werden!

Friedrich. Dafür ist ohne Zweifel schon wieder gesorgt, und früh genug werde ich es erfahren.

Elisabeth. Es giebt leider der Unglücklichen und Trauernden gar zu viele.

Friedrich. Gewiß; aber nicht immer ist es das. Die verdrüßlichsten Dinge sind, wo man mit der Bosheit und dem Unverstande zu kämpfen hat.

Elisabeth. Und dennoch ist euer Stand und Beruf herr-

lich und erhaben. Wie viel Elend habt ihr nicht ſchon gemildert! Die Erinnerung daran muß einen heitern Gottesfrieden in euer edles Herz ſenken.

Friedrich. Es iſt wenig geſchehen im Verhältniß zu dem, was ich wollte.

Eliſabeth. O nein, mein edler Herr, verkürzt euch euer Verdienſt nicht, indem ihr ungerecht gegen euch ſeid. Viel habt ihr gethan, und Großes gewirkt, ſo Herrliches, daß ſelbſt ein höheres Weib, als eure Eliſabeth, ſtolz ſein dürfte, auf euern Beſitz.

Friedrich. Schmeichlerin! Auch hier im trauten Kreiſe vernimmt man noch die Sprache des Hofes. Indeſſen, Vieles kann noch geſchehen, und wird geſchehen.

Eliſabeth. Wie manches Unglück kann mein hoher Herr wenden durch einen Wink ſeiner Hand.

Friedrich. (Aufmerkend.) Ich wüßte doch nicht. —

Eliſabeth. Würdet ihr mir zürnen, wenn ich es euch zeigte?

Friedrich. Wie ſollt' ich das? Aber ich begreife nicht, daß ich es unterlaſſen, wenn — —

Eliſabeth. Doch dürft ihr auch, mein Herr und Gemahl, das frohe Herz nicht verlieren, das euch heute ſo glücklich, und mich mit euch glücklich macht. Ich kenne ein Mittel, wodurch eure Freude noch reiner und ſchöner werden könnte.

Friedrich. Du machſt mich neugierig. Was iſt es? Sprich!

Eliſabeth. Ich nenne euch einen Namen. Ach ich thue es nicht ohne Zagen, mein edler Herr. Aber keinen Zornblitz aus dieſem ſchönen Auge, — bitte, bitte! — —

Friedrich. Schmeichlerin. Du hätteſt im Olymp dem Jupiter ſeine Blitze abgeſchmeichelt, aber ſprich!

Eliſabeth. Wichart von Rochow — —

Friedrichs Antlitz verdunkelte ſich. — Fürwahr, ich hatte ſeinen Namen aus dieſem Munde nicht erwartet, ſprach er. Wie hat ers angefangen, dich zu ſeiner Advocatin zu beſtellen? Er iſt ſchlauer, als ich dachte.

Eliſabeth. Nicht er, nicht ſeine Freunde. Aber Viele, die früher dem Manne nicht wohlwollten, fühlen Mitleid mit ihm und ſeinem Geſchicke. Allgemein hält man ihn für einen Verführten, und bei ſeiner Jugend, ſeiner Unerfahrenheit iſt das wohl

möglich. Er soll sonst treffliche Eigenschaften haben. Hat er — o bedenkt das — hat er nicht für seine Verirrung schon genug gebüßt?

Friedrich. Es ist wahr. Herren, Mannen und Städte der Mark haben für ihn vorgebeten, und versichern, daß er jetzt sein Vergehen einsehe und bereue. Aber —

Elisabeth. Kein Aber, mein theurer Herr und Gemahl. Ein Wink eurer Hand, und seine Fesseln springen.

Friedrich. Gut. Ich will ihn morgen kommen lassen, und forschen, wie er gegen mich gesinnt ist. Bereuet er, und verspricht er mir aufrichtig Treue, so will ich ihn zu Gnaden annehmen.

Elisabeth. O wie danke ich euch, mein edler Herr, wie innig. Und Gans von Putlitz?

Friedrich. Ei, ihr habt eine ganze Liste.

Elisabeth. Von Unglücklichen, für die mein hoher Herr von je an ein offenes Auge und Ohr gehabt hat. Seid barmherzig gegen ihn. Er schmachtet schon lange im Kerker.

Friedrich. Mit Recht. Er hat es verdient. Nachsicht mit dem Verbrechen ist keine Gnade, ist Schwäche.

Elisabeth. O Herr, gehet nicht so hart mit ihm ins Gericht, seid gnädig, wie es Gott im Himmel ist, der nicht den Tod des Sünders will, sondern, daß er sich bekehre. Gans von Putlitz soll, abgesehen von seinem strafbaren Vergehen gegen euch, ein wackerer frommer Mann sein.

Friedrich. Wohl möglich.

Elisabeth. Gewinnt ihn euch durch eure Gnade. Wie er mir geschildert ist, gewinnt ihr euch damit einen treuen Diener und ergebenen Mann.

Friedrich. Vielleicht auch einen gefährlichen Feind, wie er es war. Das Sichere ist das Bessere. Verschwendet für ihn keine Worte. Diese Bitte kann ich euch nicht gewähren.

Elisabeth. (Leise: Segen meinem letzten Mittel!) Bedenkt, hoher Herr, welch eine Gnade euch der gütige Gott hat zu Theil werden lassen in der Erwerbung dieses Landes, als dessen Fürst und Gebieter euch gehuldigt ist. Von jeher war es Sitte bei fürstlichen Herren, solche Gnadenbezeugungen des grundgütigen Gottes auch durch Gnadenbezeugungen gegen die Menschen zu feiern. Ahmt die schönen Beispiele nach, gebt den Ge-

fangenen Tag, o gewiß, ihr werdet's, zeigt euch groß in der Ueberwindung eurer selbſt, und wenn es euch auch ſchwer ankommt, — was wäre meinem Friedrich zu ſchwer — nehmt den von Putlitz wieder zu Gnaden an.

Friedrich. Eliſabeth, du biſt ein kluges Weib. Aber ich lobe dich darum. Du haſt den rechten Ton und Grund getroffen. Wohlan, es ſei. Auch über ihn will ich Nachrichten einziehen, und mit ihm wie mit Wichart verfahren, wenn ich ihn nach meinem Sinne finde.

Eliſabeth. Innigen herzlichen Dank! O nun werdet ihr heute doppelt fröhlich ſein, und ſanfte Ruhe wird eure Nacht beglücken, denn ihr macht Glückliche. — Ach, ich hätte wohl noch ein Paar Unglückliche, doch zage ich, ſie zu nennen.

Friedrich. Und das ſind?

Eliſabeth. Die Quitzows.

Friedrich. Von ihnen Nichts! Kein Wort, ich bitte euch darum! Auf lange kein Wort!

Eliſabeth. Ich gehorche eurem Befehle, hoher Herr, wenn auch ſeufzend, doch will ich nicht vergeſſen, wie viel ihr mir gewährtet, und mich deſſen herzlich freuen.

Die Abendtafel wurde angeſagt. Alle verließen den Saal, um ſich zu Tiſche zu begeben. Aber erſt ſpät verhallete der fröhliche Lärm der glücklichen Kinder, die ſämmtlich ihre ſchönen Gaben auf alle Weiſe verſuchen.

Drittes Kapitel.

Am folgenden Tage, den 13., schickte Friedrich schon früh ein Schreiben nach Potsdam, und entbot Wichart von Rochow zu sich. Eilig machte sich dieser auf, kam noch an demselben Tage Abends in Berlin an, und besuchte Herrn Hans von Torgau, um sich bei ihm zu befragen, was der Kurfürst von ihm wolle. Dieser hatte bereits vom Kurfürsten selber erfahren, daß er geneigt sei, ihn zu begnadigen, und theilte hocherfreut Wichart=en mit, was er wußte. Während beide noch mit einander sprachen, trat Henning von Stechow ein, der so eben in seinen Angelegenheiten nach Berlin gekommen war, und Hans von Torgau seinen Besuch machen wollte. Da er Wichart kannte und schätzte, war er über dessen gute Aussichten nicht wenig erfreut. Mit frohen Hoffnungen trennten sie sich.

Am folgenden Morgen erschien Wichart beim Kurfürsten, nicht ohne einiges Herzklopfen. Friedrich war allein. Tretet näher, sprach er, ich habe euch kommen lassen, um zu hören, ob eure Gesinnungen gegen mich sich auch jetzt noch nicht geändert haben, nun ich durch Gottes Gnade und kaiserliche Machtvollkommenheit zum erblichen Herrn dieses Landes der Marken ernannt worden bin.

Wichart. Durchlauchtigster Kurfürst, eure Stellung zum Lande hat sich gegen früher so wesentlich geändert, daß jetzt nur ein Tollkopf euer gutes Recht bezweifeln, oder euch den Gehorsam verweigern könnte. Wäret ihr zu jener Zeit gewesen, was ihr jetzt seid, würde mir es auch niemals in den Sinn gekommen sein.

Friedrich. Es ist mir lieb, euch so sprechen zu hören, denn ich habe immer etwas auf euch gehalten, und bin auch jetzt noch der Meinung, ihr seid verführt worden.

Wichart. Wer ist so stark, daß er nicht zuweilen der Verführung unterläge?

Friedrich. Nun ja, ich habe es mir gedacht. Diese Qui=

zows hatten große Gewalt über euch. Hättet ihr mir die Hälfte derſelben zugeſtanden, würdet ihr anders gehandelt haben. Es waren gefährliche Menſchen, und ſie werden es an Verführungskünſten nicht haben fehlen laſſen.

Wichart. Nein, Herr Markgraf, deutet meine Worte nicht ſo. Wenn ich geſtand, der Verführung unterlegen zu haben, ſo wollte ich doch damit keinen Andern beſchuldigen. Ich meinte, die Verführung meines eigenen Herzens, und will lieber dafür noch länger büßen, als meine eigene Schuld feigherzig einem Anderen zuſchieben.

Friedrich (Nach einer Pauſe.) Ihr ſeid, wie ich mir euch dachte. Schade, daß ihr kein Herz für mich habt. Ich könnte euch gern haben.

Wichart. Gnädiger Herr, ſchreibt, was geſchehen, keinem Haſſe gegen eure Perſon zu. Ich habe in euch den Ausländer angefeindet, ohne euer gutes Recht auf das Land gehörig gekannt zu haben, und daß es geſchehen, bedauere ich ſehr, und hat mir oft leid gethan. Nie würde es mir und eben ſo wenig meinen Freunden in den Sinn gekommen ſein, den rechtmäßigen Herrn zu befehden.

Friedrich. Es würde ſchwer halten, jetzt noch alle eure damaligen Bewegungsgründe ſcharf unterſcheiden zu wollen, und wir gehen beſſer darüber hinweg. Getraut ihr euch aber, mir künftig treu, gehorſam, unterthänig und gewärtig ſein zu können?

Wichart. Ja, gnädiger Herr, in eurer jetzigen Stellung von Grund des Herzens.

Friedrich. So will euch denn beim Antritte meiner neuen Regierung ein Zeichen meiner Gnade geben, da Herren, Mannen und Städte der Mark, inſonderheit aber Herr Hartwig, Abt zu Kloſter Lehnin, und der ehrbare Rath der Neuſtadt Brandenburg ſich vielfach für euch verwenden, und fürgebeten haben. Euer Vergehen ſoll euch verziehen ſein. In das Schloß Golzow mit ſeiner ganzen Zubehör werde ich euch wieder einſetzen. Aber ihr ſeid uns für die aufgewendeten Kriegskoſten eine Entſchädigung ſchuldig. Darum werdet ihr das Schloß Potsdam ohne Wiedererſtattung der darauf geliehenen vierhundert Schock frei mir übergeben, außerdem aber noch die Summe von 660 Schock zahlen [1]).

---

1) Hafftz Th. II. §. 21.

Wichart. Ich kann euch, mein Fürſt, nur dankbar ſein für eure Gnade, und hoffe durch künftige treue Dienſte mich euch noch lange dankbar bezeugen zu können.

Friedrich. Die erwarte ich von euch. Laßt uns nun die Sache verbriefen, und begleitet uns nach der Kanzellei.

Hier waren auf Friedrichs Einladung die anweſenden Freunde Wicharts erſchienen, welche geneigt waren, ſich für ihn zu verbürgen, nämlich Herr Hans von Torgau, Henning von Stechow, der junge Hans von Uchtenhagen, Achim von Bredow und Albrecht von Quaſt, die kaum ihre ſtürmiſche Freude, ihn wiederzuſehen, durch den Reſpekt vor der Anweſenheit des Fürſten zu mäßigen wußten. Der Brief wegen Golzow wurde ausgefertigt, und die Genannten übernahmen gern die Bürgſchaft. Er lautete folgendermaßen:

Wir Friedrich ꝛc. Wir haben Wicharten von Rochow, unſerm lieben Getreuen, von wegen des Schloſſes Golzow mit Zubehör, deſſen wir mit Recht und vollkommen wegen ſeiner Verſchuldung mächtig geweſen ſind, damit nach unſerm Willen zu thun und zu laſſen, auf fleißiges Bitten der Herren, Mannen und Städte der Mark zu Brandenburg, und um getreuer Dienſte willen, die er und ſeine Erben uns, unſern Erben und Nachkommen, ſo wie der Mark jetzt und in künftigen Zeiten getreulich abdienen und thun ſollen, nachſtehende Gnaden angedeihen laſſen.

Zum erſten ſollen Wichart und ſeine Erben wider uns und unſere Erben nimmer etwas thun, es ſei mit Worten noch mit Werken, weder heimlich noch öffentlich, ſie, noch Jemand von Ihretwegen, in keiner Sache und auf keine Weiſe, ſondern ſie ſollen unſer Beſtes fördern, und unſern Schaden abwenden. Mit dem Schloſſe Golzow und aller ſeiner Zubehörung und der Mannſchaft ſollen ſie uns, unſern Erben und Nachkommen den Markgrafen und der Mark zu Brandenburg gewärtig, getreu, und gänzlich unterthänig und gehorſam ſein. Wichart und ſeine Erben ſollen das Schloß Golzow mit der Mannſchaft, aller Zubehör und allen Gütern von uns und unſern Nachkommen zu Lehn haben, und empfangen, wie es ſeine Eltern und Vorfahren von der Markgrafſchaft gehabt haben, das er auch jetzt von uns empfangen hat, indem wir es ihm überantwortet, und aus beſonderer Gnade verliehen haben. Das Schloß ſoll uns und unſern Nachkommen ein offen Schloß ſein, in allen un-

sern Nöthen, Kriegen und Geschäften, so oft es erforderlich ist, und Wichart und seine Erben sollen mit demselben unsern und unserer Nachkommen Frieden und Unfrieden erleiden und halten zu ewigen Zeiten gegen jedermann, auch darin unsere und der Mark Feinde oder Beschädiger nicht hausen noch hegen, ihnen keine Förderung noch Hülfe oder Rath gewähren, und keine gefährliche Verhandlungen mit ihnen haben zu unserm oder der Mark Schaden, weder heimlich noch öffentlich, in keiner Weise.

Geschähe es aber, daß ihm oder seinen Erben solche Vergehungen bewiesen werden könnten, was Gott nicht gebe, so sollen er und seine Erben des Schlosses Golzow mit Mannschaft, Zubehör und Gütern ohne Ausnahme gänzlich verlustig gehen, und uns oder unsere Erben dasselbe als denen, welche daran ein vollkommenes Recht erlangt haben, abtreten und überantworten ohne alle Hülfrede, Widerspruch oder Recht, sei es geistliches oder weltliches.

Endlich hat Wichart für sich und seine Erben uns gelobt und zu den Heiligen geschworen, alle obigen Stücke und Artikel vollkommen zu halten und auszuführen ohne alle Argliſt uud Gefährde. Und zu mehrerer Sicherheit hat er seine nachbenannten Freunde gebeten, nämlich Herrn Hans von Torgau, Herrn zu Zossen, Henning von Stechow, jungen Hans von Uchtenhagen, Achim von Bredow, Albrecht Quast, das für ihn und mit ihm zu geloben, und zum Bekenntniß ihr Insiegel mit dem seinigen an den Brief, den wir darüber gegeben haben, zu hängen. Gegeben zu Berlin 1416, am Dienstage von Fabian und Sebastian [1]).

Wichart beschwor nunmehr sein Versprechen, womit er zugleich die Huldigung abgeleistet hatte, dann kam die Verhandlung wegen Potsdam an die Reihe, und jetzt nahm er die Glückwünsche seiner Freunde an, die mit ihm nochmals dem Kurfürsten dankten, und sich dann empfahlen. Wichart gab seinen Freunden ein fröhliches Mahl, und reisete am anderen Tage in Begleitung Hennings von Stechow nach Golzow, um das Schloß wieder zu übernehmen.

Am Tage darauf, den 16. Januar, fand eine Ernennung für eine wichtige Stelle statt. Das Ukerland, — zu jener Zeit so wenig als das Land Sternberg oder das Land über der Oder zur Mark gerechnet, — war durch den Vertrag mit Pommern

---

[1]) Büsching, Topographie d. Mark Brandenburg S. 45.

größtentheils wieder in den Händen Friedrichs, und es war nothwendig, für daſſelbe einen Hauptmann zu beſtellen. Friedrich warf ſein Auge auf Haſſe von Bredow, dem er von jeher ſehr wohl wollte, und übergab ihm das Schloß Boytzenburg mit allen Einkünften und Zubehör, desgleichen alle verfallene Lehne und Güter, die jetzt offen waren, oder es künftig werden möchten in der Ukermark, von nächſter Lichtmeß an auf ein ganzes Jahr. Er ſoll das Schloß innehaben und behaupten, Renten und alle verfallene Lehne getreulich einfordern, das Schloß mit dem Ukerlande verweſen und ihm vorſtehen nach ſeinem beſten Vermögen auf eigene Koſten und Zehrung, ohne Rechnung, Auflagen, und ohne Arg. Damit er das Schloß und die Vogtei des Ukerlandes um ſo beſſer verweſen möge, werden ihm drei hundert Schock böhm. Gr. auf die Orbeden und Zinſen des Ukerlandes angewieſen, und wenn die Einkünfte des Landes dazu nicht hinreichen ſollten, wird die Summe anderweitig voll gemacht werden. Koſten in Angelegenheiten des Landes und auf bewilligten Reiſen werden beſonders erſtattet, und ehe nicht alles bezahlt iſt, ſoll er nach vorgedachter Jahresfriſt nicht entſetzt werden [1]). Dieſe Ernennung fand zu Spandau ſtatt.

Unterdeſſen war auch Siegmunds Schreiben an die Stadt Strausberg angekommen, in welchem er ihr befiehlt, keinen anderen Herrn, als den Markgrafen Friedrich anzuerkennen, und ihm die Huldigung zu leiſten, was nunmehr ohne Schwierigkeit geſchah. Die Pommern übergaben die Stadt [2]).

Mit dem Anfange des Februars reiſete Friedrich nach der Priegnitz und nahm die Huldigung der Städte Perleberg am 6. Februar, Pritzwalk am 8., Kyritz am 9. und Havelberg am 10. entgegen [3]). Von hier reiſete er nach Burg im Magdeburgiſchen, wo mehrfache Verhandlungen ſeine Gegenwart forderten.

Zunächſt ſchloß er ein Bündniß mit Bernhardt und Heinrich, Gebrüder, und Otto Wilhelm, Herzogen von Braunſchweig [4]). Zwei Tage darauf, am 13., erneuerte er nochmals mit dem Erz-

---

1) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 77.
2) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 78.
3) v. Raumer a. a. O. S. 76.
4) v. Raumer a. a. O. S. 146.

biſchof von Magdeburg die frühere Vereinigung [1]), welches bereits ſchon einmal am 23. Auguſt 1414 geſchehen war [2]), nach welcher ſich beide gegenſeitig beizuſtehen gelobt hatten. Dieſe oftmalige Erneuerung des Verſprechens wurde nöthig, weil die Friſten, für welche daſſelbe Gültigkeit hatte, nur einen kurzen Zeitraum umfaßten.

Am folgenden Tage reiſete er nach Tangermünde, und beſtätigte hier die Privilegien der Stadt Oſterburg noch am 14. Februar.

Während der Zeit hatte Friedrich den Biſchof Johann inſtruirt, wie er mit Caspar Gans von Putlitz verfahren ſollte. Auch ihm ſollte die Freiheit werden, wenn er dem Kurfürſten huldigen und aufrichtige Treue, wie Wichart von Rochow, geloben wollte, wenn er ferner das Schloß Lenzen ohne weitere Entſchädigung an die Mark zurückgäbe, und mit ſeinen Söhnen dem Biſchofe Urfehde ſchwören wollte, wobei es ſich von ſelber verſtand, daß er dem Biſchofe ein Löſegeld, eine ſogenannte Schatzung zu zahlen habe, worüber dieſer ſich mit ihm einigen ſollte. Gans von Putlitz war darüber ſehr erfreut, und fand ſich dazu um ſo bereitwilliger, als während ſeiner Gefangenſchaft ſchon zwiſchen ihm und dem Biſchofe eine Art von Annäherung ſtatt gefunden hatte. Die Verhandlung mit Johann von Waldow war bald zu einem gewünſchten Ende gediehen. Gans von Putlitz ließ ſeine mündigen Söhne Achim und Balthaſar von Putlitz kommen, und am 19. Februar beſchwor er mit ihnen feierlich die dem Biſchof und Stifte Brandenburg gelobte Urfehde. Die darüber ausgefertigte Urkunde iſt folgenden Inhalts:

Ich Caspar Gans, Herr zu Putlitz, bekenne öffentlich gegen Jedermann. Als ich gefangen worden, und zu des ehrwürdigen Gotteshauſes zu Brandenburg Handen in Gefangenſchaft gerathen bin, daß mich der ehrwürdige Herr Johann von Waldow, aus päpſtlicher Gewalt erwählter und vorſitzender Biſchof deſſelben Gotteshauſes aus beſondern Gnaden, Verhandlungen und geziemender Schatzung darunter gerechnet und begriffen, gütlich hat von ihm kommen, und der Gefangenſchaft ledig gelaſſen, daß ich darauf mit meinen nachbenannten mündigen Söhnen dem

---

[1]) Ebendaſelbſt. S. 69. Anm.
[2]) Gerken Cod. diplom. Brandenb. T. I. p. 98.

Herrn Johann, seinem Capitel, ihren Nachkommen und dem Gotteshause zu Brandenburg für mich, meine mündigen und auch meine unmündigen Söhne und alle unsere Erben eine rechte Urfehde gethan, mit Handgeben Treue gelobt, und mit aufgehobenen Fingern und den Lippen zu den Heiligen geschworen habe und es noch hiermit thue, also: Ich Caspar Gans, meine Söhne und unsere Erben wollen das Gefängniß, die Schatzung und Geschichte, wie und durch welche Sachen sich das gefügt hat, nimmermehr zu ewigen Zeiten an dem Herrn Johann, seinem Capitel, allen ihren Nachkommen und dem Gotteshause, noch an ihren Landen rächen, sie darum anlangen noch verklagen, noch irgend eine Forderung, Zusprache, Ansprache, die wir zu haben vermeinten oder gewinnen möchten, gegen sie geltend machen, sondern das Alles, wie es sich bis auf den heutigen Tag begeben, soll gründlich berichtigt und versöhnet sein, es mag Wort oder Werk betreffen. Auch wollen wir ihnen das nimmer im Argen gedenken, und Niemanden gestatten, dawider zu thun. Namentlich so wollen wir, ich und meine Söhne und alle unsere Erben wider den hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich, Markgraf zu Brandenburg ꝛc. unsern gnädigen Herrn alle ihre Erben und Nachkommen, so wenig als gegen den Herrn Johann ꝛc. so auch nicht gegen die Herren, Manne und Städte der Mark zu Brandenburg nie etwas thun, wider sie nicht sein, noch ihre Feinde werden, um keiner Sache willen, noch sie beschädigen lassen. Wir wollen ihre und ihrer Lande Feinde oder Beschädiger weder heimlich noch öffentlich halten, hausen, hegen, speisen oder tränken, oder ihnen Rath und Hülfe schaffen, in keiner Weise. Sollten ich, meine Söhne und unsere Erben künftig Scheelung haben mit unserm Herrn Markgrafen Friedrich oder Herrn Johann und dem Capitel zu Brandenburg und deren Erben, oder mit irgend einem andern Herrn, Mann oder Stadt der Mark Brandenburg, so sollen und wollen wir uns am Rechte genügen lassen von Herren, Mannen und Städten der Mark, und das von einem Jeglichen fordern und nehmen an solchen Stätten und vor den Gerichten, dahin er gehört, und wenn uns das Recht geschehen, so wollen wir darüber nicht klagen, noch zu Fehden heischen oder zum Beschädigen, noch gestatten, daß es geschähe. Wenn ich, meine Söhne oder unsere Erben diese Urfehde nicht hielten, und dawider thäten, was Gott nicht wolle, und wir dessen über-

führt, und vor Herren, Mannen und Städte der Mark deshalb gefordert würden, so wollen wir binnen vier Wochen nach der Mahnung, die uns geschehen, mit Briefen oder Boten kommen vor Herren, Mannen und Städte an solche Stätte der Mark, da wir hin gefordert werden, und sollen uns der Klage nach Erkenntniß der Herren, Mannen und Städte entledigen mit Freundschaft oder mit Recht, und wie es ausgesprochen wird, so wollen wir thun ohne Widerrede und Arg. Geschähe das nicht, so wollen ich, meine Söhne und unsere Erben einreiten in Zieſar unverzüglich, und da ein rechtes Gefängniß halten dem Herrn Johann und seinem Capitel und Gotteshause ohne Hülf- und Widerrede, und nicht von dannen scheiden, wir hätten uns denn unserer Schuld vollkommen entledigt. Zu Urkund habe ich Caspar Gans mein Insiegel an diesen Brief gehangen, und ich Achim, und Balthasar, Söhne des ehegenannten Herrn Caspars unsers Vaters bekennen, daß wir mit ihm alle obengeschriebenen Sachen gelobt und geschworen haben zu halten ohne Arg, und auch unser Insiegel an diesen Brief gehangen haben für uns und unsere unmündigen Söhne und Brüder. Zu Bürgen und Gesellen haben wir gesetzt die Edlen, strengen und tüchtigen unsere Freunde: Hartwich von Bülow, Vyke von Bülow, sein Vetter, Pardym von Plotho, Wichart von Rochow, Achim und Matthias Gebrüder von Bredow, Bernd von der Schulenburg, Drewes Flothow, Hans Bosel, Bernd Rohr, Matthias von Jagow, alten Claus und jungen Claus Rohr und den jungen Otto von Blumenthal, die mit uns und für unsere unmündigen Söhne, Brüder und Erben gelobet haben ꝛc. ꝛc. Zu Urkund ist dieser Brief gegeben nach Christi Geburt 1416, am Mittwoch vor Sankt Peters Tag Kathedra [1]).

Dieses merkwürdige Aktenstück zeigt deutlich, wie sehr Friedrich daran lag, das Fehderecht des Adels zu beschränken, und dessen Streitigkeiten in den ordentlichen Weg des Rechts zu bringen. Uebrigens ist das Obige nur ein abgekürzter Auszug der Urkunde, die ängstlich auf jeden möglichen Fall bedacht nimmt, und jede Ausrede abschneidet.

Gans von Putlitz war nun wieder frei, nachdem er zwei Jahre, zwei Monate und zwei Wochen im Gefängnisse geschmach-

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 63. f.

tet hatte. Er blieb noch zwei Tage in Zieſar, und ritt dann mit ſeinen Söhnen in Begleitung ſeiner Bürgen nach Potsdam, wohin der Kurfürſt kommen wollte, um aus Wichart von Rochows Händen das Schloß Potsdam zu übernehmen, und ſich von der Stadt huldigen zu laſſen. Auch Gans von Putlitz ſollte hier in Bezug auf ſeine märkiſchen Beſitzungen huldigen.

Am 23. kam Friedrich an. Am 24. übergab Wichart das Schloß mit den üblichen Feierlichkeiten und Formalien, und nunmehr wurde in einem Saale deſſelben die Einrichtung getroffen, daß Putlitz mit ſeinen Söhnen die Huldigung ableiſten konnte. Es geſchah mit dem üblichen Huldigungseide, worauf Friedrich ihn mit dem Schloſſe Wittenberge und Zubehör von neuem belehnte, und dann alle bei ſich zur Tafel behielt. Lenzen ſollte ſpäter übergeben werden.

Nicht Vorwürfe über das Vergangene will ich euch machen Herr Gans, ſprach Friedrich, denn ihr habt dafür gebüßt, doch mögen wir uns heute noch daran erinnern, und da laßt es euch geſtehen, daß es mir recht leid gethan hat, mit euch ſo hart verfahren zu müſſen. Ihr waret zwar allerdings Gefangener des Biſchofs, doch hat er nicht ohne meinen Rath gehandelt.

Gans v. P. Es war ein Unglück, und ich habe eingeſehen, daß es mich nicht unverſchuldet traf. Hinfort ſeht ihr in mir euern unterthänigen und treuen Diener, und ich bin nicht ohne Hoffnung, daß ſich Manches wieder gut machen läßt. Inſonderheit ſoll mir daran gelegen ſein, eure Gnade zu erwerben.

Friedrich. Wenn ihr ernſtlich wollt, wird euch das nicht ſchwer werden, denn ich traue euch viel zu.

Gans v. P. In gutem oder Böſem, gnädiger Herr?

Friedrich. (Lächelnd.) Genau genommen, in beidem, Herr Gans. Ihr ſeid ein Mann von Kraft.

Gans v. P. Ich werde euch hoffentlich beweiſen können, daß ich es auf eine euch gefällige Weiſe ſein kann. Ihr ſeid jetzt unbezweifelt und unbeſtritten mein Landesherr. Gebt mir Gelegenheit, euch zu zeigen, daß ich danach trachte, euer gnädiges Wohlwollen zu erwerben, und meine Treue zu bewähren.

Friedrich. Die Gelegenheit dazu könnte ſich bald finden; ich werde an euch denken.

Während des Mahles ſtellte ſich immer mehr ein gutes Vernehmen zwiſchen dem Kurfürſten, Gans von Putlitz und Wichart

von Rochow her, das ihre Freunde mit großem Vergnügen bemerkten. Der Kurfürst verstand es, durch würdevolle Güte anzuziehen. Das Gespräch hatte sich auf die Kirchenversammlung zu Constanz gewendet, auf welcher Friedrich so bedeutend mitgewirkt hatte. Seine Mittheilungen wurden mit dem höchsten Interesse vernommen, und seine Urtheile über die Einzelheiten bekundeten durchgängig einen scharfen überlegenen Verstand, ein festes und dennoch mildes Gemüth. Alle seine Gäste verließen ihn mit ungetheilter Bewunderung. Am anderen Tage, den 25. Februar, nahm Friedrich die Huldigung der Stadt Potsdam an [1]). Kurze Zeit darauf, am 1. März, schrieb Balthasar von Wenden einen Brief an den Kurfürsten, in welchem er ihm meldet, daß sein Hauptmann ihm berichtet habe, wie die meklenburgischen Herren nicht sehr einträchtig unter einander wären. Auch wollte Herzog Albrecht dem von Plessen keine Speise oder andere Sachen aus seinen Städten zu kaufen erlauben. Es schiene ihm daher rathsam, wenn Friedrich selber nach dem Städtchen käme. Er, Balthasar, wollte sich so lange davor legen, bis der Kurfürst mit nachkommen könnte, indem er zu Gott hoffe, daß es ihm nicht widerstehen sollte, und ohne Zweifel würden sie beide Städtchen und das Schloß wohl kriegen. Ferner habe der Hauptmann berichtet, daß Herzog Ulrich und die von Plessen auch nicht besonders einträchtig wären. Er hoffe, der Kurfürst und er würden alle ihre Angelegenheiten mit Gottes Hülfe zum guten Ende bringen, wenn Friedrich nur unverzüglich mit Macht folge, da im Schlosse nicht viel Lebensmittel vorhanden seien, wie ihm gesagt wäre. Er glaube noch, wenn der Kurfürst nicht wünschen sollte, daß er sich vor das Schloß lege, durch andere Wege und Schwänke dazu zu kommen, z. B. daß es zu Wittstock bekannt wäre, wie Friedrichs Diener gegen ihn (Ulrich) ritten, bis die andern entfernteren Städte gefordert würden, abzureiten, und daß Friedrich das alles mit dem Bischof bereden möchte, damit er davor fände, was nöthig wäre. Er fordert den Kurfürsten dringend auf, darüber nachzudenken, was das Nützlichste sein würde, und ihm zu schreiben, was ihm gut dünke, auch ihm zu sagen, um wessentwillen er den meklenburgischen Herrn entsagen solle, ob um des Kurfürsten, ob wegen des Genannten (Plessen?),

[1]) v. Raumer a. a. O. S. 76.

oder ob um Balthaſars willen. Er wolle alles gern thun. Der Brief war zu Ruppin geſchrieben [1]).

Man ſieht aus dieſem Briefe, wie kläglich es mit dieſen Kriegen ſtand, denen Friedrich allerdings keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Es bleibt ungewiß, ob Friedrich dem Balthaſar Hülfe ſandte. Nur ſo viel iſt bekannt, daß er nicht dahin ging. Der Krieg aber brach aus. Es waren wieder die Herzoge von Meklenburg Stargard, Johann und Ulrich, welche denen von Wenden gegenüber ſtanden. In ihren beiderſeitigen Beſitzungen thaten ſie einander großen Schaden mit Raub und Brand, und verwüſteten das Land ſo ſehr ſie es vermochten. In dieſem Kriege wurde von Balthaſar von Wenden einer der angeſehenſten Ritter der Gegenpartei Herr Heinrich von Moltke gefangen genommen. Es wurde ihm ein ſo hohes Löſegeld geſetzt, daß man es allgemein zu hoch fand. Um es zu erpreſſen, wurde Heinrich Moltke in den Stock geſetzt. Dagegen hatte Chriſtoph von Waren, Balthaſars Vetter, das Unglück, den Stargardern in die Hände zu fallen. Sie hielten ihn lange gefangen. Endlich wurde der Friede durch Markgraf Friedrichs Bemühungen wieder hergeſtellt, und die Gefangenen wurden auf beiden Seiten frei gegeben [2]).

Noch hatte Friedrich das den Quitzows abgenommene Schloß Beuthen nicht wieder vergeben. Er beſtimmte darüber am 7. März dieſes Jahres zu Berlin, und verlieh daſſelbe den Töchterkindern Peters von Bredow, Henning und Conrad von Schlabberndorf gegen zwölf hundert Schock böhm. Gr. als ein rechtes erbliches Lehen, wie es vormals Cuno von Zieſar inne gehabt hatte, ausgenommen das Dorf Thyrow, damals Teuren genannt, um welches vor Zeiten Schelung geweſen, und das künftig zum Schloſſe Trebbin gehören ſoll. Auch ertheilte Friedrich den Söhnen Peters von Bredow, Lippold und Peter genannt, das Angefälle des Schloſſes Beuthen, ſo daß daſſelbe, wenn Henning und Conrad mit Tode abgingen, an ſie fallen ſollte. Zeuge waren der Biſchof von Brandenburg, Graf Günther von Schwarzburg, Herr zu Ranis, Wend von Ileburg und Haſſe von Bredow [3]).

---

[1]) Pauli, Preuß. Staatsgeſch. Thl. II. S. 71. f. — Pauli bringt den Brief unrichtig mit einer andern Begebenheit in Verbindung.

[2]) Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 486. f.

[3]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 78.

Dieſe Verleihung war ein abermaliger Beweis ſeines Wohlwollens gegen die Familie von Bredow.

Der frühere Beſitzer dieſes Schloſſes, Cuno von Zieſar, mußte zu Gelde gekommen ſein, denn er kaufte um eben dieſe Zeit von dem in Sachſen lebenden Ritter Albrecht von Holzendorf die anſehnlichen Bukowſchen Güter, nämlich das Städtchen Bukow, und die Dörfer Obersdorf, das er zu ſeinem Wohnſitze wählte, Münchehofe, Dahmsdorf, Sieversdorf, den Hof Schlagenthin, und den ſchon lange nicht mehr vorhandenen Hof an den Klobing-Seen bei Dahmsdorf. Friedrich belehnte ihn damit noch in dieſem Jahre 1416 [1]).

Endlich wurden nun auch Werner von Holzendorf und die übrigen mit den Quitzows ehemals verbundenen Adlichen zu Gnaden angenommen, nachdem ſie Reverſalbriefe ausgeſtellt hatten, durch welche ſie verſprachen, ſich künftig als getreue Mannen und Unterthanen auszuweiſen [2]). Dieſe Nachſicht trug viel dazu bei, Friedrich die Herzen ſeiner Unterthanen zu gewinnen.

Zu denen, welche ihre ehemalige Verbindung mit den Quitzows ſchwer bereueten, gehörten auch die Gebrüder von Maltitz. Noch ſaßen ſie im Gefängniſſe, denn ſie gehörten nicht zu denen, welche Friedrich begnadigt hatte. Jetzt gedachte er auch ihrer, und ernannte eine Commiſſion, ihr Vergehen näher zu unterſuchen, ſie zu verhören, und danach Vorſchläge zum Vergleiche und zur Sühne zu thun. Nachdem es geſchehen, verhandelte Friedrich ſelber mit denen von Maltitz, und zuletzt kam man über folgende Punkte überein.

Die Gebrüder von Maltitz, als auch alle, die mit ihnen gefangen worden ſind, geloben für ſich und ihre Nachkommen dem Markgrafen Friedrich, allen ſeinen Erben und Nachkommen, ſo wie allen, die ihm gebührt, zu vertheidigen, eine rechte Urfehde, und ſchwören zu den Heiligen, ſie ſtets und unverbrüchlich zu halten. — Sie geloben ferner eine beſondere Urfehde dem Hans von Bieberſtein und Hans von Torgau, und dieſe gleicherweiſe zu halten, worüber ſie dem Kurfürſten wie über die übrigen Bedingungen eine Urkunde ausfertigen. Trebbin bleibt in den Hän-

---

1) Wohlbrück, Geſch. von Lebus Th. II. S. 222. Th. III. S. 206.

2) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 80. Es iſt ſehr zu bedauern, daß dieſe Reverſalbriefe nicht gedruckt ſind.

den des Kurfürſten, aber dieſer zahlt ihnen eine Entſchädigung von hundert Schock böhmiſcher Groſchen auf bevorſtehende Pfingſten. Außerdem verſchreibt er ihnen die Einkünfte von zwei hundert Schock, deren Kapital ihm und der Mark verbleibt, und die er aus ſeiner Kämmerei in der Art zahlen will, daß die von Maltitz aus der Orbede von Berlin alljährlich zu Weihnachten zwanzig Schock böhm. Gr. erheben, ſo lange bis in der Mark für zwei hundert Schock Lehngüter erledigt werden, mit denen er ſie dann belehnen, oder zweihundert Schock dafür geben will [1]). In dieſer Weiſe kam der Vergleich zu Stande, und die Ausſöhnung war bewirkt.

Kaiſer Siegmund hatte ein beſonderes Schreiben an den Grafen Ulrich von Lindow, Herrn zu Ruppin erlaſſen, in welchem er dieſen mächtigſten Vaſallen der Mark von der ihm geleiſteten Huldigung entband, und ihn an Markgraf Friedrich wies, ihm die Huldigung zu leiſten [2]). Es geſchah dies zu Frankfurt an der Oder am 23. April mit den angemeſſenen Feierlichkeiten [3]).

Bald darauf ging Friedrich nach der Priegnitz, wo er am 4. Mai zu Perleberg die Städte der Priegnitz wegen bezahlter Landbede quittirte [4]).

Friedrich reiſete nun nach Lenzen, damit ihm Gans von Putlitz das Schloß und die Stadt in verabredeter und üblicher Weiſe am 14. Mai überlieferte. Er hatte es vom Markgrafen Jobſt für die Summe von zwei tauſend Schock böhmiſcher Groſchen erhalten, zu welcher ihm der Vater Wicharts von Rochow fünf hundert Schock geliehen hatte. Da er das Schloß jetzt ohne eine Entſchädigung herausgeben mußte, ſo konnte er ſeinem Schwiegerſohne auch die Schuld nicht abtragen, und bei ſeinem ohnehin hartem Verluſte war dazu wohl auf lange keine Ausſicht. Friedrich bewies ſich hier ſehr großmüthig, indem er nicht wollte, daß der Unſchuldige wegen ſeiner Verwandtſchaft mit dem Schuldigen leiden ſollte. Er gab dem Wichart von Rochow die geliehenen fünf hundert Schock wieder, und verpflichtete ſich durch dieſe Handlung den Gans von Putlitz für immer [5]). Am an-

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 78.
[2]) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 71.
[3]) v. Raumer a. a. O. S. 76.
[4]) v. Raumer a. a. O. S. 138.
[5]) Haſtiz Th. II. §. 22.

deren Tage huldigte die Stadt Lenzen dem Markgrafen, und er bestätigte derselben zugleich ihre Privilegien [1]). Die Urkunde ist vom 1. April datirt.

Unmittelbar von dort begab sich Friedrich nach Treuenbrietzen, wo die Sorge des Familienvaters ihn in Anspruch nahm. Wir haben gehörigen Ortes erzählt, daß Kaiser Siegmund in Ungarn Friedrichs ältesten Sohn, den Prinzen Johann, mit der Prinzessin Barbara, Tochter des Herzogs Rudolph von Sachsen, verlobt, und beiden die Einkünfte der Städte Potsdam, Trebbin, Saarmund, Plane, Mittenwalde, Brietzen und Belitz, zusammen mit 50000 ungar. Gulden verschrieben hatte. Jetzt war Johann sechszehn, Barbara zwölf Jahr alt, und das schien hinreichend zu sein, nunmehr zur Ehe schreiten zu können. Sie sollte zu Brietzen gefeiert werden. Die Kurfürstin begab sich mit den Prinzen und Prinzessinnen dahin, die Herzoge von Sachsen mit der jungen Braut, und am 17. Mai langte Friedrich ebenfalls daselbst an, denn am folgenden Tage sollte das Beilager gefeiert werden. Zu Pferde und zu Wagen passirte die Thore alles, was in diesen Gegenden Anspruch auf Rang und Stand machen konnte, und die neugierigen Bewohner des Städtchens hatten so viel zu sehen und zu hören, daß die gewöhnliche Ordnung der Dinge einstweilen ganz bei Seite gesetzt werden mußte.

Die Hochzeit wurde mit allem Glanze und Pompe, den die Umstände geboten, und so weit sie ihn zuließen, gefeiert. Friedrich liebte Pracht, wo sie der Anstand verlangte. Er stellete dem jungen Paare einen Revers aus, des Inhalts, daß, weil der König Siegmund in seiner freundlichen Gnade zwischen dem Herzoge Rudolph von Sachsen und ihm zu Gunsten ihrer Lande eine Ehe zwischen ihren beiderseitigen Kindern gestiftet, und dazu Ehegeld und Leibgedinge gnädig gegeben, und verschrieben habe, wie seine Briefe näher ausweisen, sie nunmehr beiderseitig ihre Kinder zusammen gegeben, und nach den heiligen Satzungen der Kirche und der Christenheit ehelich zugelegt haben. Friedrich verspricht nun, solche des gnädigen römischen Königs gnädige Gifft und Gabe zu bewilligen und zu vollborten, und dies mit Kraft dieses Briefes zu thun in aller Maaße, wie des gnädigen Königs Briefe dies bestimmt haben, und daran stets fest zu halten. Auch sollen

---

[1]) v. Raumer a. a. O. S. 76. Haftiz a. a. O. giebt den 14. Mai an.

alle Städte, Schlöſſer, Dörfer und ihre Einwohner und Zubehörungen des ehegenannten Leibgedinges von der Mark geſchützt und geſchirmt werden, und dem Markgrafen und ſeinen Nachkommen in allen Nöthen und Geſchäfften offen ſein, die Einwohner aber bei allen Rechten, Gewohnheiten und Freiheiten, die ſie von Alters her beſeſſen haben, erhalten werden. Das Schreiben iſt aus Brietzen, den 18. Mai, datirt [1]).

Nachdem die Hochzeittage vorüber waren, mußte dem jungen Paare in Brietzen die Hofhaltung eingerichtet werden. Friedrich ging von hier nach Brandenburg, wo er am 24. Mai einige Streitigkeiten des Domcapitels mit der Neuſtadt wegen des Ausgrabens der Ziegelerde, in Gegenwart des Biſchofs und der beiden Aebte von Lehnin und Chorin beilegte [2]). Nach dieſer Stadt kam er, wie ſchon erwähnt, nur ſelten. Die Prinzeſſin Barbara aber nahm am 27. Mai die Huldigung der Stadt Brietzen an, in welcher dieſe verſprach, ihr nach Markgraf Johanns Tode ihre Lebtage lang unterthänig zu ſein, nach Ausweis der Briefe Kaiſer Siegmunds und Kurfürſts Friedrich. Unmittelbar darauf reiſete die Prinzeſſin mit ihrem Gemahl nach Belitz, Mittenwalde, Trebbin und Potsdam, und ließ ſich auch von dieſen Städten huldigen [3]). Plaue befand ſich noch von den Magdeburgern, namentlich von Günzel von Bartensleben beſetzt, und über deſſen Abtretung wurden noch Unterhandlungen gepflogen. Warum Saarmund nicht gehuldigt hat, ergiebt ſich nicht.

---

1) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 65.
2) Gerken, Stiftshiſtorie von Brandenburg S. 214.
3) v. Raumer a. a. O. S. 66. Anm. 76.

Viertes Kapitel.

Es waren indeſſen nicht bloß über Plaue Streitigkeiten mit Magdeburg entſtanden, ſondern auch wegen des Städtchens Görzke, das früher zur Mark Brandenburg, und zwar zur Zauche, und damit zum Bisthum Brandenburg gehört hatte [1]). Magdeburg machte auf dieſes Städtchen Anſprüche, und verfeindete ſich darüber mit dem Biſchofe von Brandenburg, nicht minder wie mit Friedrich. Das Kriegsgewitter drohete am Horizonte. Erzbiſchof Günther wurde in ſeinen Verhandlungen immer empfindlicher, und machte es dem Kurfürſten zum bittern Vorwurfe, daß er Wichart von Rochow und Gans von Putlitz die Freiheit gegeben habe, ohne ſeine Einwilligung einzuholen, da doch in dem Bündniſſe feſtgeſetzt worden ſei, daß über die Gefangenen gemeinſchaftlich verhandelt, und das Löſegeld getheilt werden ſollte. Vergebens machte Friedrich bemerklich, daß Gans von Putlitz nicht zu denen gehöre, die von ihnen gefangen worden ſeien, denn der Biſchof von Brandenburg habe ihn fangen laſſen, ehe ihr Bündniß geſchloſſen worden, vergebens, daß Golzow gar nicht von den Magdeburgern genommen ſei, und der Erzbiſchof darum auch an Wichart von Rochow keinen Theil habe. Magdeburg blieb bei dem Buchſtaben der Urkunde ſtehen, und es ſchien nicht, als wolle der Zwieſpalt ſich löſen, und die Sache auf dem Wege gütlicher Unterhandlung ſich ausgleichen laſſen.

Wenn zwiſchen den Regierungen eines Landes eine Spannung eintritt, ſo iſt dies nicht leicht ohne Einfluß auf die Unterthanen, die bald inne werden, daß die Eintracht im Begriffe ſei zu fliehen. Einigen von den Mannen des Biſchofs von Brandenburg kam das ſehr erwünſcht. Die lange Ruhe war ihnen zuwider, ſie thaten ſich zuſammen, und wagten Anfangs Juli einen Streifzug in das Magdeburgiſche Land [2]), den Johann von

[1]) Landbuch Karls IV. S. 33. Büſchings Topographie S. 46.

[2]) Rathmann, Geſch. von Magdeburg Th. III. S. 42., nach der Schöppenchronik.

Waldow, wie es ſcheint, nicht ungern ſah, denn er that, als wüßte er nichts davon. Die Probe war geglückt, darum aber hatte es dabei nicht ſein Bewenden. Dreiſter gemacht durch die Nachſicht, ſchloſſen ſich mehrere an, und von verſchiedenen Punkten her fielen die Märker in das Magdeburgiſche ein, immer kühner und kecker wurden die Neckereien. Erzbiſchof Günther beſchwerte ſich gegen den Biſchof von Brandenburg, aber ohne merkbaren Erfolg, weil Johann von Waldow vorgab, von dieſen Dingen nichts zu wiſſen, und erſt Nachrichten darüber einziehen zu müſſen.

Während der Erzbiſchof mit dieſen Händeln zu thun hatte, erwuchſen ihm plötzlich zwei neue Feinde. In ſeinem Aerger über die Freilaſſung des Gans von Putlitz hatte er in großer Heftigkeit und Aufregung, die ihm eigen war, ſich ehrenrührig über Gans ausgelaſſen, und unklnger Weiſe gegen Jemanden, der mit Gans von Putlitz verkehrte und befreundet war. Dieſer erfuhr daher ſehr bald, wie der Erzbiſchof über ihn dachte und ſprach. Er war nie ſein Freund geweſen, und hatte ihm manches Frühere noch nicht vergeſſen. Was er vernommen, goß Oel ins Feuer, er glaubte es daher ſeiner Ehre ſchuldig zu ſein, an den Erzbiſchof zu ſchreiben, und um Auskunft zu bitten. Viel zu ſtolz zum Läugnen, zum Drehen oder Wenden, antwortete dieſer empfindlich, und nicht in einer Weiſe, die geeignet geweſen wäre, Gans von Putlitz zu beſchwichtigen. Die unmittelbare Folge davon war eine Kriegserklärung des Putlitz an den Erzbiſchof, welche er um ſo eher wagen zu können glaubte, weil ihm die geſpannten Verhältniſſe zwiſchen der Mark und Magdeburg nicht unbekannt waren, und er darum darauf rechnete, daß der Markgraf nicht ernſtlich dazwiſchen treten würde.

Zu gleicher Zeit hatte ſich auch Balthaſar von Wenden mit dem Erzbiſchofe veruneinigt. Ueber den Grund ihres Zwiſtes iſt nichts zu ermitteln, und wir müſſen die Unterſuchung dahin geſtellt ſein laſſen. Allein er muß erheblich geweſen ſein, denn Balthaſar erklärte dem Erzbiſchofe ebenfalls den Krieg, und in natürlicher Folge that Balthaſar dem Gans von Putlitz den Vorſchlag, gemeinſchaftlich gegen Magdeburg zu ope-

---

1) Rathmann, Geſch. von Magdeburg Th. III. S. 42., nach der Schöppenchronik.

riren. Die Nützlichkeit dieſes Vorſchlages leuchtete ein, und darum wurde er mit Vergnügen angenommen.

Es war am 10. Auguſt 1416, wo Balthaſar von Wenden mit ſeinem Kriegsvolke vor dem Schloſſe Putlitz erſchien, um ſich mit dem Banner Caspars zu vereinen. Er wurde von dieſem gar freundlich aufgenommen, und die Becher wurden auf treue Kriegsgenoſſenſchaft und gutes Glück fleißig angeſtoßen. Kann ich doch kaum die Zeit erwarten, bis ich wieder aufs Streitroß komme, ſprach Caspar. Noch einen Becher, edler Herr, und dann, wenn es euch genehm iſt, laßt uns aufbrechen. Schnell nahm er von Frau und Kindern Abſchied, ſeine älteſten Söhne begleiteten ihn.

Unten auf dem Schloßhofe ſtand das Putlitziſche Banner des Befehls zum Aufbruch- gewärtig. Als die beiden Heerführer zum Schloſſe heraus traten, wurden ſie mit einem Freudengeſchrei empfangen. Raſch ſchwangen ſie ſich in den Sattel, und unter den Glückwünſchen der Zurückbleibenden, die ihnen aus den Fenſtern und von den Thürmen nachgerufen wurden, zogen ſie ab.

Die Sonne leuchtete heiß und kräftig vom reinen wolkenloſen Himmel. Das Getraide wogte, reif zum Schnitte, in breiten Wellen, ſanft vom Winde geſchaukelt, aus der Ferne tönte der Ruf der Wachtel im reinen Daktylus heiter und fröhlich herüber, und aus dem Korne blitzte das kräftige Blau und Roth der Kornblumen und des wilden Mohns hervor. Herr Caspar ritt mit Herrn Balthaſar an der Spitze des Zuges mit völlig verklärtem Geſichte. Ihr glaubt nicht Herr Balthaſar, ſprach er, wie herrlich wohl es thut, wieder ſo vor ſeinem Banner zu reiten, wenn man in ſo langer Zeit zwiſchen dicken Mauern geſeſſen hat. Dem Kinde an der Mutterbruſt kann nicht ſo wohl ſein, wie mir auf meinem Roſſe. Es geht doch nichts über die Freiheit, und eine freie Aeußerung der Kraft. Und daß wir nun ſo zuſammen ausreiten, eine ehrliche Fehde auszufechten, macht mir doppelt Vergnügen. Seht, wie luſtig Wald und Feld mit einander wechſeln, und wie es Einem fortzieht, dorthin nach dem blauen Walde! Hab' ich es doch faſt noch nie ſo lebhaft empfunden, als heute.

Balthaſar. Kein Wunder. Ihr habt das Vergnügen lange entbehrt, und Entbehrung würzt den Genuß, ſo hab' ich

immer gehört. Seht, da kommen die Leute aus der Kirche und wandern nach Hause. Ja richtig. Es ist heut Sonntag. Wenn man so ein Paar Tage unterweges, und auf dem Pferde lebt, vergißt man die Tage gänzlich. Habe so kein starkes Gedächtniß.

Gans v. P. Und noch dazu ist es der Tag des heiligen Laurentius, für alle bischöflich Havelbergischen ein ganz besonderer Festtag, der ihres Schutzpatrons. Es ist ein gutes Zeichen, daß wir gerade heute aufbrechen. Darum ist mir auch so vergnügt zu Sinne.

Balthasar. Haltet ihr viel auf ihn?

Gans v. P. O ja. Er ist ein gar guter Heiliger, und meinen Leuten hat er schon viel Gutes erwiesen.

Balthasar. Euch nicht?

Gans v. P. Ich habe mich noch nicht oft an ihn gewendet.

Balthasar. Da macht ihr's, wie ich. Selbst meinen Schutzheiligen belästige ich nicht oft. Er ist ein König, und wenns sein kann, habe ich mit Königen und Fürsten nicht gern etwas zu thun, obgleich ich selber von fürstlichem Stamme bin.

Gans v. P. Habt ihr schon vernommen, daß Herzog Johann von Meklenburg in den Bann gethan ist?

Balthasar. Ja wohl, ich weiß es.

Gans v. P. Wie hängt die Sache zusammen?

Balthasar. Es ist damit oft ein seltsam Ding in der Welt. Herzog Johann von Meklenburg hat, wie ihr wißt, vor einiger Zeit des Herzogs Erich von Lauenburg Schwester, Catharina, gefreit, mit der er im dritten Gliede verwandt ist. Darum ist er nun in den Bann gethan worden [1]). Könnt ihr darin ein Verbrechen finden? Ich vermags nicht.

Gans v. P. Die Pfaffen haben ihre eigenen Ansichten. Man siehts ja an der Art und Weise, wie sie die Welt, in der sie befehlen können, eingerichtet haben. Ginge es nach ihnen, würde die ganze Welt ein Kloster, und alle Menschen verwandelten sich in Mönche und Nonnen. Und doch strafen sie jedes Vergehen gegen die Kirche und ihre Meinungen auf die härt e Weise.

---

1) Rufus a. a. O. S. 492.

Balthaſar. Die von dem Sunde ſind wegen ihrer Zwiſtigkeit mit Curt von Bonow auch erſt jetzt von dem Banne befreit worden, und haben es ſich Schweres koſten laſſen müſſen

Gaus v. P. Ich habe lange nichts davon gehört. Alſo jetzt erſt iſt der Bann aufgehoben? Das hat ja ſehr lang gedauert.

Balthaſar. Zehn Jahre lang, und während der Zeit iſt ihnen übel mitgeſpielt worden. Der Papſt hatte zuletzt einen Bevollmächtigten nach Stralſund geſendet, und da die Stadt es ſich Geld koſten ließ, ward die Sünde vergeben. Doch ſind ihnen vielerlei Bußen auferlegt, wie mir geſagt worden. Unter andern mußten ſie im Dome zu Schwerin, am Sitze des Biſchofs, ein Gewölbe bauen laſſen, und ſich verpflichten, daſſelbe auf ewige Zeiten in gutem Stande zu erhalten. Aber die von dem Sunde mußten auch leiden, daß der Biſchof mit großen langen Buchſtaben über der großen Orgel an die Wand im Dome folgende Inſchrift ſetzen ließ: Nach dem Jahre Chriſti 1416 iſt dies Gewölbe vollendet mit den Pfennigen, welche die Sundeſchen gegeben zu der Sühne der drei Prieſter, die ſie unmenſchlich und unſchuldig haben verbrennen laſſen auf ihrem Markte [1]).

Gaus v. P. Das iſt hart. Und ſie haben ſich gefügt?

Balthaſar. Was wollten ſie machen? Die Stadt war durch Bann und Acht in großen Verfall gerathen. Aller Handel lag darnieder, die Bürger durften nicht aus dem Thore ziehn, und wo man ſie bekam, da erwürgete man ſie, wie die Hunde. So war des Mordens, Raubens und Beſtreifens kein Ende. Allein bei jener Strafe hatte es noch nicht ſein Bewenden. Der Biſchof von Schwerin hat außerdem noch befohlen, daß von nun an bis in ewige Zeiten weder er noch irgend einer ſeiner Nachfolger in Stralſund Meſſe halten ſollen, daß man auch künftig keinem Todten daſelbſt Vigilien ſingen, ſondern dieſelben nur heimlich in den Häuſern herſagen darf, und wenn die Leiche aus dem Hauſe getragen wird, ſo müſſen Geiſtliche und Schüler zuerſt das Absolve domine ſingen, ehe etwas Anderes geſungen werden darf [2]). Aber mit dem Opfer iſt es dennoch bei den

---

[1]) Chronik des Reimar Kock bei Grotuf Th. II. S. 614.

[2]) Dieſe Anordnungen ſind erſt durch die Reformation aufgehoben worden.

kleinen Pfennigen geblieben [1]). Auf die Stelle, wo die drei Priester verbrannt worden sind, ist ein Kreuz gesetzt, und die Träger oder Packknechte mußten öffentliche Kirchenbuße thun, und mit dem Kreuze um den Hof gehen. Dem Rathe aber wurde aufgelegt, große Summen zu zahlen für Seelmessen und Wallfahrten, den Seelen der Verbrannten zu Trost und Hülfe [2]).

Gans v. P. Die Heiligen mögen Jeden bewahren, in die strafende Gewalt der Kirche zu fallen.

Balthasar. Amen! Aber sagt, was ist das da für ein Schloß, das sich vor uns erhebt?

Gans v. P. Es ist mein Schloß Wolfshagen. Wir reiten ein, weil ich von dort noch Knechte mitnehmen will, die sich anschließen, und unseren Zug verstärken sollen.

Nicht gar lange nachher war man vor dem Thore des Schlosses, hielt sich jedoch nicht länger auf, als nöthig war, der drückendsten Tageshitze auszuweichen. Dann ging es weiter über Retzin, Kl. Gottschow, Krampfer und Viesecke nach Kleetzke, wo man die Nacht zuzubringen beschloß.

Kaum graute der Tag, so wurde zum Aufbruche geblasen, um die Morgenkühle zu benutzen. Bald darauf zog die Schaar zum Dorfe hinaus, auf einem Wege, der Gans v. Putlitz durch seinen früheren Verkehr sehr genau bekannt war. Er gedachte dessen oft, und verlor sich in Erinnerungen. Schade, rief er endlich, schade um meine wackeren Quitzows! Wären sie noch in ihrer früheren Lage, so machten sie diesen Zug mit, und es sollte uns wohl bekommen. Ich hatte sie gar gern, und ihr Unglück geht mir noch immer tief zu Herzen.

Balthasar. Mir sind sie nicht genau bekannt geworden; nur hab' ich von vielen gehört, daß sie mit ihnen nicht zufrieden waren. Ich selber kann den Dietrich nicht rühmen. Er stand mir im vorigen Jahre gegenüber, und hat mir vielen Schaden gethan, auch einen Mann des Bischofs von Havelberg zu Schanden gehauen. Ich halte sie für Raufbolde und Unruhstifter.

Gans v. P. Da thut ihr ihnen Unrecht, beides sind sie nicht. Aber sie fühlten ihre Kraft, und ließen sich kein Unrecht

---

[1]) Kantzows Pomerania von Kosegarten Th. I. S. 444.
[2]) Detmars Chronik bei Grotuff Th. II. S. 462. Anmerk.

gefallen, dazu kam, daß ſie in der Regel klüger waren, als die, mit denen ſie zu thun hatten, bis ſie endlich auf einen ſtießen, der klüger und mächtiger war, als ſie. Das war ihr Unglück, und zugleich ihr Unrecht.

Balthaſar. Ihr ſcheint viel auf ſie zu halten, und darum nicht zu ſehen, daß ihnen wohl noch Manches zur Laſt gelegt werden könnte. Wo mag denn Dietrich jetzt ſein? Herzog Ulrich hatte ihn fortgeſchickt?

Gans v. P. Er iſt zu Herzog Erich von der Leine nach Salzderhelden gezogen, wo er ſich meines Wiſſens noch befindet [1]).

Balthaſar. Wie iſt er dahin gerathen?

Gans v. P. Sehr wahrſcheinlich durch Herzog Erichs Tochter Eliſabeth. Dieſe war an den Herzog Bogislaff von Stettin, Swantebors Bruder, verheirathet, und lernte Dietrich durch den Feldzug, den er mit den Pommern und Ruppinern im J. 1401 nach dem Barnim machte, kennen. Sie fühlte für ihn viel Wohlwollen, und hat ihm daſſelbe bewahrt. Als Bogislaff im J. 1404 ſtarb, wurde ſie Wittwe, und bezog ihren Wittwenſitz; Kinder waren nicht vorhanden. Swantebor aber kaufte ihr das Leibgedinge ab, ſie verließ Pommern, ging nach ihrem Geburtslande zurück, und trat in das Jungfrauenkloſter zu Gandersheim ein, wo ſie noch jetzt lebt. Ihre ältere Schweſter Agnes iſt Aebtiſſin dieſes Kloſters [2]).

Balthaſar. Und ihr meint, ſie ſei daran Schuld geweſen, daß Dietrich nach Salzderhelden gegangen?

Gans v. P. Ja. Herzog Erich iſt der Sohn Herzog Albrechts II. von Braunſchweig, Herr zu Grubenhagen, Salz und Einbeck [3]). Früher wohnten die Herren auf dem uralten Schloſſe Grubenhagen. Albrecht eroberte nach dem Abſterben des Letzten aus der edlen Familie der von Helden Schloß und

---

1) Die Vermuthung von Buchholz, daß er nach Lauenburg gegangen, iſt eine durchaus unbegründete, obgleich ſie vielfach nachgeſchrieben worden. Haftiz und Angelus ſagen ausdrücklich zu Erich von der Leine, und nur ihnen darf man hier folgen.

2) Bunting Braunſchweig Lüneburg. Chronik von Maybaum, S. 584. — Kantzows Pomerania v. Koſegarten Th. I. S. 431. — Chronic. picturat. in Leibnitz. Script. T. III. p. 392.

3) Erath, Hiſt. Nachricht von den Erbtheilungen im Braunſch.-Lüneburgſchen Hauſe S. 8.

Stadt Salz, gewöhnlich Salzderhelden genannt, und weil er ſich meiſtens daſelbſt aufhielt, hieß er gewöhnlich der Herzog zum Salz. Er war ein unruhiger Mann, und liebte es, Streifzüge in die Länder der Nachbarn zu unternehmen; berühmte, wackere und tapfere Kriegshelden waren ihm darum ſehr willkommen. Alle ſeine Schlöſſer hatte er mit ſolchen beſetzt, die theils mit, theils ohne ſein Wiſſen und Wollen nach allen Seiten hin Streifzüge machten, und nicht bloß das Land, ſondern auch die Straßen plünderten [1]). Natürlich war er dadurch oft in Kriege mit den Nachbarn verwickelt, unter welchen beſonders der Markgraf von Meißen ihm hart mitſpielte. Sein Land befand ſich dabei ſehr übel, denn der Markgraf war mit der unerhört großen Zahl von achtzehn tauſend Mann gekommen. Nach vielen Kriegen ſtarb er im Jahre 1397, und ließ ſeinen einzigen Sohn Erich zurück. Sein Oheim, Herzog Friedrich von Oſterode, führte als ſein Vormund die Regierung, ungeachtet Erich ſchon in den Dreißiger Jahren, ja ſelbſt den Vierzigern nahe war. Weshalb dies geſchehen, iſt mir nicht bekannt, aber im Jahre 1401 übernahm er ſelber die Regierung. Er iſt ein friedfertiger Herr, dennoch konnte er eine Fehde nicht vermeiden, deren Grund ich nicht angeben kann. Sie betraf vielleicht Grenzſtreitigkeiten. Die drei Söhne Heinrichs mit der rothen Platte, Grafen von Hohenſtein und Lohra, nämlich Graf Heinrich der Stolze, Graf Ernſt und Graf Günther, alle drei noch jung, kündigten dem Herzoge Erich im vorigen Jahre Fehde an, und rüſteten ſich, ihm ins Land zu fallen.

Balthaſar. Aha, und Herzog Erich in ſeiner friedliebenden Weiſe hat gewiß alle Hände voll zu thun gefunden, um ſich in den Stand zu ſetzen, ihrem Einfalle zu begegnen. Ich kenne das aus eigener Erfahrung.

Gans v. P. Ihr habts errathen, aber es lag ihm auch daran, tüchtige Leute zu werben, die den Krieg führen könnten. Da hat ihn nun ſeine Schweſter in Gandersheim ohne Zweifel auf Dietrich von Quitzow aufmerkſam gemacht, wenigſtens ließ der Herzog Erich an ihn eine Einladung ergehen, während Dietrich im vorigen Herbſte vor Schloß Laue lag, und ſie kam wenige Stunden vor der Aufhebung der Belagerung an,

---

[1]) Bunting a. a. O. S. 581.

alſo gar ſehr gelegen. Dietrich beurlaubte ſich bei Herzog Ulrich, und zog ab. Dieſer durfte ihn ohnehin nicht länger behalten.

Balthaſar. Ich war froh, als er unſere Gegend verließ. Seine Nähe zog mir die Bruſt zuſammen, denn ihr mögt ihn loben, ſo viel ihr wollt, ein gefährlicher Mann iſt er immer, und umſonſt iſt er weder in die Reichsacht verfallen, noch um ſeine Schlöſſer gekommen.

Gans v. P. Ihr kennt das Einzelne nicht, und haltet euch nur an den äußern Schein. Wäre der Markgraf nicht ein ſo tüchtiger Mann, es wäre alles anders gekommen, und die Quitzows ſtänden hochgeehrt da. Doch hört weiter. — Nach wenigen Tagen kam Dietrich in Begleitung einiger Knechte in Salzderhelden, einem kleinen Orte mit einem feſten Schloſſe, an der Leine gelegen, an. Er fand hier bereits viele andere Kriegsleute, welche Herzog Erich verſchrieben hatte, und wurde wohl aufgenommen. Wenige Tage nachher rückte er ins Feld, und der Krieg begann. Es läßt ſich glauben, daß Dietrichs Rath dem Herzoge ſehr zu ſtatten gekommen iſt.

Balthaſar. Das bezweifle ich nicht, denn den Krieg verſteht er.

Gans v. P. Die Grafen von Hohenſtein hatten viele Thüringer herangezogen, und ſich mit ihnen verſtärkt. Beim Dorfe Oſterhagen an der Ruchſe kam es endlich zu einem Treffen, in welchem es hart her ging. Es fand gegen Ende des vergangenen Jahres ſtatt. Beide Theile verloren viel Menſchen an Todten, Verwundeten und Gefangenen, aber Herzog Erich behielt das Feld, und Herzog Heinrich von Hohenſtein ſelber wurde mit vielen guten Leuten aus Thüringen gefangen. Dagegen griffen Heinrichs Leute auch nicht wenige von Erichs Schaar, und führten ſie hinweg nach Elrich auf dem Harze [1]). Ob die Sache ſchon zu Ende iſt, weiß ich nicht, denn ſeit dem Februar habe ich von Quitzow keine Nachricht, und es iſt mir nicht einmal bekannt, ob er ſich noch in Salzderhelden befindet. Wie ſehr iſt er zu bedauern, daß er ſich jetzt fern vom Vaterlande in der Welt umhertreiben, und von der Fürſten Gnade leben muß, was ihm

---

1) Bunting a. a. O. S. 584. — Rufus, Chronik bei Grotuff Th. II. S. 486. — Spangenbergs Sächſiſche Chronik S. 516.

gewiß schwer ankommt, denn nichts war ihm von jeher mehr zuwider.

Balthasar. Das Glück hat ihn verlassen.

Gans v. P. Ja wohl das Glück. Wäre ihm dasselbe nicht untreu geworden, so ritte er heute mit uns. Euch darf ichs wohl gestehen, er war nicht straffälliger als ich, wenn überhaupt Strafe statt finden sollte. Dort rechts, jenseits des Waldes liegt sein Stammschloß Quitzhövel. Wie manchen frohen Tag habe ich da in seiner und seines Bruders Gesellschaft zugebracht! — Glaubt mirs, es waren wackere, tapfere Leute, von vielem Verstande und ehrenhaften Grundsätzen. Ihr ganzes Unglück wars, daß sie zwanzig Jahre zu spät auf die Welt gekommen sind. Man glaubt nicht, wie viel darauf ankommt. Grundsätze des Lebens veralten, die Zeit entwächst ihnen, und sie passen nicht mehr zum Laufe der Welt. Ihr Träger findet sich von ihm gedrängt, und wird in einen Winkel geschoben, ehe er inne wird, was mit ihm geschehen, noch weniger, warum es so kam. Ist er ein Mann von Kraft, wie die Quitzows es waren, so will er wohl widerstehen, und stemmt sich entgegen. Gefährliches Beginnen! Er wird zermalmt, während er früher — zuweilen auch wohl später, sich lustig auf dem Strome gehalten, und alle Welt ihm Beifall zugerufen hätte.

Balthasar. Ihr habt ganz recht. Der Mensch muß sich in die Zeit schicken lernen, und jede verlangts auf andere Weise. Drum taugt es nicht, an Grundsätzen zu hängen; je schneller man sie los wird, um so eher kann man sich andere anschaffen.

Gans v. P. Das habe ich nicht sagen wollen. Es giebt Grundsätze, die man sein Lebelang festhalten muß, und die der Mann von Ehre nicht wechseln darf.

Balthasar. Wißt ihr denn so genau, welche man wechseln, und welche man festhalten muß? Das ist schwer zu unterscheiden, und dazu gehört ein gelehrterer Kopf, als der meinige, und selbst bei vieler Gelehrsamkeit muß es noch Kopfzerbrechens genug machen. Will man sie alle festhalten, so wird man eigensinnig, und macht sich, wie ihr ganz richtig sagt, unglücklich. Drum ist es besser, man hält keinen Grundsatz fest, dann schwimmt man auf dem Strome der Zeit ohne alle Schwierigkeit, und ist immer oben auf.

Gans v. P. Da sprecht ihr eine gefährliche Lehre aus,

und ich möchte nicht danach handeln. Auch weiß ich, daß ihr sie nicht befolgt. Ihr wäret sonst nicht der Ehrenmann, der ihr seid.

Balthasar. Da habt ihr recht. Man ist manchmal eigensinniger, als es gut ist, und in den meisten Fällen handelt man, ohne erst lange nach Grundsätzen zu fragen. Ich wäre manchmal in verwünschter Verlegenheit, wenn ich hinterher danach gefragt würde.

Gans v. P. Euer aufrichtiges Geständniß kann zuletzt wohl Jeder mehr oder weniger ablegen. Wo das Gewissen in dem Menschen lebendig ist, bedarf es auch nicht immer der deutlich erkannten Grundsätze. Aber seht, da haben wir uns so unbemerkt nach Havelberg hingeplaudert. Dort vor uns erhebt sich schon der Dom. Ich denke, wir rasten ein Paar Stunden in der Stadt.

Nicht lange nachher stand man am Thore, und begehrte den Einlaß, so wie Erlaubniß, sich einige Stunden aufhalten zu dürfen. Sie wurde nach einiger Zeit ertheilt. In der Stadt wurde der Zug in verschiedene Herbergen verlegt. Man machte hier Mittag. Zwei Stunden später zog man zum entgegengesetzten Thore hinaus, und betrat gleich darauf die magdeburgische Grenze, war also nun in Feindesland. Ein Hospital bezeichnete sie. In geringer Entfernung vor ihnen lag die Stadt Sandau oder Sandow, zu welchem es gehörte. Sie war das Ziel unseres Kriegszuges, der ein ansehnliches Belagerungsgeräth auf Wagen mit sich führte, so wie einige Steinbüchsen. Eine Stunde später hatte man die Stadt erreicht, die, von der Annäherung der Feinde unterrichtet, Vorkehrungen getroffen, und sich gut bewahrt hatte.

In gewohnter Weise wurde die Stadt umlegt, und das Lager aufgeschlagen. Drinnen in der Burg befehligte, wie man erfuhr, Heinrich von Isenburg. Warum Claus von Quitzow nicht darin befehligte, ist bisher nicht ermittelt. Wahrscheinlich war die Stadt von ihm eingelöset worden, doch muß sie ihm nachher wieder verpfändet worden sein. Am nächsten Tage errichtete man eine Schanze für die Steinbüchsen, und begrüßte mit ihnen die Stadt, die zur Verwunderung unserer Meklenburger den Gruß in gleicher Weise erwiederte. Die Anwendung der Büchsen wurde jetzt schon allgemeiner, und ihre Einrichtung, wie ihre Handhabung,

war vervollkommnet, aber ſie erregten überall noch großen Schrekken, und verbreiteten mehr Furcht, als ſie ſchadeten.

Die Beſchießung dauerte auch am Mittwoch und Donnerſtag den 13. und 14. Auguſt fort. Letzterer Tag war die Vigilia von Maria Himmelfahrt, oder unſer lieben Frauen Abend der Scheidung, wie er auch genannt wurde. Das Feſt der Himmelfahrt der heiligen Jungfrau war eines der höchſten Kirchenfeſte, und wurde zugleich als eines der heiterſten und fröhlichſten angeſehen. Es hatte gar viele Benennungen. Unſerer Frauen Tag der Ehren, der große Frauentag, Maria in den Oegſten (Auguſt, auch Erndte), unſerer Frauen Wurzweihe, unſerer Frauen Krautweihung, ſind ſämmtlich Benennungen dieſes hohen Feſtes. Es wurde mit allem Pompe der Kirche ſelbſt in der bedrängten Stadt eingeläutet, und auch im Lager ſchickte man ſich an, es feſtlich zu begehen, weshalb auch für morgen eine Waffenruhe anbefohlen wurde.

Am anderen Tage früh erklang überall das feſtliche Geläute. Im Lager hatten ſich einige fahrende Prieſter eingefunden, um die gottesdienſtlichen Verrichtungen zu übernehmen. Ehe der Gottesdienſt anfing, brachten die Knechte Sträuße von Kräutern und Blumen, Früchte und Wurzelgemüſe, und ließen ſie von den Geiſtlichen weihen. Mehr noch als hier im Lager war das in Städten und Dörfern Sitte. Die Mädchen banden von Würzkräutern dicke Sträuße, ſogenannte Wiſche, und ähnliche Sträuße von Blumen und Früchten an den Zweigen und Stielen, damit der Geiſtliche den Segen darüber ſpräche. Es gewährte am Morgen dieſes heitern Feſtes einen freudigen reizenden Anblick, die ganze Schaar geputzter blühender Mädchen, beladen mit den ſchönſten Blumen und Früchten zur Kirche wallen zu ſehen, wenn hoch vom Thurme feierlich die Glocken riefen, oder den wandelnden Garten, in welchem Blume auf Blume wuchs, im Dome in der magiſchen Beleuchtung der bunten Kirchenfenſter zu überblicken, wo ſich zwiſchen den mächtigen Sträußen von Kräutern und Blüthen die lieblichſten Mädchenköpfe hervordrängten, als wüchſen ſie mit jenen auf gleichem Boden, und tauchten nur aus dem Meere von Blumen empor, ſich des ſchönen Tages zu freuen, und durch ihren Anblick zu erheitern. Es hatte etwas Rührendes, wenn der Geiſtliche Blumen und Früchte ſegnete, und ſo ſelbſt die unempfindliche, aber das Herz des Menſchen belebende und ſtärkende

Pflanzenwelt an dem Segen der Kirche Theil nehmen ließ, deren schönste Produkte gewürdigt waren, Sinnbilder der hohen Himmelskönigin darzustellen. Von alten Zeiten her galten Rosen und Lilien als Blumen, welche die Tugenden der allerseligsten Jungfrau am würdigsten darstellten. Darum tönte heute von ihr im festlichen Chore: Circumdabant eam flores rosarum et Lilia convallium [1]). Man knüpfte an das Lieblichste der Erde das Lieblichste des Himmels, und hatte damit die Stufenleiter gefunden, auf welcher das Gefühl der Andacht und der religiösen Erhebung sich empor schwingen konnte zum Himmel. Früchte brachte man zur Kirche, weil ursprünglich die Kirche festgesetzt hatte, daß keine neue Frucht ungesegnet genossen werden dürfe, denn alles Irdische erhielt erst Werth durch eine geistige Weihe, als Träger des Geistigen, auf welches es stets zurückweisen sollte. Auch in seinem Genusse durfte das nicht vergessen werden. An diesem Feste konnten nun die Erstlinge der Erndte des Jahres dargebracht werden, und es geschah mit Freuden. Lange hoben sich die Mädchen jene Sträuße auf, die wohl in mancher Beziehung die Stelle unseres Vergißmeinnicht vertreten mochten, an welche sich vielleicht manche liebe Erinnerung hing. Abergläubige Mädchen aber benutzten sie auch gegen Teufel, Hexen und Gewitter, die dem Mittelalter als entschiedene Gegensätze alles Geweiheten erschienen.

So freundlich konnte das Fest im Lager freilich nicht gefeiert werden, wenn auch die wenigen Frauenzimmer, welche mitgezogen waren, das Mögliche thaten. Die Knechte kümmerten sich mehr um die Früchte, als um die Blumen, und wenn sie deren auch nicht wenig herbei schleppten, so war der Anblick doch weder so malerisch noch so lieblich. Indessen ließ man es nicht an Andacht fehlen, und feierte das Fest, so gut sichs thun ließ.

Mit dem nächstfolgenden Tage fing das Schießen wieder an, konnte aber mit den wenigen Stücken nur unkräftig fortgesetzt werden, und wenn nichts weiter vorgenommen wurde, hätte man man vielleicht lange vor der Stadt liegen können. Gans von Putlitz schlug daher vor, am nächsten Tage zum Sturme zu schreiten, und Balthasar pflichtete ihm bei. Letzterer war in Sandow

---

[1]) Es umgaben sie die Blumen der Rose und die Lilien der Thäler (eigentlich Maiblumen).

genau bekannt, und vermöge dieſer Bekanntſchaft ſchien es ihm, als ob man durch Anwendung einer Liſt ſich der Stadt mit geringerer Mühe würde bemächtigen können. Er machte Gans mit ſeinem Plane bekannt, und auch dieſem ſchien er ausführbar. Noch heute ritten beide nach der von Balthaſar bezeichneten Stelle, um ſich die Lokalität genau zu beſehen.

Demgemäß ließen ſie am folgenden Tage den 17. Auguſt alle Sturmgeräthſchaften heranbringen, und gaben ihren Leuten den Befehl, ſich zum Sturme fertig zu halten. Balthaſar aber nahm einen Theil ſeiner Meklenburger, entfernte ſich von der Stadt ſo weit, daß er von ihr aus nicht geſehen werden konnte, und zog auf einem großen Umwege an die Elbe, an deren Ufer er ſich der Stadt wieder näherte, ſo weit er es, gedeckt von dem Ufer und ſeinen Gebüſchen, vermochte. Er kam auf dieſe Weiſe ziemlich nahe heran. Er führte einen Brückenwagen mit ſich, ſo wie eine Sprengſchraube. Hier nahe an der Stadt, machte er Halt, und wartete das Weitere ab.

Der Mittag war heran gekommen, als Gans von Putlitz den Befehl gab, die Stadt anzurennen. Er ſtand ſüdöſtlich von der Stadt, während ſich Balthaſar an der Nordweſtecke befand. Heinrich von Iſenburg hatte die Anſtalten zum Sturme bemerkt, und ſeine Leute wie die Bürger in Bereitſchaft geſetzt, den Sturm abzuſchlagen. Alle waren nach der ſüdlichen Mauer beordert, wo die Sturmgeräthſchaften außen aufgehäuft waren. Die Büchſen hatten heute noch nicht gefeuert. Jetzt ließ Gans von Putlitz eine als Signal abſchießen, und ſo wie ihr Donner verhallte, ging es vorwärts. Nun knallten auch die feindlichen Büchſen aller Art, denn man feuerte auch mit Handbüchſen, die Bolzen ziſchten durch die Luft, und mit allen Mitteln, die dem Feinde zu Gebote ſtanden, ſuchte er den Uebergang über den Graben zu verhindern. Er wurde ſehr erſchwert, denn die auf der Mauer wehrten ſich tapfer. Allein Putlitzs Anſtrengungen gelang es doch, ihn zuletzt zu erzwingen, und nunmehr wurden die Sturmleitern angeſetzt.

Während dies geſah, war Balthaſar mit ſeinen Leuten, ſo wie er den erſten Büchſenſchuß vernahm, aus ſeinem Verſtecke hervorgebrochen, und hatte ſich ebenfalls dem Graben genähert. Dieſer Theil der Mauer war nicht beſetzt, weil man hier keinen Feind, noch weniger einen feindlichen Angriff vermuthete. Nur

ein Mann ſtand in einer Blende Wacht, und erhob Lärmen; man ſchoß nach ihm, ohne zu treffen. Sein Lärmgeſchrei wirkte wenig, denn alle Mannſchaft war nach der Seite hingelaufen, von welcher Gans von Putlitz die Stadt angriff. Balthaſar ſchob ſeinen Brückenwagen vor, und ging damit ohne Hinderniß über den Graben. Jenſeit deſſelben befand ſich in der Mauer eine ſogenannte Waſſerpforte, welche nach der Elbe hin führte, und zur Bequemlichkeit der in der Nachbarſchaft wohnenden Bürger angelegt war, um nach dem Waſſer gelangen zu können, ohne ein Thor zu paſſiren. Die Pforte war geſchloſſen, Balthaſar ließ das Brechzeug anſetzen, und ſprengte die Thür damit ohne große Schwierigkeit. Dahinter ſtanden zwar einige Bürger, welche ſich zur Wehre ſetzen wollten, und muthig auf die zuerſt Eindringenden losſchlugen. Was aber vermochten ſo wenige gegen ſo viele? Sie waren raſch überwältigt, und durch die kleine Pforte ergoß ſich der Strom der Feinde, die, ohne Widerſtand zu finden, in die Stadt drangen.

Eben waren draußen die Sturmleitern angeſetzt worden, und die Putlitzſchen bemüht, ſie zu beſteigen, während Heinrich von Iſenburg mit den Seinigen oben auf der Mauer ihnen dies mit Aufbietung aller Kräfte zu verwehren ſuchten, als Balthaſar im Rücken der letzteren erſchien, und dieſe ſich nun von vorn und von hinten angegriffen fanden. Beiden Feinden konnten ſie nicht die Spitze bieten, in großer Verwirrung verließen ſie die Mauer, die auf der Stelle erſtiegen war, während ſie unten dem Feinde in die Hände fielen. Sie waren gefangen und die Stadt war genommen.

Fünftes Kapitel.

Erzbiſchof Günther hatte ſogleich, als er erfuhr, daß der Feind vor Sandow erſchienen ſei, an Markgraf Friedrich von Brandenburg geſchrieben, und ihn kraft des beſtehenden Bündniſſes aufgefordert, einzuſchreiten, und ſeinen beiden Vaſallen, dem Gans v. Putlitz wie dem Herrn von Wenden zu befehlen, ſich zurück zu ziehen, und nöthigenfalls ihm zu Hülfe zu kommen. Während er noch auf Antwort wartete, erhielt er am Abend des 17. Auguſts die Nachricht, daß Sandow am Mittage deſſelben Tages genommen ſei.

Dieſe Nachricht überraſchte ihn im hohen Maaße, und brachte ihn faſt außer ſich. Er lag am Fieber krank danieder, aber er vergaß in ſeiner Aufregung Krankheit und alles andere, und gab ergrimmt und zornig die gemeſſenſten Befehle, ſeine Vaſallen aufzubieten, weil er ſelber morgenden Tages aufbrechen, und den Feinden Sandow wieder entreißen wolle. Keine Einwendungen ſeines Arztes oder ſeiner Untergebenen fruchteten. Es war ein neuer Geiſt in ihn gefahren, er fühlte keine Krankheit, und ordnete mit großer Thätigkeit alles zu dem bevorſtehenden Aufbruche an. Die Stadt Magdeburg mußte eine anſehnliche Zahl Kriegsvolk zu dieſem Zuge ſtellen, und was er an Bewaffneten in der Nähe hatte, ſich anſchließen. Darauf ſetzte er ſich zu Schiffe, und fuhr die Elbe hinunter, weil er ſich zu entkräftet fühlte, um den Weg zu Pferde zu machen, ſein reiſiges Volk aber begab ſich zu Lande nach Sandow.

Es war am 19. Auguſt, gegen Abend, als er die Thürme der Stadt Sandow erblickte, denn die Schiffer hatten ſelbſt die Nacht hindurch fahren müſſen. Neue Wuth ergriff ihn bei dieſem Anblicke, er wurde kirſchbraun im Geſichte, und ſeiner Umgebung fing an, bange zu werden. Theils waren Domherren, theils adliche Kriegsleute zur Begleitung mitgenommen. Raſch wandte man ein Mittel an, das in ähnlichen Fällen oft gute Dienſte geleiſtet hatte. Man ſchob den Heyſo von Steinfurth

vor, der vortrefflich ſchimpfen konnte, und der Erzbiſchof hatte ihn in ſolchen Momenten gern.

Da liegt das verdammte Neſt, ſchrie Günther, in welchem jetzt die vermaledeieten Räuber horſten. Ginge es nach dem Rechte, ſo müßte die Gans von Putlitz noch ein Gefangener ſein, — mein Gefangener müßte er ſein, — und nun läßt ihn dieſer tückiſche Schleicher von einem Pfaffen in Brandenburg los, daß er mir meine Städte wegnimmt, der kirchenſchänderiſche Bube! Iſt das recht?

Heyſo. Möge ihn Gott verdammen in alle Ewigkeit, den heuchleriſchen Schurken, den heimtückiſchen Böſewicht!

Günther. Welchen meint ihr?

Heyſo. Alle beide.

Günther. Ueber einen Geiſtlichen dürft ihr keinen Fluch ausſprechen, denn ihr ſeid nur ein Laye. Das merkt euch, und nehmt euch nicht mehr heraus, als euch geziemt.

Heyſo. Ich meine den Gans von Putlitz, den gott- und ehrvergeſſenen niederträchtigen Schuft, dieſe Aasgrube voll Schmutz und Unfluth, die auf zehn Meilen Weges die Luft verpeſtet, ſo dick, daß man ſie wie Käſe ſchneiden kann.

Günther. Und das erlaubt dieſer neugebackene Markgraf von Brandenburg, er löſet dem Raſenden die Kette, und läßt ihn entſpringen, mag ſeinen Nachbarn und Verbündeten daraus Schaden entſtehen oder nicht.

Heyſo. Eine bodenloſe unergründliche Dummheit! Die Dummheit von zehn tauſend dummen Köpfen zuſammen gethan, reicht ihr noch nicht das Waſſer.

Günther. Nein Heyſo. Das iſt nicht allein dumm, das iſt auch ſchlecht, ganz gegen alle Verträge.

Heyſo. Freilich! Eine Dummheit von ſolcher Größe iſt immer ſchlecht, grundſchlecht. Mir iſt dieſer Markgraf in den Tod zuwider, und ich denke, ich faſſe ihn noch einmal. Gnade Gott ihm vor meinem Gnade Gott. —

Günther. Dieſen Putlitz muß ich haben. Wir müſſen ihn fangen! Dann ſoll er den Unterſchied zwiſchen einem erzbiſchöflichen und einem biſchöflichen Gefängniß kennen lernen. So lange noch ein Gebein von ihm vorhanden iſt, wird er nicht frei.

Heyſo. Iſt ihm ganz recht. Ich würde ſagen, laßt ihn hängen, erſäufen, köpfen, verbrennen oder rädern. Aber die

Raben, die ſeinen Leib zerhacken, fliegen mit dem Fleiſche davon, und nicht ein Fetzen muß frei werden von dem Schandbuben, dem querköpfigen Galgenvogel. Er iſt, hol mich der Teufel, für jeden ehrlichen Galgen viel zu ſchlecht, der ſich vor ihm voll Graus ſo lange ſchüttelt, bis er ihn abgeworfen hat. Eingemauert muß er werden, in pace, daß ihn weder Sonne noch Mond beſcheint.

Günther. Der Schändliche! Mich ſo boshaft zu bekriegen!

Heyſo. Abſcheulich! Solch ein abgefeimtes überſchäumendes Faß voll Bosheit. Und ginge bei jedem Schritte eine Schlechtigkeit von ihm, er könnte bis Jeruſalem wallfahrten, man merkte noch nicht einmal, daß er etwas los geworden wäre.

Wir glauben indeſſen, das Geſpräch nicht weiter mittheilen zu dürfen, denn Heyſo überbot ſich in ſtarken Ausdrücken auf eine ſo kräftige Weiſe, daß es zuletzt ſelbſt dem Erzbiſchof zu viel wurde, beſonders als dieſer ſich etwas ruhiger geſprochen hatte. Er ſchwieg daher endlich, und gleich darauf legte das Schiff an, und alle ſtiegen aus.

Am anderen Tage, den 20., hatte er drei hundert Gewappnete um ſich verſammelt, mit welchen er die Stadt umlegte. Man ſah aus den Anſtalten, mit welchem Ernſte der Erzbiſchof die Sache behandelte. Eine Menge Sturmzeug und eine gute Anzahl Steinbüchſen kamen zu Schiffe nach, und die Zahl der zu den Gewappneten gehörigen Knechte, welche zum Theil auch jetzt erſt anlangten, war nicht unbedeutend. Die Beſchießung der Stadt begann, aber Gans v. Putlitz antwortete kräftig, denn ſein Geſchütz war um das in der Stadt vorgefundene vermehrt, auch hatte er hinreichende Munition vorgefunden. Die Büchſen donnerten mehrere Tage, ohne daß ſich ermitteln ließ, wie viel den Feinden in der Stadt dadurch geſchadet würde. Dagegen wurde aus der Stadt ſehr gut geſchoſſen, und die Magdeburger verloren viel Leute. Dieſer geringe Erfolg ſeiner Anſtrengungen und der bedeutende Verluſt ſteigerten die Wuth Günthers immer mehr. Wäre es möglich geweſen, er hätte ſich blind raſend auf die Stadt geſtürzt, und verſucht, ſie in tollem Anlaufe zu nehmen. Die ruhigeren unter ſeinen Heerführern aber riethen, den Feind erſt noch mehr mürbe zu machen, ehe man einen Sturm

unternähme. Dieſer ſchien jedoch gut bei Kräften zu ſein, denn es war keine Abnahme in ſeiner Vertheidigung zu ſpüren.

So war eine Woche vergangen, Günthers Ungeduld kannte keine Grenzen, und noch immer war man auf dem alten Flecke. Der 27. Auguſt war angebrochen. Man hatte die Stadt durch ſtetes Beſchießen hart geängſtigt, aber dabei viel Menſchen verloren. Jeder Tag forderte ſeine Opfer. Länger mochte Günther die Sache nicht mit anſehen. Mag die ganze Stadt darauf gehen, ſchrie er, und alles, was darin iſt, braten oder verbrennen, wenn nur die Feinde ſie nicht behalten. Schießt Feuer in die Stadt, und wenn ſie brennt, ſo ſtürmt und nehmt ſie. Ich will doch ſehen, ob die Gewalt mit dem guten Rechte vereint nicht zuletzt ſiegen ſollen.

Die Büchſen wurden mit Zündkugeln geladen, und brennend fielen dieſe auf die Strohdächer der Stadt, die nur zu willig das Feuer aufnahmen. Raſch folgte eine Kugel der andern, immer nach verſchiedenen Punkten gerichtet. Wohl müheten ſich die Bürger zu löſchen, allein ſtets erneuerte ſich der Zündſtoff, und ehe eine Viertelſtunde verging, ſtand die ganze Stadt in Flammen. Jetzt wurde das Signal zum Sturm gegeben. Es kam denen in der Stadt nicht unvermuthet, denn ſie hatten die Abſicht des Feindes errathen, und ſich in den Stand geſetzt, ihr zu begegnen. Daher waren die Mauern gut beſetzt, und alle Erforderniſſe in Bereitſchaft gehalten. So wie die Magdeburger vorrückten, wurden ſie von einem gut unterhaltenen und ſehr wirkſamen Feuer aus Handbüchſen empfangen, denen ſich die Bolzen zugeſellten, da man nicht jeden mit einer Büchſe bewaffnen konnte. Gar mancher Magdeburger wurde in den Sand geſtreckt, ehe er den Graben erreichte, noch mehrere, ehe er überſchritten war. Drinnen brauſete indeſſen die Feuerflamme wie ein wogendes Feuermeer über der ganzen Stadt, und eben erſtarb der wimmernde Ton der Sturmglocke, die ihr Sterbelied geſungen hatte, denn ſie ſchmolz zuſammen.

Der Graben war überſchritten, aber noch niemals hatte dieſe Operation ſo viel Menſchen gekoſtet. Die Stadt ward offenbar ſehr tapfer und mit großer Umſicht vertheidigt. Jetzt ſetzte man die Sturmleitern an, aber keine brachte man zum Stehen; mit mächtigen Haken ſtieß man ſie zur Seite, ja man verſuchte ſelbſt, ſie herüber zu ziehen. Mit großer Kraft mußten

ſie unten feſt gehalten werden, und nunmehr fingen die Magdeburger an, in die Höhe zu ſteigen. Der Feind ſetzte ſogleich diejenigen Mittel in Bewegung, wodurch dies verhindert wurde, und hatte den ſchon längſt bekannten noch neue hinzugefügt, indem er den hinauf Kletternden eine Menge Feuerwerksſtücke entgegenſchickte, die Verwirrung und Schrecken unter ſie brachten. Dazwiſchen donnerten die Handbüchſen unausgeſetzt, und bald war der Fuß der Mauer mit Verwundeten und Sterbenden dicht bedeckt. Immer zaghafter betraten die Nachfolgenden die Leiter, von welcher ihre Vordermänner, wie vom Blitz getroffen, herabſtürzten. Vergebens ſandte Günther aus der Entfernung, in welcher er zuſah, Boten auf Boten, um den geſunkenen Muth der Seinen von neuem zu entflammen, vergebens bot er Belohnung auf Belohnung. Hier und da erreichte einer oder der andere wohl den Kranz der Mauer, aber eben ſo ſchnell war er auch wieder unten, um ſobald nicht wieder aufzuſtehen. Endlich war nur ein kleines Häuflein noch übrig, das nicht auf den Leitern geweſen. Auch dieſe mußten hinan, und theilten das Schickſal ihrer Vorgänger. Günther raufte ſich in halber Verzweiflung faſt die Haare aus, kaum wagte er es ſich zu geſtehen, daß er eine vollſtändige Niederlage erlitten habe, und dennoch war er gezwungen, zum Rückzuge blaſen zu laſſen, weil es beinahe keinen Mann gab, der nicht mehr oder weniger beſchädigt war. Sein Heer war ſo ſehr geſchwächt, daß er die Belagerung nothgedrungen aufheben mußte. Troſtlos zog er mit den Seinigen nach Hauſe, und überließ dem Feinde die eingeäſcherte Stadt. Er ſelber hatte einen bedeutenden Verluſt. Der Stadt Magdeburg verurſachte dieſer Zug über zweitauſend Gulden Koſten [1]).

Jetzt wandte ſich des Erzbiſchofs Zorn ausſchließlich gegen den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, der nichts gethan hatte, dies Unglück von ihm abzuwenden, und den er doch als die eigentliche Urſach deſſelben betrachten zu müſſen glaubte, weil er dem Putlitz die Freiheit gegeben. Eine feindſelige erbitterte Geſinnung gegen denſelben, griff bei ihm Platz, und nunmehr brauchte er ſeines Bedünkens um ſo weniger Rückſichten auf frühere Verträge nehmen zu dürfen, als ohnehin die Streitigkeiten

[1]) Magdeburg. Chronik. S. 37. f. — Chronicon Magdeburgicum ap. Meibom p. 352. — Dreſſer, Sächſ. Chronik S. 399. 400. — Walter Singul. Magdeb. II. 58. Rathmann, Geſch. von Magdeb. III. 42.

wegen Görzke und Plaue ſchon Grund genug zu einem Bruche gaben. Wohlan, ſprach er, ich will ihm wieder vergelten, dieſem Markgrafen! Habe ich doch auch noch einen Gefangenen aus jener Zeit in meinen Händen. Ich werde ihn freigeben, ohne den Markgrafen zu fragen, wie er mich nicht gefragt hat, als er dem Putlitz die Freiheit gab, und dem Wichart von Rochow, aber unter der Bedingung ſoll Johann von Quitzow frei werden, wenn er ſich verbindet, die Mark zu befehden, und dazu wird es nicht viel Zuredens bedürfen [1]). Kocht doch gewiß in ſeinem Buſen eben ſo gut Groll und Rache gegen den Markgrafen, als in dem meinigen, und dazu mag ihm Friedrich wohl Urſach genug gegeben haben. Ich habe zwar die Quitzows nie recht leiden können, aber Ehrenmänner waren ſie doch, und wenn ſie dieſen Markgrafen nicht leiden konnten, ſo war ihnen das wahrhaftig nicht zu verdenken. Kann ich ihn doch auch nicht vertragen. Genau genommen, mag ihnen wohl leicht zu viel geſchehen ſein, vielleicht ſogar offenbares Unrecht. Gut; ich will es ausgleichen, ich werde Johann von Quitzow Tag geben, aber die Mark muß er bekriegen. Dann heißt es: wie du mir, ſo ich dir, das iſt der alte Spruch der Gerechtigkeit. Aber nein! Hat der Markgraf nicht zwei Gefangene frei gegeben? Ich nur einen? — — Was hindert mich denn, Dietrich von Quitzow zu berufen, und ihn gegen die Mark in meinen Dienſt zu nehmen? Trefflich erſonnen! Er kommt gewiß, wenn es gilt, ſeinen alten Feind zu bekämpfen, er kommt, er ſoll kommen! —

Der Erzbiſchof rieb ſich vergnügt die Hände, und ging in Gedanken verloren im Zimmer auf und ab. Dann klingelte er, ein Diener trat ein. Rufe mir den Schreiber, befahl er, und gleich darauf trat dieſer, ein Geiſtlicher, ins Zimmer. Setze dich, ſprach er, und fertige ein Schreiben an den Hauptmann des Schloſſes Calbe aus. Er ſoll Johann von Quitzow unter guter Bedeckung, doch guter Behandlung, ſogleich nach Magdeburg an mich hierher ſenden, aber ſchnell. Unterdeſſen gab der Biſchof den Befehl, daß ein Knecht ſatteln, und das Schreiben ſofort nach Calbe an der Saale bringen ſolle. Unmittelbar darauf ließ er ein Schreiben an Dietrich von Quitzow aufſetzen, in welchem er dieſem meldet, daß er ſeinem Bruder die Freiheit gegeben

[1]) Neue Mittheil. d. Thüringiſch-Sächſ. Vereins aus dem Gebiet hiſt. antiquar. Forſchungen Bd. II. S. 363.

habe, daß er in einem Kriege mit der Mark verwickelt sei, und ihm nicht allein erlaube, in sein Land zu kommen, sondern auch, wenn er es wünsche, ihn in seinen Dienst nehmen, und gegen die Mark beschäftigen wolle. Er möge daher, wenn ihm dies anstehe, sich baldmöglichst aufmachen. Mit diesem Schreiben fertigte er einen reitenden Boten nach Salzderhelden ab, der zugleich dem Herzog Erich zum Salz ein Brieflein überbringen sollte, in welchem er diesem bat, dem Boten Dietrichs gegenwärtigen Aufenthalt wissen zu lassen. Salzderhelden liegt von Magdeburg etwa achtzehn Meilen entfernt. — Dann gab er dem Geistlichen den Auftrag, sich nach Agnes von Quitzows Wohnung zu erkundigen, nnd ihm Bescheid zu bringen.

Am anderen Tage hatte Erzbischof Günther sich eben aus seinem Sorgenstuhle erhoben, und seinen Nachmittagsschlaf beendigt. Auf seinem Tische lag ein Schreiben seines Hauptmannes aus Jüterbock, das er vor wenigen Stunden empfangen, und in welchem dieser ihm meldete, daß es dort ziemlich kriegerisch aussähe, und die Niederlausitzer sich stark rüsteten. Schon im Mai hatte Günther der Niederlausitz mit einem Kriege gedrohet [1]), und der Landvogt derselben, Hans von Polenz, war dadurch so sehr in Schrecken gesetzt, daß er sich unmittelbar an König Wenzel um Hülfe gewandt hatte. Dieser befahl zu Ende Juni der Oberlausitz, ihrer Schwesterprovinz in dem bevorstehenden Kriege mit Magdeburg beizustehen [2]). Allein bisjetzt hatte Günther seine Schaaren noch zurückgehalten, weil ein Anschein zu gütlicher Ausgleichung der Sache vorhanden war. Der empfangene Brief schien diese Hoffnung zu zerstören. Kaum hatte sich der Erzbischof erhoben, so fiel sein Auge auf ihn, und verdüsterte sich sorgenvoll. Es ist eine verwünschte Zeit, sprach er, die Feinde schießen mir wie Pilze aus dem Boden auf. Mit dem Markgrafen von Meißen bin ich über dem Fuß gespannt, und ohne einen Krieg mit ihm wird es schwerlich abgehen. Mit der Niederlausitz bin ich es wegen dieses Hans von Polenz, der mit dem Markgrafen von Meißen eine Verbindung unterhält, die mir nachtheilig ist, und der nicht abgeneigt zu sein scheint, ihm beizustehen, wenn es erforderlich ist [3]). Mit dem Markgrafen von Branden-

1) Worbs Invent. diplom. Lusat. infer. p. 225.
2) A. a. O.
3) Neumann, Gesch. d. niederl. Landvögte Th. II. S. 55.

burg iſt der Krieg da, nicht minder mit dem Biſchofe von Brandenburg, mit Gans von Putlitz, und Balthaſar von Wenden, und mit Hans von Torgau muß ich brechen. Leicht möglich, daß mir der Brandenburger Markgraf nach ſeiner Weiſe noch einen anderen Feind auf den Hals hetzt. Es iſt nöthig, den Kopf oben zu behalten, und ſich mit Kraft zu wehren. Aber Anſtalten müſſen getroffen werden, und mit der Niederlauſitz muß man ſich nicht übereilen. Vielleicht läßt ſich die Sache mit Hans von Polenz noch wenden. Er ſcheint mir gefügig zu ſein, und noch will ich die Hoffnung nicht aufgeben, ihn für mich zu gewinnen.

Ein Geiſtlicher trat ins Zimmer, und meldete, Johann von Quitzow ſei ſo eben gebracht worden. Man ſoll ihn gleich hierher bringen, ich will ihn ſprechen, befahl Günther, und der Geiſtliche entfernte ſich. Bald darauf bewegten ſich über den hallenden Flur raſſelnde ſchwere Schritte, und Johann von Quitzow, gefeſſelt, trat von einigen Trabanten begleitet herein. Er verneigte ſich ſchweigend.

Ich grüße euch, Johann von Quitzow, ſprach der Erzbiſchof mit aller Würde ſeines Standes. Aber ihr ſeid gefeſſelt? Das iſt gegen meinen Willen. Nehmt ihm ſogleich die Feſſeln ab!

Während es geſchah, ſprach Quitzow: ſie ſind mir während der Reiſe angelegt worden.

Günther. Es iſt vergeſſen worden, dem Bertram zu ſchreiben, daß er euch ungefeſſelt ſenden ſollte. Aber mein Gott, wie blaß ſehet ihr aus, wie eingefallen!

Johann. Wenn man, wie ich, drittehalb Jahre im engen Kerker verwahrt ſitzt, in welchem kaum der Tag von der Nacht zu unterſcheiden iſt, darf das wohl nicht verwundern. Selbſt in den Feſſeln war es mir ein wohlthätiges Gefühl, nach ſo langer Zeit auf meiner jetzigen Reiſe wieder friſche Luft zu athmen.

Günther. Ja, ja, ihr habt es ſchlimm gehabt, und hätte ich Manches, was ich jetzt weiß, früher gewußt, ich würde euch für weniger ſchuldig gehalten haben. Nehmt Platz, ihr ſcheint müde zu ſein. (Er gab einem Edelknaben leiſe einen Auftrag und empfahl ihm Eile.)

Johann. Wollt ihr mir nicht wiſſen laſſen, was euer Begehr an mich iſt?

Günther. Gut, ihr ſollt es ſogleich erfahren. Ihr ſeid frei.

Johann. Wie? — Was sagt ihr? — Ihr scherzt grausam! —

Günther. Nein, nein! Es ist Ernst, ich gebe euch Tag.

Johann. Dank sei Gott, wenn ihr wahr sprecht, aber noch vermag ich es nicht zu glauben. Sagt mir, wem verdanke ich meine Freiheit?

Günther. Wem sonst als mir? Wer hätte sie euch denn außerdem verschaffen können?

Johann. Und ihr gebt mich ohne Schatzung frei? — Hat sich Jemand für mich verwendet? —

Günther. Niemand, und ich begehre keine Schatzung. Ihr werdet euch auf andere Weise dankbar zeigen können, wenn ihr mir Dank schuldig zu sein glaubt.

Johann. Verzeiht, ich fühle mich angegriffen; o gewiß, ich bin euch dankbar, — aber zürnt nicht, ich halte mich noch nicht frei, und kann es nicht, bevor nicht dieses Dunkel schwindet.

Günther. Thörigter Grübler. Was sinnt und sucht ihr nach der Ursache? Genießt eure Freiheit, ohne lange zu fragen, wo sie herkommt. Der Mensch gewinnt dadurch selten. Allein um eurer Schwachheit zu Hülfe zu kommen, will ich es euch sagen. Ich habe gefunden, ihr seid zu hart behandelt worden. Für das, was ihr verbrochen, habt ihr genug gebüßt, und weil ich das eingesehen, gebe ich euch, ohne weitere Entschädigung, die Freiheit.

Johann. Ehrwürdiger Herr, ihr seid edelmüthiger, als ich geglaubt habe. Wenn es so ist, nehmt meinen innigsten Dank. Ihr gebt mir das Leben wieder, im Kerker lebt der Mensch nicht, da ist er todt, und es grauset mich, wenn ich an mein Gefängniß zurück denke.

Günther. Vergeßt es, und überlaßt euch dem schönen Gefühle wiedergeschenkter Freiheit. Es freut mich, daß ihr mich besser findet, als ihr geglaubt habt. Künftig sollt ihr mich noch weiter, und hoffentlich nicht von schlimmeren Seiten kennen lernen, denn ich hoffe, mir an euch ein dankbares Herz gewonnen zu haben.

Johann. Ihr beschämt mich, Herr! Noch habe ich keine Gelegenheit gehabt, euch meine Sinnesart zu erkennen zu geben, wie ihr es doch gethan, denn meine wenigen verwirrten Worte

kommen zwar aus dem Grunde meines Herzens, können euch aber unmöglich zeigen, wie dankbar ich eure Güte erkenne.

Günther. Die Gelegenheit dazu kann sich bald ergeben. Was gedenkt ihr denn nun zu thun?

Johann. Noch habe ich nicht Zeit gehabt, daran zu denken. Weiß ich es doch selber noch nicht. Es wird das Beste sein, ich gehe nach Quitzhövel oder Kleetzke, denn diese Güter sind mir als als meklenburgische Lehen, über welche Friedrich von Nürnberg keine Gewalt hat, vielleicht geblieben. Dort will ich weiter überlegen, was zu thun ist.

Günther. Das könntet ihr auch in Magdeburg, denn wenn ihr sonst Lust habt, mögt ihr euch hier aufhalten, so lange ihr wollt.

Johann. Wie großmüthig ihr seid! Allein verzeiht, daß ich euer gütiges Erbieten zurückweisen muß. Ich trage meinen ganzen Reichthum bei mir, und — —

Günther. Wenn es weiter nichts ist, so will ich wohl Rath schaffen. Uebereilt euch nicht mit der Abreise, ich werde für eure Wohnung sorgen, und zunächst bis auf Weiteres übernehme ich eure Beköstigung. In wenigen Tagen erwarte ich euren Bruder Dietrich.

Johann. Ihr? Hier in Magdeburg?

Günther. Ich habe ihm Dienste angetragen, und ich hoffe, er schlägt sie nicht aus.

Johann. Ihr macht mich durch diese Nachricht sehr froh. Und er wird in eure Dienste treten?

Günther. So hoffe ich.

Johann. Vielleicht würdet ihr auch — — —

Indem trat der Edelknabe ein, und gab dem Erzbischofe einen Wink. Dieser nickte mit dem Kopfe, und der Knabe entfernte sich schweigend.

Günther. Nun? Warum vollendet ihr nicht?

Johann. Ich wollte sagen, daß ich doch sobald als möglich nach Quitzhövel zu gehen gedenke. Ich bin, wie ihr wißt, verheirathet, nach der Mark darf ich nicht kommen, und, — ihr, ehrwürdiger Herr, habt das als Geistlicher nie empfunden, — aber ich habe eine große Sehnsucht, mein Weib wieder zu sehen, von der ich kaum einmal weiß, ob sie noch lebt.

Günther. Ist sonst kein Grund vorhanden, so könnt ihr

in Magdeburg bleiben. Ich kann euch sagen, sie lebt. Folgt mir, und tretet in dies Zimmer.

Er öffnete die Thür, und schob Johann hindurch. Agnes flog ihm entgegen. Der Erzbischof trat nicht mit hinein, sondern blieb im ersten Zimmer, machte die Thüre zu, und überließ die beiden Gatten ungestört und ohne Zeugen der Freude des Wiedersehens.

Er warf sich in seinen Stuhl und stützte den Kopf auf den Arm. Nach einer Weile sprach er: es ist manchmal doch recht leicht, edelmüthig zu sein, und man thut unrecht, sich solche Gelegenheiten entgehen zu lassen, denn wo es Einem schwer wird, unterbleibt es ohnehin meistens. Den habe ich mir gewonnen, wenn nicht alle Anzeigen trügen. Ich hätte es ihm zur Bedingung machen können, in meinen Dienst zu treten, er würde darin eingegangen sein, allein er hätte es gezwungen gethan, und er thut mehr und dient mir besser, wenn er freiwillig meine Dienste sucht, und sich dankbar erweisen will. Das giebt dem Handeln eine Seele, die es belebt. Ich habe recht gethan, ihn aber habe ich gefunden, wie ich mir ihn dachte. Es soll ein kluger Mann sein; — nun, die Kirche hat Leute, die auch nicht auf den Kopf gefallen sind. —

Günther wartete lange, daß die beiden das Zimmer wieder verlassen sollten. Schon war eine Stunde verflossen, und er war noch immer allein. Da wurde es ihm doch zu lange, und er klopfte laut und stark an die Thür. Johann öffnete sogleich, und trat mit Agnes ein.

Verzeiht, ehrwürdiger Herr, fing er an, wenn euch die Zeit vielleicht lang geworden ist, allein wir waren eures Befehls gewärtig, und wußten nicht, ob wir ohne denselben — —

Günther (lachend). Da hat sonach einer auf den andern gewartet. Seid mir willkommen, Frau Agnes.

Agnes verneigte sich. Sie war jetzt vier und dreißig Jahr alt, und wenn auch ihr Gesicht noch immer schöne Züge zeigte, so hatte der Gram doch darin gewühlt, und sie vorzeitig älter gemacht. Die jetzige Blässe ihres Gesichts trug viel bei, sie leidend erscheinen zu lassen. Nur ihr Auge funkelte feurig und freudig. Nehmt meinen innigsten Dank, hochwürdiger Herr, sprach Agnes, und ergiff Günthers Hand, die sie küßte, für die Edelthat, die ihr meinem Hausherrn, und damit mir erwiesen. Gott und die

Heiligen werden euch dafür ſegnen, und euch Heil und Frieden geben.

Günther. Danke euch für euren Wunſch. Aber ſagt lieber Heil und Sieg. Der Frieden kommt dann ſchon von ſelbſt.

Agnes. Alles, wie ihr es wünſcht, ehrwürdiger Herr, ich möchte mich euch ſo gern dankbar bezeugen.

Günther. Ueberlaßt das nur euerm Eheherrn, der kann, wenn er will, euern Dank zugleich mit abtragen.

Johann. Zweifelt daran nicht, gnädiger Herr. Ich habe ſchon überlegt, wie ich das am Beſten vermöchte. Allein ich finde keine andere Gelegenheit, als wenn ihr es mit mir machet, wie ihr es mit meinem Bruder beabſichtiget, daß ihr mich in eure Dienſte nehmet.

Günther (reicht ihm die Hand). Topp, das nehm ich an, ein Wort ein Mann! Ich glaube, ich werde euch brauchen können, und ihr werdet mir hoffentlich keine Gelegenheit geben, zu bereuen, was ich gethan habe. Ihr ſteht von jetzt an in meinem Solde, die Bedingungen wollen wir noch beſonders beſprechen. Ich will euch eine Wohnung einräumen laſſen für euch und eure Hausfrau, die ihr benutzen könnt, ſo lange ihr in meinem Dienſte ſeid. Ihr könnt ſie heute Abend beziehen. Bis dahin mögt ihr eure Einrichtungen treffen, nach eurem Belieben. Für jetzt entlaſſe ich euch. Morgen denke ich euch wieder zu ſehen.

Johann und Agnes empfahlen ſich. Vor allem, ſprach Johann, muß ich eine andere Kleidung zu erhalten ſuchen, denn in dieſer ſchäme ich mich faſt, über die Gaſſe zu gehen. Wie iſt das anzufangen?

Agnes. Laß uns zu Henning gehen, der wird Rath wiſſen?

Johann. Zu welchem Henning?

Agnes. Zu deinem Bruder. Weißt du denn nicht, daß der hier lebt?

Johann. Kein Wort. Hier in Magdeburg?

Agnes. Ja. Laß uns gehen, ich werde es dir erzählen.

Johanns Freude war groß, ſeinen Bruder ſo nahe zu wiſſen. Bald hatte man ſeine Curie erreicht, und fand ihn zu Hauſe. Sein Erſtaunen war nicht minder groß, als ſeine Freude. Er konnte die Handlungsweiſe des Erzbiſchofs nicht begreifen.

Mag ihn bewogen haben, was da wolle, sprach Johann, ich bin frei, und das ist ein inhaltschweres Wort, und ein köstliches Gefühl. Ich bin ihm dafür Dank schuldig, denn ich habe mir die Freiheit nicht selber erworben.

Von Henning erfuhr Johann jetzt die Veränderungen in der Mark, die ihm unbekannt geblieben waren, so wie den Krieg des Gans von Putlitz und Balthasar von Wenden, mit dem Erzbischofe. Dadurch erhielt das Benehmen des Erzbischofes einiges Licht, Johann fing an, klarer zu sehen. Henning besorgte ihm eine gute Kleidung und die nöthigsten Waffen. Mit ihnen angethan, begab er sich nach dem Hofe des Erzbischofs, und erhielt eine anständige Wohnung angewiesen, die er mit Agnes bezog.

Sechs Tage vergingen, ohne daß der Erzbischof mit seinem Plane gegen Johann näher hervor getreten wäre, obgleich dieser ihn öfter sprach, und sogar einige Male von ihm zur Tafel genöthigt war. Am siebenten Tage kam Dietrich von Quitzow mit Dietrich Schwalbe und einigen anderen Knechten beim Bischofe an. Dieser ließ ihn sogleich vor sich kommen.

Es ist mir lieb, daß ihr meiner Einladung Folge gegeben habt, redete ihn der Erzbischof nach der Begrüßung an. Ich kann eure Dienste gebrauchen, und in Gesellschaft eures Bruders, denk ich, sollt ihr ein gut Stück Arbeit liefern.

Dietrich. Ich hoff's, ehrwürdiger Herr, wenn wir uns über die Bedingungen einigen, woran ich nicht zweifele.

Günther. Ich will der Mark und dem Markgrafen den Krieg erklären, und da denk ich in euch den rechten Mann gefunden zu haben.

Dietrich. Meinen Bruder nicht zu vergessen. Seid ihr mit ihm schon einig?

Günther. Im Allgemeinen, ja. Näheres habe ich bis auf eure Ankunft gespart.

Dietrich. Gut. Dann erlaubt mir zuvor, nachdem ich mit euch über die Hauptsache einig bin, meinen Bruder aufzusuchen.

Günther. Gern, und eure Ungeduld, ihn wieder zu sehen, ist wohl zu entschuldigen. Ihr braucht seinetwegen nicht weit zu gehen. Heinrich, — rief er einem Knaben zu, — bringe Herrn Dietrich zu Johann von Quitzow. Gehabt euch indessen wohl.

Dietrich ging, und hatte Johanns Wohnung bald erreicht. Wie angenehm wurde er überraſcht, als er bei dieſem auch Henning und Frau Agnes fand, die er beide nicht in Magdeburg anweſend wußte. Die Freude der ſo ſchwer geprüften Familie, ſich wiederzuſehen, war unbeſchreiblich groß. So viel ſich auch verändert hatte, ihre brüderliche Liebe war dieſelbe geblieben, und hatte keinen Wechſel erfahren. Die innigſte Theilnahme ſprach aus allen Blicken. Man hatte einander gegenſeitig viel mitzutheilen, und wußte kaum, wer und womit man beginnen ſollte. Laßt uns die langentbehrte Freude des Beiſammenſeins recht genießen, ſprach Dietrich, und mit Bewußtſein auskoſten. Wer weiß, wann es uns wieder ſo gut wird. Jammerſchade, daß meine Eliſabeth ſo fern von uns weilt, und an unſerer Freude nicht Theil nehmen kann. Wie überglücklich würde ich mich fühlen, wenn ſie hier wäre. Doch, — nicht an das, was da ſein könnte, ſondern an das, was da iſt, wollen wir für jetzt halten, und ſo ſchlage ich vor, heute beiſammen zu bleiben, und uns gegen einander ſo recht auszuſprechen.

Sein Vorſchlag wurde von allen mit Freuden angenommen. Agnes ſorgte für die Stärkung des Leibes, und ließ ein Mahl in der Eile bereiten. Beim traulichen Becherklange beſprach man die Begebenheiten der letzten Vergangenheit, und die Plane für die Zukunft, und allen verrollte die Zeit ſo raſch, daß die Nacht gekommen war, ehe ſie es noch bemerkt hatten. Dietrich blieb bis zum Morgen in Johanns Wohnung.

Am nächſten Tage ging er mit Johann zu dem Erzbiſchof, und nunmehr theilte dieſer den beiden Brüdern ſeinen Plan mit. Er wollte die Mark Brandenburg befehden, und ſie ſollten ſein Kriegsheer befehligen. Beide waren damit einverſtanden. Günther ſtellte ihnen Bedingungen, die vortheilhafter waren, als ſie ſich dieſelben vorgeſtellt hatten. Sie traten in einen anſehnlichen Sold, und erhielten an der zu hoffenden Beute bedeutende Antheile. Dies alles wurde gehörig verbrieft. Hierauf entwickelte der Erzbiſchof den Quitzows ſeinen Plan, wie ſie operiren ſollten. Er wollte ſogleich ſeine Vaſallen aufbieten und noch Söldner anwerben, denn die verunglückte Unternehmung auf Sandow hatte ſein Kriegsvolk ſehr geſchwächt. Dann ſollte Dietrich ſich mit einer Heeresabtheilung nach Jüterbock wenden, hier das daſelbſt verſammelte Kriegsvolk an ſich ziehen, und mit dieſem ver-

ſtärkt in den ſüdlichen Theil der Mark einfallen. Hauptaugenmerk würde es ſein müſſen, nicht bloß den Markgrafen Friedrich, ſondern auch den Biſchof von Brandenburg und Hans von Torgau zu befehden, und ſie die Geißel des Krieges fühlen zu laſſen. Doch müßte Dietrich auf ſeiner Huth ſein, und ſich nicht zu tief in das Brandenburgiſche hineinwagen, weil es ungewiß ſei, ob der Krieg mit der Niederlauſitz und mit Meißen nicht ausbräche. In dieſem Falle würde er auch nach jener Seite hin zu thun erhalten. Sodann ſei es wahrſcheinlich, daß Markgraf Friedrich, wenn er angegriffen würde, den mit ihm nahe verbundenen und verwandten Herzog Rudolph von Sachſen anregen möchte, ihm zu Hülfe zu kommen, und Magdeburg den Krieg zu erklären. Auch darauf müſſe er ſich gerüſtet halten. Es ergäbe ſich hieraus, daß ſeine Stellung und Lage eine ſehr ſchwierige werden könne; darum verlaſſe er ſich auf ſeine Einſicht, ſeinen Muth und ſeine Kriegserfahrung, ſo wie auf ſeine Feindſchaft gegen den Markgrafen und deſſen Helfer, daß er überall das Beſte des Erzbiſchofs, ſeines Gotteshauſes und deſſen Länder nach beſtem Vermögen feſthalten und fördern werde, weshalb er ihm auch in ſeinen Maaßregeln und Anordnungen freie Hand laſſe, jedoch mit dem Vorbehalte, wo es erforderlich ſein ſollte, ihn zur Rechenſchaft und Verantwortung ziehen zu können. — Johann von Quitzow ſollte mit einer zweiten Heeresabtheilung in das Havelland einfallen, und nördlich von der Havel operiren, und ſowohl das Land der Mark als die Beſitzungen des Bisthums Brandenburg bekriegen. Auch er ſollte nicht zu weit hineingehen, weil es möglich ſein könnte, daß ſeine Hülfe im Süden verlangt würde. Nach Beendigung dieſes Zuges ſollten beide weitere Befehle erwarten.

In den nächſten Tagen rüſteten ſich Dietrich und Johann zu ihrem Zuge, die aufgebotenen Vaſallen ſtellten ſich ein, und als es bekannt wurde, daß die Quitzows die Unternehmung leiten und führen würden, meldeten ſich ſo viele Söldner, daß man bald keine mehr annehmen konnte. Wenige Tage reichten hin, ein Heer zu geſtalten, mit welchem man hoffen durfte, etwas Bedeutendes unternehmen zu können. Es wurde zweckmäßig bewaffnet, und mit dem erforderlichen Heergeräthe ausgerüſtet, und am fünften Tage, noch in der erſten Hälfte des Septembers zo-

gen die Quitzows mit demſelben aus Magdeburg aus gegen die Mark [1]). Agnes blieb mit Henning in Magdeburg.

Das Gerücht, daß die Quitzows mit magdeburgiſcher Hülfe die Mark bekriegen würden, verbreitete ſich ſehr ſchnell durch alle Gegenden, und erfüllte alle Gemüther ihrer Bewohner mit Furcht und Schrecken. Jeder wußte, daß nach dem, was ihnen widerfahren, auf keine Schonung von ihrer Seite zu hoffen ſei. Gleich Rachegeiſtern erſchienen ſie, und mit Angſt und Zagen berechnete jeder die Verwüſtungen und Verheerungen, welche ſie auf ihrem Gange verbreiten würden. Ihr Name galt für ein Heer, was ihnen folgte, mußte ſiegen, und wer ſich ihnen entgegen ſtellen wollte, konnte auf keinen glücklichen Erfolg rechnen. Alles ſah erwartungsvoll auf Friedrich, der raſch ſeine Vaſallen entbot, um dem Feinde die Spitze bieten zu können. Nur langſam und ziemlich unvollſtändig fanden ſie ſich ein.

---

[1]) Wuſterwitz beim Haftitz Th. II. §. 23. deutet dieſen Zug nur ſehr kurz an.

Sechstes Kapitel.

Mittlerweile zog Dietrich von Quitzow mit seinem Heere durch das Land des Herzogs Rudolph von Sachsen nach Jüterbock, Johann aber ging über Burg nach Genthin, und damit nahe vor dem ihm so merkwürdigen Schlosse Plothe vorbei. Ueberall fast auf diesem ganzen Wege sah er bekannte Gegenstände, alle sahen ihn so traulich an, als alte Freunde, die von vergangenen Dingen erzählten, ihm wurde es ganz heimlich und wehmüthig, besonders aber, als er hinter dem Walde von Bensdorf, nahe vor sich, sein Schloß Plaue wieder erblickte. Wollte ihm doch gar nicht ein, es nicht mehr sein Schloß zu nennen. Noch lag es da mit seinen Thürmen und Mauern, wie ehedem, als ob sich nichts verändert hätte, ritt er doch darauf zu an der Spitze eines Haufens wie sonst, aber heute kam ihm seine Agnes nicht entgegen, und an der gewohnten lieben Stelle schaltete eine Fremde, vielleicht war nicht eine Seele mehr im Schlosse, die ihn kannte. Johann fuhr mit der Hand über sein Auge, um die Thräne nicht sehen zu lassen, die es netzte. Fast grausete ihm vor dem Schlosse, es glich dem Leichnam eines theuren lieben Freundes, der durch eine fremde Seele belebt wurde. Es war sein Schloß, und war es doch nicht, für ihn schlug darin kein Herz, kein Gedanke in demselben begegnete dem seinigen. Sein Wappen über dem Thore war herunter geschlagen. Jetzt stand er tief bewegt davor.

Der Thorwärter fragte nach seinem Begehren. Er habe ein Schreiben, war die Antwort, an den gestrengen Günzel von Bartensleben, nach welchem er auf Befehl des Erzbischofs von Magdeburg mit seiner Schaar in das Schloß Plaue einreiten solle. Das Schreiben wurde dem Thorwärter hinauf gereicht, der es dem Hauptmann des Schlosses einhändigen ließ. Gleich nachher kam dieser selber, und ließ das Thor öffnen. Johann ritt ein, und begrüßte auf dem Hofe den Ritter Günzel.

Dieser stand erstaunt, und blickte Johann an. Seh' ich

recht, oder täuſchen mich meine Augen? Ihr ſeid Johann von Quitzow?

Johann. Ihr habt Recht. Steht davon nichts in dem Briefe?

Günzel. Nein. Es iſt nur von der Schaar die Rede, und ihr Befehlshaber nicht genannt. Erlaubt, ich muß noch einmal nachſehen.

Er unterſuchte den Brief genau, und murmelte dann: der Brief hat ſeine Richtigkeit.

Johann. Ihr ſcheint zweifelhaft zu ſein. Habt ihr noch nicht vernommen, daß ich jetzt Dienſtmann des Erzbiſchofs bin, und eine Abtheilung ſeines Heeres befehlige?

Günzel. Nur dunkel und als Gerücht erfuhr ich, daß ihr in ſeinen Dienſt getreten wäret, weiter nichts. Darf ich fragen, was ihr hier ſollt?

Johann. Schloß Plaue iſt mir als der Punkt angewieſen, von welchem aus ich mit meiner Schaar in die Mark fallen ſoll.

Günzel. Iſt mir davon doch keine Silbe anders, als durch das Gerücht kund geworden, dem ich keinen Glauben ſchenkte. Allein wenn es ſo ſteht, darf ich euch nicht einlaſſen, denn das Schloß gehört bis auf Weiteres der Mark wie Magdeburg, und ich bin vom Markgrafen Friedrich, wie vom Erzbiſchof, hierher geſetzt worden, kann alſo keinen von beiden von hieraus befehden laſſen.

Johann. Eure Gewiſſenhaftigkeit kann ich nicht tadeln, allein ihr braucht mich auch nach dieſen Eröffnungen nicht einzulaſſen, weil ich ſchon darin bin.

Günzel. Was, ihr wolltet — —?

Johann. Mich unter allen Umſtänden hier behaupten. Uebrigens erwäget, daß ihr eigentlich nur auf ein Jahr hierher geſetzt waret, und daß dieſes ſchon vor anderthalb Jahren verfloſſen iſt, auch iſt euch nirgend zur Pflicht gemacht, noch habt ihr verſprochen, Kriegsvolk der einen oder der anderen Parthei abzuweiſen. Im Gegentheil, wenn es nach den Rechten gehen ſoll, muß Plaue dem Erzbiſchofe wie dem Markgrafen ein offen Schloß ſein. Doch werdet ihr gut thun, eure Parthei zu nehmen, und wenn ich euch rathen ſoll, nehmt die des Erzbiſchofs, da er dem Markgrafen zuvor gekommen iſt.

Günzel ſah wohl ein, daß er gute Miene zum böſen Spiele

machen mußte, so unlieb ihm auch der Vorfall war. Auch lag in dem, was sein Opponent sagte, viel Wahres. Johann ließ deswegen seine Schaar absitzen, und wieß ihnen die benöthigten Ställe und Wohnungen an, denn von hier aus sollten erst weitere Erkundigungen eingezogen werden, und deshalb wollte man einige Tage in Plaue verweilen, und zugleich noch einigen Succurs abwarten, der von Magdeburg abgeschickt wurde.

Es ist eine seltsame Empfindung, mit welcher der Mensch den Schauplatz seiner eigenen vormaligen Thätigkeit, eines langjährigen Denkens, Wollens und Handelns, wieder betritt, wenn das Geschick ihn demselben entführt hat, und er nun, zurückgekehrt, die liebgewordene, mit seiner Erinnerung so nahe zusammen hangende Stelle von Fremden bewohnt findet, die darin nach einem ganz anderem Systeme des Empfindens und Denkens schalten und walten. Es wird ihm schwer, sich darin zu schicken, es scheint ihm, als müßte alles anders sein, und es läge in dieser Art der Anordnung nicht das Rechte und Gehörige, seine gewohnten Empfindungen finden überall Anstoß, die früheren Eindrücke wiederholen sich nicht in gewohnter Weise, die Erwartung fühlt sich bei jedem Schritte getäuscht, das Gemüth unbefriedigt. Die Form ist dieselbe, das befreundete Wesen ist entflohen, man müht sich ab, es wenigstens in der Erinnerung wieder zu haschen, und giebt verdüstert endlich den Versuch auf, weil man fühlt, es sei unwiederbringlich verloren.

So hatte denn auch Johann während der Tage, die er in Plaue verlebte, keine behaglichen Gefühle. Er besuchte all die vielen ihm liebgewordenen Stellen, und rief sich die Bilder vergangener Tage zurück. Sie erschienen ihm alle blaß und bleich, wie Gespenster, und er selber kam sich wie ein Spuk vor, der bei lebendigem Leibe im Schlosse umginge. Ueberall starreten ihm fremde Gesichter kalt und theilnahmlos an, die höchstens vernommen hatten, daß er vormals der Herr dieses Schlosses gewesen sei, und jetzt neugierig untersuchten, wie er sich wohl im Schlosse ausnehmen würde, wenn er wieder Herr desselben wäre. Er war daher wirklich froh, als die Tage vorüber waren, die er in ihm zubringen mußte, und mit leichtem Herzen schied er von ihm und von Günzel von Bartensleben.

Es war ein trüber Septembertag, an welchem Johann den märkischen Boden wieder betrat. Er hatte sich ganz einfach und

ſchmucklos bewaffnet, nichts zeichnete ihn vor Anderen aus, als die Vorzüglichkeit ſeiner Rüſtung. Nirgend war ſein Wappen zu ſehen, ſelbſt ſeine Farben trug er nicht. Theils war dazu keine Zeit geweſen, ſein Wappen anzubringen, theils vermied er als ein Geächteter abſichtlich, ſich kenntlich zu machen. Deshalb trug er die magdeburgiſchen Farben. Natürlich fehlte auch ſein Banner, und äußerlich erkannte man in ihm nicht den gefürchteten Heerführer der feindlichen Schaar.

Mit heiterem fröhlichem Geſichte ritt er an der Spitze des Zuges daher, umgeben von mehreren adlichen Lehnsleuten des Erzbiſchofs, deren Fähnlein im Zuge folgten. Sie hatten die Richtung nach Norden eingeſchlagen. Schon von weitem gewahrten ſie, daß die Bewohner dieſes Landſtriches ſich keines feindlichen Ueberfalles gewärtig waren, und einen Angriff noch fern hielten. Eine Ankündigung des Krieges hatte nicht ſtatt gefunden, denn Günther wollte das Wiedervergeltungsrecht üben, da ſowohl die Einfälle aus der Mark in ſein Land, als auch der des Gans von Putlitz mitten im Frieden, und vor Ablauf der Friſt, welche durch das Bündniß mit dem Markgrafen feſtgeſetzt war, ſtatt gefunden hatten. Das Gerücht vom Kriege war zwar verbreitet, und hatte durch den Aufruf des Markgrafen an ſeine Vaſallen Beſtätigung erhalten. Aber gerade die Gegend von Plaue hatte am wenigſten darauf gerechnet, mit Krieg überzogen zu werden, weil man das Schloß als neutral betrachtete. Mit Erſtaunen und Beſtürzung gewahrte man die Feinde, und nun erſt verbreitete ſich das Kriegsgeſchrei nach allen Gegenden.

Johann zog mit den Magdeburgern rechts von Brieſt vorbei, nach dem damaligen Dorfe, jetzigem Vorwerke Tieckow, an der Havel belegen, welches dem Domkapitel zu Brandenburg gehörte. Hier ahnete man noch nichts von einem Ueberfalle, und das Vieh weidete ruhig auf den Feldern, um zwiſchen den Stoppeln ſein Futter zu ſuchen. So wie man aus dem Walde hervortrat, hatte man es erreicht. Die Hunde ſchlugen an, aber es war zu ſpät. Die vorderen Züge ſprengten augenblicklich links und rechts auseinander, und umzingelten die Heerde im weiten Kreiſe. Die Hirten flüchteten ſich, und in der Regel ſuchte man das nicht zu verhindern, da für unſere Leute ein Ochſe weit mehr Werth hatte, als ein Hirte.

Im Dorfe bemerkte man bald, was geſchehen. Die Sturm-

bretter wurden geſchlagen, denn Glocken hatte das Dorf nicht, und die Einwohner kamen mit Senſen und Flegeln angerannt, kehrten aber eben ſo raſch um, als ſie gewahrten, wie ſtark und wohlbewaffnet der Reiterhaufen war, der außerdem in ſeiner Mitte auch eine nicht kleine Menge von Fußknechten enthielt, die jedoch bei jener Weiſe, den Krieg zu führen, einen viel geringeren Werth als die Reiterei hatten. Man ſchickte den umkehrenden Bauern ein ſchallendes Gelächter nach, dann wurden acht reitende Knechte ausgewählt, um das Vieh, Kühe und Schaafe, nach Plaue zu treiben. Morgen ſollten ſie zurückkehren.

Das Dorf war arm, und eine Plünderung ſchien darum nicht einträglich genug zu ſein, dennoch ritt man nach dem Dorfe, um ſich erſt genauer davon zu überzeugen. Die Einwohner hatten meiſtens ſchnell das Dorf verlaſſen, und ſich über die Havel geflüchtet, wo ihnen die Feinde nicht folgen konnten. In den Häuſern fand man nichts als die gewöhnlichen Armſeligkeiten eines beſchränkten Lebens, wie man es vermuthet hatte. Nur die Scheunen waren gefüllt, und aus ihnen und den Heuböden verſorgte man ſich mit Pferdefutter. Wahrſcheinlich hatte Nachläſſigkeit es verſchuldet, daß Feuer auskam, denn der Befehl, das Dorf anzuzünden, war nicht gegeben worden. Die Brunſt griff ſo raſch um ſich, daß die Magdeburger ſich ſo ſchnell als möglich retten mußten, um nicht ſelber darin umzukommen.

Nur eine halbe Meile entfernt liegt das Dorf Föhrde, damals Vorde genannt, welches ebenfalls dem Domkapitel von Brandenburg gehörte. Eine halbe Viertelmeile von ihm breitet ſich ein See aus, jenſeit welchem das Städtchen Pritzerbe ſich erhebt. Gegen dieſes Dorf wandte ſich der magdeburgiſche Streifzug, denn es war anſehnlicher, als das vorige, und man konnte eher auf Beute rechnen. Allein die Einwohner dieſes Dorfes waren zeitig genug gewarnt worden, da das Wegtreiben des Viehes bei Tieckow von einer Warte beobachtet worden war. Sie hatten ihr Vieh zuſammen getrieben, und die Fähre von Pritzerbe war fleißig beſchäftigt, es hinüber zu fahren. Ihre beſten Habſeligkeiten hatten ſie zuſammen geſucht, und fuhren ſie mit Kähnen nach dem Städtchen, bis ſie durch die Ankunft des Zuges darin unterbrochen wurden. Als dieſer anlangte, war der See mit Kähnen bedeckt, aber das Dorf menſchenleer. Die Knechte durchſchwärmten daſſelbe, und vertheilten ſich in den Häuſern.

Es fand ſich noch Manches, was des Mitnehmens werth war. Ueber dieſem Durchſuchen und Plündern ſenkte ſich der Abend hernieder, und nunmehr beſchloß Johann von Quitzow die Nacht hier zuzubringen, wobei allen anbefohlen wurde, mit Feuer und Licht ſorgſam umzugehen.

Da man hiernach Zeit zum Suchen hatte, ſo fanden die Knechte noch gar manches, was in der Eile in der Nähe der Häuſer vergraben war, indem ſie Waſſer über den Boden goſſen, und nach dem ſchnelleren oder langſameren Einziehen deſſelben in die Erde einen Schluß auf die größere oder geringere Auflockerung des Bodes machten. Dadurch erhielt man Manches, was recht ſorgſam verborgen zu ſein ſchien.

Die Nacht verging ruhig, und als der Morgen den jungen Tag herauf geführt hatte, wurde aufgebrochen, und der Weg nach Ferchesar eingeſchlagen. Auch dies Dorf lag nahe an dem vorerwähnten See, und ſchon geſtern Abend hatte man von weitem bemerkt, daß die Einwohner ihre Habſeligkeiten über den See flüchteten. Wahrſcheinlich war dies die Nacht hindurch fortgeſetzt worden, denn noch jetzt am frühen Morgen zeigte ſich, wie eilfertig die Kähne hin und her über das Waſſer flogen, und wie thätig gearbeitet wurde, den Magdeburgern die zu hoffende Beute möglichſt zu verkleinern. Da ſie auf dem ganzen Wege von Föhrde bis Ferchesar die Ausſicht auf den See behielten, ſo verſchloß ihnen dieſe jede Ausſicht auf eine einträgliche Plünderung, und war nicht geeignet, die Knechte bei guter Laune zu erhalten.

Der Weg nach Ferchesar zieht ſich anfangs nach einer von Ferchesar ziemlich weit rechts abweichenden Richtung, des Sumpfes wegen, und man iſt darum genöthigt, rechtwinklich von ihm abzubiegen, wenn man Ferchesar zur Linken liegen ſieht, um das Dorf zu erreichen, das ebenfalls dem Domkapitel von Brandenburg gehörte. Es war leer, und alle Häuſer waren ziemlich ſorgfältig ausgeräumt. Nur die ſchwereren Mobilien, Spinden, Tiſche und Bänke, waren zurückgeblieben, erſtere aber leer. Ungeachtet der genaueſten Durchſuchung wurde nur ſehr wenig gefunden, was des Mitnehmens werth war. Aus Rache ſteckten die Knechte das Dorf in Brand, und nun wurde zum Aufbruch geblaſen, um ſich nach Marzahne zu begeben, das nicht mehr am See lag, den die Knechte ſchon vielfach verwünſcht hatten.

So wie man aus dem brennenden Dorfe heraus trat, ſah man von links her in unbedeutender Entfernung einen Zug Bewaffneter mit zwei Rüſtwagen ſich nähern. Seine Fähnlein flatterten luſtig im Winde, und zeigten, daß man mit keinen Magdeburgern zu thun hatte. Er defilirte ſo eben aus dem Walde, und es blieb ungewiß, ob nicht noch mehrere Züge folgten, und durch den Wald verdeckt waren. Johann ließ ſogleich Halt machen. Aber auch die Feinde ſtanden ſtill, denn daß ſie das waren, litt keinen Zweifel mehr. Unſtreitig war es ein Zug Märker, welche dem Aufgebote des Markgrafen Folge leiſtend ſich mit der vorgeſchriebenen Anzahl von Streitern, Pferden und Wagen nach Brandenburg begeben wollten, und von Rathenow kamen. Unentſchloſſen, was zu thun ſei, hielten die beiden Haufen, nicht durch den Raum einer vollen Viertelmeile von einander getrennt. Es ſchien ſehr gewagt, die Brandenburger anzugreifen, weil ſich ihre Stärke nicht beurtheilen ließ. Johann verſammelte die Führer ſeiner Züge, um zu berathen, was man beginnen ſollte. Schwer nur war eine Entſcheidung zu finden. Wären die Feinde ſtärker als wir, ſprach Johann, ſo rückten ſie ſicher vor und griffen uns an; es iſt daher anzunehmen, daß ſie entweder ſchwächer ſind, oder höchſtens nur eben ſo ſtark, und daß ſie darum zögern, vorzurücken. Darauf entgegnete man ihm, daß der Feind vielleicht nur warte, um gewiß zu ſein, daß aus dem brennenden Dorfe nicht noch mehr Magdeburger nachrücken würden, indem er die Stärke des magdeburgiſchen Heeres nicht zu beurtheilen vermöge. Während man noch berathſchlagte, machte der Feind eine rückgängige Bewegung, und dies war für Johann entſcheidend. Er kommandirte Vorwärts! und im Galopp warf man ſich auf die Märker, welche im Walde ereilt wurden. Sie flohen nach allen Seiten, ohne ſich zur Wehre zu ſetzen, und waren zwiſchen den Bäumen ſchwer zu verfolgen. Nur die beiden Rüſtwagen konnten ſich nicht ſo ſchnell retten, und fielen in die Hände des Feindes, der ſie ſich als gute Beute aneignete. Man glaubte ſie bei dem Zuge benutzen zu können, und ließ ſie ſich demſelben anſchließen.

Mit dieſer Beute gelangte man nach dem uns ſchon anderweitig bekannten Dorfe Marzahne. Auch hier hatten ſich die Einwohner geflüchtet, es gehörte ebenfalls dem Brandenburger Domkapitel. Allein ſie hatten keine ſo gute Gelegenheit, ihre

Sachen zu verbergen und in Sicherheit zu bringen, wie die vorigen Dörfer. Doch hatten ſie ihr Vieh, und was ſonſt beweglich war, nach dem nahe gelegenen Walde gebracht. Die Plünderung des Dorfes begann, und manches Brauchbare wanderte in den Säckel des Kriegsvolks, das nicht eben lange mäkelte, und die genommenen Rüſtwagen zum Transport ſeiner Beute benutzte. Man hatte um ſo mehr Zeit, die Häuſer zu durchſuchen, weil in dieſem Dorfe übernachtet wurde.

Am andern Morgen brach man auf, und zog gegen Norden. Der Weg führte durch den Wald, in welchen ſich geſtern die Märker geflüchtet hatten. Heute war von ihnen nichts mehr zu ſehen, und ohne Hinderniß gelangte man nach dem mitten im Walde gelegenen damaligen Dorfe Selensdorf, in jener Zeit Selingestorp genannt, und wie die vorgenannten Dörfer, auch dem Domkapitel angehörig. Auch dies Dorf war verlaſſen, doch fand ſich noch genug zu plündern, und während deſſelben gerieth es in Brand. Nunmehr mußte man weichen, ſo ungern es auch geſchah, denn es ſchien noch manches vorhanden zu ſein, was jetzt mit Betrübniß dem Feuer überlaſſen werden mußte. Man zog nach dem kaum eine halbe Meile entfernten Dorfe Mützlitz.

Dieſes Dorf lag am Rande des großen havelländiſchen Luches, und wie die folgenden, in einer fruchtbaren angenehmen Gegend, es gehörte mit ihnen dem Brandenburger Domkapitel. Durch Ackerbau und Viehzucht war es ſehr wohlhabend, und ließ eine anſehnliche Beute hoffen, denn Alles war gewiß nicht auf die Seite geſchafft worden.

Als man den Wald von Gröningen verließ, lag das Dorf nahe vor ihnen, und eben bemerkte man, daß auf dem Knüppeldamme, der durch das Bruch von Bamme und Gröningen nach Mützlitz führte, vier Frachtwagen in letzteres Dorf einpaſſirten. Dies war eine angenehme Entdeckung, denn ſehr wahrſcheinlich waren ſie zu nehmen. Eilfertig trabten die Pferde dahin, und mitten im Dorfe erreichte man die Wagen. Vier Bewaffnete dienten ihnen zum Geleite, nahmen aber, als ſie die Reiterſchaar erblickten, Reißaus, und überließen ihre Schützlinge hülflos ihrem Schickſale. Die Beſitzer der Ladung, zwei berliner Kaufleute, ſo wie die Fuhrleute, machte man zu Gefangenen. Die Wagen hatten lüneburgiſches Salz geladen, und wurden ohne Umſtände für gute Beute erklärt. Troſtlos gebehrdeten ſich die

armen Kaufleute, die plötzlich die anſehnliche Ladung verloren, aber ſie mochten ſich mit dem Schickſale der armen Bauern tröſten, deren Häuſer nunmehr an die Reihe kamen, und rein ausgeplündert wurden. Die Beute war anſehnlich, obwohl in den Ställen kein Vieh gefunden wurde. Auch hatten ſich die Einwohner faſt ſämmtlich geflüchtet. Die Wagen wurden ſo ſtark bepackt, wie möglich, nicht minder die Pferde, und als nichts weiter zu finden war, zog man mit allem Erbeuteten davon, und ſteckte das Dorf in Brand.

Kaum trabte man zum Dorfe hinaus, ſo zeigten ſich draußen ſechs elende Geſtalten, deren abgetragene ſchäbige Kleidung und demüthige gebückte Körperhaltung ſchon von weitem errathen ließ, mit wem man zu thun hatte. Als man näher kam, beſtätigten die langen Bärte und die Phyſiognomien, daß es Juden ſeien. Jeder trug einen wenig gefüllten Sack auf dem Rücken, und näherte ſich der Spitze des Zuges, mehr kriechend als gehend. Herangekommen, öffnete der Aelteſte von ihnen den Mund, und ſprach zu Johann: Segen vom Gott unſerer Väter dem berühmten Heerführer, der da iſt gekommen, ßu halten a ſchwer Gericht. Und als ihr doch habt gehabt a graußes Glück, ſo kommen ßu fragen eure demüthigen Knecht, ob ihr wollt verſchachern eure Nahme, weil ſie euch doch ſonſt wird ßu ſchwer, und euch hindert ßu brauchen eure Bequemlichkeit. Laßt Gnade finden eure demüthige Knechte.

Johann. Wohl Mauſchel, das kann geſchehen, aber nicht hier, ſondern erſt im nächſten Dorfe Garlitz, wo wir übernachten wollen. Begebt euch dorthin.

Unter vielen Verbeugungen ließen die Juden die Reiter an ſich vorüber gehen, und die Knechte unterließen nicht, ihnen eine Menge höhnender und neckender Redensarten zuzuwerfen, welche die armen Juden mit ſüßſaurem Geſichte und mit demüthigen Blicken beantworteten. Dann wanderten ſie hinter dem Zuge her, und kamen mit ihm zugleich in Garlitz an, das in jener Zeit Garſelitz hieß. Auch dies Dorf war verlaſſen, und der Haufe quartierte ſich in den Häuſern ein, wo denn das Suchen und Plündern von neuem begann. Nach einer Weile ließen ſich die Juden mitten im Dorfe im Kruge nieder, nachdem ſie ſich von Johann von Quitzow eine Schutzwache erbeten und bezahlt hatten. Nun fing der Handel an. Die Juden kauften die vier Wagen

mit Salz, etwa für den sechsten Theil des Werthes, und zwar nicht bloß die Ladung, sondern auch Pferde und Wagen dazu. Desgleichen Alles, was ihnen ausserdem noch gebracht wurde, sobald es nur einigen Werth hatte. Die Preise waren freilich nur sehr gering, dessenungeachtet zahlten sie eine große Menge Geld aus, und Niemand hätte sie ihrem Aeußeren nach für so reich halten können. Freilich mußten sie dabei eine Unzahl übermüthiger und verächtlicher Schimpfreden einstecken, auch wurden sie viel an den Bärten gezupft. Das alles nahmen sie hin, als wäre es der gutmüthigste Scherz gewesen, und der Handel wurde dadurch nicht gestört. Die Sachen häuften sich zu ganzen Bergen, und keiner begriff, wie sie sie alle fortbringen wollten. Allein noch spät Abends brachte einer von ihnen einen bespannten Wagen an, und während der Nacht wurde er mit den eingehandelten Sachen beladen. Es ergab sich aus manchen Aeußerungen, daß sie mit ihrem Einkaufe sehr zufrieden seien. Die Schwierigkeit war nur, die Sachen in Sicherheit zu bringen, und da zeigte sich freilich, daß sie das magdeburgische Heer nicht verlassen durften. Noch hatten sie keine Erlaubniß erhalten, sich demselben anzuschließen, sie mußte erkauft werden, das verstand sich von selbst, aber dies war nicht ohne Schwierigkeit. Sie überlegten lange hin und her, endlich wandten sie sich an Dietrich Schwalbe. Dieser war ihnen von Johann als Schutzwache zugeordnet worden, und hatte seinen Dienst gar gut versehen, so daß sie mit ihm ungemein zufrieden waren. Seines Dienstes wegen war er der Letzte, der ihnen seine Sachen verhandelte, und das gab die Veranlassung, ihn um die Auswirkung jener Erlaubniß zu ersuchen, wobei sie ihm zugleich eine Belohnung für seine Mühe versprachen. Dietrich übernahm die Sache, und brachte ihnen am anderen Morgen die gewünschte Erlaubniß, worüber die Juden sehr vergnügt waren. Sie bezahlten Dietrich, und der alte Moses versprach ihm noch, wo sich irgend die Gelegenheit ergeben möchte, ihm und seinem Herrn sich dankbar zu bezeigen, denn sie hätten Erbarmen gegen das arme verachtete Geschlecht der Juden, was man bei den Christen so selten fände.

Dietrich verließ sie, und die Juden setzten ihr Fuhrwerk in den Stand, wie ihre Salzwagen, um mit dem Heere aufzubrechen. Plötzlich kam Dietrich Schwalbe gelaufen, und sprach zu den Juden: Mein Herr läßt euch wissen, daß er euch ferner kei-

nen Schutz gewähren kann, und ihr zusehen möget, wie ihr davon kommt. Man hat so eben in einem Hause zwei junge magdeburger Knechte gefunden, welche in der Nacht gestorben sind. Alle Kennzeichen ergeben, daß sie an der Pest geendigt haben.

Wei geschrieen! riefen die Juden einstimmig, entsetzt und zitternd.

Dietrich Schwalbe. Ja wohl, wei geschrieen. Das ganze Heer ist empört darüber, und schreit um Rache, denn ihr gottloses Gesindel seid daran schuld, und habt die Brunnen vergiftet.

Die Juden. Es ist nit wahr, soll mir Gott helfen, das ist gelogen.

Dietrich. Ich mag meine Hände mit euch nicht besudeln, da ich euch einmal habe schützen müssen, aber mein Herr läßt euch rathen, so schnell ihr könnt, zu fliehen.

Die Juden. An wei geschrieen, was ist das vor eine schändliche Betrügerei! Das ist gemacht, um uns zu bringen um das bischen Armuth, das wir haben; um uns zu prellen. Die Knecht sind nicht gestorben, es ist 'ne Lüg', und wird gesagt, um uns wegßujagen. Wir werden nicht gehn, du verschmitzter Goi, wir werden das Unsrige nicht lassen.

Indem hörte man wildes Gebrüll und Waffengetöse in der Dorfstraße, und der Ruf erschallte: Schlagt sie nieder, schlagt sie todt, die verfluchten Juden, die uns die Pest gebracht haben. Schwalbe schob eilig den Riegel vor die Hausthür, und die Juden stürzten über den Hof und durch den Garten, wo sie sich über das Feld retteten, so schnell sie es vermochten. Jetzt zog Dietrich den Riegel von innen zurück, und rief: wir kommen zu spät, die Hunde sind entflohen. Ich konnte hier nicht herein, denn das verfluchte Gesindel hatte zugeriegelt, da sprang ich hinten über den Zaun, um ihnen auf die Weise beizukommen, aber es ist von ihnen nichts zu hören noch zu sehen, und ich habe nichts weiter machen können, als den Riegel zurück schieben.

Die wilde Rotte drang ein, und suchte alles durch. Die von den Juden erkaufte Beute stand auf dem Hofe, die Pferde vor den Wagen. Man sandte den Juden viele Flüche nach, und Einige thaten den Vorschlag, die ganze Judenbeute zu verbrennen. Aber Andere fanden es viel vortheilhafter, sie mitzunehmen,

da die Sachen alle von Christen herrührten. So wurden denn die Wagen hinaus gefahren, und mit in den Zug genommen.

Unbeschreiblich aber war die Aufregung, welche die beiden Pestfälle im Heere hervor gerufen hatten. Man wußte aus Erfahrung, daß es nicht bei einzelnen Todten blieb, sondern daß die furchtbare Seuche nur damit anfing, und daß sie nach jahrelangem Wüthen das Land nie verließ, ohne eine große Zahl von Opfern abgefordert zu haben. Die Bande des geselligen Lebens wurden lose und locker während ihrer Herrschaft, und tausendfältiges Unglück begleitete sie. Niemand war seines Lebens sicher, jeder mußte fürchten, eine Beute dieser abscheulichen Krankheit zu werden, eine wilde Lust, das Leben rasch zu genießen, bemächtigte sich der Gemüther, und öffnete dem Hange zu Ausschweifungen Thür und Thor, wie sie die Bande des Gehorsams und frommer Scheu und Sitte lösete. Gewöhnlich wurden die Juden als die Urheber der Pest angesehen, und bei ihrem Ausbruche auf das Gräßlichste verfolgt, und, wo man sie fand, niedergemacht. War die Zeit der Pest eine Zeit der Qual für das ganze Land, so war sie es doch für das arme Volk der Juden hundertfach, das dann, dem wüthenden grausamen Pöbel Preis gegeben, schutzlos gemordet wurde.

Unter diesen Umständen wird es keine Verwunderung erregen, daß unsere sechs Juden, so wie sie das Lärmgeschrei vernahmen, sich so schleunig flüchteten. Waren die Knechte heftig aufgeregt, so waren jene es noch viel mehr. Sie rannten wie gehetzte Haasen dem Luche zu, und verkrochen sich in dem wilden Gesträuche desselben. Hier hockten sie sich tief nieder, und lauschten athemlos, ob sie verfolgt würden. Es blieb still, und endlich stahlen sich einzelne Laute aus der gepreßten Brust, und wurden, als man mit der Gefahr sich mehr und mehr vertraut gemacht hatte, zu artikulirten Tönen. Moses fing an: Verschwärzt seien diese Gojims.[1]), zehntausend Ellen tief unter der Erden, die uns gebracht haben um so viel Sohof [2]). Den Masick [3]) auf ihr Kopf. Krie [4]) soll man über sie reißen. Kapore sei die Schoh [5]), da ich hierher gekümmen bin. Daß sie die Nachpe [6]) bekümmen

[1]) Ungläubige. [2]) Gold. [3]) Teufel. [4]) Klage und Jammer. [5]) Verflucht sei die Stunde. [6]) Schwere Noth.

Bayerische Staatsbibliothek München

wären. Iſt das ahn Reveile-Stück [1])! Kan Wort is emmes [2]) von dem Gedibber [3]), daß ſie hadier den Aver [4]).

Itzick. Still, Rebbe Moſcheh, daß die Gojim uns nit finden, dann iſts ahn godle Gfeire [5]). Vorſichtig ſteckte Moſes ſeinen Kopf ein klein wenig hervor, lauſchte, und hob ihn ſachte noch höher. Er ſchauete ſich aufmerkſam um, dann hockte er wieder nieder, und ſprach leiſe: Jaſch'r kouch [6]) lieber Rebbe Itzick, aber 's iſt ſtill, und kaner ßu ſehen, der was vermaſſern [7]) künn.

Itzick. Doch wolln wir bleibn und warten, und nicht gleich an ahn acher [8]) Ort houlich'n [9]), weil mer hier b'tu'ch [10]) ſind.

Moſes. Dos is ahn Macko g'doulo [11]), daß uns Hakodeſch Borch-Hu [12]) Taljonim [13]) zu Schoftonim [14]) geſetzt hat. Wei, wei, daß wir leben müſſen im Lande der Goijim, fern von Jeruſcholajim [15])! Wei, daß ſolche Taljonim dieſe Achſorijem [16]) ſehn, un die Jiſroel bachol Jmnos [17]), wos ſe nur habn in Machſchovo [18]) wolln an ouſſe ſein [19]). Sie meivne [20]) uns um Guff [21]) um Momon [22]) un Neſchommo [23]). — Chayi Naſſchi [24])! Ich thu ahn Schvuo Ch'mouro [25]) bei Aphrohom Ovinu [26])! Ich räche mich an dieſem Quitzow, dieſem Sot'n Hamaſchis [27]). Ich ſchaff ihn af die Sait, er künn nicht länger lebn.

Itzick. Iſt er doch ſchuld an dem Ganf [28]), daß uns unſere Eiſeck mekalie melach'nen [29]), und mer ſind das potor [30]). Rachmono litzlan [31])!

Moſes. Eni dibber [32]), dieſer Kuffer Belouhei Jiſroel [33]) ſoll mirs büßen. Ich verfolg ihn, und halt es vor ahn Mitzve [34]), ihn von der Erde ßu vertilgen, dieſen Ben Nafka [35]), und iſt er ahch ahn Takif [36]), der arme Bar Jiſroel Moſcheh [37]) ſoll doch über ihn kümmen, und er ſoll mirs meſchulmen [38]).

---

1) Schelmenſtück. 2) Wahr. 3) Gerede. 4) Die Peſt haben. 5) ſehr gefährlich. 6) Habe Dank. 7) Verrathen. 8) Andern. 9) Gehen. 10) Sicherer. 11) Wahres Unglück. 12) Gott unſer Herr. 13) Barbaren. 14) Regenten. 15) Jeruſalem. 16) Trübſal. 17) Jſraeliten. 18) Vermögen. 19) Berauben. 20) Bringen. 21) Geſundheit. 22) Vermögen. 23) Seele. 24) Ich ſchwörs bei meiner Seele. 25) Theuern Schwur. 26) Unſerm Vater Abraham. 27) Satanskinde. 28) Raub. 29) Sachen abgenommen ſind. 30) Des Unſrigen ledig. 31) Gott erbarms. 32) Ich ſage. 33) Verläugner des Gottes Jſrael. 34) Gebot, gutes Werk. 35) Hurenſohn. 36) Großer Herr. 37) Sohn Jſraels Moſes. 38) Bezahlen.

Schmuel. Loßt uns geihn, 's iſt ſtill, un mer kann nich wiſſen, wen der Aſchmedai [1]) herführt.

Sacht und leiſe erhoben ſich die Köpfe, und ſchaueten mit feurigen Augen rings umher. Zögernd ſchritt der Fuß vor, und ſchreckhaft zuckten die Glieder bei jedem Geknifter des Geſträuchs zuſammen. Tief gebückt naheten ſie ſich dem Rande des Lachs, und ſchritten den Acker hinauf, um weitere Ausſicht zu gewinnen. Da fiel nicht gar weit entfernt ein Schuß, und noch einer, und alle ſechs Iſraeliten ſtürzten lautlos zu Boden. Sie lagen eine Weile wie todt, ohne ſich zu rühren. Endlich erhob Schmuel den Kopf langſam, ſchaute ſich um, und ſetzte ſich aufrecht, als er nichts bemerkte. 'S is niſcht, ſprach er leiſe, ſteiht auf, aber in dem Augenblick fiel wieder ein Schuß, und er klappte, wie ein Taſchenmeſſer zuſammen.

Die Schüſſe wiederholten ſich häufiger, kamen aber entſchieden nicht aus der Nähe. Nach und nach erhoben ſich die Köpfe, da es nur beim Knallen blieb. Noch hatten ſie nicht Ausſicht genug, um beurtheilen zu können, wo geſchoſſen wurde, auch fehlte ihnen darin die Erfahrung. Steiht auf, flüſterte Moſes, loßt uns houlich'n. Leiſe auftretend, krochen ſie vorwärts. Als ſie beinahe die Höhe des Stoppelfeldes erreicht hatten, gewannen ſie Ausſicht. Rechts von ihnen lag das für ſie ſo verhängnißvoll gewordene brennende Garlitz. Eine halbe Meile weiter, neben Barnewitz, war das Feld mit Kriegerſchaaren bedeckt, hier wurde geſchoſſen, und unverkennbar gab es hier ein Gefecht, das zeigten die Angriffe der Reiterei, und einzelne ihnen näher gelegene Scharmützel.

Ein Freudenton entwand ſich der Bruſt Moſes, der mit ſeinen Gefährten durch die vorliegende Höhe bis zum Halſe gedeckt war. Die Beni Baal [2]) morden ſich unter einander, rief er, ſe ſind meſchugge in ihr Roſch [3]). Boruch Atto Adonaji Elouheinu Melech hooul'm, Schehakel Niheje bidvore [4]). Seine Gefährten ſtimmten in ſeinen Freudenruf mit ein.

Wir laſſen ſie ſtehen, und ſich über das Schauſpiel freuen, das ihnen ſo unvermuthet gegeben wurde, um näher den Vorgang zu erklären.

---

[1]) Asmodi, der Teufel. [2]) Baalsſöhne. [3]) Verrückt im Kopfe. [4]) Gelobet ſeiſt du Gott der Herr, König aller Welt, der alles erſchaffen hat.

Siebentes Kapitel.

Die Magdeburger waren in großer Aufregung über die beiden Peſtfälle und unter furchtbarem Schimpfen auf die Juden aus Garlitz gezogen. Mehr als je glaubten ſie ein Recht zu haben, das Dorf zu verbrennen, weil ſo das verpeſtete Haus am ſicherſten von der Erde geſchafft wurde, und ferner keinen Schaden thun konnte. Ohne Zweifel würde das Dorf auch ohne dieſen Grund abgebrannt worden ſein; aber der Menſch iſt immer froh, wenn er einen zureichenden Grund für ſeine Handlungen findet, beſonders wenn er eine grauſame Handlung beſchönigen kann. So fanden ſich denn Hände genug, welche die Brandfackel ſchwangen, und ſchnell brach die Flamme aus allen Dächern, während das Heer mit ſeinen Wagen davon zog.

Es ſollte nach Barnewitz gehen, das auf einer Höhe gleichfalls am Rande des Luchs liegt. Die Höhe verdeckte einen Theil der dahinter gelegenen Gegend, man gewahrte deshalb auch nicht, daß ihnen ein Heer hinter Barnewitz entgegen zog, bis daſſelbe aus dem Dorfe defilirte. Jetzt erſt erblickten ſich die beiden feindlichen Maſſen, nur durch den Raum einer guten Viertelmeile von einander getrennt. Beide machten Halt, und das märkiſche Heer ſtellte ſich ſüdlich neben Barnewitz auf, ſeinen rechten Flügel an das Dorf lehnend. Zum Treffen mußte es kommen. Die märkiſche Poſition war gut, deſto ſchlechter aber die magdeburgiſche. Johann zog mit den Seinigen auf einem Knüppeldamm dahin, links und rechts von Bruch umgeben, und erſt nahe vor Barnewitz führte der Weg aus dem Bruche heraus. Die Magdeburger mußten auf dem Damme bleiben, bis ſie dieſe Stelle erreicht hatten, und hier konnte der Feind ihre Entwickelung ſehr kräftig hindern. Dies wäre mit zu großen Nachtheilen verknüpft geweſen, und ein Angriff auf die feindliche Stellung mußte mißlingen. Johann gab daher den Befehl, im Angeſichte des Feindes umzukehren. Zwar war vorauszuſehen, daß der Feind nachſetzen würde; allein ſeine Verfolgung konnte nur der Nachhut ſchaden,

welche Johann ſelber durch ſein Beiſpiel zu ermuthigen glaubte; hatte man den Knüppeldamm zurück gelegt, und ſtand bei Garlitz auf feſtem Boden, ſo befand ſich der Feind, wenn er nachſetzte, in derſelben unvortheilhaften Lage, welcher Johann eben zu entgehen ſuchte, und war dann in der nämlichen Falle gefangen, in der Johann jetzt ſteckte.

Kaum gewahrte der Feind Johanns rückgängige Bewegung, als er eine Abtheilung Reiterei abſendete, um auf dem Damme die Magdeburger zu verfolgen. Zugleich aber wandte er ſich mit dem größeſten Theile ſeines Volkes ſüdlich, offenbar in der Abſicht, das ſich nach dieſer Richtung nicht weit hin erſtreckende Bruch zu umgehen, und den Magdeburgern in die Flanke zu fallen. Auf dem Damme gab es ein hartes Gefecht. Johann wehrte ſich verzweifelt, und es gelang ihm, den Feind hier aufzuhalten, und ihn jeden Schritt Landes theuer erkaufen zu laſſen. Der Damm hatte nur die Länge einer Viertelmeile, bald hatten die Magdeburger daher den Rand des Bruches erreicht, und während ein Theil ſich daran aufſtellte, ging ein zweiter den das Bruch umgehenden Märkern entgegen, und ein dritter ſchlug ſich auf dem Damme. Bei dieſem war Johann.

Mittlerweile hatten die Magdeburger ſüdlich am Bruch die Märker erreicht, und es entwickelte ſich hier das Haupttreffen. Johann zog ſich fechtend auf dem Damme zurück, und wurde von der am Ende deſſelben poſtirten Reiterei aufgenommen. Er ließ ſo viel hier ſtehen, als nothwendig war, den auf dem Damme befindlichen Feind aufzuhalten, und eilte mit den Uebrigen den Seinigen zu Hülfe, die hart bedrängt von den Märkern, ihnen nicht die Spitze zu bieten vermochten.

So wurde nun an zwei Stellen gefochten, obgleich man einſah, daß die Entſcheidung nicht am Damme, ſondern auf dem Felde zu erwarten ſei. Hier focht man auf blacher Heide in der Nähe eines Waldes zwiſchen einzelnen niedrigen Gebüſchen. Johann ſtellte durch ſein Erſcheinen die Ordnung ſogleich wieder her, und durch die mitgebrachte Verſtärkung kamen die Magdeburger wieder ins Gleichgewicht. Magdeburg oben! rief er mit kräftiger Stimme, und ſtürzte ſich an der Spitze eines ſtarken Zuges mitten in den dichten Haufen der Feinde. Es entſtand ein furchtbares Gemetzel, der Schlachtlärm toſete gräßlich, Johann bahnte ſich eine Straße, die durch gefallene und getödtete

Feinde bezeichnet war. Plötzlich verwickelte er sich mit einem Geharnischten in ein Gefecht, der ihm die Spitze bot, und mit großem Geschicke und vieler Tapferkeit focht. Hitzig und kühn drang Johann auf ihn ein, besonnen und fest parirte sein Gegner die Hiebe, und wußte seinen Vortheil gut zu ersehen. Es folgte Schlag auf Schlag, ohne etwas zu entscheiden. Immer hitziger und heftiger entbrannte Johanns Zorn, immer rasender tobte sein Schwerdt. Es war, als ob seine Seele sich in der Spitze desselben concentrirt, und keinen Wunsch gehabt hätte, als den, sich in die Brust seines Gegners zu senken. Darüber bemerkte er mit seinem einen Auge nicht, daß das Gefecht in seiner wogenden Bewegung sich von ihm fort gezogen, und seine Magdeburger entfernt hatte. Er stand mit seinem Gegner abgesondert, die Magdeburger waren zurückgewichen, die Märker vorgegangen, noch immer hatte er seinem Feinde keine Wunde beigebracht. Gebt euch, rief dieser, ihr seid abgeschnitten! Aber heftiger entbrannte Johanns Zorn, wüthend drang er auf ihn ein, fast besinnungslos schlug er zu. Da kamen mehrere märkische Reiter zu Hülfe. Schlagt den Tollkopf nieder, schrie Johanns Gegner. Von der Seite, wo Johann das Auge fehlte, kam ein Ritter, legte seine Lanze ein, und fuhr so grimmig mit ihr gegen Johanns Harnisch, daß er ihn aus dem Sattel hob, und sein Pferd zugleich, von einem Anderen verwundet, in die Knie sank. Johann stürzte seitwärts, seinem Gegner zu, herunter, und dieser setzte ihm sogleich sein Schwerdt auf die Gurgel. Wollt ihr euch ergeben? fragte er, gegen ihn gebückt, aber ohne abzusteigen. Ich ergebe mich, war die Antwort. So schlagt das Visir zurück, und nennt euren Namen! Johann that es, und der Reiter fuhr entsetzt zurück. Heiliger Gott, ihr seid Johann von Quitzow? schrie er. — Ich bins, stöhnte Johann. Vielleicht thätet ihr besser, mir den Tod zu geben! Suchen mag ich ihn nicht, aber wenn ich ihn finde, ist er mir willkommen. —

Mein Gott, hätte ich das ahnen können! Ihr seid ohne Abzeichen, o warum habt ihr mir das gethan! so rief der Reiter klagend und mit Tönen des Jammers, bewegt umstanden ihn die anderen Reiter, Bestürzung war unverkennbar, kein freudiger Ton des Sieges ließ sich vernehmen. Steht auf, unglücklicher Mann, und gebt mir euer Schwerdt, es ist ein böses Geschick, das mir euch in die Hände führt.

Johann erhob ſich und überreichte ihm ſein Schwerdt. Ich weiß, mein Loos iſt traurig, doch werd' ich es tragen als Mann. Laßt mich aber wiſſen, wem mich das Geſchick und eure Tapferkeit überliefert hat. Der Reiter ſchlug mit einem Seufzer ſein Viſir in die Höhe. Es war Henning von Stechow. Johann entfärbte ſich, Thränen entſanken ſeinem Auge. Henning wandte ſich betrübt von ihm.

Indem erhob ſich in einiger Entfernung das Siegsgeſchrei der Märker. Ihre ganze Reiterei ging geſtreckten Laufes vorwärts, die Magdeburger flohen. Halt, Halt! ſchrie Johann, ſich ſelbſt vergeſſend, ſteht feſt, und wie in Verzweiflung griff er nach ſeinem Schwerdte umher. Haltet euch ruhig, Herr, rief ihm ein Reiter zu, und bedenkt, ihr ſeid gefangen. Beſchämt und verwirrt wandte ſich Johann ab, und ſeufzte tief.

Die Magdeburger wurden nicht weit verfolgt, man hatte ihren Anführer, und das war, wenn auch nicht genug, doch viel. Einige andere Gefangenen, meiſt Verwundete, wurden noch gebracht, auch ſämmtliche Wagen, die den Magdeburgern in die Hände gefallen waren. Nach beendigtem Treffen fanden ſich die Führer des märkiſchen Heeres zuſammen, Neugier und Theilnahme zog ſie nach der Stelle, wo Henning von Stechow verweilte, auch viele Knechte kamen, und blieben in einiger Entfernung ſtehen. Ein dichter Kreis geharniſchter Männer ſchaarte ſich um den Wurzelſtock, auf welchem Johann in finſterem Sinnen verloren ſaß, den Kopf auf die Hand, den Ellenbogen auf das Knie geſtützt.

„Bedauernswerther Mann, rief ſein Schwager Achim von Bredow, wie haſt du uns ſo unglücklich machen können, dich fangen zu laſſen! Wir müſſen unſere Pflicht thun, aber unſer Herz blutet, und du verblueteſt mit.

Johann warf ihm einen trüben Blick zu, dann erhob er ſich, und ſprach: Scheltet mich nicht, daß mein böſes Geſchick mächtiger war, als meine Kraft. Ich hoffe ihrer doch ſo viel zu beſitzen, daß ich es tragen werde.

Henning v. Stechow. O Gott, warum mußte ich es ſein, durch deſſen Hand euch neue Feſſeln geſchmiedet wurden? Ich hatte mir ein anderes ſchöneres Wiederſehen gedacht! Was mir unter anderen Umſtänden ein Glück geweſen wäre, wird mir, da es euch betrifft, zum Unglück.

Hans v. Uchtenhagen. Wir alle tragen für euch die Freundschaft im Herzen, und dennoch habt ihr uns gezwungen, gegen euch als Feinde zu handeln. O hättet ihr das nimmer gethan!

Johann. Nicht ich habe euch dazu gezwungen, euer Markgraf ist es, der alle Dinge und Verhältnisse umkehrt, und euch nöthigt, da feindlich zu handeln, wo ihr Liebe fühlt, und Freundschaft erzeigen möchtet. Da habt ihr eine Probe seiner Regierungskunst, die den Saamen der Zwietracht ausstreut, nicht in die Herzen der Freunde, — denn das vermag er nicht, — aber in ihre Stellung gegen einander, daß sie sich gegenseitig hetzen müssen, wie die Meute das Wild, da habt ihr eine Probe von der Freiheit, die er euch gelassen, daß ihr da feindlich handeln müßt, wo ihr lieben möchtet. — Und zu Schergen einer so verruchten Gewalt laßt ihr euch mißbrauchen? —

Hans v. Finzelberg. Lästert den Markgrafen nicht, Johann. Was geschehen, konnte er so wenig wenden, als wir oder ihr. Wäre er euch genau bekannt, und wäret ihr nicht voll Haß gegen ihn, ihr würdet anders urtheilen. Vergeßt nicht, daß er unser rechtmäßiger Landesherr ist, und wir seine geschworenen Mannen sind.

Johann. Auch das Wort des freien Mannes gegen diesen Markgrafen darf also nicht gehört werden, und muß verstummen?

Hans v. Finzelberg. Ihr seid kein freier Mann, sondern ein Gefangener.

Johann. Recht, daß ihr mich daran erinnert. Der Mensch vergißt sich nur zu leicht, wenn er seine Freiheit verloren, und kann sich schwer an den Gedanken gewöhnen. Ich werde von eurem Markgrafen nichts weiter reden. Euch, meine alten Freunde, danke ich für die Theilnahme, die ihr mir in meinem Unglück schenkt. Ist es auch ein trübes trauriges Wiedersehen, dennoch thut es mir wohl, in euren Augen die herzliche Freundschaft aus den alten Tagen zu lesen, in denen wir zu Rath und That vereinigt diese Fluren durchstrichen. Theilnehmendes Gefühl, Liebe, Freundschaft, Herzlichkeit lieset der Mensch in keinem Buche so innig und warm, als im Auge des Freundes. Das ist der ächte Brunnquell für das Licht des Lebens. Ihn habe ich wieder geschaut, und er wird mir nicht versiegen, auch wenn ich ihn

nicht ſchauen kann. — Thut denn, was ihr müßt. Ich werde eurer Liebe nicht anrechnen, was eure Pflicht euch gegen mich zu thun gebietet, wenn ihr mir auch Leid zufüget.

Johanns Hände wurden auf den Rücken gebunden. Henning von Stechow erhielt die Aufſicht über ihn, mit betrübten Mienen wandten ſich die Uebrigen von dem traurigen Schauſpiele. Die Knechte hatten unterdeſſen das Schlachtfeld geplündert, wie die Gefangenen. Die beiden Berliner Kaufleute waren den Märkern ebenfalls in die Hände gefallen. Ihre Feſſeln wurden ihnen gelöſet, ſie wieſen ſich als die Eigenthümer der vier Wagen mit Salz aus, welche an die Juden verkauft, dennoch den Magdeburgern geblieben, und jetzt ebenfalls erbeutet waren. Nach ſorgfältiger Unterſuchung erhielten ſie die Wagen wieder, und fuhren mit einem Geleite auf der Stelle nach Berlin, herzlich froh, daß ihr Unglück ſich auf ſo unerwartete Weiſe gewendet hatte.

Nachdem auch die übrigen Gefangenen gebunden, und die Verwundeten ſo gut als möglich verbunden waren, wurde das Signal zum Aufbruch gegeben. Es war ſchon ziemlich tief Nachmittag geworden, weit konnte man nicht mehr kommen, und man beſchloß deshalb nach Klein Benz, jetzt Klein Bähnitz genannt, zu gehen, einem Dorfe, welches an einem See lag, und Wichart von Rochow gehörte [1]); daſelbſt wollte man übernachten. Am anderen Tage ſollte Johann weiter, und mit den übrigen Gefangenen nach Berlin geſchafft werden.

Es war bereits dunkel, als man das Dorf erreichte. Die Knechte wurden in die Häuſer deſſelben vertheilt, die Gefangenen erhielten ein beſonderes Haus, das hinreichend mit Wache verſehen, an kein Entſpringen denken ließ. Die Heerführer und adlichen Mannen begaben ſich in den Hof, den Wichart von Rochow hier beſaß, weil es das beſte Gebäude des Dorfes war. Auf beſondere Verwendung ſeiner Freunde wurde Johann von Quitzow mit dahin genommen; ſie wünſchten, ſo viel als möglich, die wenigen Stunden, die ihr Beiſammenſein dauern konnte, in ſeiner Geſellſchaft hinzubringen, ungeachtet ſie ſich nicht verbargen, welch ein ſchmerzliches Beiſammenſein es war, und ſein Un-

---

1) Landbuch Karls IV. S. 123.

glück ihnen das Herz zerschnitt. Da die meisten seine Freunde waren, so wurde ihrem Wunsche genügt.

Henning von Stechow war über alle Maaßen traurig über sein und Johanns Mißgeschick. Könnt ich euch die Freiheit verschaffen, — hatte er ihm bereits unterweges zugeflüstert, — ohne meine Ehre und Treue bloß zu stellen, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe! Aber ich finde kein Mittel, denn man wird euch streng bewachen. Diese Prophezeihung zeigte sich nur zu wahr, denn diejenigen, welche Johann nicht kannten, oder gar seine Feinde waren, trafen im Stillen alle mögliche Vorsichtsmaaßregeln, um ein mögliches Entspringen zu verhindern. Fenster und Thüren wurden sorgfältig von Innen und Außen bewacht. Niemand durfte dagegen etwas haben.

Unter trüben Gesprächen über die Vergangenheit und Zukunft verging der Abend und ein Theil der Nacht. Jemehr die alten Erinnerungen aufgefrischt wurden, desto leuchtender trat Johanns Bild daraus hervor, desto lieber wurde er seinen Freunden. Die tausend Häkchen, mit denen er sich an ihre Herzen geklammert hatte, wurden fühlbar, und immer tiefer empfanden sie es, daß sie ihn nicht ohne die schmerzlichste Verwundung derselben davon losreißen konnten; dennoch verlangte die gebieterische Stimme der Pflicht, daß sie selber ihn seinem gefürchtetsten Feinde, wahrscheinlich zu ewigem Gefängniß, auslieferten. Furchtbarer Conflict der Neigung des Herzens mit der Pflicht! Wie oft und wie tief hast du schon das arme Herz des Menschen verwundet, wie manches hat sich an dir verblutet, welch namenloses Weh hast du ihm bereitet! Gigantisch und schwer, wie die eiserne Nothwendigkeit, schreitet das Machtgebot der Pflicht dahin, und was sich nicht mit ihm in gleicher Bewegung erhält, wird schonungslos zertreten, mag es auch den zartesten Gefühlen des Herzens entsprossen sein, mag dieses selbst dabei zertrümmern. Und dennoch darf der Mensch die Pflicht, — dennoch kann er die Neigung seines Herzens nicht beugen, aber es ist Tugend, schwer erkämpfte Tugend, wenn er letztere der ersteren unterzuordnen weiß. —

Wir überlassen unsere trauernden Ritter ihrem Schlafe auf dem Streulager, das für alle in demselben Zimmer ausgebreitet wurde, in welchem sie den Abend zugebracht hatten, und sehen uns zunächst nach den Juden um. Mit der gespanntesten Er-

wartung ſahen ſie dem Gange des Gefechtes zu, mit flüchtiger Sohle ſtanden ſie auf dem Sprunge, um bei dem erſten bedenklichen Anſchein ſo ſchnell als möglich Reißaus zu nehmen. Ein paarmal waren ſie wirklich genöthigt, oder vielmehr, glaubten ſie genöthigt zu ſein, davon zu laufen. So hatten ſie endlich ein Gebüſch erreicht, aus welchem ſie unbemerkt das ganze Treffen überſehen konnten, obgleich ſie ziemlich weit davon entfernt waren. Moſes, der reichſte von ihnen, der auch am meiſten verloren hatte, war in großer Aufregung, und hatte eine fürchterliche Freude über das, was er ſah. Er verſchlang die Scene faſt mit den Augen. Ha, rief er, dos is ahn Joum tof [1]), dos is ahne Freud, wie ſe ſich ſchechten [2]), daß kahn Dam [3]) in Boſſor legamre [4]) bleibt. O daß ich nit Kiſchuf melummet [5]) geweſen hob, die Gaslenim [6]) un Rotzeiachim [7]) den Zavar ßu ſchakern [8]).

Itzick. Sei dich nit ſou ſtark merages [9]), Rebbe Moſcheh, die K'lovim [10]) thuns ſchon allahn.

Sie hatten Zeit, ſich ihre Bemerkungen mitzutheilen, denn das Gefecht zog ſich in die Länge. Plötzlich flohen die Magdeburger ſeitwärts nach dem Walde zu in ſüdweſtlicher Richtung. Die Märker verfolgten ſie eine Weile, kehrten dann zurück, bemächtigten ſich der Wagen, und fuhren mit ihnen ab, jenſeit des Schlachtfeldes. Dieſer Theil der kriegeriſchen Operationen feſſelte ihre Erwartung im höchſten Maaße, denn er betraf ihr Eigenthum. Leider konnten ſie davon nur ſehr wenig ſehen. Stunden vergingen, und noch immer ſtand das Heer auf derſelben Stelle, einzelne Menſchen wankten auf dem Schlachtfelde, die übrigen umgaben einen dichten Knäuel, es war nicht zu entdecken, was hier vorging. Mit großer Geduld aber hielten die Juden aus, Hunger und Durſt meldeten ſich, ſie achteten nicht darauf, denn ein neuer Plan beſchäftigte ihre Seele, und ohne beſondere Mittheilung begriff jeder die Wichtigkeit des Momentes. Endlich entſtand Bewegung im Heere, endlich brach es auf, und zog von dannen. Sie bemerkten, daß der Weg nach Klein Bähnitz eingeſchlagen wurde, und überſahen leicht, daß heute wohl nicht wei-

---

1) Freudenfeſt. 2) Schlachten. 3) Blut. 4) Adern. 5) Zauberkunſt gelernt. 6) Räuber. 7) Mörder. 8) Hals zu brechen. 9) Aergere dich nicht ſo ſehr. 10) Hunde.

ter gegangen werden würde. Aber sie selber setzten sich nun auch in Bewegung, und eilten dem Schlachtfelde zu, denn dort mußte sich, ihrer Ansicht nach noch Vieles finden, was zum Liegenlassen zu Schade war.

Behutsam schritten sie zwischen den todten Thieren und Menschen hin, sorgfältig vermieden sie, einen Todten zu berühren, denn die Berührung machte sie unrein. Viel war nicht mehr zu finden. Theils lagen nur wenige Todte da, — die Verwundeten schien man mitgenommen zu haben, — theils waren sie schon ausgezogen. Nur hier und da zeigten sich einige Waffenstücke, das Meiste war jedoch werthlos. Dennoch wurde alles genau untersucht, und nichts voreilig weggeworfen. Wie wankende Gespenster durchschritten sie den ganzen Schauplatz des Treffens, bis es finster wurde, sie nichts mehr sehen konnten, und anfingen, sich vor einander zu graueln. Da wandten sie sich, und gingen nach Barnewitz, wo sie sich ein Unterkommen suchten.

Hier aber wurden nun nähere Nachrichten eingezogen. Mit grausenhafter Freude vernahmen sie, daß Johann von Quitzow gefangen sei. Er galt ihnen als der boshafte Anstifter ihres Unglücks, und die schwerste Rache war ihm geschworen. Nachdem sie erfahren hatten, was sie erfahren konnten, wurde der Plan verabredet. Zunächst war so viel gewiß, daß sie zu den Märkern gehen, und ihnen anbieten mußten, die gemachte Beute zu kaufen, um einigermaaßen ihren Schaden wieder gut zu machen. Zwar hatten sie sie schon einmal gekauft und bezahlt; allein sie hatten dafür Preise gesetzt, die allenfalls eine Verdoppelung gestatteten, und doch noch einen ansehnlichen Vortheil gewähren konnten. Nur mußten die Märker nicht erfahren, daß sie die Beute schon den Magdeburgern abgekauft hatten, denn der Kauf der Salzwagen hätte ihnen dann schlecht bekommen können. Von diesen durften sie sich nichts merken lassen. Darum wurde festgesetzt, daß man vermeiden wolle, den Gefangenen vor die Augen zu kommen. Einer von ihnen sollte sogleich sich umthun, für morgen einen Wagen zu miethen, weil man nicht wußte, ob die Märker Wagen und Pferde mit verkaufen würden. Dies wäre allerdings das Beste gewesen, denn der von ihnen heute früh gemiethete Wagen mit den Pferden waren ebenfalls genommen. Indessen mußte auf den Nothfall Bedacht genommen werden. Nachher wollte man sich Erlaubniß erbitten, sich dem Heere anschließen, und mit demselben nach Berlin gehen zu dürfen, und

auf dieſem Zuge übernahm es Moſes, ſeinen Racheplan gegen Johann auszuführen. Er beſtand in nichts Geringerem, als ihn nebſt den übrigen magdeburgiſchen Gefangenen zu verbrennen, indem man das Haus in der Nacht anzünden wollte, in welchem ſie verwahrt würden. Es wurde alles ſorgfältig erwogen und beſprochen; ſie durften nicht fürchten, behorcht und verrathen zu werden, denn ihren Sprachmiſchmaſch verſtand kein Chriſt. Als alle Rollen gehörig vertheilt waren, legte man ſich in der Scheune auf Stroh, und ſchlief dem nächſten Tage entgegen. Ein Wagen hatte ſich im Dorfe gefunden.

Am anderen Tage in aller Frühe machten ſie ſich mit ihrem Wagen auf den Weg, und fuhren nach Klein Bähnitz. Allein ſie kamen doch zu ſpät, denn das Heer war ſchon vor ihrer Ankunft aufgebrochen, und auf dem Wege nach Groß Bähnitz, das auf der anderen Seite des Sees lag, damals Groß Benz hieß, und gleichfalls Wichart von Rochow gehörte [1]). Die Entfernung beträgt etwa drei Viertelmeilen. Ohne ſich aufzuhalten, fuhren ſie nach, und holten den Zug nahe vor Groß Bähnitz ein. Sie ſtiegen vom Wagen herunter, und ließen dieſen in der Entfernung nachfahren. Abſichtlich blieben ſie jedoch hinter dem Zuge, um von den Gefangenen nicht geſehen zu werden. So ließen ſie die Krieger ins Dorf hinein, und lauſchten dann, ob man Halt machen, oder weiter gehen würde. Zu ihrer Freude wurde abgeſeſſen, aber es galt nur einen Trunk, und nach einer Viertelſtunde ſaß man wieder auf. Vorſichtig ſchlichen ſie hinterdrein.

Das Heer hatte den Weg nach Schwanebeck eingeſchlagen, und war noch nicht weit gekommen, als von Gohlitz her ein reitender Bote ſich nahete, der zu den Heerführern hinritt, und eine Weile mit ihnen ſprach. Er erzählte ſehr lebhaft, und zeigte viel in die Ferne. Auf ſeine Nachrichten wurde raſch der Befehl zum Umkehren gegeben, unſere Juden durften nicht hoffen, ſo ſchnell das Dorf zu erreichen, daß ſie nicht geſehen würden, und verſteckten ſich in den Gräben ſeitwärts des Weges. Ihr Wagen, ein gewöhnliches Fuhrwerk, fiel nicht auf.

Mochte der Grund dieſes Rückzuges ſein, welcher es wollte, er kam unſeren Juden um ſo weniger ungelegen, als in Groß Bähnitz abgeſattelt und Raſt gemacht wurde. Sie warteten ab, bis alles in Ordnung war, dann ſuchten ſie Nachrichten ein-

[1]) Landbuch Karls IV. S. 123.

zuziehen, und es gelang ihnen, zu erfahren, daß die Magdeburger den Märkern den Weg verrannt hätten, und letztere fürs Erste in dem Dorfe zu verweilen gedächten, um abzuwarten, was die Magdeburger ferner thun würden.

Die Märker stellten die nöthige Anzahl von Wachtposten aus, um nicht unversehens überfallen zu werden, und schickten den Magdeburgern einen Recognoscirungsposten entgegen. Die Anführer bezogen ein Haus, dessen Hinterthür, wenn man den Hof verließ, nach dem See führte. Hier wurden zwei Kähne in Bereitschaft gesetzt, um Johann von Quitzow, so wie etwa die Magdeburger kämen, mit seinen Wächtern schnell über den See nach Klein Bähnitz zu bringen, und auf diese Weise seine Befreiung zu verhindern, welche die Magdeburger zu beabsichtigen schienen. Johann blieb auch hier in der Gesellschaft seiner Freunde, und freundschaftliche Mittheilungen und Gespräche zwischen ihnen fanden kein Hinderniß. Dennoch wurde er scharf bewacht, und diejenigen, welche ihm weniger wohl wollten, ließen ihn und seine Freunde nicht aus den Augen. Offenbar fürchteten sie, daß das Pflichtgefühl der Freunde Johanns leicht von ihrer Freundschaft für ihn überwältigt werden dürfte.

Nachdem alle diese Einrichtungen getroffen waren, hielten es die Juden für Zeit, hervorzutreten. Sie wandten sich an Hans von Bieberstein, der den Zug befehligte, baten um Erlaubniß, die Beute einhandeln zu dürfen, und um seinen Schutz. Beides wurde gegen Zahlung bewilligt, und draußen in der Dorfstraße wurde der Markt eingerichtet. Die Nachricht davon verbreitete sich sehr rasch, die Knechte schleppten ihre Beute herbei, und der Handel war im besten Gange. Die Juden boten schrecklich schlecht, und entschuldigten sich damit, daß sie ja nicht wüßten, ob ihnen die Magdeburger nicht alle gekauften Sachen wieder abnähmen. Gerade dieselbe Besorgniß, daß sie selber die Sachen an die Magdeburger verlieren könnten, veranlaßte die Märker, loszuschlagen, denn Geld ließ sich leichter verbergen und fortschaffen, als Sachen. Moses unterhandelte während dessen mit den Anführern, und kaufte den ihm abgenommenen Wagen, mit allem, was er enthielt, zum zweitenmale, so wie manches andere, was von den Magdeburgern erbeutet war. Auch erhielt er die Erlaubniß, dem Heere zu folgen, so lange er es für gut fände.

Der Handel dauerte den ganzen Nachmittag hindurch, ohne

daß man von den Magdeburgern etwas vernahm. Dagegen hatte Moſes eine andere Nachricht eingezogen, die ihn ſehr beſtürzte. Es ging das Gerücht, daß in der Mark mehrere Menſchen an der Peſt geſtorben ſeien, faſt ließ ſich an dem Ausbruche der ſchrecklichen Krankheit nicht mehr zweifeln. Er theilte dies ſeinen Genoſſen mit, die darüber nicht minder betreten waren. Wollte es das Unglück, daß im märkiſchen Heere Jemand davon ergriffen wurde, ſo konnten ſie einer Wiederholung der Scene von Garlitz entgegen ſehen, und waren wieder um das Ihrige. Dieſe beängſtigende Rückſicht gebot Eile; ſie beſchloſſen ſich ſo einzurichten, daß ſie jeden Augenblick zur Flucht gerüſtet wären, ſie wollten die Sachen aus dem Dorfe ſchaffen, nicht mit dem Heere ziehen, ſich das Geleite unterweges erkaufen, und Berlin auf einem Umwege zu erreichen ſuchen. Dieſe Maaßregeln erſchienen nach ſorgfältiger Ueberlegung zweckmäßig. So wie es daher dunkel wurde, ſtellten ſie den jetzt nur noch ſehr unbedeutenden Handel ein, bepackten ihre Wagen, und viere von ihnen fuhren damit zum Dorfe hinaus. Moſes und Itzick blieben zurück. Es galt noch einem zweiten Geſchäfte, das ihnen nicht minder am Herzen lag, als der Handel, der Rache gegen Johann von Quitzow, und überhaupt gegen das Chriſtenvolk, durch deſſen Dummheit und Aberglauben, wie ſie es nannten, ſie ſo viel Unglück erfuhren, und allerdings war ihr Loos ein höchſt unglückliches. Noch heute mußte ſie vollführt werden, lebendig durfte Johann das Dorf nicht verlaſſen, das hatte Moſes beſchworen, einem furchtbaren Tode beſtimmte er ihn, mochten ſo viele Chriſten dabei umkommen, als da wollten, nur die Entdeckung mußte unter allen Umſtänden vermieden werden, auf ſie durfte kein Verdacht fallen. Deswegen beurlaubten ſie ſich öffentlich bei den Anführern, und verließen das Dorf, aber nur um vermummt ſogleich zurück zu kehren, und die Gelegenheit zu erſpähen, ihrer Rache freien Lauf zu laſſen. Sie umſchlichen das Haus, in welchem Johann bei ſeinen Freunden ſaß; es war von Holz, mit Stroh gedeckt, und mußte raſch und ſchnell brennen, das hatten ſie ſchon Nachmittags überlegt. Jetzt kam es nur darauf an, Veranſtaltungen zu treffen, um das Entkommen aus dem Hauſe zu verhindern, und dazu hatten ſie ſich gerüſtet. Die Finſterniß kam ihnen zu ſtatten, außerdem rechneten ſie erfahrungsgemäß darauf, daß die Knechte das empfangene Geld ſicherlich zu einem guten

Trunke benutzen, und dadurch unfähig gemacht werden würden, gehörige Wache zu halten. In alle dem bewiesen sie sich nur zu sehr als gute Menschenkenner. Von allen guten und schlechten Eigenschaften der von ihnen so tief gehaßten Christen wußten sie, ungeachtet ihrer furchtbar drückenden Lage, auf die schlaueste Weise Vortheil zu ziehen.

Das magdeburgische Heer hatte durch die Verwirrung, welche die Gefangennehmung Johann von Quitzows herbeiführte, das Treffen von Barnewitz verloren, und sich, nicht weit verfolgt, in den Wald geflüchtet, in welchem sich jetzt das Vorwerk Kieck befindet, welches damals noch nicht vorhanden gewesen zu sein scheint. Hier sammelten sich die Magdeburger, und gewannen Ruhe genug, zu überlegen, was zu thun sei. Johanns Gefangennehmung war ein Unglück, und als nächste Pflicht ergab sich, alles daran zu setzen, ihn wieder zu befreien, und zunächst seine Ablieferung nach Potsdam oder Berlin so lange als möglich zu verhindern. Daß man ihn nach einem von diesen beiden Orten bringen würde, war sehr wahrscheinlich, aber darum durfte man erwarten, daß die Märker sich nach jener Richtung zurückziehen würden. Aber darüber mußte man erst gewiß sein, ehe weitere Beschlüsse gefaßt werden konnten. Zu dem Ende wurden verdeckte Posten aufgestellt, welche die Märker beobachten mußten, und durch welche endlich die Nachricht einging, daß jene sich auf dem Wege nach Klein Bähnitz zurückzögen.

Dietrich Schwalbe war im Gefechte von seinem Herrn getrennt, und darum nicht mit ihm gefangen worden. Er kannte in dieser Gegend genau Weg und Steg, und die Anführer machten sich seine Lokalkenntniß zu Nutze. Der Tageszeit nach konnte man voraussetzen, daß die Märker nicht weiter als bis Klein Bähnitz, höchstens bis Groß Bähnitz gehen würden. Sie hier zu überfallen, war aus doppeltem Grunde nicht rathsam. Einmal war das Heer ermüdet und muthlos; schwerlich würde ein heute unternommener Ueberfall geglückt sein. Man mußte dem gemeinen Krieger Zeit lassen, erst wieder zu sich selbst zu kommen. Zweitens war vorauszusehen, daß der Feind Johann von Quitzow in dem einen wie in dem anderen Dorfe über den See flüchten würde, wo sie nicht folgen konnten, und er ihnen entging. Zunächst mußte man daher darauf denken, dem Feinde den Weg zu verrennen, und ihm den Paß nach Potsdam und

Berlin abzuſchneiden, und das erklärte Dietrich Schwalbe für möglich, wenn man ſeiner Führung folgen wolle.

So wurde nun aufgebrochen, und ein in ziemlich genau öſtlicher Richtung durch den Wald laufender Weg gewählt, faſt parallel mit der Bewegung der Feinde, nur ſüdlicher gelegen. Als der Wald ſich endigte, führte er am Fuße einer Hügelgruppe hin zur Klinkmühle [1]), welche an einem Bache, dem Klinkgraben, lag, der den See von Bähnitz mit dem Rievendtſchen See verbindet, die aber jetzt nicht mehr vorhanden iſt. Von hier gingen ſie nach den nahe beiſammen liegenden Dörfern Gohlitz und Niebehde, die ſie in der Nacht erreichten. Die Bewohner, welche ungewarnt ſich deſſen nicht verſahen, wurden feindlich überfallen, aus ihren Betten auf die Straße getrieben, unſere Magdeburger nahmen ihren Platz ein, und ließen ſichs nach einem ſo ſtrapatzenvollen Tage in den Betten wohl ſein. Zum Plündern waren ſie heut zu müde, auch entliefen ihnen die Sachen ja nicht.

Allein am andern Morgen wurde ſchon ſehr früh aufgebrochen, und doch hatte die Plünderung kaum begonnen. Sie konnte zum großen Leidweſen der Knechte nur ſehr unvollſtändig bewirkt werden. In der beſten Arbeit mußte man aufhören. Unter vielem Fluchen und Schimpfen wurden die Dörfer verlaſſen, die dabei viel beſſer wegkamen, als zu vermuthen ſtand. Das Heer zog nach der Richtung von Schwanebeck und Markau, und ſtellete ſich auf dem Felde ſeitwärts des Weges auf, um die Märker zu erwarten. Ein paar Stunden ſpäter erfuhr man, daß dieſe wieder nach Groß Bähnitz zurück gegangen ſeien. Dort wollte man ſie aus dem ſchon angeführten Grunde nicht überfallen, deswegen rückte man nach Schwanebeck, und quartirte ſich daſelbſt ein, ſo gut es möglich war. Hier konnte man die Sache abwarten, denn mochten die Märker ſich nach Berlin, nach Potsdam oder Brandenburg wenden, überall konnte man ihnen den Paß verrennen, und ſie zwingen, ſich zu ſchlagen.

Niemand war über die eingetretene Ruhe troſtloſer als Dietrich Schwalbe. Sein Herr mußte gerettet werden, das war gewiß. Auf dem Wege der Gewalt ſchien die Sache ſehr langſam zu gehen; er ſtrengte deshalb ſeinen alten Kopf an, eine Liſt zu er-

[1]) Landbuch Karls IV. S. 123.

ſinnen, aber es wollte ſich lange nichts finden. Endlich glaubte er einen Plan erſonnen zu haben, der vielleicht glückte. Mißlich war die Sache, doch für ſeinen Herrn durfte er ſchon das Leben wagen, und als er in ſeiner Weiſe das Schickſal befragte, erhielt er günſtige Zeichen. Nun ſchwankte er nicht länger. Er ging zu dem einſtweiligen Führer der Magdeburger, und theilte ihm ſeinen Plan mit. Auch er fand die Sache gewagt, dennoch war die Befreiung Johanns auf dieſem Wege möglich, und ſchaden konnte ſie im Falle des Mißlingens niemand weiter, als dem Dietrich Schwalbe ſelber. Er gab ihm deswegen nicht allein die Erlaubniß zu dem Wageſtück, ſondern bemühte ſich auch, ihm die zur Ausführung nöthigen Mittel zu verſchaffen, zugleich verſprach er ihm, ſowohl in dieſer Nacht, als auch, wenn es nöthig ſein ſollte, in den nächſten Nächten, einige Abtheilungen Reiter, ſo nahe wie möglich, gegen das Dorf zu ſchicken, welche ihn und Johann, wenn es zur Flucht kommen ſollte, aufnehmen würden. Verließen die Märker Groß Bähnitz, ſo würde er vor jedem anderen Dorfe daſſelbe thun. Hocherfreut rüſtete ſich Dietrich Schwalbe mit allem Erforderlichen aus, und ſchlich ſich dann mit pochendem Herzen und ängſtlich froher Erwartung in der Dämmerung fort. So gingen alſo zu gleicher Zeit zwei Leute aus, der eine, um Johann von Quitzow zu verderben, der andere, um ihn zu retten, ohne von einander zu wiſſen, oder etwas mit einander gemein zu haben, wie nach dem Glauben jener Zeit das Leben des Einzelnen bedroht war durch einen Teufel, behütet durch einen Schutzengel, von denen bald der eine, bald der andere ſich kräftig erwies.

Achtes Kapitel.

Wir verſetzen uns jetzt nach Groß Bähnitz, wo wir Johann in dem ſchon erwähnten Hauſe, von ſeinen Freunden umgeben, finden, denen ſich jedoch auch diejenigen adlichen Mannen zugeſellt hatten, welche ihm nicht wohl wollten, und die ihn ſcharf beobachteten. Er ſaß an einem Tiſche, in dem von der Thüre entfernteſten Winkel der Stube in der Ecke, und neben ihm zu beiden Seiten Achim und Matthias von Bredow, Henning von Stechow und Hans von Uchtenhagen. Die Uebrigen hatten an anderen Tiſchen im Vordertheile der Stube Platz genommen, doch waren dieſe ſo geſtellt, daß Johann nicht anders zum Zimmer hinaus kommen konnte, als wenn er an allen vorbei paſſirte. Ab- und zugehende Knechte und Knappen verkehrten mit den Rittern, von welchen ein Theil würfelte, ein anderer Karten ſpielte, ein dritter ſich in Geſprächen unterhielt. Bierkrüge waren auf den Tiſchen aufgepflanzt, und wurden von dem Bewohner des Hauſes, ſeiner Frau und ihren Mägden, voll erhalten. Die ſpärliche Beleuchtung war durch ein Kaminfeuer und einige blecherne Thranlampen bewirkt, wovon auf jedem Tiſche eine ſtand, die eben hell genug leuchtete, um ſich erkennen zu laſſen, und von ihrem Daſein Kunde zu geben, denn man bemerkte nicht mehr, als eine dicke rothe Kohle, die von einer ſchwachen Flamme umſpielt wurde.

Es mochte ſieben Uhr vorbei ſein, da that Hans von Finzelberg ſeinen letzten Wurf. Klappernd entrollten die Würfel dem Becher, er hatte verloren, und ſchob das Geld ſeinem Gegner hin. Hol der Teufel das ganze Spiel, rief er, wenn man ſo drei, vier Stunden geſpielt hat, kriegt man es ſatt, und ſehnt ſich nach anderer Unterhaltung. Es iſt eine langweilige Geſchichte, ich wollte, es paſſirte etwas, oder es gäbe eine hübſche Dirne in dieſem Neſte, da hätte man doch einige Kurzweil, und wüßte ſich zu unterhalten. He da! Iſt keiner da, der luſtige

Mährchen und Schwänke erzählen kann? Knecht oder Ritter. Es ist mir alles gleich, wenn es nur unterhält.

Allein es meldete sich Niemand, die Aufforderung war fruchtlos, und Hans hatte eben die sich sträubende Magd auf sein Knie gesetzt, und kniff ihr die rothen Backen, als ein Knappe hereintrat, und meldete, draußen sei ein armer alter Pilger, der aus dem heiligen Lande heimkehre, und um Erlaubniß bitte, bei den Herren ein Almosen fordern zu dürfen.

Was meint ihr, schrie Hans von Finzelberg, ich denke, wir lassen ihn hereintreten. Das alte Menschengesicht ist weit gereiset, und wenn er sonst zu erzählen versteht, muß er viel mittheilen können. Ich höre gern vom heiligen Lande, und so haben wir Alle Unterhaltung, denn wir können ihn heute, wenn er uns gefällt, hier behalten.

Ja, ja, schrieen mehrere, er soll hereinkommen, wer nicht Lust hat zuzuhören, kanns lassen.

Der Knappe führte einen Mann im Pilgergewande in die Stube, von ansehnlicher Figur, aber etwas fremdartigen Ansehen. Sein sehr markirtes Gesicht war sehr sonneverbrannt, starke Braunen, zum Theil schon grau geworden, beschatteten seine Augen, auch der Scheitel zeigte bereits die Spuren des vorgerückten Alters. Die aus den weiten Aermeln des braunen Kleides hervorsehenden Hände waren groß und knochig, und hielten einen seltsam geformten Pilgerstab. Eine Tasche von ungewöhnlicher Form hing an einem Lederriemen über seine Schultern. Mit durchdringendem Blick warf er seine Augen in der Versammlung umher, die ihn aufmerksam beschauete, und sprach dann: Gelobt sei Jesus Christ! Ehrenwerthe Herrn, Ritter und Knappen, laßt eure christliche Milde bewegen, einem armen Pilger, der zum Grabe Christi des Heilandes gewallfahrtet, und sonst noch sehr weit in der Welt gewesen ist, ein Almosen zu spenden, das euch Gott und seine gebenedeite Mutter tausendfältig gesegnen mögen!

Jeder suchte einige Münze zusammen, der Pilger wanderte mit seiner Kappe von einem zum andern, und sammelte seine Gaben unter vielen Danksagungen ein. Höre mal, du Alter, rief Hans von Finzelberg, du sagst, du bist weit in der Welt herum gewesen. Da hast du dir wohl Vieles versucht, und kannst Manches erzählen?

Pilger. O Herr! Sollt ich euch all meine Abentheuer

und Fahrten erzählen, ich würde kaum in Jahren fertig, und manches iſt ſo unerhört, daß ihr es nicht einmal glauben würdet.

Finzelberg. Das iſt mir gerade recht, je toller je lieber, ich hör wunderbare Abentheuer gar gern. Was meint ihr, gute Geſellen? Wollen wir den Alten heut Abend hier behalten, mit Bier und Abendbrod verſorgen, und uns von ihm ſeine Abentheuer erzählen laſſen?

Die Andern. Ja, ja, wir tragen bei, und ein gutes Almoſen wird für ihn wohl noch übrig bleiben.

Finzelberg. Na, willſt du das Alter? Sag Ja!

Pilger. Mit Freuden, liebe Herren. Wer weit geweſen iſt, erzählt gern davon, und ich kann von Vielem Bericht geben.

Finzelberg. Gut. So ſetze dich hier mitten im Zimmer auf dieſen Schemel, daß alle dich hören und ſehen können. Setzt euch Geſellen. Wirth, halte die Kannen in Bereitſchaft, und verſorge den Krug des Pilgers gehörig, er mag wohl lange kein märkiſches Bier getrunken haben!

Pilger. Acht und zwanzig Jahre ſinds, ihr Herren, daß ich es habe entbehren müſſen. So lange bin ich auf Reiſen geweſen.

Finzelberg. Eine ſchöne Zeit, man kann alt darin werden. Erzähle dann. Aber höre, keine Lügen, das bitt' ich mir aus, denn wenn einer weit herkommt, — —

Pilger. Seid nicht bange, Herr, meine Begebenheiten ſind ſchon an ſich wunderbar genug, und durch Lügen würden ſie nicht wunderbarer werden. Wer bis an die Enden der Erde geweſen iſt, der hat mehr geſehen und erlebt, als er erſinnen kann. Aber wo ſoll ich anfangen, wo enden? Will ich euch meine Reiſen während der acht und zwanzig Jahre erzählen, ſo werd' ich in vielen Abenden nicht fertig.

Hans v. Uchtenhagen. Nein, nein, ſag uns, wo du her biſt, wohin du gegangen, und was dir in jedem Lande am Merkwürdigſten geweſen.

Finzelberg. Recht. Nur das Merkwürdigſte, die Mirabilia mundi, das iſt meine Liebhaberei.

Pilger. Ich bin in Meyenburg geboren, und als ich heranwuchs, wurde ich Knecht bei dem edlen Haus Rohr, in deſſen Dienſten auch mein älterer Bruder ſtand. Das Unglück wollte, daß ich in einer Fehde, wo ich als Wacht ausgeſtellt war, im

Finſtern meinen Bruder tödtete. Er kam zu mir geſchlichen, ich hielt ihn für einen Feind, und das Unglück war geſchehen. Mein Gewiſſen ließ mir keine Ruhe; ich beſchloß zur Sühne meiner Sünde eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zu thun, erhielt die Erlaubniß, und reiſete vor achtzehn Jahren ab.

Finzelberg. Acht und zwanzig Jahren, willſt du ſagen.

Pilger. Richtig, ſo lange iſt's her. Ich ging nach Prag, wo der durchlauchtige Fürſt, König Wenzel mich ſehr gut aufnahm, und — —

Finzelberg. Wie, aufnahm? Gingſt du denn zu ihm an den Hof?

Pilger. Nein, verſteht, er hat ſich gar nicht um mich bekümmert, und da mag man wohl von gutem Glücke ſagen, wenn er einem nichts thut. Das iſt eine gute Aufnahme.

Finzelberg. Ha, ha ha! Auf die Weiſe kannſt du oft gut aufgenommen werden. Aber weiter!

Pilger. Von da ging ich nach der großen Stadt Wien in Oeſterreich, da kannt' ich einen Bäckergeſellen, der hatte bei uns gedient, und auch in Schloß Plaue.

Johann von Quitzow wurde aufmerkſam.

Finzelberg. Aber iſt denn das eine Merkwürdigkeit? Solche Sachen laß fort.

Pilger. Für Einen iſt dies, für Andere jenes merkwürdig. Aber gut! Nun ging ich nach der edlen Stadt Venetia, die hat gar ſchöne Häuſer und Kirchen, und dann nach der weltberühmten Stadt Rom, eine Stadt, faſt älter als die Welt, wo ich auch den heilgen Vater Papſt geſehen habe. Ach iſt das ein frommer Mann! Ich hätt's nimmermehr vorher geglaubt, daß ein Menſch ſo ausbündig fromm ſein könnte. Tag und Nacht betet er, und ſelbſt wenn er ſchläft, oder an ganz andere Dinge denkt.

Finzelberg. Nun, wenn einer weiter nichts zu thun hat, iſt das nicht zu verwundern.

Pilger. In Rom bin ich ſechs Wochen lang geblieben, und fürchtete ſchon, ich würde noch länger bleiben müſſen. Ich wollte nämlich zu Schiffe nach dem heiligen Lande fahren, aber es war gerade ſehr trockne Witterung, und das Waſſer ſo klein, daß kein Schiff fahren konnte. Glücklicher Weiſe kamen ein paar Regentage, die reichlich Waſſer lieferten, und nun gings fort aus Rom.

Finzelberg. Zu Schiffe? Kann man denn in Rom zu Schiffe gehen?

Hans von Uchtenhagen. Ihr unterbrecht den Pilger zu oft.

Pilger. Erſt ſetzt man ſich auf einen Kahn, und fährt dann an das große Schiff hinan. Nun genug, ich verließ die berühmte Stadt Rom, mit ihren vielen ſchönen Kirchen und Klöſtern, und ihren unzählbaren Pfaffen, und das Schiff fuhr dahin. Drei Monat lang waren wir unterweges, da landeten wir an der großen Inſel Rhodis, die den Rhodiſer Rittern gehört. Sie haben eine ſchöne Stadt auf der Inſel, die ganz von den Rittern bewohnt iſt, von ihren Knechten und deren Weibern und Kindern, und alle leben mit dem Erbfeinde der Chriſtenheit, dem grauſamen Türken, im Kriege. Die Ritter wollten mich ſehr gern in Dienſt nehmen, denn einen aus Meienburg hatten ſie noch nicht, und machten mir große Anerbietungen, daß ich hätte reich werden können, wenn ichs angenommen hätte. Aber erſt müßte ich meine Wallfahrt vollenden. Ich ging wieder zu Schiffe, und kam nach dem großen Königreiche Cappadocia, das wird bewohnt von Ungläubigen. Dieſe verſtanden meine Sprache nicht. Da hatte ich große Noth und gewaltige Abentheuer, denn wenn ich eſſen wollte, brachten ſie mir zu trinken, und umgekehrt. Doch mit dieſen Erzählungen will ich euch nicht aufhalten. Genug, nach einem halben Jahre kam ich nach dem heiligen Lande, und da ich wieder zu Schiffe gegangen war, landete ich in Joppe, einer feſten Stadt am Meere. Sie iſt in den Händen der Ungläubigen, wie das ganze Land, aber es wohnen Chriſten darin, an welche ich mich wandte, und durch deren Hülfe ich nach Jeruſalem kam. Das iſt eine große prächtige Stadt, und voll heiliger Oerter. Da hab ich denn das heilige Grab geſehen, und den Calvarienberg, und überall meine Andacht verrichtet, als frommer Pilger. Ach was iſt das alles ſchön! Kein König hat ſo was Schönes und Herrliches. Ich bin in dem Ort geweſen, wo der Heiland geboren iſt, und die heiligen drei Könige zu ihm kamen, wo über dem Hauſe ein ſchöner heller Stern zu ſehen iſt, — —

Finzelberg. Iſt denn der noch immer da?

Pilger. Ja! — Ja, er iſt noch zu ſehen.

Uchtenhagen. Das kann nicht sein, dann müßten wir ihn doch auch erblicken?

Pilger. Ah aus der Weite, da kann man keinen Stern sehen. Der ist viel zu weit von uns. Dann bin ich nach dem rothen Meere gewesen, und auf den Berg Sinai, und habe den Tempel Salomonis angeschaut, das schönste Bauwerk, das man sich nur denken kann.

Uchtenhagen. Ja, der König Salomon soll viel daran gewendet haben.

Pilger. Ich sage euch, alle Kirchen in Rom sind zusammen genommen nichts dagegen. Auf jeder Ecke steht ein spitzer Thurm aus Stein, der fast bis an den Himmel reicht, man sieht deshalb auch nicht, wo sie aufhören, denn ihre Spitzen sind so weit von einem fort, daß sie unsichtbar sind. Auch das Dach der Kirche ist so hoch, daß man es nicht mehr absehen kann. Wie groß die Fenster sind, könnt ihr denken, und was für ein Hochaltar! Himmelhoch, ganz von Gold und Silber, man weiß nicht, wo man die Augen hinwenden soll. Es ist ein Wunderwerk! — Auch den Thurm zu Babel habe ich gesehen, aber der fällt schon zusammen, und wird nicht mehr lange stehen. Doch ich will weiter erzählen, wo ich hingekommen bin. Auf diesen Pilgerfahrten hin und her wurde ich von den Ungläubigen gefangen, und hart genißhandelt. Sie schleppten mich fort, und als ich einige hundert Meilen mit ihnen gewandert war, verkauften sie mich an den Großchan. Der kehrte sich nicht daran, daß ich ein Pilger war, sondern ich mußte unter seine Krieger eintreten. Seine Unterthanen sind ein häßliches Volk von gelber Farbe, und weil ich, ohne Ruhm zu melden, viel hübscher war als sie, und auch viel klüger, so sah das der Großchan bald ein, und ernannte mich zu einem Edlen, schlug mich auch zum Ritter, und ich mußte seine Trabanten befehligen.

Finzelberg. Der Tausend! Wenn's wahr ist, hast du viel Glück gehabt.

Achim von Bredow. Hat dir das auch nicht bloß geträumt?

Uchtenhagen. Bei solchem Volke mag sein Abentheuer nicht unmöglich sein. Sie haben ja in ihrem Lande nichts, wie unvernünftige Heiden.

Pilger. Sonst sind sie gar nicht dumm, und der Großchan

iſt ein unerhört mächtiger Kaiſer, der unzählbar viele Länder beherrſcht. In einem dieſer großen Länder giebt's eine ſeltſame Art von Menſchen. Sie haben ſo große Ohrlappen, daß ſie ihnen bis auf die Füße herabhangen, und daß ſie ſich ganz darin einwickeln können.

Finzelberg. Seltſam.

Achim v. Bredow. Davon habe ich gehört [1]).

Pilger. Die Ohrlappen werden bei dieſer Größe zu einer ganz dünnen Haut, wie Fledermausflügel, und man kann ſie wie einen Mantel gebrauchen.

Finzelberg. Das iſt bequem. Tragen ſie denn Kleider?

Pilger. Ja wohl. Der König des Landes hatte eine Tochter, deren Pathe der Großchan war, und auf welche er ſehr viel hielt.

Finzelberg. Ich denke, der Großchan iſt ein Heide?

Pilger. Freilich, verſteht wohl, er war ihr heidniſcher Pathe. Weil ich nun der ſchönſte Mann im Lande war, ſo gab er mich ihr zum Manne, und nach dem Tode des Königs ſollte ich König werden.

Finzelberg. Und deine Frau hatte auch ſo große Ohrlappen?

Pilger. Ja wohl. Sie hat mich manchmal damit zugedeckt, und wenn wir neben einander gingen, nahm ich einen um die Schultern, das ſchützte ſehr gegen den Regen, es kam nichts durch. Man konnte die Ohrlappen beſchneiden, denn ſie haben kein Gefühl darin, und die Lappen wachſen wieder, wie die Haare. —

Finzelberg. Ei, das iſt artig. Kann man ſie ſonſt noch gebrauchen?

Pilger. O ja, wie feines Leder, es iſt gar ein gutes Zeug.

Uchtenhagen. Kann aber nicht haltbar ſein.

Pilger. Sagt das nicht. Ich habe mir aus den Ohrlap-

---

[1]) Der Glaube an dieſe und die folgenden Menſchenarten war im Mittelalter allgemein, und gründete ſich theils auf Angaben des Plinius, theils des heiligen Auguſtinus und Iſidorus. Michael Wohlgemuth hat ſie in ſauberen Holzſchnitten dargeſtellt in einem ſeltenen Werke: Regiſter des Buchs der Chroniken vnd Geſchichten mit figuren vnd pildnuſſen von anbegin der welt bis auf dieſe vnſere Zeit. Nüruberg 1493. Folio, Blatt XII. Auch in Münſters Cosmographie Buch V. S. 1351 f.

pen meiner Frau ein Paar Beinkleider machen lassen, die ich drei Jahre lang getragen habe.

Finzelberg. Wunderbar! Ihr habt sie also geheirathet?

Pilger. Ei freilich. Darüber waren nun einige Jahre vergangen, da kam eines Tages der Großchan und sagte: Dietrich, du mußt ins Feld rücken, — ich heiße nämlich Dietrich. — Hundert tausend Feinde stehn an der Grenze, und wollen ins Land fallen. Gehe hin, und schlage sie zurück, dann kannst du dir die schönste Prinzessin aussuchen, und sie soll deine zweite Frau werden. Gesagt, gethan! Er entbot seine Mannen, und ich rückte mit ihnen aus, viele hundert Meilen weit, durch große Wüsteneien. Wir fanden die Feinde, ich lieferte ihnen eine große Schlacht, schlug sie, aber ich wurde gefangen.

Finzelberg. Ha ha, dacht' ichs doch, aber das kann dem Bravsten begegnen.

Pilger. Die Feinde schleppten mich fort; ich hatte einen Knecht, der sprach zu mir in einer Sprache, die die Anderen nicht verstanden: (Mit Bedeutung.) Herr Johann, euer Knecht Dietrich wird euch Gelegenheit schaffen zu entspringen, nehmt sie wohl wahr, und laßt sie euch nicht entgehen.

Finzelberg. Halt! Ich denke, du heißt Dietrich?

Pilger. Ja freilich.

Finzelberg. Der Knecht nannte dich ja Johann?

Pilger. Sagt ich so? Da hab' ichs bloß verwechselt. Dietrich bin ich, Johann ist der Andere. Er verschaffte mir richtig die Gelegenheit, und ich entsprang mit ihm. Durch weite Wüsten, ohne Weg und Steg wanderten wir, ohne zu wissen wohin, und lebten von Wurzeln, bis wir in das Reich des Priesters Johannes kamen [1]). Das ist ein wunderschönes Land, und wird von guten Christen bewohnt. Deswegen pilgerte ich wieder, wiewohl mir das nach aller königlichen Herrlichkeit nicht recht schmecken wollte.

Finzelberg. Glaub's wohl.

Pilger. O welche Abentheuer habe ich da erlebt! Ich kam nach seiner Hauptstadt, wo der Regent, der Priester Johan-

---

[1]) Ein fabelhafter Regent, von dessen unbekanntem Lande das Mittelalter wunderbare Dinge erzählte. Sprengel, Gesch. d. geogr. Entdeckungen S. 388.

nes, einen koſtbaren Pallaſt beſitzt, von deſſen Merkwürdigkeiten ich euch Tagelang erzählen könnte. Denkt einmal, das Haus hat einen hohen Thurm, auf welchem zwei goldene Knöpfe ſchimmern. Jeder von dieſen Knöpfen enthält zwei große Karfunkel, welche die ganze Nacht leuchten [1]). So weit man den Thurm ſehen kann, ſo weit wird es des Nachts nicht finſter.

Finzelberg. Davon habe ich gehört, und ich ſehe daraus, daß du wahr ſprichſt.

Pilger. Ich wollte hier verſuchen, wieder zurück zu kehren nach meinem Vaterlande, allein ich wollte zu Schiffe fahren, und dies Land liegt nicht am Meere. So mußte ich weiter, und kam nach dem Paradieſe.

Finzelberg. Ei, dort biſt du geweſen? Sieh doch!

Pilger. Seid ihr dort bekannt?

Finzelberg. Bewahre. Aber erzähle, wie es dort ausſieht.

Pilger. Das iſt ein ſchönes herrliches Land, wo vier Ströme ſich nach den vier Seiten der Welt ergießen. Aber es wohnen keine Menſchen darin, denn Niemand darf darin bleiben, und ich habe auch nur hineingekuckt. Es war mir ſehr fatal, daß es mir im Wege lag, denn nun mußte ich einen großen Umweg machen, und erſt nach langer Zeit kam ich nach dem großen Lande India, das aus vielen Königreichen beſteht. Hier fließt der große Strom Ganges, welcher der größte in der Welt iſt. An ihm liegt ein Königreich, das wird von einer beſonderen Menſchenart bewohnt. Sie haben keinen Mund, ſondern ſtatt deſſen nur eine ganz kleine Oeffnung. Wenn ſie trinken wollen, ſtecken ſie einen Strohhalm hinein, und halten das andere Ende ins Waſſer, und ſo ſaugen ſie das Waſſer ein.

Finzelberg. Alle Wetter. Da lobe ich mir doch meinen Krug Bier (er trinkt).

Pilger. Eſſen thun ſie gar nicht, ſondern ſie leben bloß von dem Geruche der Früchte und Blumen, aber jeder üble Geruch tödtet ſie [2]). Reden können ſie auch nicht, ſondern ſie pfeifen nur, wie die Vögel.

Uchtenhagen. Konnteſt du ſie denn verſtehen?

Pilger. Anfangs nicht. Ach, ich habe da viele Abentheuer

---

1) Sprengel, Geſch. der geogr. Entdeckungen S. 354.
2) Siehe die obige Chronik von 1497.

erlebt. Glei
alle Tage m
ſind gar ſehr
Weibsbilder
ben. Ich h
abgerichtet h
nahm mich a
eine ſo ſtarke
denn wenn ich

Finzelbe

Pilger.
die Weiber lieben
männlicher, als d
aber merkte die N
bensſtrafe, mit ihr
hab' ich ſie angeſchrie
Da warf ſie endlich e
bei dem König, daß ich
ließ mich gefangen nehm
war, verurtheilte er mich

Finzelberg. Konnte
weiſen?

Pilger. Es war alle
nigs wurde bekannt gemacht,
verſammelte ſich, und ich w
ſollte ich den ſchmerzvollſten T
rüſte ſtand, und die vielen Men
zeuge, wurde mir entſetzlich angſt
auf mich gerichtet. Ich fing an z
ger in die Ohren, und ließen mich t
richter ſeinen Arm nach mir ausſtrec
Die Angſt wirkte peinlich, — was ſo
Augenblicke im Leben, wo man nicht höf
auch gern möchte. — — So wars auch
hätte denken ſollen, was geſchah! Der
ſeine Knechte fielen um, dann die Wache, u
Kreiſen eine Reihe Zuſchauer nach der ande
Menſch auf den Beinen ſtand. Sie waren
alle vergiftet.

r. Nicht überall, und wo ich den Himmel befühlt
der Rand ganz eben.
berg. Beschreibe uns doch genauer, wie es da

Ja, das ist nicht ganz leicht. Denkt euch einen
wie der an seinem Rande aufhört, so auch die Erde.
berg. Nun, und der Himmel?
Das ist eine hohle runde Kugel, die umgiebt den
der paßt grade hinein. Aber die runde Kugel

liegt der Himmel denn dicht an der Erde?
Fuß weit steht er wohl ab, damit die
n. Das sind Nägel mit goldenen Köpfen,
welche so schön blitzen. Sie sind nicht
mit die Spitzen nicht auf der anderen
die Seeligen sich die Füße daran ver-
auch nicht recht fest, und fallen ab,
was man wohl eine Sternschnuppe
viele Hunderte solcher Sterne,
der eingeschlagen.
schon sehen. Und auf der

der Erde ist für sie kein
lug, klopfte ich etwa
Stimme: wer k
gewesen. Ich
Himmel zu
ung. Abe

ein Ste
sie

erlebt. Gleich, ſo wie ich kam, führten ſie mich ins Waſſer, und alle Tage mußte ich mich baden, wegen des Geruchs, denn ſie ſind gar ſehr reinlich. Dabei iſt es ein ſchön Volk, und die Weibsbilder ſehen alle aus, als wollten ſie einem einen Kuß geben. Ich habe viel ausgeſtanden, ehe ſie mich nach ihrer Weiſe abgerichtet hatten, und ich mich darin ſchicken lernte. Der König nahm mich an ſeinen Hof, weil ich ſo ein groß Maul hatte, und eine ſo ſtarke Stimme, und gebrauchte mich als Kriegstrompete, denn wenn ich ſchrie, zitterte das ganze Heer.

Finzelberg. Das iſt luſtig.

Pilger. Seine Fräulein Tochter ſtellte mir ſehr nach, denn die Weiber lieben die Fremden, auch klang meine Stimme viel männlicher, als die aller anderen Ritter am Hofe. Der König aber merkte die Neigung ſeiner Tochter, und verbot mir bei Lebensſtrafe, mit ihr freundlich zu ſein. Herr meines Lebens! Wie hab' ich ſie angeſchrieen, wenn ſie kam und mir etwas vorpfiff! Da warf ſie endlich einen Haß auf mich, und verſchwärzte mich bei dem König, daß ich ihr nachſtellte. Der glaubte die Sache, ließ mich gefangen nehmen, und nachdem viel gepfiffen worden war, verurtheilte er mich zum Tode.

Finzelberg. Konntet ihr denn eure Unſchuld nicht erweiſen?

Pilger. Es war alles vergebens. Das Urtheil des Königs wurde bekannt gemacht, eine unzählbare Menge Menſchen verſammelte ſich, und ich wurde zum Galgen geführt. Dort ſollte ich den ſchmerzvollſten Tod erleiden. Als ich auf dem Gerüſte ſtand, und die vielen Menſchen ſah, und die Marterwerkzeuge, wurde mir entſetzlich angſt und bange. Aller Augen war auf mich gerichtet. Ich fing an zu ſchreien; ſie ſteckten die Finger in die Ohren, und ließen mich toben. Als nun der Scharfrichter ſeinen Arm nach mir ausſtreckte, vergingen mir die Sinne. Die Angſt wirkte peinlich, — was ſoll ich viel ſagen, es giebt Augenblicke im Leben, wo man nicht höflich ſein kann, wenn man auch gern möchte. — — So wars auch hier. — — Aber wer hätte denken ſollen, was geſchah! Der Scharfrichter fiel um, ſeine Knechte fielen um, dann die Wache, und in immer weiteren Kreiſen eine Reihe Zuſchauer nach der anderen, bis zuletzt kein Menſch auf den Beinen ſtand. Sie waren von dem Geruche alle vergiftet.

Finzelberg. Ha ha ha! Was biſt du für ein mächtiger Held!

Pilger. Nun konnte ich gehen, wohin ich wollte, und ich beſann mich nicht lange. Fort gings, was die Beine laufen konnten. Aber es war nicht leicht aus dem Lande zu kommen, denn ich durfte mich vor keinem Menſchen ſehen laſſen, weil mich jeder an meinem Munde erkannt haben würde. Darum mußte ich mich immer in Wildniſſen halten, und habe große Gefahren ausſtehen müſſen. Vier Drachen habe ich erlegt, denn an Drachen ſind dieſe Wildniſſen gar reich, und von dem einen bin ich beinahe gefreſſen worden. Hätt' ich nicht einen guten Zauber bei mir gehabt, ich ſäße ſicherlich nicht hier. Auch mit dem Vogel Greif habe ich gekämpft, und einen guten Schatz erbeutet. Der Vogel ſucht Gold, und trägt es in ſein Neſt. Daraus iſt es aber ſehr ſchwer zu holen, denn der Vogel denkt, man will ihm ſeine Jungen ſtehlen, obgleich man nur das Gold ſucht. Er iſt ſo mächtig, daß er einen ganzen geharniſchten Ritter mit ſeinem Pferde auffreſſen kann [1]).

Finzelberg. Verdammtes Beeſt!

Pilger. Auch mit den Löwen habe ich mich herumſchlagen müſſen, von denen die Wüſteneien wimmeln. Es iſt noch ein Glück, daß man ſie wegen ihrer ſchönen rothen Farbe ſchon von Weitem ankommen ſehen kann.

Finzelberg. Ich denke, die Löwen haben gelbe Haare?

Pilger. Gelbe? — Hm, wie iſt mir denn? Ich bin doch erſt heute vor der Herberge zum rothen Löwen vorbeigekommen?

Finzelberg. Haſt du denn nicht geſehen, daß die lebendigen Löwen gelbe Haare haben?

Pilger. Ganz recht. Es ſind gelbe Haare, aber ſie ſehen roth aus. Genug, die verwünſchten Löwen haben mir zu ſchaffen gemacht, und mich nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. Ich kann von Glück ſagen, daß ich ſo davon gekommen bin.

Uchtenhagen. Wo bliebſt du denn des Nachts, um dich vor den wilden Thieren zu verbergen?

Pilger. Des Nachts? — Da in den Morgenländern iſt gar keine Nacht, da iſt es immer Tag.

Finzelberg. Nicht möglich! Wie ſoll das zugehen?

---

[1]) Münſters Cosmographie Buch V. S. 1343.

Pilger. Das iſt ja ganz natürlich. Zu uns kommt die Sonne doch nicht eher als bis es Tag geworden iſt. Wo hat ſie denn vorher geſchienen? — In den Morgenländern, denn von daher kommt ſie. Alſo hat ſie daſelbſt vor Tage geſchienen, das heißt, während der Nacht, und darum iſt ſie dort des Nachts am Himmel, und nicht bei Tage, wie bei uns, aber ſie macht es ſo hell, daß gar keine Nacht wird, und am Tage iſt es ohnehin hell.

Uchtenhagen. Ja, wie iſt mir denn, — das kann doch nicht richtig ſein, —

Finzelberg. Er hat ganz recht, das kann ja ein Kind begreifen. Wenn die Sonne ſcheint, muß es doch hell ſein? Aber ich habe wirklich noch nicht gewußt, daß man dort keine Nacht hat. Es iſt ſeltſam. Spürt man denn ſchon im heiligen Lande was davon?

Pilger. Nein, da wird es noch Nacht, das iſt noch nicht weit genug, und wenn die Sonne hier ſcheint, ſieht man ſie auch dort.

Finzelberg. Nun, wohin gingſt du denn nachher?

Pilger. Nachdem ich lange durch Wüſten gewandert war, in denen es aber nicht an Obſt fehlte, weil die Einwohner es nicht aßen, ſondern nur daran rochen, und ich darum wegen Lebensmittel nicht in Verlegenheit war, kam ich nach dem Lande Gog und Magog. Das iſt das Letzte auf der Welt, und wo es aufhört, kann man nicht weiter, denn da liegt der Himmel auf der Erde, und dreht ſich daran umher.

Finzelberg. Biſt du bis ganz zu Ende geweſen?

Pilger. Ja wohl, bis ich den Himmel mit dieſen meinen Händen befühlen konnte.

Finzelberg. Das muß ſchnackiſch ſein.

Achim v. Bredow. Ich denke, der Himmel liegt nirgends auf der Erde?

Pilger. Ei, das ſeht ihr ja, wenn ihr euch umſeht, daß er aufliegt, oder daß der Himmel da anfängt, wo die Erde aufhört. Aber man muß ſehr weit laufen, ehe man hinkömmt. Viele tauſend Meilen.

Finzelberg. Ich denke aber, die Erde iſt ringsum mit hohen Gebürgen eingefaßt?

Pilger. Nicht überall, und wo ich den Himmel befühlt habe, war der Rand ganz eben.

Finzelberg. Beſchreibe uns doch genauer, wie es da ausſieht.

Pilger. Ja, das iſt nicht ganz leicht. Denkt euch einen runden Tiſch, wie der an ſeinem Rande aufhört, ſo auch die Erde.

Finzelberg. Nun, und der Himmel?

Pilger. Das iſt eine hohle runde Kugel, die umgiebt den runden Tiſch, und der paßt grade hinein. Aber die runde Kugel dreht ſich.

Finzelberg. Liegt der Himmel denn dicht an der Erde?

Pilger. Einen Fuß weit ſteht er wohl ab, damit die Sterne nicht anſchurren. Das ſind Nägel mit goldenen Köpfen, und dieſe Köpfe ſind es, welche ſo ſchön blitzen. Sie ſind nicht ganz hineingeſchlagen, damit die Spitzen nicht auf der anderen Seite durchkommen, und die Seeligen ſich die Füße daran verletzen. Darum ſitzen manche auch nicht recht feſt, und fallen ab, wenn der Himmel ſich dreht, was man wohl eine Sternſchnuppe nennt. Dort am Rande liegen viele Hunderte ſolcher Sterne, und ich habe ſelber ein Paar wieder eingeſchlagen.

Finzelberg. Das möcht' ich ſchon ſehen. Und auf der anderen Seite ſind die Seeligen?

Pilger. Freilich, wo ſonſt? Auf der Erde iſt für ſie kein Platz. Als ich den einen Stern einſchlug, klopfte ich etwas ſtark. Da rief auf der anderen Seite eine Stimme: wer klopft da? Wahrſcheinlich iſt es der heilige Petrus geweſen. Ich war muckſtille, denn ich hatte noch nicht Luſt, in den Himmel zu kommen. Meine Gedanken ſtanden nach der Meienburg. Aber ich war ſehr erſchrocken.

Finzelberg. Das muß luſtig ſein, wenn ſo ein Stern nach dem andern in die Höhe kommt. Aber daß man ſie anfaſſen kann, habe ich nicht geglaubt. Brennen ſie denn nicht?

Pilger. Bewahre. Es iſt kaltes Gold.

Finzelberg. Nun, hör' einmal, daß du ſie angefaßt haſt, will mir noch nicht in den Kopf. Das iſt wohl geflunkert.

Pilger. Sicherlich nicht. Ich kann euch ſogar noch mehr ſagen. Als ich den einen Stern, das heißt, den goldenen Nagel, wieder eingeſchlagen hatte, hing ich meine Mütze dran, und bedachte nicht, daß der Himmel ſich aufwärts drehet. Da ich nun

nach einiger Zeit wieder hinſah, ach Herr, wo war da meine Mütze! Sie hing noch immer an dem Sterne, aber ſo hoch, daß wohl zehntauſend Leitern nicht zugereicht haben würden, um hinauf zu klettern. Ich mußte ſie gehen laſſen, ſie hat den ganzen Tag am Himmel gehangen, und hätte von der ganzen Welt geſehen werden können, wenn ſie nicht ſo weit weg geweſen wäre. Ich mußte warten, bis der Himmel ſich ganz umgedrehet hatte. Am anderen Abend ſtand ich auf der Lauer, und als mein Stern in die Höhe kam, griff ich zu, und fing meine Mütze wieder.

Finzelberg. Sapperment, das läßt ſich hören! Aber — was Teufel, was iſt das? — Es — —

Die Thür wurde aufgeriſſen, und ein Knappe ſchrie: Rettet euch, das Haus ſteht in Flammen! Alle ſprangen voll Schreck auf, und drängten ſich durch einander. Tiſche und Schemel ſtürzten über hin; in wilder Haſt flog Jeder der Thüre zu, die nicht weit genug war, alle ſchnell hindurch zu laſſen. Draußen ſtand der Hausflur voll Menſchen, aber ſie konnten nicht hinaus, denn ſowohl die Vorder- als die Hinterthür waren auf eine unerklärliche Weiſe feſt verſchloſſen. Viele ſchrieen nach einer Axt, die Thüren einzuſchlagen; ſie ließ ſich in der Verwirrung nicht finden. Man verſuchte die Thüren einzurennen, allein ſie waren ſtark, und ihre feſten Bänder boten allen Anſtrengungen Trotz.

Gleich nach dem erſten Schrecken hatte der Pilger ſich an Johann von Quitzow gedrängt, und ihn mit ſtarkem Arm erfaßt. Mit mir, flüſterte er ihm zu, mit mir, ich rette euch! Er drängte ihn zurück ins Zimmer, öffnete in demſelben ein Fenſter nach dem Hofe, und ſchwang ſich hinaus. Johann folgte ihm raſch; ein Regen glühender Kohlen und brennenden Strohes praſſelte von dem Dache, Dietrich faßte Johanns Arm, und zog ihn ſchnell hindurch. Beide ſchüttelten die Kohlen ab, und wollten eben weiter, als ſich ſchleichend eine dunkle Geſtalt nahete, wie ein Tiger auf Johann zuſprang, und mit einem Dolche nach ihm ſtieß. Der Stoß hätte gefährlich werden können, denn Johann war im Wamms; eine glückliche Wendung, und daß er den Arm des Stoßenden packte, und ihm eine andere Richtung gab, führte ihn vorbei. Zu einem zweiten war keine Zeit, denn Dietrich Schwalbe hatte ſeinen Dolch gezogen, und ſtieß ihn dem Unbekannten tief in die Bruſt, daß er ächzend und mit dem leiſe wimmernden Rufe: au wei geſchrieen, zuſammenſank. Man durfte ſich nicht aufhal-

ten, Dietrich eilte mit Johann nach dem See, sprang in einen bereit stehenden Kahn, und ruderte gerade fort bis zur Mitte. Dann drehete er den Kahn links, und fuhr ihn die Länge hinunter nach Süden. Er ruderte so eilfertig als möglich, und Johann unterstützte ihn. Die Feuersbrunst leuchtete weit über den See hin, und färbte die Gegenstände am Ufer in schauerlicher Röthe, daß man sie deutlich erkannte. Sie lief von Haus zu Haus, und wurde immer größer. Mit Entsetzen bemerkten sie, daß am Ufer noch ein Paar Kähne losgemacht, und mit Menschen bemannt wurden. Es ließ sich nicht bezweifeln, daß Johanns Flucht bemerkt worden sei, und man Anstalten mache, nachzusetzen. Johann und Schwalbe verwünschten die Helle der Feuersbrunst, welche ihren Kahn unstreitig vom Ufer aus sichtbar machte, denn die beiden Kähne schlugen nach ihm hin die Richtung ein. Strengt euch an, um Gotteswillen, lieber Herr, rief Schwalbe, wir haben noch einen guten Vorsprung, damit wir ihn behalten. Der Kahn tanzte rauschend über die sprützenden Wellen dahin, das Wasser rauschte fast ächzend, aber trotz aller Anstrengung kamen die beiden verfolgenden Kähne allmählig näher, und der Vorsprung verminderte sich immer mehr. Ermatte nicht, flüsterte Johann, strenge deine Kräfte an, denn es gilt! Jetzt oder niemals. Lebendig verlasse ich den Kahn nicht, wenn ich in Feindes Gewalt falle. Vorwärts, vorwärts! So, jetzt läuft das Fahrzeug gut, ich werde fleißig helfen. Noch geb' ich die Hoffnung nicht verloren, ihnen zu entgehen.

Schaut euch um, Herr, stöhnte Dietrich athemlos, ob ihr vielleicht am Ufer Reiter halten seht. Meine Augen erblicken noch nichts. Johann sah aufmerksam umher, aber auch er gewahrte keine.

Am östlichen Ufer des Sees, südlich von dem benannten Dorfe, erhebt sich ein breiter Hügel, dessen Fuß das Ufer bildet. Er endigt dem Dorfe Klein Bähnitz gerade gegenüber, da wo der See am schmalsten ist. Dietrich lenkte den Kahn hierher, denn das Ufer zog sich da in den Schatten des Hügels zurück, und wurde nicht mehr durch die Feuersbrunst beleuchtet. Als sie beinahe das Land erreicht hatten, naheten sich Pferde, Dietrich horchte gespannt; gleich darauf erscholl vom Ufer her ein Wer da!

Dietrich hielt vorsichtig den Kahn an, denn es konnten Mär-

ker ſein. Dann rief er: Magdeburg und Quitzow! Er und Johann bückten ſich nieder, vielleicht folgte als Antwort ein Schuß.

Ha, alſo Freunde, rief eine Stimme am Ufer, ſchnell heran, denn ſie ſitzen euch auf den Hacken!

Es war wirklich ſo; das Aufhalten des Kahns, und das wenn auch nur kurze Verweilen während der beiden Antworten, hatte den Zwiſchenraum bis zu den verfolgenden Kähnen gar ſehr vermindert, und ehe jetzt Quitzows Kahn wieder in Gang kam, gewannen die Feinde noch mehr Vortheil. Endlich ſtieß er aufs Land, hurtig ſprang er mit ſeinem Gefährten hinaus, und lief zu den Reitern, wo ſie ſich auf zwei bereit gehaltene Pferde ſchwangen. Ihre Verfolger, kaum zehn Schritt noch vom Ufer entfernt, erhoben ein Geſchrei, die Magdeburger beantworteten es. Grüßt meine Freunde! rief Johann ihnen zu, und im geſtreckten Laufe kam er in Schwanebeck bei den Magdeburgern an.

Die Freude der Magdeburger war groß, als ſie ihren Führer wiederſahen, aber auch nicht geringer Johanns Freude, ganz beſonders ſelig aber war Dietrich Schwalbe. Johann äußerte ihm ſeinen lebhaften Dank, und verſprach, ihn nach ſeiner Zurückkunft nach beſten Kräften zu belohnen. Auch im Heere erndtete er großes Lob, und alle bewunderten ſeinen Muth und ſeine Verſchlagenheit. Aber ſage mir, ſprach Johann, wie haſt du es angefangen, das Haus in Brand zu ſtecken, du warſt ja nicht aus dem Zimmer gekommen?

Dietrich. Weiß der Satan, wie das zugegangen iſt. Ich habe es nicht angeſteckt, oder anſtecken laſſen: aber es kam mir ſehr gelegen. Ich glaube faſt, der Spitzbube, den ich vor dem Hauſe niederſtieß, muß es gemacht haben. Mein Plan war, mich verkleidet zu euch einzuſchleichen, und indem ich mich bei den Herren beliebt machte, mich euch zu erkennen zu geben.

Johann. Nun, das iſt dir gut gelungen. Ich habe mich gewundert, wie du alle die Lügen hererzähltеſt, als wären es ausgemachte Wahrheiten.

Dietrich. Ach Herr, es iſt mir recht ſauer geworden, ich habe geſchwitzt, wie in den Hundstagen, es war ungewohnte Arbeit. Aber es ging, denn wenn man in ſeiner Jugend doch Einiges von Wiſſenſchaften und der Cosmographei weggekriegt hat,

ſo kommt Einem das im Alter trefflich zu Statten, es ärgert mich nur, daß ich nicht gewußt habe, daß die Löwen gelb ſind.

Johann. Laß es gut ſein, deſto beſſer haſt du die anderen Thiere beſchrieben. Was wollteſt du ferner beginnen?

Dietrich. Ich wollte es dahin bringen, daß mich die Herren die Nacht da behielten. In der Nacht hätte ich dann mein Kleid mit euch gewechſelt, und euch meinen Dolch gegeben, ihr wäret hinaus gegangen, man hätte euch gehen laſſen, weil man euch für mich gehalten, und am Morgen wäret ihr weit weg geweſen, denn es ſtanden ringsum Reiterpoſten.

Johann. Und du? Was wäre aus dir geworden?

Dietrich. Was Gott gewollt hätte. Sie würden wohl auf mich losgefahren ſein. Aber was iſt an mir altem Kerl gelegen, wenn ihr nur gerettet wurdet.

Johann. Du guter alter Dietrich. Wie kann ich dir dieſe aufopfernde Liebe und Treue vergelten! Deine ſchöne und edle That rührt mich eben ſo ſehr, als ſie mich erfreut. Du haſt weit mehr gethan, als ich hätte erwarten dürfen. Ich habe immer viel auf dich gehalten, aber von jetzt an biſt du mir ſo lieb und werth, daß ich dich nie wieder von mir laſſe. Du ſollſt es gut haben bei mir, beſſer, als irgend einer meiner Diener, und für deine alten Tage werde ich ſorgen, daß du ſie verleben kannſt, wie es dir am Beſten gefällt, ohne Sorge und Mühe.

Dietrich küßte Johannes die Hand, und antwortete: Herr, beſten Dank für eure lieben Vorſätze, aber die größte Freude macht es mir doch, daß ihr gerettet worden ſeid, und das iſt ein Lohn, mir ſo lieb, als euer Wohlwollen. Juchhe, die That kann mir keiner nehmen, die ſchönſte, die ich in meinem Leben gethan habe, die bleibt mein, mein Lebelang! —

Johann erfuhr nie, wie es mit der Entſtehung des Feuers zugegangen war. Moſes ſchlich um das Haus herum, über Rache brütend, während Dietrich drinnen erzählte. Erſt wenn alles im erſten feſten Schlafe lag, wollte er das Haus anzünden. Die Wachen vor und hinter dem Hauſe waren während der Nacht eingezogen worden, nur rings um das Dorf ſtanden Poſten. Mit großer Geduld hatte er geharret und gewartet, da kam Itzick, und meldete, es rückten Magdeburger von Schwanebeck gegen das Dorf heran. Wie er vermuthete, wollten ſie das Dorf angreifen. Die zur Aufnahme Johanns abgeſandten Poſten

hatten ihn zu dieſer Annahme verleitet. Jetzt hielt Moſes dafür, nicht länger zögern zu dürfen. Mit Hülfe Itzicks brachte er die Brennmaterialien an vorher ausgewählten Puncten an, und ſchloß dann die Thüren durch vorgelegte Krammen und Vorlegeſchlöſſer von außen, wie es die Hausbewohner wohl zu thun pflegten, wenn ſie ſämmtlich das Haus verließen. Raſch wurde nun angezündet, aber um ſicher zu ſein, daß ihm ſein Opfer nicht entginge, lauerte er zwiſchen Fenſter und Hinterthür mit einem Dolche, Itzick nahm denſelben Poſten vorn zwiſchen Vorderthür und Fenſter ein. Sie rechneten darauf, daß Johann ohne Waffen war, und in der allgemeinen Verwirrung und Beſtürzung mußte ihm der Stoß leicht beizubringen, und die Flucht nicht ſchwer ſein. Vielleicht verbrannte er auch, vielleicht konnte man ihn in das Feuer zurückſtoßen, doch war dies jetzt weniger leicht zu vermuthen, als wenn das Haus erſt ſpäter in Brand geſetzt worden wäre. Dieſe ganze Berechnung ſchlug fehl.

Johann brach am anderen Tage mit ſeinen Magdeburgern von Schwanebeck auf, und ging nach Tremmen, das ihm und ſeinem Bruder ſchon früher merkwürdig geworden. Das Dorf war biſchöflich, und wurde geplündert. Da er jedoch erfuhr, daß die Märker heranrückten, ſo ließ er zum Aufbruch blaſen, und eilte nach Päweſin und Bagow, ohne ſich jedoch in dieſen Dörfern zu verweilen, denn die Märker folgten ihm auf dem Fuße, und er hielt es nicht für gerathen, mit ſeiner Schaar ihnen ein zweites Gefecht anzubieten, da ſie durch neu angekommene Verſtärkungen an Zahl überlegen waren. Er ging über Görtz nach Ferchesar, und kam Abends in Schloß Plaue an. Die Beute, welche die Schaar mitbrachte, war nicht bedeutend. Der Schade aber, der der Mark geſchehen, inſonderheit dem Bisthum Brandenburg, war groß. In Plaue wollte er weitere Befehle des Erzbiſchofs und Verſtärkungen abwarten.

Neuntes Kapitel.

Dietrich von Quitzow war, wie wir erzählt haben, in der erſten Hälfte des Septembers mit ſeiner Schaar nach Jüterbock gegangen, und fand hier eine nicht unbedeutende Streitmacht vor, welche die Städte Jüterbock und Dahme, nebſt den Vaſallen der Umgegend, geſtellt hatten. Es gab viel zu thun, denn nach allen Seiten hin ſah es kriegeriſch aus, und alle Nachbaren mußten beachtet werden. Namentlich war die Beibehaltung des Friedens mit der Lauſitz ſehr zweifelhaft.

So wie Dietrich nach Jüterbock gekommen war, hatte er ſogleich einen Knecht mit einem Briefe nach dem nur zwei Meilen entfernten Städtchen und Schloſſe Seyda, damals Sidow genannt, geſchickt, wo ſeine Eliſabeth ſich aufhielt. Allein der Bote traf ſie bereits auf der Hinreiſe. Zwei Stunden ſpäter war ſie mit den Kindern und ihrem Bruder Albrecht bei ihm.

Wir beſchreiben nicht die Freude der beiden Ehegatten, ſich nach ſo langer Trennung und unter anſcheinend günſtigen Umſtänden wiederzuſehen. Eliſabeths Wangen rötheten ſich, aber dennoch konnte niemand zweifeln, daß ihre Geſundheit zerrüttet war. Kummer und Gram hatten zu mächtig daran gearbeitet, ſie nagten heimlich und verborgen an ihrem Leben. Deſto kräftiger und geſunder waren die Söhne. Der älteſte, Dietrich, hatte jetzt das Alter von zwanzig Jahren erreicht, der andere, Cuno, war achtzehn Jahr alt, der im Jahre 1410 geborene Johann war geſtorben. Die Erziehung der Söhne war durch die unglückliche Kataſtrophe der Eltern unterbrochen worden. Jetzt hatte ſich der Großvater ihrer angenommen, der von Siegmund zu ſeinem Geheimen Rathe ernannt war. Die Familie verlebte einige ſchöne Tage traulichen Beiſammenſeins in Jüterbock, ungeachtet Dietrich ſich tüchtig tummeln mußte.

Hans von Polenz, der Landvogt der Niederlauſitz hatte ſo eben die Stände zuſammen berufen, um mit ihnen wegen des Zuges gegen Magdeburg zu berathen. Auch der Marſchall des

Königs Wenzel war dabei gegenwärtig [1]), und insonderheit kam es zur Frage: ob es rathsam sei, mit Meißen ein Bündniß zu schließen. Es lag Dietrich daran, das Resultat der Berathung schnell und sicher kennen zu lernen. Er hatte zu dem Ende frühere Bekanntschaften mit einigen lausitzischen Schloßgesessenen wieder angeknüpft und erneuert, und wurde durch deren Mittheilungen in den Stand gesetzt, seinen Plan zu machen. Kaum waren die Berathungen beendigt, so begab er sich selber nach Lübben zu Hans von Polenz. Noch war sein Wesen gewinnend genug, noch hatte er die Macht der Ueberredung hinreichend in seiner Gewalt, um auf Hans von Polenz mit günstigem Erfolge einwirken zu können. Er sparte weder bestechende Schmeicheleien, noch leise hingeworfene Drohungen, die wie lauernde Schlangen unter den Blumen hervorsahen, und wirklich gelang es ihm, Hans von Polenz ganz für sich einzunehmen, und ihn persönlich günstig für Magdeburg zu stimmen. In der Provinz war die Stimmung jedoch gegen Magdeburg, und öffentlich konnte sich der Landvogt nicht für den Erzbischof erklären. Dietrich wußte ihn jedoch dahin zu bestimmen, daß er sich heimlich mit Magdeburg verbriefte, mit Meißen keinen Frieden zu halten [2]). Viel mochten die Unruhen in der Lausitz gethan haben, den Landvogt nachgiebiger zu stimmen. Die Gebrüder Philipp, Jakob und Niklas von Kamenz, nebst ihrem Vetter Günther von Kamenz befehdeten die Lausitz, insbesondere die Stadt Luckau, stark, und gaben dem Landvogte viel zu thun. Die Stadt hatte Günthern von Kamenz zum Gefangenen gemacht, und in der damaligen Weise rascher Volksjustiz, wie sie sich nicht selten äußerte, hingerichtet. Natürlich wandten seine Vettern alles Mögliche an, um der Stadt zu schaden, und der Krieg wurde heftiger, denn je geführt. Erst im folgenden Jahre wurde diese Fehde beigelegt [3]).

Nachdem Dietrich von dieser Seite sicher war, brach er mit dem größten Theile der vorhandenen Mannschaft in der zweiten Hälfte des Septembers auf, um die Mark, und besonders die Besitzungen Hans von Torgaus, so wie die des Bisthums Brandenburg zu bekriegen. Seine Söhne hatten den dringenden

---

[1]) Neumann, Gesch. d. niederlaus. Landvögte Th. II. S. 56.
[2]) Neumann a. a. O.
[3]) Worbs Inventar. diplom. Lusat. inf. p. 226.

Wunsch geäußert, ihn begleiten, und an dem Kriege Theil nehmen zu dürfen. Er wollte sie jedoch nicht in sein Schicksal verwickeln, und lehnte es auf das Bestimmteste ab. Sie blieben während der Zeit in Jüterbock.

Es war nur auf einen Streifzug abgesehen in gleicher Weise, wie Johann ihn nördlich von der Havel auszuführen hatte. Die Belagerung von Schlössern war dabei Nebensache, denn sie kostete Zeit, und war jetzt nicht mehr füglich ohne Büchsen durchzuführen. Markgraf Friedrich von Brandenburg hatte alle seine Schlösser mit solchen versehen lassen, und fortwährend wurden dergleichen gegossen. Um sich nicht durch den Mangel an Metall beschränken zu lassen, nahm er die überflüssigen Glocken aus den Thürmen, jedoch mit dem Versprechen, sie wieder zu ersetzen, so in Berlin, namentlich aus der Marien- oder Liebfrauenkirche [1]). Schon entbehrte kein Schloß dieser gefürchteten Kriegsmaschinen. Aber eben darum konnte eine Belagerung nicht wohl ohne sie unternommen werden, und in Jüterbock waren keine disponibelen vorhanden.

Dietrich zog zunächst nach dem noch im magdeburgischen Antheile dieses Landes belegenen Dorfe Stülpe, das uns aus früheren Vorgängen bereits bekannt ist, am nördlichen Fuße des Golms gelegen, und Hans von Torgau gehörig. Es war ein eigenes Zusammentreffen, daß Dietrich vor drei Jahren seine kriegerische Laufbahn als Schloßgesessener der Mark mit einer Belagerung dieser Burg, als Feind Magdeburgs, — man kann sagen, — schloß, und daß er sie jetzt als Feldherr Magdeburgs wiederum mit einer Unternehmung gegen den Ort eröffnete. So seltsam wandeln sich in wenigen Jahren die Verhältnisse um, und wenn sogar dasselbe geschieht, ist es doch nicht mehr dasselbe.

Dietrich erreichte das Dorf. Das Schloß lag in einiger Entfernung davon, war aber nicht so stark besetzt, daß von einem Ausfalle gegen Dietrichs viel stärkere Schaar etwas zu hoffen gewesen wäre. Ringsum war es still und ruhig, es ließ sich kein Feind sehen. Eine Regung von Mitleid flog durch Dietrichs Brust, als er vom Fuße des Golms, auf einer Anhöhe stehend, das friedliche Dorf vor sich liegen sah, dem er die Schrecken des Krieges in der nächsten Stunde brin-

---

1) Oelrichs Beiträge zur brandenb. Gesch. S. 128.

gen wollte. Fast stutzte er über das ungewohnte Gefühl, aber er hing ihm nicht nach. Krieg muß sein auf der Erde, sprach er zu sich selbst, weder Gott noch die Natur wollen ewigen Frieden. Kein Geschöpf lebt, wenn es nicht andere zerstört, der Wolf das Schaf, das Schaf das Gras, und der Mensch schlimmer als alle, zerstört sie alle. Wenn der Sturmwind und das Gewitter über die Erde dahin fahren, so schütteln sie tausende von Früchten von den Bäumen, wenn die Pest und andere Seuchen uns heimsuchen, zerstören sie ganze Generationen. Zerstören und Wiederbauen, — darin besteht das Leben. Ist mein Glück denn nicht ebenfalls zerstört worden? Bin ich nicht eben dabei, es mir wieder zu bauen? Wen die Natur zum Edelfalken schuf, der kann sich nur sättigen, wenn er Andere zerfleischt, und nur die Vögel, welche allem Lebendigen den Krieg ankündigen, schwingen sich unter allen gefiederten Thieren am höchsten in die Lüfte. Nicht ich habe diesen Krieg begonnen, nicht ich habe ihn zu verantworten, darum vorwärts!

Das Dorf wurde angegriffen, das Vieh von der Weide genommen, und was sich sonst in Eile fortbringen ließ. Dann wurden die Häuser angezündet, und ohne sich lange zu verweilen, ging man weiter, über Holbeck nach Gottow, wo man übernachtete.

Des anderen Tages zog die Schaar in das Gebiet der Herrschaft Zossen, welche Hans von Torgau gehörte, und zwar zunächst nach Fern Neuendorf, das geplündert und niedergebrannt wurde. Dann ging es durch dichten Wald nach Fern und Nächst Wünsdorf. Beide Dörfer liegen dicht neben einander, zwischen zweien Seen, die nach ihnen den Namen erhalten. Auch diese Dörfer wurden hart mitgenommen. Doch brannte man sie nicht nieder, denn man war mit der Beute zufrieden. Von hier zog Dietrich gegen Norden nach Zossen, dem Hauptorte der Herrschaft, und schlug vor dem Mittenwalder Thore ein Lager auf den Weinbergen, in angemessener Entfernung von der Stadt, auf.

Die Stadt liegt in einer Niederung, die sich gegen Süden, Westen und Norden ziemlich weit erstreckt, und in jener Zeit überaus bruchig war. Eine nicht kleine Zahl größerer und geringerer Seen verwandelten durch ihren Wasser-Ueberfluß das Bruch in einen wirklichen Sumpf, der sich im Frühjahre, und

bei hohem Waſſer auch im Herbſte, zu einem einzigen großen See geſtaltete, an deſſen Ufer, zum Theil ſogar umfloſſen, die Stadt lag. Nur vor dem Mittenwalder Thore, im Oſten derſelben, ſtieg das Land zu einer flachen ſandigen Anhöhe an. Vor dieſem Thore lag eine Anzahl Häuſer, die ſich ſpäter zu der jetzigen Mittenwalder Vorſtadt ausbildeten, und hier eben hatte ſich Dietrich gelagert. Bloß von dieſer Seite war die Stadt zugänglich, von Süd und Nord her gar nicht, nach Weſten führte ein nicht gar langer Damm von der Stadt über das Bruch. Der kleine Notteſluß ging daran vorbei.

Die Einwohner der Stadt lebten von ländlichen Gewerben, beſonders aber von der Fiſcherei, die der vielen zur Herrſchaft und zum Orte gehörigen Seen wegen, ſehr einträglich war. Die Stadt bot keinen beſonders freundlichen oder anziehenden Anblick dar; ihre niedrigen, mit Rohr, Stroh oder Schindeln bedeckten Gebäude bildeten ein ermüdendes Einerlei, und wurden nur von der Katharinenkirche und dem Rathhauſe überragt, welches beides jedoch nur unbedeutende Gebäude waren. Dennoch hatte man ſie mit Graben, Wällen, und ſtatt der Mauer, mit Palliſaden, umgeben.

An der nordweſtlichen Ecke der Stadt erhob ſich auf einer Anhöhe das feſte Schloß des Herrn Hans von Torgau. Es war ein altes Gebäude mit dicken Mauern und gewaltigen Kellerräumen, die tief hinunterſetzten, und deren dicke Gewölbe eine felſenfeſte Grundlage für das Schloß abgaben. Ein vortrefflicher Wall, in welchem ſtarke Gewölbe Kaſematten bildeten, umgab daſſelbe, umfloſſen von einem breiten Graben von anſehnlicher Tiefe. Das Ganze ſtellte eine ſtattliche Burg dar, welche in jener Zeit und noch lange nachher für unüberwindlich galt. Auch iſt nicht bekannt, daß ſie jemals eingenommen worden wäre, denn ſelbſt im dreißigjährigen Kriege wurde das Schloß durch Kapitulation übergeben.

Bei dieſer Bewandniß der Sache konnte es Dietrich nicht einfallen, gegen das Schloß ſelber etwas zu unternehmen. Er zeigte ſich vor der Stadt, um unzweifelhaft darzulegen, daß ſein Zug Hans von Torgau gelte, und außerdem, wenn es anging, dem Orte Schaden zu thun. Es war eine Art von kecker Herausforderung, es lag ein kühner Trotz darin, dem für uneinnehmbar gehaltenem Schloſſe gegenüber zu treten, und Angeſichts des-

ſelben Schaden zu thun. Auch verfehlte ſein Beginnen nicht ſeiner Wirkung, beſonders auf den gemeinen Mann, der ohnehin ſchon mit dem Namen Quitzow die Vorſtellungen ungebändigten Muthes, großer Tapferkeit und Kühnheit, und übermüthigen Trotzes verband. Nicht überall, nicht unter allen Umſtänden hatten die Quitzows dieſen Ruf gerechtfertigt, ſie waren zum Theil ſogar anders; aber wann wäre denn jemals ein hervorragender Mann das geweſen, wozu der allgemeine Ruf ihn machen wollte? Das Auge des Publikums iſt kein Spiegel, der die Geſtalt des davor Stehenden treu und unverfälſcht wiedergäbe. Es verkleinert manche Geſtalten, es vergrößert andere, und verzerrt und verzieht ſie auf die mannichfachſte Weiſe. Manche karikirte Zeichnung erſcheint in dieſem Spiegel wohlproportionirt, und Anderes ſchön gegliederte verſchoben. In der Regel ſehen nicht die Zeitgenoſſen, ſondern die Nachkommen, zuweilen ſogar erſt recht ſpät, das wahre unverfälſchte Bild, und vermögen zu beurtheilen, was die Mitlebenden an ihm hatten, was es ihnen war.

Dietrichs Sinn ermuthigte und erhob ſich, als er das alte Schloß in ſeiner mittelalterlichen Beſchränktheit und eiſernen Feſtigkeit, umgeben von den mit einer grünen Decke umzogenen Sümpfen, vor ſich liegen ſah, das Denkmal kühnen Strebens nach Unabhängigkeit und Freiheit, die kaum zu bedrohende Stätte unbeſchränkter Entwickelung adelichen Sinnes und ritterlicher Kraft. Sie hatte es ihren Herren möglich gemacht, ihre Unabhängigkeit von einem Fürſten zu behaupten, denn die Edlen von Torgau beherrſchten ihre Herrſchaft als ſelbſtſtändige Dynaſten, und beſaßen zahlreiche Güter, mit denen ſie ihre Lehnsleute beliehen [1]). Früher wurde die Herrſchaft zur Mark Brandenburg gerechnet, ſpäter zur Niederlauſitz, bis ſich Hans von Torgau mit derſelben vor zwei Jahren wieder zur Mark geſetzt hatte, nichts deſtoweniger aber unbeſchränkter Herr derſelben blieb. Dieſes Anſchließen an Brandenburg erſchien Dietrich nicht allein als etwas Unnützes, ſondern mehr noch als Beweis einer knechtiſchen und ſpeichelleckeriſchen Geſinnung, welche ſeinen Widerwillen gegen Hans von Torgau, der ſich bei Dietrichs Sturze durch ſeine dem Landesherrn gewährte Hülfe als ſein Feind ausgewieſen hatte, bedeutend ſteigerte. Hans von Torgau

---

[1]) v. Ledebur Archiv Th. XVI. S. 8.

hätte ſich unſtreitig ohne große Mühe reichsfrei machen können, und hatte es dennoch vorgezogen, ſich einem Fürſten anzuſchließen, der nach Dietrichs Anſicht nur darauf ausging, ſeine Macht, auf Koſten des Adels zu vergrößern, dieſem jede freie Kraftentwickelung und Kraftäußerung zu verwehren, und in ſeinen wohlhergebrachten, zum Theil theuer erworbenen, Rechten zu kränken; er diente ihm ſogar als Werkzeug der Gewalt, gab ſich dazu her, ſeine Standesgenoſſen unterdrücken zu helfen, unterſtützte Friedrich mit ſeinem Rathe, hatte ein Hofamt angenommen, und zog es vor, einem Fürſten nachzutreten und ſein Gefolge zu vergrößern, während er auf dem angeſtammten Schloſſe ſeiner Herrſchaft in der unbedingteſten Freiheit und Unabhängigkeit als ein Muſterbild aller Edlen hätte leben und walten können, wo ſich jetzt nur ein Hauptmann aufhielt. Ihr guten Alten, rief Dietrich, die ihr dieſes Schloß in ſo ſchönem edlen Sinne, in ſo unverkennbar trefflicher Abſicht erbaut habt, was würdet ihr ſagen, könntet ihr auf euern entarteten Sohn herabblicken, der jetzt in wahnwitzigem Streben bemüht iſt, die wohlthätige Scheidewand niederreißen zu helfen, welche ihr in wohlüberdachtem Entſchluſſe zwiſchen der unbeſchränkten Macht eines Fürſten, und dem ſich alles gefallen laſſenden blinden Gehorſam der einfältigen Menge aufführtet. Welche eine geiſtige Blindheit gehört zu ſolchem Beginnen! Soll künftig Niemand frei ſein, als nur der Fürſt? Soll es außer ihm nur demüthige Sklaven geben? Soll der ganze Stand verſchwinden, der in angeborner Freiheit ſeine volle menſchliche Kraft entwickelte, und in freier Bewegung die edelſten Kräfte der Seele entfaltete? Nimmer kann es der armſelige Haufen, der durch Geburt, Stand und Erziehung darauf angewieſen iſt, das Feld zu bauen, oder durch ſeiner Hände Arbeit mit der gemeinen Noth des Lebens, mit allem Schmutz und allem Elende deſſelben zu ringen! Nimmer kann dieſe Maſſe auch nur einen erträglichen Grad von Freiheit erhalten, denn ſie weiß ſie nur zu mißbrauchen, nicht das Leben von ihr durchdringen, nicht die Freiheit von den Gefühlen der Ehre durchwehen zu laſſen! Und wenn nun Freiheit und Unabhängigkeit niemals das Loos Aller werden kann, war es denn nicht eine treffliche Einrichtung, ſo viele als thunlich ihrer theilhaftig zu machen, und die Auswahl derſelben Gott mittelſt der Geburt zu überlaſſen? Und dieſe durch das Alter geheiligte Einrichtung ſoll aufhören, —

aufhören, insofern man den dazu Berechtigten Freiheit und Unabhängigkeit nimmt? Das sei ferne, und bin ich bereits ein Opfer geworden für den alten Glauben, so will ich doch für ihn fechten, so lange ich lebe, und alle bekämpfen, die ihn untergraben wollen. Frei vermag ich es, denn durch nichts bin ich gebunden an diesen Fürsten und an dieses Land, nicht einmal das Band der Dankbarkeit, sonst doch oft so leicht und so wohlfeil um die Herzen der Schwachmüthigen zu schlingen, brauche ich erst zu zerreißen, um mich frei zu fühlen. Wahrhaftig, er hat es mir leicht gemacht, der Herr Markgraf! So will ich denn fortsetzen das Werk, das ich begonnen, und ihm zeigen, daß ein freier Mann voll Kraft, und mit Gesinnungen der Ehre, nicht so leicht unter die Füße zu treten ist, als er es wohl geglaubt haben mag. Die Quitzows sind wieder da, schallt durch das Land, und sie werden es nicht fehlen lassen, ihre Ankunft anzukündigen! —

Er gab die Befehle zum Aufsitzen, und wandte sich rasch mit seiner Schaar gegen die Stadt. Allein so wie er sich näherte, begrüßten ihn die Steinbüchsen des Schlosses mit wohlgezielten Schüssen. Die Kugeln sauseten an seinen Ohren vorbei, und mancher Reiter sank vom Pferde. Um so schneller warf sich die ganze Schaar auf die Häuser vor dem Müncheberger Thore, deren Einwohner sich rasch in die Stadt zogen, als sie den Plan des Feindes merkten. Die Häuser wurden geplündert, und dann benutzt, um von hier aus Feuerpfeile in die Stadt zu schießen. Innerhalb der Stadt bemüheten sich die Bürger, sie zu löschen, allein nicht überall war dies möglich. Ungeachtet aller Anstrengungen stand die Stadt nach einer halben Stunde in Brand. Als Dietrich sich überzeugt hatte, daß jetzt kein Löschen mehr helfen könne, steckte er die Häuser, in welchen er sich festgesetzt hatte, ebenfalls an, und zog sich dann, von den Kugeln des Schlosses begleitet, in sein Lager zurück. Mehrere Wagen, welche von Mittenwalde mit Waaren nach Zossen wollten, fielen ebenfalls in seine Hände. Ueberhaupt war die Beute nicht unansehnlich.

Der breiten Sümpfe wegen, welche sich im Norden von Zossen von Westen nach Osten ausdehnen, konnte Dietrich füglich nicht anders, als umkehren. Zwar war ihm der Weg nach Mittenwalde offen; indessen war diese Stadt sehr fest, und wurde

außerdem durch ein feſtes Schloß vertheidigt. Es war daher nicht rathſam, ſich dahin zu wenden. Am anderen Tage wurde der Rückweg über Nächſt und Fern Wünsdorf angetreten. Nun aber wandte ſich Dietrich nach Weſten, und zwar nach Clausdorf an dem See gleiches Namens und nach Rehhagen. Erſteres Dorf wurde verwüſtet, in letzterem übernachtete man, was eigentlich ziemlich daſſelbe war. Der verwüſtende Zug wurde nach Mellen am Clausdorfer See, nach Saalow und Schünow fortgeſetzt. Am anderen Morgen wollte Dietrich weiter nach Norden. Allein er erfuhr, daß Hans von Torgau mit einer Kriegsſchaar in Trebbin angekommen ſei, und von dieſem Schloſſe aus über Chriſtinendorf heranrücke. Ohne Schwierigkeit ſah Dietrich ein, daß Hans von Torgau beabſichtige, ihn von Jüterbock abzuſchneiden, und daß er ihm deshalb zuvorkommen müſſe. Eiligſt gab er Befehl zum Rückzuge.

Auf der Hälfte des Weges von Schünow nach Gatzdorf iſt man genöthigt, einen Theil des Luchs zu paſſiren. Jenſeits deſſelben ſteigt der Weg ziemlich ſteil in die Höhe, und ſetzt dann auf erhöhter Fläche fort. Weiter öſtlich zieht ſich eine Thalſchlucht vom Bruche aus bis nach Gatzdorf. Als Dietrich das Luch paſſirte, bemerkte er bereits, daß der Feind die Höhen, auf welche der Weg hinaufführte, von Chriſtinendorf her beſetzt hatte; ſeine Lage wurde hierdurch eine ſchwierige. Die Höhe mußte genommen werden, man mußte ſich durchſchlagen.

Dietrich ließ ſeine Reiterſchaaren dicht ſchließen, und theilte ſie in zwei Haufen. Der vorderſte ſollte die Höhe ſtürmen. Während dies geſchah, ſollte der zweite ſich am Fuße der Höhen links wenden, und bis zur Thalſchlucht reiten. Es kam darauf an, zu ſehen, ob der Feind dieſelbe beſetzt hatte. War dies der Fall, ſo mochte ſie umkehren, und Dietrich unterſtützen. War ſie unbeſetzt, ſo ſollte die Schaar in die Thalſchlucht hineinreiten, und ſich dann ſeitwärts nach Weſten auf die Höhe ziehen, wo ſie dem Feinde in den Rücken kommen mußte. In dieſer Weiſe begann nun das Gefecht.

Mit Angſt und Zagen hatten die Märker die Magdeburger kommen ſehen. Die Gewißheit, mit dem gefürchteten Dietrich von Quitzow zu thun zu haben, lähmte ihren Muth wie ihre Arme. Hans von Torgau machte ſie auf ihre vortheilhafte Stellung aufmerkſam, und wirklich war dieſe von der Art, daß ſie

ihnen eine gewiße Zuverſicht einflößen mußte. Allein die große Kühnheit des Angriffs vernichtete dieſe ſehr bald. Nur zu leicht vertraut der gemeine Krieger auf eine günſtige Stellung, wie auf künſtliche Befeſtigungsmittel, zu ſehr, und hofft von ihnen mehr, als ſie leiſten können. Sieht er, daß der Feind dieſe nicht achtet, ſo wird ſein Vertrauen wankend, die Kühnheit deſſelben überraſcht, Muthloſigkeit ergreift ihn, und ſchleunige Flucht iſt gewöhnlich das Ende. — Dietrichs Schaar entwickelte ſich, ſo wie ſie das Luch zurückgelegt, und den Fuß der Anhöhe erreicht hatte. Hier im Angeſichte des oben ſtehenden Feindes ordnete er ſie, und ließ dann zum Angriffe blaſen. Die Hälfte ſtürzte ſich den Abhang hinauf, während die andere Hälfte ſeitwärts, und im Tumulte von dem Feinde unbemerkt, abzog, als die erſte Abtheilung oben war. Dietrich wußte, wie viel darauf ankam, die Höhe zu gewinnen, denn gelang es nicht, mußte er wieder hinunter, ſo ſtürzte ſich der Feind mit dem vollen Gewichte ſeiner Schwere ihm nach, und drängte die Seinigen in das Luch, wo der größte Theil ſtecken geblieben ſein würde. Es war ein Wagſtück, aber es gelang. Die Märker hatten nichts ſicherer erwartet, als daß ſich Dietrich zurückziehen würde. Mit Erſtaunen ſahen ſie die Reiterei die Anhöhe hinanrennen, und ehe ſie ſich noch beſonnen hatten, hämmerten die Schwerdter, Morgenſterne und Streitäxte der Magdeburger auf ſie ein. Dietrich brach ſich gewaltſam eine Gaſſe nach dem brandenburgiſchen Banner. Wie ein Keil ſchoben ſich die Seinigen nach, und Hans von Torgau rettete ſich nur, indem er eine ſchnelle rückgängige Bewegung machte. Dadurch hatten die Magdeburger Terrain gewonnen, und es kam jetzt nur darauf an, es zu behaupten. Gewichen waren die Märker, aber nicht geflohen. Noch hielten ſie Stand; ſie ſchienen zur Beſinnung gekommen zu ſein, und aus ihrer kräftigen Vertheidigung ſprach der Entſchluß, dem Feinde weiter nichts einzuräumen. Eine Weile ſtand das Gefecht unentſchieden; unterdeſſen war die zweite Abtheilung Magdeburger aus der Thalſchlucht in die Höhe geſtiegen, und griff die Märker im Rücken an. Es war ein Verſehen, daß jenes Defilee nicht beſetzt worden war. Einem ſolchen Angriffe konnten die Märker nicht Stand halten. In wilder Verwirrung flüchteten ſie nach Chriſtinendorf, und weiter nach Schloß Trebbin, und überließen die

Ehre des Tages und das Schlachtfeld den Magdeburgern und ihrem Feldherrn.

Von neuem hatte ſich der Sieg an Quitzows Namen geknüpft, von neuem trug der Ruhm ihn weit durch die Gauen der Mark. Der Enthuſiasmus ſeiner Schaar für ihn war geſteigert, und mehr als je zitterten die benachbarten Gegenden vor ſeinem Beſuche. Dietrich beſchloß, vorläufig zurück zu gehen, und ſich dann nach einer anderen Seite zu wenden. Zunächſt wandte er ſich nach Cummersdorf, das ſchnell geplündert und angezündet wurde. Dann zog er durch den Cummersdorfer Forſt nach Scharfenbrück, mit welchem Orte er die Grenzen des Landes Jüterbock wieder erreicht hatte. Von hier ging er über Luckenwalde und Kloſter Zinna nach Jüterbock.

Eliſabeth war ihm mit den Söhnen entgegen gezogen, und begrüßte ihren Gatten mit inniger Freude. Jubelnd erblickte das Heer die Stadt, in welcher einige Tage geraſtet werden ſollte. Auf den Weinbergen im Norden hielt Dietrich, und ließ ſeine Schaaren an ſich vorüber ziehen. Wenige eben ſo große Städte gewähren einen ſo impoſanten Anblick, als die alte Stadt Jüterbock von dieſen Bergen. Breit und lang dehnt ſie ſich ſo wunderbar aus, daß man glauben ſollte, man habe eine wenigſtens doppelt ſo große Stadt vor ſich. Indeſſen war ſie in jener Zeit auch wirklich bedeutender als jetzt, und man wird ihre damalige Einwohnerzahl mit ſechstauſend ſchwerlich zu hoch ſchätzen. Sie war ſehr feſt, und hatte doppelte Wälle, Gräben und Mauern mit vielen Thürmen, zu welchen ſich dann noch die Thürme der fünf vorhandenen Kirchen und manche anſehnliche hervorragende Gebäude, wie das Franziskanerkloſter, der Propſthof, das Rathhaus geſelleten. Vereinigt gewährten ſie von außen ein ſtattliches Bild, und erregten Erwartungen, welche das Innere nicht befriedigte. Die gewappnete Schaar, an deren Spitze ſich Dietrich wieder geſetzt hatte, und welche jetzt durch das feſte Thor mit ſtarken Seitenmauern in die Stadt einzog, brachte Leben und Bewegung in das ſchöne Gemälde.

Drei Tage raſtete Dietrich, während welcher Zeit er noch eine Verhandlung mit Hans von Polenz hatte, dann brach er wieder auf, und zog über Luckenwalde, Frankenfelde, Gottsdorf und Nettgendorf zur märkiſchen Grenze, denn bis dahin gehörte das Land zu Jüterbock, und ſomit zu Magdeburg.

Was er bisher gethan hatte, galt Hans von Torgau, und in so fern nur mittelbar dem Markgrafen Friedrich. Allein er war nicht gewilliget, es dabei bewenden zu lassen. Auftrag und eigene Neigung bestimmten ihn, gegen den Markgrafen unmittelbar zu ziehen, und seiner Rache, so weit es möglich war, zu genügen. Er glaubte dies nicht kräftiger thun zu können, als wenn er die Besitzungen des jungen Fürstenpaares, das zu Brietzen wohnte, angriff, nämlich des Prinzen Johann, Friedrichs Sohn, und der sächsischen Prinzessin Barbara. Er wußte, daß er, indem er dies that, dem Herzen des Markgrafen einen empfindlichen Schlag beibrachte, aber zugleich genügte er damit dem Rachegefühl, das er gegen den Herzog Rudolph von Sachsen fühlte, der bekanntlich in dem Kriege gegen Dietrich das Schloß Golzow genommen hatte. Er rächte sich an ihm, ohne daß er mit ihm im Kriege stand; doppelte Aufforderung für ihn, sich eine solche Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, in welcher er zweien seiner Feinde weh thun konnte, die er bitterlich haßte. Daß beide Feinde Fürsten waren, mächtige Fürsten, deren Gewalt er tief empfunden hatte, stachelte zugleich seinen Ehrgeiz. Es lag etwas Großes darin, daß der arme geächtete, von ihnen unter die Füße getretene Edelmann jetzt sich ihnen von neuem furchtbar machen, und sie bitter kränken konnte. Mit einem Hochgefühle, wie es sich wohl des trotzigen Herzens bemächtigt, wenn der Augenblick einer ersehnten Rache naht, überschritt er die märkische Grenze, und ging sogleich auf das Dorf Wittbrietzen los, das südlich von der Stadt Belitz drei Viertelmeilen entfernt liegt. Mit schonungsloser Grausamkeit wurde das Dorf geplündert und verbrannt, und ein gleiches Schicksal war dem Dorfe Schönfeld vorbehalten. Dies lag nur eine Viertelmeile von Belitz; Schrecken ergriff die Bevölkerung der Stadt, denn gar leicht konnte mit ihr verfahren werden, wie mit Zossen. Die Stadt war nur klein, aber durch Mauern, Gräben und Wälle wohl befestigt. Außer der Stadtkirche waren keine geistlichen Gebäude vorhanden, auch ein Schloß fehlte, und es wäre daher sehr wohl möglich gewesen, die Stadt zwar nicht zu nehmen, wohl aber von außen in Brand zu stecken. Diesmal hatten sich die Einwohner jedoch vergebens gefürchtet.

Dietrich hatte allerdings die Absicht, von Schönfeld nach Belitz aufzubrechen, allein noch ehe dies geschah, verbreitete ein

unvermuthetes Ereigniß Schrecken und Beſtürzung unter ſein Heer. Schon ſeit einigen Tagen hatte eine Anzahl ſeiner Leute ſich unwohl gefühlt, war aber dennoch mitgezogen. Sie waren kränker geworden, und während der Plünderung ſtarb einer von ihnen. Man hatte ihn ausgezogen, und dabei an ſeinem Körper Beulen entdeckt, die für nichts anderes als Peſtbeulen erkannt wurden. Die Beſtürzung war ungemein groß. Jetzt mußten ſich auch die übrigen Kranken unterſuchen laſſen. Leider ergab ſich, daß auch ſie die Peſt hatten, und ſo ſah man in ihnen unzweifelhafte Candidaten des Todes. Es waren lauter junge und kräftige Leute. Ein allgemeines Wehklagen und Jammern erhob ſich; die armen Kranken ſahen ihr ſchreckliches Schickſal vorher, die Geſunden fürchteten, demſelben unterliegen zu müſſen. Ohne erſt den Befehl zum Aufbruch abzuwarten, ſchwangen ſich alle auf die Pferde, und entflohen der Stätte des Schreckens, wo Krankheit und Tod ihrer ſicher wartete. Die armen Kranken ließ man mit einigen Lebensmitteln und einem Zelte auf freiem Felde zurück. Niemand wagte, ſie anzurühren, und ſelbſt diejenigen, welche ſie unterſucht hatten, mußten ſich hüten, Anderen nahe zu kommen. Haſtig, muthlos und in wilder Unordnung jagten alle wehklagend nach Süden, und getraueten ſich kaum zurück zu ſehen nach der Stelle, wo ihre Unglücksgefährten, hülflos und in dumpfer Verzweiflung zurück gelaſſen, mit klägli-chem Geſchrei die Hände nach ihnen ausſtreckten. Dieſe mußten hier verſchmachten, und ſahen ihren unausbleiblichen Tod vor Augen. An Hülfe war nicht zu denken; Aerzte waren ſelten, Mittel gegen die ſchreckliche Krankheit nicht bekannt. Die Geiſtlichkeit ſtellte die Peſt ſtets nur als eine Strafruthe Gottes vor, und viele Prieſter erklärten es für eine Sünde, für ein Widerſtreben gegen den Willen Gottes, Mittel dagegen anzuwenden. So blieb denn freilich nichts übrig, als den Peſtkranken zu fliehen, und ihn ſeinem Elende zu überlaſſen; bis zu einem vollſtändigen Fatalismus bildete ſich jene Anſicht nicht durch, mittelſt deſſen in muhamedaniſchen Ländern auch dem an dieſer Krankheit Leidenden noch Pflege und Wartung wird. Sie blieb auf halbem Wege ſtehen, und entzog dem Kranken die Hülfe, ohne dem Geſunden Vortheil zu bringen. Man hatte aber wohl Urſache, dieſe Seuche zu fürchten, denn ſie hielt nicht ſelten Jahre

lang an, und mehrmals hatte ſie ſchon die Hälfte der Bevölkerung hingerafft, ja manche Ortſchaften gänzlich verödet.

So in wilder Auflöſung begriffen, ſtürzte Quitzows Schaar fort, bis zum Dorfe Elsholz, wo der Anblick der Gebäude und Menſchen ſie einigermaßen zur Beſinnung brachte, denn es war ein feindliches Dorf, und man konnte es plündern. Dietrich benutzte den Moment, ſie zum Stehen zu bringen. Auch fing man wirklich an zu plündern. Aber kaum waren fünf Minuten vergangen, ſo erhob ſich ein neues Geſchrei. Die Einwohner waren im Dorfe beſchäftigt, in einem Hauſe Thüren und Fenſter zuzunageln, in welchem ein Peſtkranker lag, ein damals häufig angewandtes Mittel, ſich gegen Anſteckung zu ſichern. Oefters wurden alle, die mit dem Kranken in Berührung gekommen waren, mit eingeſperrt, und vernagelt oder auch wohl eingemauert. Sie wurden dem Hungertode Preis gegeben, wenn nicht, wie man erwartete, die Peſt ſchon früher ihrem Leben ein Ende machte. Nach Jahren wurde ein ſolches Haus erſt wieder eröffnet, und gab dann öfter zu einem neuen Ausbruche der Peſt Veranlaſſung [1]).

So wie die Magdeburger dieſe Entdeckung gemacht hatten, warfen ſie ſämmtliche Sachen, die ſie ſich bereits angeeignet hatten, von ſich, weil es ungewiß war, ob dieſe nicht ſchon mit Peſtkranken in Berührung geweſen waren. Ein furchtbares Geſchimpfe und Geflucht erhob ſich, die Furcht von vorhin paarte ſich mit der Wuth über den jetzigen Verluſt. Letztere war bei mehreren mächtig genug, ſelbſt die erſtere auf einen Augenblick zu überwältigen. Sie ſtürzten in die Häuſer, riſſen die Feuerbrände von den Heerden, und zündeten die Strohdächer an. Schnell warfen ſie ſich wieder auf ihre Pferde, und jagten, von Furcht getrieben, wild fluchend auf der Straße nach Treuenbrietzen zum Dorfe hinaus.

Dietrich hatte bisher der Flucht folgen müſſen, weil er ſah, daß die Maſſe alle Beſinnung verloren hatte. Draußen auf dem Wege eilte er ihnen vor, warf ſein Pferd herum, erhob die Hand, und ſchrie ihnen mit donnernder Stimme ein Halt! zu. Mechaniſch, faſt unwillkürlich wurden die Pferde angehalten. Nur einige wenige kehrten ſich nicht daran, und einer derſelben ſprengte

---

[1]) Möhſen, Geſch. d. Wiſſenſchaften in der Mark S. 261. f.

dicht an Dietrich vorüber. Dieſer ergriff ihn mit eiſerner Fauſt, riß ihn vom Pferde, zog ſeinen Dolch, und ſtieß ihm den in den Nacken. Fahre hin, ungehorſamer Hund, ſchrie er mit ſchrecklicher Stimme, hinweg mit jedem Kriegsknecht, der den Gehorſam verweigert! Glaubt ihr, die Bande des Gehorſams ſind gelöſet? Tod und Hölle jedem, der es wagt, ſich ohne den Willen des Feldherrn zu rühren! — Die wenigen neben ihm vorbei Geſprengten, hatten ſich, als ſie ſahen, was geſchah, auf Umwegen zurück geſchlichen. Dietrich that, als ſähe er ſie nicht.

Was ſoll dieſe unſinnige Flucht? wandte ſich Dietrich an die Uebrigen. Wovor fliehet ihr? Vor der Peſt? Kann Flucht davor ſchützen? Wißt ihr, ob ſie dort, wohin ihr fliehen wollt, nicht ſchlimmer wüthet, als hier, ob ſie euch dort nicht noch eher ereilt? Habt ihr aufgehört, magdeburgiſche Männer zu ſein? Sollen euch eure Weiber zu Hauſe Memmen ſchelten, die wie Knaben vor einem Popanz davon laufen, ja vielleicht ihm eben in den Rachen rennen? Schämt euch, ihr feigen muthloſen Kriegsknechte, die ihr in eurem Unverſtande wähnt, es ſei ehrenvoller, in einem Faulbette der Peſt zu erliegen, als auf dem Bette der Ehre. Wen ſie von euch ereilen will, den holt ſie in der Heimath ſo gut als hier, und wenn Eins ſein ſoll, will ich doch lieber auf einem ehrlichen Kriegszuge von ihr getödtet werden, als daheim in fauler Behaglichkeit. Noch einmal, ſchämt euch! Niemand wage ferner einen Schritt zu thun, ohne Erlaubniß! Aber ich muß wiſſen, auf wen ich künftig rechnen kann, auf wen nicht, denn der Dietrich Quitzow mag keine Bande von feigen Miethlingen befehligen. Darum will ich allen denen erlauben, welche ſich fürchten, nach Hauſe zu reiten. Sie mögen ſogleich austreten.

Die ganze Schaar hielt in tiefer Betroffenheit. Niemand rührte ſich.

Dietrich. Ich will noch hinzufügen, daß Niemand, der austreten will, deshalb beſtraft werden ſoll. Tretet demnach vor, die das Heer verlaſſen wollen!

Alles blieb ſtill. Ihr ſcheint zur Beſinnung gekommen zu ſein, ſprach Dietrich, ihr ſeht das Feige und Unwürdige eures vorigen Beginnens ein, und ich lobe euch darum. Hoffentlich werdet ihr bemüht ſein, es wieder gut zu machen.

Ein Beifallsmurmeln ging durch die Reihen.

Dietrich. Um uns jedoch so viel wie möglich gegen die Krankheit zu sichern, sollen alle diejenigen, welche sich unwohl fühlen, oder an welchen man Krankheitszeichen bemerkt, gleichviel welche, sofort ihren Zug verlassen, und sich hinten in einiger Entfernung dem Zuge anschließen. Dann wird Niemand von einer Ansteckung etwas zu besorgen haben. Jetzt ordnet euch! Wir ziehen weiter!

Dietrich war froh, daß diese bedenkliche Auflösung aller kriegerischen Zucht ohne weitere Schwierigkeiten beseitigt war. Er nahm jetzt die magdeburgischen Vasallen, welche die Züge führten, zusammen, und machte ihnen Vorwürfe über die geringe Energie, welche sie bei diesem Vorfalle gezeigt hatten. Sie waren fast willenlos mit fortgerissen worden, wahrscheinlich, weil auch sie die Furcht übermannt hatte. Indessen ließ er es bei einem Verweise bewenden.

Er hätte jetzt mit der Schaar umkehren, und wieder nach Belitz gehen können, wenn er gewollt hätte. Aber er überlegte, daß er die Furcht seiner Leute doch auf eine zu harte Probe setzen würde, wenn er sie nach der Gegend zurückführte, in welcher ihre zurückgelassenen Gefährten an der Pest litten. Darum ging er mit ihnen in der eingeschlagenen Richtung weiter, und erreichte so das ansehnliche Dorf Buchholz.

Der Geistliche hatte ein eigenes Mittel ergriffen, die Wuth seiner Feinde zu bezähmen. Er kam ihnen in einer Procession unter Vorantragung der Kirchenfahnen und des Allerheiligsten an der Spitze seiner Gemeinde entgegen. Als er Dietrich sah, streckte er die Monstranz als schützendes Palladium mit beiden Händen zu ihm hin, fiel auf die Knie, und seine Gemeinde mit ihm. Dietrich befahl abzusitzen, und dem Allerheiligsten seine Ehrfurcht zu bezeugen. Er knieete mit seiner ganzen Schaar nieder, und alle bekreuzten sich andächtig. O Herr, rief der Geistliche, laß dein Herz rühren durch die Bitten meiner armen Gemeinde, und ziehe an uns vorüber, ohne uns zu schaden! Demüthig flehe ich dich an, als ein geweiheter Priester des Herrn und ein Diener der heiligen Mutter Kirche, deren Segen dir folgen wird, wie mein und meiner Gemeinde Gebet, wenn du meiner Bitte Gewährung schenkst!

Aufgesessen! befahl Dietrich seinen Leuten, die bis dahin geknieet hatten. Auch er schwang sich wieder aufs Pferd. Es

thut mir leid, sprach er, euch eure Bitte abschlagen zu müssen. Im Kriege darf man nicht schonen, wenn man auch manchmal gern möchte. Euer Dorf liegt auf unserem Wege, und muß nach Kriegsgebrauch behandelt werden.

Priester. Seid barmherzig, Herr, auch Gott im Himmel ist barmherzig! Sind wir doch ohnehin schon schrecklich heimgesucht durch das Elend der sich zeigenden Pestilenz, wissen wir doch nicht, ob uns nicht schon in wenigen Tagen des Todes Hand ergreift, und vor unseren ewigen Richter stellt. Der wird dann fragen: Habt ihr Barmherzigkeit geübt, wie ich es euch befohlen? Wehe, wenn wir dann sprechen müssen: Herr, wir haben dein Gebot wohl gekannt, aber wir sind ungehorsam gewesen! Im christlichen Streite mit unsern Leidenschaften und Begierden, mit den bösen Gewohnheiten unsers trotzigen Herzens, haben wir uns von ihnen überwinden lassen, daß wir an deine Gebote und an unsere Pflicht nicht mehr dachten, und wild den Eingebungen unserer Leidenschaften den Zügel schießen ließen, die mit uns davon liefen, als wäre deine Ordnung und dein Gesetz nicht vorhanden gewesen. Da hört dann christliche Zucht und Sitte auf, da spürt man nichts von der christlichen Liebe, die in dem Herzen jedes rechtgläubigen Sohnes der Kirche gefunden werden soll, da ist der Streiter Christi, — und wir alle liegen als solche mit bösen Neigungen und Begierden im Streite, — ein Ausreißer geworden vor diesen Begierden, denen er nicht zu widerstehen weiß. Könnt ihr, o Herr, — könnt ihr das billigen?

Der Geistliche hatte ihm unbewußt eine Saite angeschlagen, deren Ton in Dietrichs Herzen nach dem erlebten Auftritte stark wiederklang. Vielleicht wäre diese Rede zu anderen Zeiten ohne besondere Einwirkung spurlos vorüber gegangen; jetzt machte sie einen tiefen mächtigen Eindruck auf ihn und seine ganze Schaar. Dietrich entgegnete: ich will wohl glauben, daß es gut sein mag, Barmherzigkeit zu üben, aber im Kriege kann davon nicht viel die Rede sein.

Priester. O Herr, glaubt das nicht, Barmherzigkeit soll der Christ zu allen Zeiten und an allen Orten üben, selbst gegen seine Feinde, geschweige gegen seine Mitchristen. Heute stehen wir noch hier, heute habt ihr dazu noch Gelegenheit. Wer weiß, wie bald, wer weiß, ob nicht schon in wenigen Tagen es mit uns aus ist, und wir uns in der Pein des Fegefeuers einander gegen-

über ſtehen. Und wenn dann einſt der höchſte Richter kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, und wir alle, alle, — auch der Beſte von uns, rufen werden: Herr gehe nicht mit uns ins Gericht, vergieb uns, wie wir unſern Schuldigern vergeben haben, verbirg dein Angeſicht nicht vor uns in deinem Zorn, ſondern zeige uns deine Barmherzigkeit, dann wird der Herr ſprechen: ich werde euch thun, wie ihr gethan habt, und euch nach euern Werken richten, ſo wahr ich der Herr bin!

Die Wirkung dieſer Rede war wahrhaft niederſchmetternd, jedes Wort war ein Saamenkorn, das auf ein aufgelockert Land fiel. Erklärlich wird dies, wenn man die gewaltige Aufregung des Gemüths bedenkt, welche durch die Gefahr der Peſt und die erlebten Scenen herbei geführt war. Todesfurcht hatte ſich Aller bemächtigt, das Leben war ungewiſſer denn je, der Tod ſchauete von allen Seiten drohend ins Land. Bei einer allgemeinen Noth fühlt ſich der Menſch zum Menſchen mehr hingezogen, wenn er ihm freundlich entgegen tritt, wie umgekehrt der Privathaß leicht in Gewaltthaten übergeht. In Zeiten der Gefahr wendet ſich der Menſch gern an den Himmel, und ſucht ſich mit ihm günſtig zu ſtellen. Er iſt dann geneigter, die Geiſtlichen als Vermittler zu betrachten, und zu keiner Zeit galten ihre Worte und ihr Amt ſo viel, als in ſolchen. Alle dieſe Umſtände vereinigten ſich hier, zu welchen noch die beſonderen kamen, von denen der Geiſtliche nichts wußte, die aber gar viel beitrugen, ſeinen Worten Eingang zu verſchaffen. Erwartungsvoll ſtand er da, und ſchauete auf Dietrich.

Was ihr da ſagt, iſt alles gut und ſchön, ſprach er. Allein es iſt Krieg, und ich kann euch nicht helfen. Das Dorf muß geplündert und angezündet werden. Ich ſelbſt verzichte auf meinen Antheil an der Beute. Das iſt ein Recht, das Jedem zuſteht. Aber ich kann nicht über den Beuteantheil meiner Leute verfügen. Auch ſoll euch nicht gewehrt werden, das Feuer zu löſchen, wenn ihr es vermöget.

Ein Gemurmel durchlief die Reihen der gewappneten Schaaren. Die Knechte beſprachen ſich lebhaft mit einander. Zuletzt ritt ein Wachtmeiſter vor, machte gegen Dietrich die üblichen Honneurs, und ſprach: Mit Gunſt, ich bitte um das Wort.

Dietrich gewährte, und jener fuhr fort: Wir ſind überein gekommen, eurem Beiſpiele zu folgen, und wollen auch auf unſeren

Beuteantheil verzichten, weil der fromme Vater uns so rührend ans Herz gesprochen, und es eine so schlimme Zeit ist. Da jedoch das Dorf geplündert werden muß, so soll ich euch fragen: ob ihr erlaubt, daß es nur ein klein wenig geplündert wird?

Dietrich. Das soll euch gestattet sein. Aber geplündert wird das Dorf und angezündet.

Mit sehr bedenklichen Gesichtern standen die Bauern und ihre Weiber da, und wußten nicht, was sie thun sollten. Da sprach Dietrich zu dem Geistlichen: Zieht nur mit dem Heiligthume und eurer Gemeinde voraus, wir werden schon nachkommen.

Der Geistliche wandte sich mit der Monstranz und den Kirchenfahnen, und gebot der Gemeinde, sich anzuschließen. Er stimmte die Litanei an, und alle sangen mit. Hinter den Bauern folgte Dietrich mit seinen Magdeburgern. Vielleicht hatte noch nie eine Gemeinde ihre Plünderer mit friedlichem Gesange in Procession eingeholt. So wunderlich verschoben sich die Verhältnisse in Pestzeiten.

Als der Zug im Dorfe vor der Kirche angekommen war, vertheilten sich die Magdeburger, und drangen in die Häuser. Die Zurückgebliebenen in ihnen, welche von dem Vorgegangenen nichts wußten, erhoben ein Zetergeschrei, als die Knechte eindrangen. Diese hatten unter einander einen Hundsfott drauf gesetzt, wer mehr nähme, als ein wenig, und wirklich begnügten sie sich, entweder nur ein Stück Brod, oder Speck oder andere unbedeutende Dinge wegzunehmen. Manchem zuckte es wohl in den Fingern, und er hätte gern noch Eins oder das Andere sich angeeiguet; aber der Hundsfott hielt seine Hand gebunden. Wachtmeister, schrie ein Knecht zum Fenster hinaus, darf man einen Kuß rauben, oder ist das zu viel? — Er gilt so viel, als du Werth darauf setzest, sprach der Wachtmeister. Aber der Knecht mußte seine Scrupel wohl schon beseitigt haben, denn er hatte die Antwort nicht abgewartet. Die Knechte fanden sich rasch wieder zusammen, jeder mit einer Kleinigkeit beladen. Nun steckt das Dorf an, befahl Dietrich. Die Bauern hatten sich bereits mit Handsprützen und Wassereimern verstohlen eingefunden, und deuteten auf einen ziemlich vereinzelten leer stehenden Schweinestall. Die Knechte steckten ihn an, und blieben so lange stehen, bis er brannte. Das Dorf brennt! schrieen sie.

Aufgeſeſſen! rief Dietrich. Vorwärts!

Der Geiſtliche begleitete den Zug bis zum Dorfe hinaus unter lauten Segenswünſchen, und ſchlug viele Kreuze. Ehe man von ihm ſchied, wandte ſich der Wachtmeiſter an ihn, und ſprach: Frommer Vater, könnt ihr uns nicht ſagen, was wir thun ſollen, um die Peſt nicht zu bekommen, und an welchen Heiligen wir uns am ſicherſten wenden?

Prieſter. Thut nichts dagegen, lieben Söhne in Chriſto, es giebt kein Mittel. Aber betet fleißig zum heiligen Rochus, das iſt in Peſtzeiten ein gar großer Nothhelfer, der keinen verläßt, der auf ihn baut. Könnt ihr es, ſo thut ihm ein Gelübde, das wird euch Segen bringen, zeitlich und ewiglich. — Noch lange, nachdem man das Dorf verlaſſen hatte, ſah man ihn am Ausgange ſtehn, und dem Zuge ſeine Kreuze nachſenden.

Zehntes Kapitel.

Man zog gegen Brietzen hin, deſſen Thurm und Kirche ſich in der Ferne vor ihnen erhoben. Da kam ein Reiter eilig des Weges ihnen entgegen geſprengt, grüßte, und überreichte Dietrich ein Schreiben. Der Hauptmann von Jüterbock meldete darin, daß Herzog Rudolph von Sachſen Magdeburg den Frieden abgeſagt habe [1]), ſo daß die Feindſeligkeiten wahrſcheinlich ſchon morgen beginnen würden, wonach er alſo ſeinen Plan machen möge. Dietrich theilte die Nachricht ſogleich den Seinigen mit.

So haben wir alſo einen Feind mehr zu bekämpfen, ſprach er, und zwar einen, den ich recht gern bekriege. Nicht zum erſtenmale ſtehe ich dieſem Herzoge gegenüber. Ich kenne ihn und ſeine Weiſe. Unſtreitig hat ihn Markgraf Friedrich dazu vermocht, den Krieg zu erklären, und das wird ihm um ſo leichter geworden ſein, als wir das Beſitzthum der Herzogstochter Barbara angegriffen haben. Wir mögen uns das wohl zur Ehre rechnen, denn wir kriegen jetzt mit einem Markgrafen, einem Herzoge, einem Biſchofe und einem Herrn. Ihnen allen zugleich ſoll der Quitzow ſeinen Mann ſtehen, und ich denke, er wird es. Zwei Kurhüte beben auf den Köpfen ihrer Träger, da wir doch kaum begonnen haben. Habt ihr vernommen, daß die Sachſen uns ihr Land geöffnet haben, Beute darin zu machen? Wer hat Luſt mit mir dahin zu ziehen?

Wir alle, wir alle! ſchrie der ganze Haufen, und neuer Lebensmuth ſchien in die Schaar gefahren zu ſein.

Laßt uns ſogleich rechts abbiegen. Brietzen iſt zu feſt, um etwas dagegen unternehmen zu können, wiewohl ich dem fürſtlichen Paare wohl gern meinen Beſuch gemacht hätte, denn das Schickſal hat mich nun einmal dazu erſehen, Fürſten mit dem Schwerdte in der Hand gegenüber zu treten. Laßt uns nach Nichel ziehen. Dort wollen wir die Nacht zubringen, dann ſind

[1]) Neumann, Geſch. der niederlauſ. Landvögte Th. II. S. 56.

wir morgen früh an der sächsischen Grenze, können gleich ins Land hineinziehen, und bei der Gelegenheit auch den Besitzungen des brandenburger Bischofes einen Besuch machen.

So geschah es. Nicht lange nachher war das Dorf Nichel erreicht, und rasch vertheilte sich die Mannschaft in die Häuser, in welchen sie sich gewaltsam Platz machte, und die Herren spielte.

Am anderen Morgen wurde das Dorf, das noch zur Mark und zwar zu Markgraf Johanns Besitzthum gehörte, geplündert und abgebrannt. Dann zog das Heer fort, überschritt die sächsische Grenze, und behandelte das unfern derselben gelegene Dorf Nieder Werbig, das erste der sächsischen Dörfer, das es erreichte, in gleicher Weise. Dasselbe geschah mit den Dörfern Grabow und Mörtz. In letzterem Orte hatte man übernachtet. Unfern desselben lag die Ruine der alten Mörtzburg [1]).

Jenseits der Mittelwische lag das Dorf Dahnsdorf, und links, nicht weit davon, erhob sich über Gebüsch das Dach einer Wassermühle, welche noch jetzt die Komthurmühle heißt. Die Gegend sah freundlich und gut angebaut aus, und Dietrich gab den Befehl, sich dort hinzuwenden. Eine kleine Anzahl von Reitern kam aus der Ferne daher gezogen. Sie war zu geringe, um ihretwegen Besorgnisse hegen zu dürfen, und doch schien es seltsam, daß sie, ohne sich stören zu lassen, ihren Weg fortsetzte. Noch mehr aber wurde Dietrich überrascht, als er bei größerer Annäherung bemerkte, daß der vorderste Reiter das ihm so wohl bekannte Kleid der deutschen Ordensritter, den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze trug, mit denen er in der Neumark so manchen Strauß gehabt hatte. An der Dorfgrenze hielten die Reiter still, und ließen die Magdeburger herankommen. Es waren ihrer sechs, darunter zwei im Ordenskleide.

Als Dietrich nahe genug gekommen war, rief der eine Deutschritter: Wenn ich recht vermuthe, so ist euch, Dietrich von Quitzow, unbekannt, daß Dahnsdorf und diese Feldmark, nebst der Mühle, eine Commende des erhabenen deutschen Ordens ist [2])?

Dietrich. Ihr habt Recht, ich habe das nicht gewußt, und da es so ist, habt ihr für euer Dorf nichts zu fürchten, weil

---

1) Chronic. Belticense p. 3.
2) Eilers Chronic. Belticense p. 266.

ich mit dem Orden keinen Krieg führe. Aber, wie iſt mir denn, ſehe ich recht? Seid ihr nicht Ludwig von Brederlow?

Ritter. Ich bins. Der Orden hat mich kurz vor eurem Abgange aus der Neumark hierher geſandt, und ich bin gern gegangen, aufrichtig geſagt, um aus eurer Nähe zu kommen, und euch ferner nicht zu begegnen. Wie hätte mir es einfallen ſollen, daß es dennoch geſchehen würde!

Dietrich (lachend). Ihr ſeid in der That aufrichtig, aber ihr ſeht, das Schaaf, das beſtimmt iſt, vom Wolfe gefreſſen zu werden, entgeht ihm nicht, ſelbſt wenn es in eine Wolfshaut kriecht. Indeſſen, diesmal ſchützt ſie euch doch. Ich ziehe an euch vorüber, ohne euch zu ſchaden. Um Umwege zu ſparen, werde ich jedoch durch euer Dorf ziehen.

Brederlow. Das mag euch erlaubt ſein.

Dietrich. Ihr würdet es auch nicht hindern können. Allein es wird gut ſein, wenn einer von euch mich bis zur Grenze eurer Beſitzungen begleitet, damit ich weiß, wo ſie aufhören. Euch ſelbſt mag ich die Begleitung nicht anmuthen; ich würde ſagen können: um euch nicht zu beläſtigen, aber ich will eben ſo aufrichtig ſein, wie ihr, und darum ſage ich, ich mag eure Begleitung nicht.

Brederlow befahl einem ſeiner Knappen, Dietrich zu begleiten, und ließ den magdeburgiſchen Zug an ſich vorüber ziehen. Dann ſah er ihm noch lange nach, und erſt, als er im Dorfe verſchwand, ritt er zurück. Dietrich zog durch Lühnsdorf und Buchholz, mit welchen beiden Oertern wie mit den früheren verfahren wurde, und kam Abends in Rädigke an, wo er übernachtete.

Erſt am anderen Morgen konnte Dietrich ſeine Stellung genau betrachten, denn geſtern war es bereits finſter geweſen. Das Dorf liegt an der Plane, die nicht weit von hier entſpringend, nur einen kleinen Bach bildet. Vor ſich, nach Weſten, erblickte er ein tiefes breites Thal, das der Bach durchſtrömt, in deſſen Mitte der damalige Flecken Raben ſich ausbreitete, der jetzt zu einem Dorfe herabgeſunken iſt. Links von dem Orte erhob ſich der ſteile und hohe Hagen, deſſen Spitze das ſehr feſte Schloß Rabenſtein krönte. Ein ſtarker runder Thurm überragte das übrige Gemäuer. Schon in einem früheren Kriege mit Magdeburg war es eingenommen, und zur Ruine gemacht

worden. Die große Festigkeit seines Mauerwerks hatte letzteres jedoch nur unvollständig gelingen lassen, und es war inzwischen, zwar nicht vollständig, aber doch bewohnbar und vertheidigungsfähig wieder hergestellt, wovon jedoch Dietrich nichts wußte. Noch in jetziger Zeit ist die alte Ruine dieser mächtigen Burg bewohnt. Die Abhänge des hohen Hagen waren theils mit Ackerfeld, theils mit Gebüsch bedeckt. Ihm gegenüber erhoben sich flachere Berge, und zogen sich zu beiden Seiten fort, bis sie das sich nach Norden wendende Thal im Hintergrunde schlossen. Die Höhen zogen bis nach Rädigke, von mehreren Schluchten unterbrochen, heran, und links von dem Dorfe begann jene merkwürdige Hochebene, welche den Namen des Hohen Flämings führt zur Erinnerung daran, daß Albrecht der Bär sie mit flämischen Colonisten bevölkert hatte. Es ist dies eine der interessantesten Gegenden dieses Landes.

Dietrich überzeugte sich am Morgen, daß er schwerlich in das vor ihm liegende Thal würde eindringen können, denn seine Höhen waren mit Mannschaft besetzt. Links auf dem Abhange des Hagen stand die Besatzung des Schlosses Rabenstein, und des dazu gehörigen Fleckens. Ihm gegenüber stand auf der Höhe die Mannschaft des Schlosses und der Stadt Belzig, beide in einer sehr drohenden, das ganze Thal beherrschenden Position. Es hätte nicht bloß Kühnheit, es hätte Unbesonnenheit dazu gehört, sich unter diesen Umständen in das Thal hinein zu wagen. Dietrich ließ daher Rädigke anzünden, und zog nach Buchholz zurück. Wahrscheinlich hatte der Feind diese Bewegung mißverstanden, und geglaubt, Dietrich würde noch weiter zurück gehen, vielleicht auch nahm er sie für ein Scheinmanöver, wodurch er ihn aus seiner festen Position locken wolle, genug, er verfolgte Dietrich nicht, sondern behielt seine Stellung. Dietrich erfuhr, daß der Feind durch Hans von Oppen dem Tüchtigen befehligt wurde, der auf Fredersdorf wohnte, welches dem Domkapitel von Brandenburg gehörte, obgleich es im Herzogthume Sachsen, nahe am freien Havelbruche, lag [1]). Die Ruhe des Feindes kam Dietrich sehr gelegen. Er wandte sich plötzlich links nach Westen, so wie er Buchholz erreicht hatte, und gelangte so, ungesehen von dem Feinde, auf die Hochfläche, an deren Rand dieser

---

1) Eilers Chronic. Belticense p. 251.

poſtirt ſtand. Erſt nachdem es zu ſpät war, gewahrte dieſer die Schlinge, in welcher er ſteckte. Dietrich warf ſich mit aller Macht auf ihn, es erhob ſich ein wüthendes Gefecht am Rande der Ebene. Zwar waren die Feinde den Magdeburgern, als ſie ſie erblickten, entgegen gegangen, denn Hans von Oppen hatte raſch ſeine Stellung überſehen, welche jetzt eben ſo gefährlich, als vorher günſtig war. Allein gar bald wurden ſie, die zum Theil zu Fuße fochten, von den ſchweren Reiterſchaaren Dietrichs zurückgedrängt, und den Abhang hinunter geſtürzt. In größter Unordnung und mit bedeutendem Verluſte kamen ſie in Raben an, und retteten ſich von hier auf den Rabenſtein, während Dietrich mit den Gefangenen nach Bergholz zog, und in der Plünderung und der Verbrennung dieſes Dorfes ſein Rachegefühl austobte.

Es hatte den Anſchein, als würde er nach Norden ziehen. Unvermuthet aber wandte er ſich gegen Weſten, denn von dort her zeigte ſich aus der Ferne ein ſtattliches Schloß, über eine Maſſe von Häuſern empor ragend. Es war das feſte und ſchöne Schloß Wieſenburg, welches den daneben belegenen Flecken gleiches Namens beſchützte, der jetzt zu einem Dorfe herabgeſunken iſt, damals aber nicht unbedeutend war. Die Ringmauer des Schloſſes war in der Tiefe von einem Bogen zum anderen gewölbt [1]), und von ungewöhnlicher Feſtigkeit. Es gehörten zu demſelben eine Menge Dörfer, Vorwerke, Ländereien und wüſte Dorfſtellen, denn ſchon damals gab es deren hier viele, indem dieſe Gegend von je an durch Kriege gar ſehr gelitten hat. Kaum die Hälfte der ehemals vorhandenen Dörfer iſt jetzt noch zu finden.

Die Sonne neigte ſich zum Untergange, als Dietrich mit ſeinen Schaaren vor dem unbefeſtigten Burgflecken ankam. Ohne ſich aufzuhalten, ritt er hinein, und ſetzte die verſchüchterten Einwohner in große Beſtürzung. Daran war Dietrich gewöhnt, mehr aber war er verwundert, als er ſich der Kirche näherte, von wo er zugleich eine Ausſicht nach dem Schloſſe hatte. Eine Anzahl glänzend geputzter Männer und Frauen, ſämmtlich bekränzt, flüchteten aus der Kirche ins Schloß, und hinter dem letzten Manne wurde die Zugbrücke aufgezogen. Dietrich fragte

---

1) Eilers Chronic. Belicense p. 243.

den Sacriſtan, der zitternd in der Kirchthüre ſtand und ſich nicht heraus getrauete, was es gäbe; er erfuhr, daß der Schloßherr heute die Hochzeit ſeiner Schweſter ausrichte, und das Brautpaar ſo eben in der Kirche geweſen ſei, um ſich trauen zu laſſen. Das Geſchrei von Dietrichs Ankunft habe die heilige Handlung unterbrochen, und Brautpaar, Verwandte, Gäſte und Zuſchauer hätten ſchleunigſt die Kirche verlaſſen, um ſich zu retten. Niemand habe vermuthet, daß er hierher kommen würde.

Indem kam ein Mann mit den Zeichen eines Herolds angethan, von der Burg daher geſchritten, und ging auf Dietrich zu. Als er nahe genug war, ſprach er: Thiele Brand von Lindau, mein geſtrenger Herr, läßt euch fragen, ob ihr es geſtatten wollt, daß er euch einen ſeiner Freunde heraus ſende, um mit euch zu reden, und ob ihr euer Wort gebet, daß derſelbe frei und ledig wieder in das Schloß zurückkehren darf?

Dietrich. Unter der Vorausſetzung, daß er mich und die Meinigen nicht beleidigt, gebe ich mein Wort.

Herold. Dann läßt euch mein Herr erſuchen, nicht eher etwas Feindliches zu beginnen, als bis ihr jene Unterredung gehalten.

Dietrich. Auch das mag zugeſtanden ſein. Doch rechne ich darauf, daß der gute Mann bald erſcheint.

Herold. So wie ich zurückgekehrt ſein werde.

Der Herold entfernte ſich. Den Inhalt dieſer Unterredung kenne ich im Voraus, aber auch ihr Ergebniß, ſprach Dietrich zu einem von den magdeburgiſchen Mannen. Haben wir noch Proviant?

Eine unbedeutende Kleinigkeit, aber weder für die Menſchen noch die Pferde ausreichend, war die Antwort.

Dietrich. So iſts denn recht gut, daß wir hier ſind. Man hat uns nicht vermuthet, darum wird es an guter Beute und Proviant nicht fehlen.

Magdeburger. Nur dieſer Aufenthalt wird uns ſchaden. Sehet nur, wie in allen Häuſern gearbeitet wird, um Sachen zu verſtecken und auf die Seite zu bringen. Dauert es noch lange, ſo finden wir die Häuſer leer, und dann — —

Dietrich. Schweigt! Ich dulde keinen Tadel meiner Maaßregeln, und weiß, was ich gethan habe. — Dort kommt der Bote.

Vom Schloſſe her in Begleitung des Herolds kam ein Mann von ſtattlicher Figur, köſtlich angethan mit feſtlichem Putze. Er gehörte offenbar zu den Gäſten, aber den Hochzeitskranz hatte er abgelegt, und ein Barett aufgeſetzt, deſſen Federn prächtig walleten. Im Schloſſe waren alle Fenſter geöffnet, und neugierig ſchaueten die Gäſte aus den oberen Stockwerken heraus, um den Erfolg der Unterhandlung ſchon aus der Ferne deuten zu können. Eben ſo neugierig ſchaueten Dietrichs hinter ihm haltende Reiterſchaaren auf den Ankömmling, deſſen hoher Wuchs, ſchöne Haltung, edler Gang und koſtbare Kleidung imponirten. Er hielt ein Tuch vor den Mund, und ſein Geſicht war nicht eher zu erkennen, als bis er es wegzog, und Dietrichen mit edlem Anſtande begrüßte.

Wichart von Rochow, ſchrie dieſer erfreut, du biſt es, den ich hier wiederſehe? Willkommen, trauter Freund, nach ſo langer Entfernung! — Mit Herzlichkeit reichte er ihm die Hand zur Begrüßung, und ſchwang ſich dann vom Pferde.

Den Knechten kam dieſer Auftritt ſehr unerwartet. Sie ſahen ſich unter einander mit kläglichen Mienen an, denn ſie bemerkten nicht ohne Grund, daß die Ausſichten zum Plündern ſich merklich trübten.

Noch einmal umarmte Dietrich ſeinen Freund, und entfernte ſich dann mit ihm etwas von den Reitern. Aber ſage mir, ſprach er, wie komme ich dazu, dich hier zu finden? Nichts habe ich weniger erwartet, als das.

Wichart. Ich will es dir ſagen. Golzow liegt nur drei Meilen von hier entfernt, und ich bin ſchon ſeit längerer Zeit mit den Bränden von Lindau befreundet. Heute verheirathet Herr Thiele Brand ſeine Schweſter, ich bin mit vielen Anderen zur Hochzeit geladen, und ſo ſiehſt du mich hier. Auf deine Ankunft hatte Niemand gerechnet, aber ich freue mich gar herzlich, dich wieder zu ſehen, du wackerer Geſell.

Dietrich. Gewiß nicht mehr als ich. Wird mir doch bei deinem Anblicke wieder ganz wohl, und ich denke an die alten ſchönen Zeiten. Iſt deine Hausfrau auch mit hier?

Wichart. Ja wohl, ſie iſt auf dem Schloſſe, du kannſt ſie von hier nicht erkennen. Sieh dort! Sie winkt mit dem Tuche. Das iſt ſie! Es ſind noch manche deiner früheren Freunde

daſelbſt, auch einige Bredows und die Maltitze, daß wir faſt eine Geſellſchaft aus der alten Zeit bilden könnten.

Dietrich. O ſchön! Wie ſehne ich mich, ſie wieder zu ſehen, die wackeren Herzen. Das iſt ein glückliches Zuſammentreffen, das wird ein heiterer Abend — — Aber bei allen Heiligen, ich vergeſſe über die Freude ganz, weshalb ich hierher gekommen bin! Mein Gott, ich ſtehe euch ja feindlich gegenüber!

Wichart (ſchlägt ſich mit der Hand vor den Kopf). Herr Gott! Ich bin ja auch dein Feind! Ich befehlige das brandenburgiſche Heer, das bei Görzke ſteht, um die märkiſche Grenze zu decken, und habe daſſelbe nur heute wegen der Hochzeit verlaſſen. Sobald du die Grenze überſchreiteſt, muß ich dich angreifen.

Dietrich. Wie? Bei Görzke ſtehen die Brandenburger?

Wichart. Nur eine Meile von hier. Rechne mir es nicht zu, wackerer Degen, ich kann nicht anders, ich habe es dem Markgrafen, zwar mit gebrochenem Herzen, verſprochen, aber ich muß mein Wort halten.

Dietrich. Ich habe Niemandem verſprochen, gegen dich zu fechten, und werde es um keinen Preis thun. Ich ziehe gegen dich mein Schwerdt niemals, und um dich nicht dazu zu zwingen, will ich die brandenburgiſche Grenze nicht überſchreiten, obwohl ich es mir vorgenommen hatte.

Wichart. Dank dir, herzlichen freudigen Dank. Du erlöſeſt mich da aus einer großen Unruhe meines Gemüthes, denn ich habe vor dem Momente gezittert, wo ich mit dir feindlich zuſammentreffen würde. Weiß Gott, Mangel an Muth war nicht daran ſchuld.

Dietrich. Ich weiß es, denn ich kenne dich aus alter Zeit. Wohlan, ſo ſtehen wir einander nicht feindlich gegenüber. Ah! In deiner Eigenſchaft als feindlicher Heerführer ließeſt du dir wohl vorhin mein Wort geben, dich frei und ledig zurückgehen zu laſſen?

Wichart. Allerdings. Von deinem Gemüthe wußte ich es, daß du mir kein Hinderniß in den Weg ſtellen würdeſt. Aber ob du als feindlicher Heerführer deinem Gemüthe würdeſt folgen können, war mir zweifelhaft, und ſo mußte ich die Gewalt des letzteren durch dein gegebenes Wort zu feſſeln ſuchen, um dich gegen pflichtwidriges Handeln und Verantwortung ſicher zu ſtellen.

Dietrich. Da haſt du recht gethan. Seltſames Verhängniß, das uns, zwei innige Freunde, einander feindlich gegenüber ſtellt, die ſich gegenſeitig die Hälſe brechen müſſen, wenn ſie ſich eine Meile von hier begegnen! Doch, was ſage ich? Nicht einmal ſo weit! Sobald du nach dem Schloſſe zurückgekehrt biſt, ſind wir ja ſchon Feinde, denn dann hat mein Wort ſeine ſchützende Kraft verloren. Habe ich es mir jemals denken können, daß ein freier Mann ſo wenig von ſeinem Willen abhängig iſt? Wichart, mich beſchleicht eine dunkle Ahnung, als ſei es mit unſerer ſo hoch gehaltenen Freiheit des Mannes nichts. — Du weißt, was ich dieſer Göttin für Opfer gebracht habe, kaum vermag ein Menſch ihr mehr zu bringen. Noch hab' ich mich immer getröſtet, daß ich ſie mit allen dieſen Opfern errungen hätte. Und dennoch, als wollte das Geſchick mir auch dieſe Tröſtung nehmen, ſtellt es mich dir gegenüber, dir, — dem jene Freiheit nicht weniger galt, als mir, und läßt uns beide ſchmerzlich fühlen, daß äußerer Zwang und innere Neigung einander ſchnurſtracks entgegen geſetzt ſein können, ohne daß wir es mit aller erkämpften Freiheit zu ändern vermögen. Ha, bei Gott! Wenn unſere Freiheit nicht beſſer das Aeußere mit dem Inneren in Einklang zu bringen weiß, dann iſt ſie nichtig und nichtswürdig. Wahrhaftig, daß wir jetzt nicht einander feindlich gegenüber ſtehen, und uns das Schwerdt durch den Leib jagen, das danken wir nicht unſerer Freiheit, ſondern dem Zufalle, der mich hierher geführt hat, und dich finden ließ. Ohne dies ſtand ich morgen im Brandenburgiſchen, denn ich wußte von dir nichts. Gott, mein Gott! Alſo nur einem Wahne hätte ich mein Lebelang gehuldigt! — —

Wichart war ſehr erſchüttert. Ich danke Gott, daß es ſo gekommen iſt, ſprach er, und daß er das Unglück abgewendet hat. Aber wäre die Freiheit nichts, hätteſt du dich jetzt nicht einmal entſchließen können.

Dietrich. Was hilft es? Muß ich doch hier ſchon feindlich handeln. Weiß Gott, ich bin in langer Zeit nicht von ſo widerſprechenden Gefühlen beſtürmt worden. Ich empfinde eine große Freude, hierher gekommen zu ſein, und von der anderen Seite muß ich es verwünſchen, denn ich muß gegen euch alle als Feind verfahren, und euer Hochzeitsfeſt ſtören. Zwar werde ich das Schloß nicht angreifen, und ihr ſeid darin ſicher, aber den

Burgflecken kann ich nicht schonen. Er wird geplündert, und morgen früh angezündet. Wie gern ersparte ich euch den Anblick! Aber ich kann nicht, wenn sich auch mein Herz weigert, denn Magdeburg steht mit Sachsen im Kriege, und meine Leute haben Anspruch auf die Beute. Siehe da, die belobte Freiheit! —

Wichart hatte Dietrich unterbrechen wollen, der sehr aufgeregt war, aber erst jetzt konnte er zu Worte kommen. Du scheinst nicht zu wissen, sprach er, daß Schloß und Flecken Wiesenburg mit allem Zubehör ein Eigenthum der Herren von Querfurth ist [1]), welche, wie dir bekannt sein muß, magdeburgische Lehnsleute sind. Thiele Brand von Lindau ist nur Lehnsmann der edlen Herren von Querfurth.

Dietrich. Das war mir unbekannt. Allein Wiesenburg gehört doch zu Sachsen, und hat darum zu diesem Kriege seine Lehnpferde gestellt?

Wichart. Allerdings. Nichtsdesteweniger würdest du magdeburgische Vasallen bekriegen, wenn du den Ort angriffest.

Dietrich. Wohlan. Weil der Ort zu Sachsen gehört, mag er meine Leute die Nacht frei beherbergen und beköstigen, und weil er Eigenthum magdeburgischer Vasallen ist, sollen sich meine Leute aller Gewaltthätigkeiten hier und in allen zugehörigen Orten enthalten, von denen du mir ein Verzeichniß geben wirst. Kehre jetzt zurück nach dem Schlosse, und überbringe meine Antwort, damit sich Niemand an der Hochzeit stören läßt.

Wichart entfernte sich, und Dietrich ertheilte die nöthigen Befehle. Mit betrübten Gesichtern vernahmen sie die Knechte, mit frohen die Bürger. Als die Schaaren abreiten wollten, um sich in die Häuser des Ortes zu begeben, erschien Wichart wieder, und brachte eine Einladung Thiele Brands an Dietrich und alle magdeburgischen Edelleute des Zuges, daß sie es sich auf dem Schlosse als Hochzeitsgäste gefallen lassen möchten. Die Einladung wurde mit Vergnügen angenommen, und sie begaben sich auf der Stelle dahin.

Es war unterdessen finster geworden, die Zimmer des Schlosses waren hell erleuchtet. Dietrich wurde sehr zuvorkommend empfangen, und freute sich gar sehr, mit alten Freunden und Bekannten zusammen zu treffen. Ungeachtet die Magdeburger nicht

---

[1]) Eilers Chronicon Belticense p. 242.

hochzeitlich gekleidet waren, so wurden sie doch bekränzt, und man traf Anstalten, nach der Kirche zu ziehen, denn die Trauung war unterbrochen und nicht beendigt worden, das Versäumte mußte nachgeholt werden.

Die Musikanten ordneten sich, die Fackeln wurden angezündet, und zum zweitenmale wandelte der festliche Zug, jetzt verstärkt durch die gewappneten Ritter, nach der Kirche. Diese war hell erleuchtet, und vorzugsweise von den magdeburgischen Knechten eingenommen, denn die Bürger fanden noch Manches für ihre Einquartirung einzurichten. Viele Einwohner aus der Stadt hatten sich dennoch eingefunden, so daß sie vollständig gefüllt war. Jetzt ging die Trauung ohne Unterbrechung ihren geregelten Gang, und mit demselben Pompe begab sich der Zug nach dem Schlosse zurück.

Auf dem Schlosse lebte man herrlich und in Freuden. Es herrschte allgemeine Fröhlichkeit, Dietrich gab sich ihr willig hin, und war in langer Zeit nicht so heiter gewesen. Seine trübe menschenfeindliche Stimmung, seine finstere Ansicht des Lebens schwand heute im gewohnten Kreise seiner Freunde, bei ihren traulichen Gesprächen, beim Klange ihrer ihm lieb gewordenen Stimmen. Wollte sie sich auch einmal melden, so kam sie nicht auf; Freundesworte, Scherzreden, Schmeicheleien der Frauen, Sang und Klang, so wie die freundliche Gabe des Weins glätteten jede Furche, die sich auf der Stirn bilden wollte.

Am anderen Morgen nahm Dietrich Abschied von seinen Freunden, um weiter zu ziehen. Mit schwerem Herzen trennte er sich von ihnen, besonders von Wichart von Rochow, der ihm sehr lieb war, und den er nun vielleicht in langer Zeit nicht wieder zu sehen hoffen durfte. Ueberall waren sie eines Sinnes, nur nicht über den Markgrafen Friedrich. Wichart hatte versucht, Dietrichs Ansicht über ihn zu berichtigen, der ihn für einen Despoten hielt, aber es war ihm nicht gelungen, wie er es doch so gern gewünscht hätte. Er lebte noch immer der Hoffnung, daß einst eine Ausgleichung zwischen dem Markgrafen und den Quitzows durch deren Freunde herbei geführt werden, und ersterer sie zu Gnaden annehmen würde; dazu war aber freilich nöthig, daß die Quitzows sich nicht feindlich ihm gegenüber stellten, wie es bisjetzt geschehen, und darum hatte er sich bemüht, Dietrich zu bewegen, seine jetzige Stellung zu verlassen, wozu dieser jedoch

nicht zu überreden war, weil er die Ansicht festhielt, daß Friedrich ihm nie vergeben würde, anderentheils auch ihn und den ganzen Adel zu tief gekränkt habe, als daß er sich mit ihm auf freundlichen Fuß stellen dürfe. Dies benahm Wichart alle Aussicht, eine Aussöhnung herbei zu führen, und Dietrich wieder für die Mark zu gewinnen. Um so sicherer war die Ueberzeugung, man scheide auf lange von einander, und habe keine Hoffnung, sich sobald wieder zu sehen. Kein Wunder, wenn beide in tiefer Bewegung sich an das Herz drückten, und nach langer Umarmung sprachlos sich trennten.

Eilftes Kapitel.

Die Gäſte blieben auf dem Schloſſe zurück, die Hochzeit war noch nicht zu Ende. Dietrich hatte verſprochen, keinen der Orte, welche zu dem Schloſſe Wieſenburg gehörten, zu befehden. So zog er denn durch das damalige, ſeitdem verſchwundene Dorf Alte Hölle nach dem Dorfe Elsholz, welches in einem Walde ganz nahe an der brandenburgiſchen Grenze bei Görzke lag. Elsholz gehörte nicht den edlen Herrn von Querfurth, wohl aber Görzke, eben deshalb beſchloß Dietrich, das erſtere zu plündern. Es reizte ihn, dem märkiſchen Heere ſo nahe wie möglich zu kommen, und ihm wenigſtens die Beſorgniß einzuflößen, er könne vielleicht die Grenze überſchreiten. Wichart war noch in Wieſenburg geblieben. Um ſo eher glaubte er die Brandenburger in Allarm ſetzen zu können, doch hatte er nicht die Abſicht, die Grenze zu berühren, und ſein gegebenes Wort zu brechen.

Aber es iſt ein gefährliches Ding, ſich dicht an den Rand eines Abgrundes zu begeben, um den dunkeln Mächten in keckem Muthe Trotz zu bieten, welche jenſeits deſſelben lauern, und auch wohl den ſchwindelfreieſten ergreifen. Wage Niemand die Geiſter des Abgrundes herauf zu locken, wenn er ſie nicht zu bannen verſteht. Kaum eine Viertelſtunde, nachdem das erſte Haus des unglücklichen Dorfes aufgeflammmt war, jagten die märkiſchen Schaaren in das brennende Elsholz, und griffen die Magdeburger an. Sie hatten in der Verbrennung des nahen Grenzdorfes nichts anderes, als eine Herausforderung geſehen, und wollten die Zeit nicht abwarten, wo Dietrich die Grenzen überſchritten haben würde. Ihm zuvorzukommen ſchien rühmlicher, und die Führer des Heeres glaubten ganz im Sinne des abweſenden Wichart zu handeln, wenn ſie den Befehl zum Aufbruch gäben. So ſtießen ſie nun im Dorfe auf Dietrichs Schaaren, die eines ſolchen Anfalles nicht gewärtig, beſtürzt und überraſcht das Dorf räumten.

Draußen auf dem Felde gelang es ihm, ſie zu ſammeln und zum Stehen zu bringen, da der Brand den Feinden einige Hin-

derniſſe in den Weg ſtellte, raſch zu folgen. Bald jedoch waren die Märker da, und griffen an. Sie fochten tapfer, aber es mangelte ihren Bewegungen Einheit, denn es befehligten Mehrere, weil der Heerführer fehlte. Dietrich ward dieſe ſchwache Seite inne, und benutzte ſie. Bald mußten die Märker weichen, und ehe eine Stunde verging, zogen ſie ſich fechtend und verfolgt neben dem brennenden Elsholz zurück. Dietrich ſetzte ihnen hart zu, mehrmals verſuchten ſie, ſich zu ſetzen, aber immer von neuem wurde umgekehrt, und ohne es zu bemerken, die märkiſche Grenze überſchritten. So ging es über die mit Holz bewachſenen Theerberge fort, bis zum Dorfe Dangelsdorf, wo die Märker wieder Halt machten. Auch hier hatte ihr Widerſtand keinen Erfolg. Nach vergebener Anſtrengung wurden ſie durch das Dorf gejagt, das dabei in Brand gerieth. Dietrich ließ jetzt zum Rückzuge blaſen. Er wurde mit Beſtürzung inne, daß er ſein Wort gebrochen, und die Grenze überſchritten hatte, obwohl er ſich ſagte, daß es nicht ſeine Schuld geweſen ſei. Er kehrte zurück nach Elsholz. Beide Dörfer braunten völlig nieder, und wurden nicht wieder aufgebaut. Die Ruine der Kirche des ehemaligen Dorfes Dangelsdorf gab lange Zeit auf der wüſten Feldmark Kunde von dem früheren Vorhandenſein eines bewohnten Ortes, und iſt erſt vor nicht gar langer Zeit verſchwunden; die Ruine der Kirche des Dorfes Elsholz liegt noch jetzt als ein beredter Zeuge der Vergangenheit mitten im Walde, ſüdlich von Görzke unfern der ehemaligen Grenze.

Dietrich wollte ſich ſo eben mit ſeiner Schaar von Elsholz nach Oſten wenden, als zwei deutſche Ordensritter eiligen Trabes daher geritten kamen. Ihre Gebehrden verriethen große Unruhe. Dietrich erkannte die beiden bald als diejenigen, welche ihn bereits in Dahnsdorf begrüßt hatten. Der eine war Ludwig von Brederlow. Ihr habt euer Wort nicht gehalten, Dietrich von Quitzow, ſprach dieſer, des Ordens Güter zu ſchonen, denn ich ſehe mit großer Betrübniß, das ihr Elsholz niedergebrannt habt. O trauriges Geſchick!

Dietrich. Iſt Elsholz ein Ordensgut?

Ludwig. Allerdings iſt es das.

Dietrich. Ihr ſcheint, Herr Ritter, das eigene Schickſal zu haben, in der Regel zur unrechten Zeit zu kommen. Warum habt ihr mir das nicht früher geſagt, als es Zeit war?

Brederlow. Habt ihr mich doch unfreundlich zurück gewiesen, als ich in Dahnsdorf mit euch sprechen wollte.

Dietrich. Ihr wißt euch nicht zu helfen. Warum gabt ihr mir kein Verzeichniß eurer Besitzungen, oder ließet es mir zustellen? Der Orden wird euch für die Unterlassung nicht mit günstigen Augen ansehen, denn ihr habt ihr es zuzuschreiben, daß das Dorf eingeäschert ist. Und doch möchte ich wetten, es fällt euch nicht ein, mir eure übrigen Besitzungen zu nennen.

Brederlow. Wir besitzen nur noch das Dorf Thammendorf und die wüste Feldmark Kubeltheil.

Dietrich. Wohl. Hättet ihr das vor wenigen Tagen gesagt, und Elsholz hinzugefügt, so stände letzteres noch. Merkt euch, zwei Silben, zur rechten Zeit gesprochen, sind mehr werth, als tausend zur unrechten.

Brederlow. Ich verlange eure Zurechtweisungen nicht, und es steht euch übel an, hier, wo ihr unrecht gethan, hochfahrend zu reden.

Dietrich. Darin sind wir ganz entgegensetzt. Ich hätte in Dahnsdorf eure Zurechtweisung recht gern angenommen, die ihr unterlassen. Was ist unrecht? Die Zurechtweisung zu geben, oder sie zu unterlassen? Wer hat unrecht gethan?

Brederlow wagte nicht zu antworten. Da nahm der zweite Ritter das Wort, und sagte: Genau genommen, ist wohl auf beiden Seiten gefehlt worden. Hättet ihr euch in der Gegend erkundigt, würde man euch gesagt haben, daß das Dorf dem Orden gehört. Jetzt hilft das Reden nichts. Das Dorf ersteht darum nicht wieder. Mir scheint am besten, wir geben dies unangenehme Gespräch auf.

Dietrich. Sehr gern, ihr Herren. Reitet mit Gott!

Die beiden Ritter begaben sich nach dem Dorfe, Dietrich aber zog mit seiner Schaar weiter. Doch war er unzufrieden mit sich wegen des doppelt gebrochenen Wortes. Seine Entschuldigungen waren ihm selber nicht genügend, er machte sich Vorwürfe darüber. Hätte ich es doch nimmer geglaubt, murmelte er, daß es Lagen giebt, wo auch der freie Mann sein Wort nicht halten kann. Ich habe Wichart in eine unangenehme Lage gebracht, und das thut mir sehr leid, nicht minder Ludwig von Brederlow, was mich weniger kümmert, aber dennoch war mein Wort gebrochen! — Ist es doch, als wollte das Geschick es

mir recht eindringlich einschärfen, der eigenen Kraft nicht zu viel zu vertrauen. Wem soll man aber vertrauen, wenn man auf sich nicht rechnen darf, auf sich, seinen Kopf und sein Schwerdt? Nein, noch geb' ich den Glauben nicht auf, die Kraft des Mannes entscheidet das Schicksal, und seinem gebietenden Winke fügen sich die Dinge. Irrthum kann mitunter laufen, Unbesonnenheit, — — so war es hier. Fehler können gemacht werden, und es ist schlimm, wenn es geschieht, aber Kopf und Schwerdt bringen alles wieder ins Gleiche, und mit mächtigem Arme ordnet er die verschobenen Verhältnisse. Mit mächtigem Arme, — ja, ja, — Macht gehört dazu. Warum habe ich diese Fehler gemacht, als weil ich nicht mächtig genug bin? War ich mächtiger, so fiel es den Märkern gar nicht ein, über die Grenze zu kommen, und mich anzugreifen, war ich mächtiger, so konnte ich nicht in die seltsame Stellung gegen Wichart von Rochow gerathen. Je mächtiger der Mann ist, jemehr gebietet er den Umständen, um so freier kann er sich bewegen, um so weniger kann er in Lagen kommen, wo er wider seinen Willen fehlen muß. Macht gebiert Freiheit, und erhält sie! Ich war früher mächtiger als jetzt, und darum habe ich das Beengende der Verhältnisse damals weniger empfunden, darum in jener Zeit solche Fehler nicht begangen. Macht muß ich mir wieder erwerben, sonst hilft mir meine Freiheit nichts. Macht! Auf halbem Wege zum Gipfel derselben bin ich gescheitert, aber noch ist das Schiff ganz, und kann den Weg fortsetzen. Giebt ein Kaufmann die Fahrt auf, weil er im Sturme Vieles über Bord werfen mußte? Mag es kosten, was es will, wenn ich das Ziel nur erreiche. Ich kann nicht leben ohne Freiheit, ohne Macht. —

In tiefem Sinnen zog er seine Straße, bis sich vor ihm die Häuser des damaligen Dorfes Geßdorf erhoben. Hier wurde das Nachtlager aufgeschlagen. Die unglücklichen Bewohner hatten sich nach dem nahegelegenen Steindorf geflüchtet, welches zu Wiesenburg gehörte, und schnell war es bekannt geworden, daß die Besitzungen der Herren von Querfurth geschont werden würden. Morgens plünderte man das Dorf aus, und brannte es ab. Es ist nicht wieder aufgebaut worden. Die Kirche von Geßdorf hat noch lange nachher das Andenken des Dorfes erhalten, und ist erst vor nicht gar langer Zeit völlig

niedergebrochen. Auch Steindorf ist später verwüstet, und besteht gegenwärtig nur als Vorwerk.

Dietrich zog auf einem Waldwege nach Bosdorf, welchem Orte dasselbe Schicksal bereitet war. Von hier ging er nach Fredersdorf, am Belziger Bach gelegen, und am Rande des freien Havelbruchs. Ueber demselben am Horizonte erhob sich das ihm wohlbekannte Schloß Golzow, Wichart von Rochows Besitzung, hinter dessen Mauern es ihm oft so wohl gewesen war. Etwas links am Wege nach Lütte stand der Burgstall des kurfürstlichen Grenzschlosses Belzig, von welchem ein Damm in das freie Havelbruch führte [1]). Fredersdorf besaß Hans von Oppen der Tüchtige, der bei Raben die Belziger befehligte, und von Dietrich geschlagen wurde. Er hatte dasselbe von dem Bisthum Brandenburg zu Lehn [2]), obgleich das Dorf zu Sachsen gehörte. Dreifache Aufforderung für Dietrich, es auszupochen, denn er schadete damit allen dreien Feinden.

Es geschah in gewohnter Weise, und bald flammten alle Häuser des unglücklichen Dorfes. Während dies geschah, erfuhr Dietrich, daß Hans von Oppen heranrücke, um ihn anzugreifen. Er kommt zu spät, rief Dietrich, aber dennoch soll er uns gerüstet finden, ihn wohl zu empfangen. — Auf, wir wollen ihm entgegen gehen, um freies Feld zu gewinnen.

Letzteres war nöthig, denn Fredersdorf war ganz mit Wald umgeben, und bot für freie Bewegung kein Terrain. Er wandte sich nach Süden, ging durch das Dorf Schwanebeck, und traf gleich hinter demselben auf den Feind.

Rasch ordneten beide Theile ihre Schaaren. Der Feind lehnte seinen linken Flügel an einen Wald, Dietrich den seinigen an Schwanebeck. Ehe eine Viertelstunde verging, war man handgemein. Die Sachsen fochten mit heftiger Erbitterung. Dies steigerte den Zorn der Magdeburger bis zur Wuth, und sie zahlten den Sachsen mit gleicher Münze. Schon hatte das Gefecht eine ziemliche Zeit gedauert, und noch war nichts entschieden. Die Sachsen schienen ihre früheren Fehler wieder gut machen zu wollen. Aber jemehr Dietrich gewahrte, welche Anstrengungen sie machten, um sich den Sieg zu sichern, um so mehr war er

---

1) Kilers Chronicon Belticense p. 3.
2) ibid. p. 260.

bemüht, ſie zu vereiteln, doch wurde ihm das nicht leicht, denn Hans der Tüchtige führte nicht umſonſt dieſen Namen. Endlich gelang es, die Sachſen zurück zu drängen. Sie flohen nach Lüſſe, und überließen jenen das Feld und die Ehre des Sieges.

Schon fing es an, dunkel zu werden, als Dietrich das Schlachtfeld durchritt, um nachſehen zu laſſen, welchen Verwundeten noch Hülfe zu bringen ſein möchte, zugleich aber auch den Knechten Zeit zu laſſen, verloren gegangene Waffen und andere Beuteſtücke aufzuleſen. Als er die äußerſte Grenze im Süden erreicht hatte, war es ihm, als ob er in einiger Entfernung vor ſich ächzen hörte, doch ſah er nichts. Er ritt vorwärts, und gelangte an den Rand eines tiefen runden Thalkeſſels von eigenthümlichem Anſehen, und keiner großen Ausdehnung. In ſeiner Mitte lag ein kleiner See, wie ein Waſſerreſt auf dem Boden eines Gefäßes, ohne mehr als einen geringen Theil des Grundes zu bedecken. Hierher hatten ſich mehrere verwundete Sachſen geflüchtet, und ſich an den Abhängen gelagert, einige derſelben waren dem Tode nahe, und lagen im Sterben, ein alter Prieſter war beſchäftigt, ſie mit den Sterbeſacramenten zu verſehen. In der Entfernung einer halben Meile erhoben ſich die Mauern und Thürme der Stadt Belzig, damals Beltitz genannt, alle überragt von dem feſten kurfürſtlichen Grenzſchloſſe, das ſieben Rondeelen hatte, und in deſſen Mitte ſich ein ſtarker runder Thurm erhob, der der Sage zufolge von den Wenden erbauet war [1]). Rechts öffnete ſich das Keſſelthal in einen Wieſengrund, den das belziger Waſſer durchſtrömte, nach welchem hin der See einen kleinen Bach entließ, der ſich mit jenem verband.

Der Anblick überraſchte Dietrich. Er hatte von den verwundeten Kriegern nicht eher etwas bemerkt, als bis er dicht vor ihnen ſtand. Der alte Prieſter erhob ſich, und begrüßte ihn ſtumm. Laßt euch nicht ſtören in eurem Geſchäfte, frommer Vater, ſprach Dietrich, und fahrt fort. Ich begehre hier Niemanden zu ſtören.

Prieſter. O hättet ihr doch nach dieſem Grundſatze ſchon früher gehandelt, dann ſtänden alle dieſe nicht an der Pforte des

---

[1]) Rilers Chronicon Belticense p. 4.

Todes! Wüßtet ihr, welch Elend ihr verbreitet, ihr würdet wahrlich umkehren, auf eurem Wege.

Dietrich. Spart eure Ermahnungen bei mir, und entzieht ſie nicht denen, die ihrer mehr bedürfen.

Prieſter. Nein Herr, gönnt mir euer Ohr. Ich danke Gott für die Gnade, die er mir erzeigt, daß er euch mir zuſendet, ich erkenne ſeinen Wink. Seit Tagen habe ich ihn darum gebeten, mir dieſe Gnade zu gönnen, weil ich überzeugt war, meine Worte würden bei euch eine Umkehr bewirken. Entzieht mir daher noch nicht eure Gegenwart, ich bitte euch darum. Die Stunde iſt ernſt und von ſchwerer Bedeutung. Ihr habt eben eine große Blutarbeit beendigt, und viele Seelen ſind jetzt auf dem Wege zur Ewigkeit, um vor dem Throne des ewigen Richters Klage über euch zu führen, über euch, der ſie hinwegriß aus dem Lande der Lebendigen! Iſt es mir doch von dem bloßen Anſchauen, als hätte ſich meine Seele bereits von meinem Körper zur Hälfte gelöſet, als ragte mein Kopf bis über die Wolken, und ſchauete in eine andere Welt, als flöge ich, während meine Füße feſtgehalten werden. So war mir einſt, als der Geiſt der Weiſſagung über mich kam, und prophetiſche Worte meinem Munde entfloſſen. Schaue hin, Dietrich von Quitzow, und ſiehe, was es mit des Menſchen Macht iſt! Vor einigen Stunden gebehrdeten ſich dieſe nicht minder trotzig, denn du, jetzt ſind ſie ſtille Leute, und ſchon rüſtet ſich die Verweſung, ihren Körper in Staub zu verwandeln. Aber noch ehe er zerfallen wird, hat ſich der, der ſie dem Tode geweihet, ihnen beigeſellt, und der eine Welt bewegen zu können glaubte, auf den Sonnenhöhen ſeines Glükkes, ſinkt ſpurlos in des Lebens Schatten zurück, um endlich der Erde eine Handvoll Moder und Staub zu liefern. Länger als ſein nutzloſes Leben dauert das Entſetzen ſeines Namens, an den der Raub ſich gekettet, und — —

Halt ein, du ſchwarzer Leichenvogel mit deinem Gekrächz, ſchrie Dietrich ſchaudernd. Das ganze Weſen des Prieſters hatte einen ſo wunderbaren Ausdruck gewonnen, die Augen blickten ſo verzückt, der Ton der Stimme klang ſo hohl und grabesmäßig, daß Dietrich heftig ergriffen war, noch nie war ihm der Gedanke an den Tod ſo nahe auf den Leib gerückt, faſt fühlte er ſich von ihm umklammert, wie von einem Geſpenſte.

Du willſt es, und ich ſchweige, ſprach der Prieſter, deine Unterbrechung hat mir ohnehin die Bilder der Zukunft vor den Augen hinweg gerückt. Aber glaube meinen Worten, und kehre um.

Dietrich. Du vermagſt mein Thun ſo wenig zu beurtheilen, als du von meinem Tode weißt. Für beides fehlen dir die Augen.

Prieſter. Du irreſt! Entkräfte nicht die Wirkung meiner Worte durch ſolche hochfahrende Troſtſprüchlein, welche — —

Dietrich. Fort, mich ſchaudert bei ſeinem unheimlichen Geſchwätze!

Prieſter. Recht. Dieſe Stelle iſt dem Schauder geweihet, und ſeit langer Zeit hat das unheimliche Grauen ſeinen Wohnſitz dabei aufgeſchlagen. Die Nacht ſchickt hier aus der Tiefe des Gewäſſers klagende Stimmen herauf, wankende bleiche Schatten durchirren den Thalgrund, und ſuchen als Todte, was ſie ſchon als Lebende nicht fanden, Ruhe. Alles Leben flieht vor ihnen, nichts können ſie benutzen, von allem, was die Erde bietet, und dennoch vermögen ſie ſich nicht von ihr zu trennen, und ſchlüpfen immer aus ihr hervor, bis in der Tiefe die Glocken dumpf ertönen, und ſie zum unterirdiſchen Gottesdienſte eingeladen werden. Bleiche hüpfende Flammen ſpielen des Nachts über dem See, und winken den geängſtigten Wanderer zu ſich, und verlocken ihn bis zum Rande des Sees, der unergründlich tief, nichts wieder aus ſeinen umſchlingenden Armen zurückgiebt, was er einmal umfangen. Folgt er dem vor ihm hinwankendem Lichte, in Hoffnung einen gaſtlichen Heerd zu gewinnen, geht er den aus der Tiefe emporſchallenden Glockenklängen nach, wandert er dem Hundegebelle zu, das wie Unkengetön ſich dem See entwindet, — dann Wehe ihm! Die furchtbare Verwandtſchaft, welche zwiſchen Lebenden und Todten beſteht, kraft welcher jene werden, was dieſe ſind, zieht ihn hinab in die Tiefe, und nimmer wird er wieder im Lichte des Tages geſehen.

Dietrich. Dann iſt es Zeit, dieſen unheimlichen Spukort zu meiden, denn die Nacht nähert ſich. Aber ſprich, weshalb iſt hier ſo Grauſenhaftes zu hören und zu ſchauen?

Prieſter. Einſt, vor vielen Jahrhunderten, waren dieſer Bergkeſſel und jener See noch nicht vorhanden. Das Land verlief ſich ohne eine ſolche Vertiefung allmählig gegen den Bach,

und auf der Mitte dieſer Stelle lag ein blühendes Dorf, Dochе genannt, umgeben von Ackerfluren, und geſegnet mit den Gaben ländlichen Segens. Aber ſeine Bewohner wurden dadurch üppig, und verſanken im Wohlleben. Sie hörten nicht mehr auf die Ermahnungen des frommen Prieſters, und wenn die Glocken zur Kirche riefen, blieb ſie leer, weil die Bauern im Wirthshauſe ihres Leibes pflegten. Da trat einſt der Geiſtliche ſtatt vor den Altar in das Wirthshaus und ſprach: die Glocken rufen vergebens nach euch, ich fürchte, ſie werden, wenn ihr nicht erſcheinet, andere Beſucher herbei rufen, die ihr gar ungern ſehen möchtet. Doch die Bauern verlachten ihn, und trieben es nach wie vor. Da läutete es eines Tages zur Kirche, es kamen keine Bauern, aber ſtatt deſſen ſtürzten ſich feindliche geharniſchte Schaaren in das Dorf, und plünderten, ſo Kirche wie Häuſer. Vergebens bat der Prieſter händeringend, ſeine Kirche zu verſchonen, vergebens drohete er mit dem Banne. Der feindliche Anführer verhöhnte ihn, zupfte ihn am Barte, und ſprach: Pfäfflein, Pfäfflein, wer Macht hat, braucht nicht zu drohen. Da ſprach der Prieſter: du haſt die Macht, aber wiſſe, es giebt noch eine höhere Gewalt, die nicht des Schwerdtes bedarf, und die das Böſe ſtraft und richtet. — Indeſſen, der Ritter lachte laut auf, und antwortete: Pfaffengeſchwätz! Alle Gewalt ruht im Schwerdte, und wo ich die Fauſt damit bewaffne, habe ich die Macht und kein Anderer. Das Schwerdt beherrſcht die Welt, und ſeine Macht regiert. Wer es am Beſten zu führen weiß, iſt der Mächtigſte, und braucht nach keinem Anderen zu fragen. Laß ihn kommen, dieſen Mächtigeren, von dem du ſprichſt, er mag ſich meinem Schwerdte gegenüber ſtellen, ich fordere ihn! So lange er ſich aber nicht ſtellt, werde ich ſeine Häuſer nicht höher achten, denn die ſeiner Creaturen. Plündert und verbrennt die Kirche!

Kaum hatte er geendigt, ſo erſcholl ein unterirdiſcher Donner, die Erde wankte unter den Füßen, taumelnd ſtürzte einer auf den andern, die Balken der Häuſer krachten, ringsum ſank der Boden mit dem Dorfe tiefer und tiefer, das Dorf ſelber aber fuhr weit in einen Abgrund hinab, mit allem, was es enthielt. Aus dem Abgrund ſtieg mit furchtbarem Brauſen das Gewäſſer empor, füllete die ganze Verſenkung, brach ſich dort rechts durch, und lief endlich ab. Nur die Stelle, wo das Dorf verſank,

blieb gefüllt bis zu unergründlicher Tiefe. Dort, wo ihr den Docher See sehet, stand das Dorf, dieser Kessel zeigt die tiefe Senkung des Bodens [1]). Sehet da die Macht des Herrn, sehet da die Macht des Menschen.

Dietrich überblickte noch einmal das wunderbare Thal und den verhängnißvollen See mit unheimlichen Schauder, und sprach: es ist nicht gut, zu weilen, wo Gräßliches geschah. Laßt euch in eurer Beschäftigung nicht weiter stören, und lebt wohl.

Priester. Euch zur Umkehr zu bewegen, ist mehr, denn alle diese zu retten, und ich habe lange darauf gehofft. Vergesset meine Worte nicht, o Herr, erinnert euch der wüsten Feldmark Seedoche, nicht bloß eures Sieges, sondern auch meiner Ermahnung wegen, erkennet, wie sogar nichts des Menschen Macht ist im Verhältniß zur Macht Gottes, und wendet euch zu ihm, denn kurz nur ist die Zeit, die euch dazu vergönnet ist.

Dietrich. Gut, gut, ich werde euch nicht vergessen.

Die Worte des Priesters hatten auf Dietrich einen mächtigen Eindruck gemacht. Sie waren freilich durch die ganze erschütternde Scenerie, und durch Dietrichs Aufregung gar sehr unterstützt worden, selbst das Unerwartete des ganzen Vorganges mochte seinen Theil dabei haben. Es giebt Momente, wo Worte, die sonst spurlos vorüber gegangen wären, mit nie geahneter Gewalt in die Seele schlagen, und wir selber über die tiefe, vorher ihnen nicht abgemerkte Bedeutung erstaunen. Wir fühlen uns ergriffen, eine eigenthümliche Lebenswärme durchwallt unser Inneres, ein wunderbares, fast fremdes Wesen spinnt in unserem Kopfe Gedanken, die uns kaum die unsrigen zu sein scheinen, es ist, als befänden wir uns auf der Scheidelinie zwischen Traum und Wachen, tausend neue Bilder und Ideen drängen sich unwillkürlich hervor, und jagen einander wie Gespenster, die wir nicht zu bannen wissen. Wir fahren mit der Hand über die Stirn, um inne zu werden, daß wir noch fortfahren können, zu träumen. Ja, ja, es giebt Worte, die Geister hervorrufen, daß sie entfesselt hervorstürzen und toben, und in unserem Kopfe eine wilde Wirthschaft anrichten, bei der uns angst und bange wird, es giebt Zauberworte, und oft sind es gerade solche, die zu jeder anderen Zeit völlig bedeutungslos sein würden.

---

[1]) Leonhardi, Erdbeschr. d. sächsisch. Lande Th. I. S. 426. 427.

In einem ſolchen Zuſtande befand ſich Dietrich, als er ſich mit ſeiner Schaar, ſeinen Gefangenen und der Beute nach Lüſſe wandte, wo übernachtet werden ſollte. Er konnte das Bild des Prieſters, der Sterbenden und die vernommenen Worte nicht los werden. Immer ſtand ihm der ſchaurige See vor Augen, der in bodenloſer Tiefe ein ganzes Dorf bedeckte, und dem frevelnden Vertrauen auf eigene Kraft, Gewalt und Macht ein ſo unverhofftes Ziel geſetzt hatte. Er konnte nicht ſchlafen, er ſah im Geiſte den See mit ſeinen Irrlichtern, es war ihm, als wenn ſie ihn winkten, zu kommen, weil auch er den Geiſtern der Tiefe verwandt ſei. Er kämpfte mit ſich und ſeinen Empfindungen, endlich gewann er wieder einige Herrſchaft über ſich, und ſchlief gegen Morgen ein.

Als er aufbrechen wollte, erhielt er einen Boten von dem magdeburgiſchen Hauptmann in Jüterbock, der ihn bat, ſchleunigſt zurückzukehren, weil die Sachſen in das Land Jüterbock eingefallen ſeien, und ſchrecklich darin hauſeten. Er ſei ihnen ſchon mit ſeiner Mannſchaft entgegen gezogen, aber zu ſchwach, um mit Erfolg etwas unternehmen zu können. Es ſei aber keine Zeit zu verlieren, weil die Sachſen mit jedem Tage feſteren Fuß faßten.

Dieſe Nachricht beſtimmte ihn, ſchnell zurück zu eilen. Er ging über Niemeck nach Jüterbock, das er am anderen Tage erreichte, und freute ſich des Zuſammenſeins mit ſeiner Eliſabeth und ſeinen Söhnen einen Tag lang. Dann zog er aus gegen die Sachſen, welche in der Gegend von Dahme übel wirthſchafteten. Er verjagte ſie von dort, ſie flüchteten in die Niederlauſitz, wo er ihnen folgte, wobei die Niederlauſitz gar viel litt [1]). Wir begnügen uns, dies nur ſummariſch anzugeben, ohne ihn in das Einzelne zu begleiten, weil es Zeit iſt, unſeren Blick wieder nach anderen Seiten hinzuwenden.

---

[1]) Neumann, Geſch. d. niederlauſ. Landvögte Th. II. S. 56.

Zwölftes Kapitel.

Wir kehren in der Zeit bis in den Sommer zurück, um zu sehen, was Friedrich unterdessen gethan hat. Am 1. August 1416 übertrug er dem jungen Berndt von der Schulenburg die Vogtei Salzwedel, mit der Verpflichtung, daß dieser täglich drei Glevener bereit halte, um damit Mannen, Städte und Einwohner der gedachten Vogtei zu beschützen, daß er die Einwohner nicht mit höheren Abgaben oder Diensten belaste, als sie bisher zu leisten schuldig waren, die Verwaltung auf eigene Kosten übernähme, ohne irgend eine Rechnung, außer, wenn er in landesherrlichem Dienste wäre, und mit seinen Freunden und Gesellen im Kriege gegen Landbeschädiger Schaden nähme, und daß er endlich einen der markgräflichen geschwornen Schreiber in seinen Dienst auf seine Kosten nähme, um durch diesen die Gefälle einziehen, und Gericht halten zu lassen [1]). Letzteres war eine neue, damals ungewohnte Bedingung, die aber ein Zeugniß liefert, wie sehr dem Kurfürsten daran lag, die Verwaltung des Rechts von Willkürlichkeiten unabhängig zu machen.

Der Krieg, den Magdeburg ihm erklärte, war ihm zwar nicht gelegen; von der anderen Seite aber hatte er sich überzeugt, daß bei Günthers kriegerischen Gesinnungen kein anderes Ausgleichungsmittel des Streites übrig blieb. Schlaffes Nachgeben war Friedrichs Sache nicht, auch würde dies die Ansprüche Magdeburgs nur gesteigert, nicht befriedigt haben. Der Krieg Balthasars von Wenden und des Gans von Putlitz kam ihm darum nicht ungelegen. Allein heftig erzürnte er sich, als er erfuhr, daß Magdeburg die Quitzows gegen ihn benutzte. Es war nicht möglich, sogleich gegen sie mit Wirksamkeit zu verfahren. Sowohl das Heer im Havellande, welches gegen Johann ausgesendet wurde, als das zweite auf dem Teltow unter Hans von Torgau, und das in der Zauche unter Wichart von Rochow, waren

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 131.

nicht ſtark genug, um Bedeutſames von ihnen erwarten zu können. Das erſtere fiel, nachdem Johann von Quitzow nach Plaue zurückgetrieben war, in das Magdeburgiſche ein, und verheerte die Gegend von Jerichow. Friedrich wandte ſich nun an den Herzog Rudolph, und forderte ihn auf, gegen Magdeburg einzuſchreiten, was dieſer auch, wie wir geſehen haben, that.

So verging der October, ohne daß etwas Entſcheidendes geſchehen wäre. Sachſen vermochte den Krieg nicht kräftig genug zu führen. Friedrich entſchloß ſich darum, um die Mitte des Novembers, ſelber nach Wittenberg zu gehen, und den Herzog Rudolph mit gutem Rathe zu unterſtützen, wegen der ferneren Führung des Krieges mit ihm Rückſprache zu nehmen, und inſonderheit wegen ſeiner bevorſtehenden Abweſenheit vom Lande Vorkehrungen zu treffen, und ſich während derſelben Sachſens Hülfe und Unterſtützung zu ſichern, denn die Zeit rückte heran, wo Friedrich ſich wieder nach Conſtanz begeben mußte.

In Wittenberg ſtellten ſich ſeine Angelegenheiten nach Wunſch, obgleich der Krieg im Lande Jüterbock, in Sachſen und in der Lauſitz forttobte. Von hier aus erließ Friedrich am 20. Novbr. eine Verfügung, durch welche er die Stadt Strausberg, die durch die letzte pommerſche Beſitzergreifung viel gelitten hatte, auf zehn Jahre von der Entrichtung der Orbede befreiete [1]). Die gleiche Begünſtigung verlieh er an demſelben Tage der Stadt Nauen wegen des durch Dietrich von Quitzow erlittenen Brandſchadens, und zur Beſſerung ihrer Mauern [2]). Er empfahl der Stadt, maſſiv zu bauen, damit ſie nicht ſo oft durch Feuer verwüſtet würde, und ſchenkte ihr zu dem Ende die Ziegelerde bei Benz am nördlichen Ende des Sees, um daraus Ziegel ſtreichen und brennen zu laſſen [3]).

Dieſe Verfügung verwickelte den Markgrafen mit Wichart von Rochow in Streitigkeiten, die das gute Vernehmen zu zerſtören droheten, das ſeit Wicharts Freilaſſung zwiſchen beiden beſtand. Wir haben ſchon oben erwähnt, daß die beiden Dörfer Groß und Klein Bähnitz Wichart von Rochow gehörten [4]); auf ſeinem Territorio lag die den Nauenern verliehene Lehmgrube,

---

1) v. Raumer Cod. diplom. brandenb. cont. T. I. p. 146.
2) ibidem.
3) Angelus Ann. march. p. 196.
4) Landbuch Karls IV. S. 123.

und nicht mit Unrecht betrachtete er dieſe Schenkung als einen Eingriff in ſeine Rechte und ſein Eigenthum. Es bleibt unentſchieden, wodurch Friedrich veranlaßt worden war, ſo zu verfügen; gewiß hatte er nicht die Abſicht, Wichart in ſeinem Beſitzthum zu kränken, und dieſer würde am Beſten gethan haben, ſich mit einer Beſchwerde an Friedrich zu wenden. Statt deſſen aber jagte er die Nauener gewaltſam fort, als dieſe anfangen wollten, Ziegelerde zu graben. Das vernahm Friedrich höchſt mißfällig, und er erzürnte ſich heftig über den Rochow, ſo daß dieſer zum zweitenmale in Ungnade fiel. Es hat jedoch keine lange Zeit gedauert, ehe das gute Vernehmen wieder hergeſtellt war. Wichart verſtand ſich dazu, nachzugeben. Wahrſcheinlich wollte Friedrich ſein Wort nicht zurück nehmen, und hatte jenem Vergütigungen angeboten, die er zuletzt annahm, um Friedrichs Gunſt nicht völlig zu verlieren. Die Verhandlungen ſelber ſind nicht weiter bekannt [1]).

Hans von Torgau war über die Verwüſtung ſeines Landes ſehr betrübt, und überzeugte ſich bald, daß er Magdeburgs Feindſchaft nicht auf dem Wege der Gewalt, ſondern nur auf dem der Unterhandlung brechen könne. Um weiteren Schaden zu verhüten, knüpfte er dieſe mit dem Erzbiſchofe von Magdeburg an, und zu Wittenberg kam man endlich überein, daß alle thätliche Folgen ihrer Zwietracht für jetzt ausgeſetzt bleiben, und ihr Streit durch Schiedsrichter entſchieden werden ſollte, ſobald die Mark mit Magdeburg den Frieden unterhandeln würde [2]). Dieſe Einigung fällt wahrſcheinlich in die Zeit, wo Friedrich ſich in Wittenberg befand, den Hans von Torgau wohl begleitet haben mochte.

Unterdeſſen wüthete die Peſt furchtbar im Lande, und befiel vorzüglich junge Leute [3]). Sie zeigte ſich ſehr bösartig, und raffte viele Menſchen in der Blüthe ihres Lebens dahin. Nur der Eintritt der Kälte, die in dieſem Winter ſehr heftig wurde, mäßigte ihre Verheerungen etwas, vermochte ihr aber doch nicht Grenzen zu ſetzen.

Friedrich wollte mit dem neuen Jahre nach Conſtanz reiſen. Seine Gegenwart wurde bei Siegmunds Rückkehr dringend nö-

---

1) Angelus Ann. march. p. 197.
2) v. Raumer Cod. dipl. brand. cont. T. I. p. 68.
3) Angelus Ann. march. p. 198.

thig, auch mußte er als Kurfürſt des heiligen Reiches und Markgraf von Brandenburg noch die feierliche Inveſtitur erhalten. An Pommern hatte er die verſprochenen Zahlungen wegen Herausgabe der Ukermark noch nicht leiſten können. Es war nöthig, ſie ſicher zu ſtellen, damit jeder Veranlaſſung zur Unzufriedenheit oder zu einem Kriege ausgewichen würde. Der uns ſchon von Stralſund her bekannte Curt von Bonow, der jetzt Vorſteher und Adminiſtrator des Bisthums Camin und Archidiakonus zu Trebus, aber zugleich am Hofe der pommerſchen Fürſten von Wolgaſt das Factotum war, kam zu dem Ende mit einer anſehnlichen Begleitung nach Berlin, feierte das Weihnachtsfeſt am kurfürſtlichen Hofe, und zeigte in ſeinem ganzen Benehmen weit mehr den Ritter als den Geiſtlichen. Am 27. December ſtellte Friedrich einen Schuldbrief aus, in welchem er bekennt, der hochbornen Fürſtin von Wolgaſt, Frau Agnes, Herzogs Wartislavs Wittwe, ihren Kindern, und den erlauchten Fürſten Herrn Wartislav und Barnim Gebrüdern zu Stettin und ihren Erben ſchuldig zu ſein 2537½ Schock böhmiſcher Groſchen wegen des Uckerlandes. Er will die Summe in zwei Terminen zahlen, zu künftigem Martini, und zu darauf folgenden Oſtern, entweder zu Paſewalk, oder in der Stadt Alten Torgelow. Das geloben er und ſeine Mitgelober die ehrwürdigen Väter und Herren Johann zu Lebus, Johann zu Brandenburg, Biſchöfe, der wohlgeborne Herr Johann von Torgau, und die Bürgermeiſter und Rathmanne der Städte Frankfurt, Berlin und Kölln, den obgedachten Fürſten, und zu getreuer Hand, den ehrwürdigen Herrn und wohlgebornen Mannen Herrn Conrad von Bonow, Vorſteher des Camminſchen Stuhls und Archidiakon zu Tribus, Tiedeken von dem Borne, Degener Buggenhagen, Marſchal (ſpäter Bonows Todfeind), Paven Barnekow, und den ehrbaren Bürgermeiſtern und Rathmannen der Städte Stralſund, Greifswalde, Anklam und Demmin. — Die Briefe wurden gehörig beſiegelt, denn die Städte hatten eine beſondere Urkunde in Bezug auf ihre Bürgſchaft ausgeſtellt, und dann übergeben und verwahrt [1]).

Den Herzogen Otto und Caſimir von Stettin wurden in gleicher Weiſe 1900 Schock verſchrieben. Die Städte hatten dieſe Bürgſchaft jedoch nicht übernommen, ohne ſich ſicher zu ſtel-

[1]) v. Raumer Cod. diplom. brandenb. cont. T. I. p. 56. 57.

len. Deswegen mußten ihnen die märkiſchen Stände in derſelben Verhandlung zugleich einen Revers wegen Schadloshaltung ausſtellen, der von gleichem Datum, und folgenden Inhalts iſt. Henning Krummenſee, Wilke von Arnim, der junge Hans von Uchtenhagen, Hans Barfuß, Curt von Schlieben, Achim Hacke, Herrmann Bardeleben, Benedictus Diricke, Bertram von Bredow, Henning Stechow, Albrecht Quaſt und Gerke von Arnim, ſämmtlich auf dem Barnim, Teltow und im Havellande angeſeſſen, und die Rathmanne der Städte Brandenburg, Spandau, Bernau, Mittenwalde bekennen: da der hochgeborne Fürſt Herr Friedrich ꝛc. die ehrſamen Räthe der Städte Berlin und Kölln den hochgebornen Fürſten Otto und Caſimir verſetzt hat für 1900 Schock böhmiſcher Groſchen, halb zu bezahlen auf nächſten Martinstag, halb auf demnächſte Oſtern, und ferner der hochgebornen Fürſtin Agnes und Herrn Wartislav und Barnim von Wolgaſt für 1537½ Schock, von wegen des Ukerlandes, ſo geloben ſie mit geſammter Hand dem Rathe der Städte Berlin und Kölln, daß wenn ſie Schaden dabei leiden ſollten, ſie demſelben abhelfen wollen, in Bezug auf die 1900 Schock als Sachgewaltiger und in der anderen Summe als Mitgelober, wie die Briefe das ausweiſen [1]). — Daß Berlin und Kölln als unmittelbare Bürgen erſchienen, war wohl nur eine bequemere Form, damit die Gläubiger mit weniger Bürgen zu thun haben möchten.

Friedrich reiſete gleich darauf nach Tangermünde, wo ſeine Gemalin mit den Prinzen und Prinzeſſinnen bereits angekommen war. Eliſabeth befand ſich wieder ſchwanger; da Friedrich ſogleich nach Conſtanz abgehen wollte, mochte er ſie, der gefährlichen herrſchenden Seuche wegen, nicht im Lande laſſen, und beſchloß, ſie nach Nürnberg zu bringen. Seine Prinzen Friedrich und Albrecht aber blieben in Tangermünde, und wurden den Aerzten Friedrichs, Dietrich Ramm und Johann Müttün von Giech, dringend anempfohlen, damit ſie ein Auge auf ſie haben, und ſie mit Schutzmitteln wider die giftige Peſt wohl verſehen ſollten [2]). Das fürſtliche Paar verließ darauf das Land.

Die Kälte dieſes Winters war unerhört heftig und anhal-

---

[1]) v. d. Hagen, Beſchreib. d. Geſchlechts derer von Uchtenhagen S. 47. — Diplomat. Beiträge z. Geſch. Berlins Th. III.

[2]) Angelus Ann. march. p. 198. — Möhſen, Geſchichte der Wiſſenſchaften S. 353. 355.

tend, die Erde bis zu ungewöhnlicher Tiefe gefroren, und alle Flüſſe bedeckte eine Eisdecke von groſser Dicke. Die Waſſermühlen waren in einen Winterſchlaf verſetzt, alle Räder waren feſt vereiſet, das Mehl ging aus, und man war genöthigt, ſich von gekochtem Getreide zu nähren, das man ſtatt des Brodes genoſs [1]). Damals reiſete man noch mit ſehr geringen Bequemlichkeiten, und war den Einwirkungen der Witterung weit mehr ausgeſetzt, als jetzt. Auch Friedrich und Eliſabeth hatten von der Kälte auf ihrer Reiſe nach Nürnberg viel zu leiden. Die Kurfürſtin blieb in der Burg zu Nürnberg, Friedrich aber ſetzte ſeine Reiſe nach Conſtanz fort, und langte um die Mitte des Januars 1417 dort an. In ſeinem Gefolge befanden ſich auch Wichart von Rochow, und Henning von Stechow.

In Conſtanz beſtand das Concil noch vollſtändig. Kaiſer Siegmund war unterdeſſen auf ſeiner Reiſe von Lyon nach Paris gegangen, und hatte ſich von da nach England begeben, um den Frieden zwiſchen Frankreich und England zu vermitteln, was ihm jedoch nicht gelang, ja er wurde ſogar genöthigt, ein Bündniſs mit England gegen Frankreich zu ſchlieſsen. Im Anfange des Octbrs. 1416 kam er wieder in Frankreich an, konnte aber nicht weiter, weil der Herzog von Burgund den flanderiſchen Städten verboten hatte, dem Kaiſer Geleit zu geben. Nach vielen Unannehmlichkeiten gelang es ihm, ſeine Reiſe fortzuſetzen, und über Nimwegen, Aachen, Lüttich, Luxemburg und Strasburg nach Conſtanz zu gelangen, wo er den 27. Jan. 1417 ankam, nachdem Friedrich ſchon früher eingetroffen war.

Während ſeiner Abweſenheit hatten ſich die Angelegenheiten in Böhmen bedeutend verändert. Gleich nach Siegmunds Abreiſe ſchrieb das Concil nach Prag, und meldete der geſammten Geiſtlichkeit die an Johann Huſs vollzogene Todesſtrafe, mit der Aufforderung, alles anzuwenden, um die von ihm verbreitete Ketzerei zu erſticken, auch zu gleichem Eifer den König Wenzel anzuregen. Dieſe Nachricht erweckte den heftigſten Unwillen der Böhmen, und entflammte ihren Haſs gegen die Geiſtlichkeit. Die böhmiſchen Groſsen fühlten ſich durch den ihnen gemachten Vorwurf der Ketzerei perſönlich verletzt, und baten Wenzeln, einen Landtag auszuſchreiben, um durch die Stimme des ganzen Lan-

1) Eilers Chronic. Belticense p. 219.

des dieſe Beſchuldigung abzulehnen. Wenzel fand dies bedenklich, erlaubte aber den Großen, ſich zu verſammeln und Beſchlüſſe zu faſſen. So ſchrieben ſie einen Landtag ohne den König aus, und verſammelten ſich in Prag in Huſſens Kirche, der Bethlehemskapelle. Sie berathſchlagten über die Antwort, welche dem Concil gegeben werden ſollte, und kamen endlich mit einer ſehr derben zu Stande, in welcher ſie dem Concile ſagen, daß Johann Huß unſchuldig zu einem ſchmählichen Tode verurtheilt worden, und daß er ſtets ein wahrhaft guter, frommer und katholiſcher Mann geweſen ſei, der in dem Rufe eines untadelhaften Lebens geſtanden, und das göttliche Wort rein und lauter gelehrt habe. Sie hätten nie von ihm Ketzereien vernommen. Aber mit ſeinem Tode noch nicht zufrieden, hätte das Concil auch den Meiſter Hieronymus eingekerkert, ja vielleicht gar ſchon erwürgt. Nur Verläumder und niederträchtige Ohrenbläſer hätten ſagen können, daß auf dem Boden Böhmens und Mährens Ketzereien wucherten. Sie müßten Jeden, weß Standes und Würden er auch ſei, der das behaupte, für einen offenbaren Lügner, Verräther, ſchändlichen Ketzer, ehrloſen Buben und boshaften Verläumder erklären. Für jetzt wollen ſie das verübte Unrecht dem anheim ſtellen, der jeden Frevel beſtraft; bei dem künftigen Papſt aber, dem ſie in allem, was ehrbar und der Vernunft und dem göttlichen Geſetze gemäß iſt, gehorchen wollen, behalten ſie ſich vor, Gerechtigkeit zu fordern. Uebrigens ſeien ſie bereit, die frommen, ſanftmüthigen und ſtandhaften Lehrer Jeſu wider alle Unterdrückung, durch menſchliche Verordnungen unerſchrocken, und mit dem letzten Blutstropfen, zu vertheidigen. — In dieſer Form wurde das Schreiben abgeſchickt.

Aber zugleich ſetzte die Verſammlung feſt, daß jeder böhmiſche Herr auf ſeinen Gütern das Wort Gottes nach dem wahren Sinne der heiligen Schrift predigen laſſen ſolle, und Prieſter, welche Irrthümer predigten, nicht geduldet werden ſollten. Von den Biſchöfen wollte man an die theologiſche Fakultät appelliren, Excommunicationen auswärtiger Biſchöfe ſollten gar nicht, einheimiſcher aber erſt nach ſorgfältiger Prüfung angenommen werden. Künftig wolle man bei einem rechtmäßigen Papſte Klage führen. Dieſer Bund aber ſolle auf ſechs Jahre geſchloſſen ſein.

Von dieſem Vertrage wurden im ganzen Lande Abſchriften umher geſchickt, die auch von denen unterſchrieben wurden, welche

nicht in Prag gewesen waren. Dadurch wurde die Wuth gegen Geistliche und Mönche furchtbar angefacht. Man mißhandelte in Prag die Domherren, man schrie, wo man einen Mönch erblickte: in den Sack mit ihm, und plünderte an vielen Orten die Klöster. Die katholische Parthei rief ihre Anhänger zu den Waffen, der Kelch wurde das Partheizeichen. Man nannte Hussens Anhänger Kelchner und Utraquisten, diese aber bezeichneten die Anhänger des Concils mit dem Namen Muhammedaner.

Jetzt, im Februar 1416, forderte das Concil alle diejenigen, welche die an dasselbe gelangte Erklärung unterzeichnet hatten, vor seinen Richterstuhl, und der Erzbischof von Prag sprach über die Stadt den Bann aus, so daß nur auf dem Wissehrad und in den benachbarten Dörfern Gottesdienst gehalten werden sollte. Die Hussiten kehrten sich nicht an diesen Bann, und fanden Priester genug, die ihnen Gottesdienst hielten, und das Abendmahl unter beiden Gestalten austheilten. Auf Wenzels Befehl wurden sogar die Schlösser mehrerer Anhänger des Concils und des Erzbischofs erobert, und ihre Besitzer theils mit Gefängniß, theils mit dem Tode, bestraft.

In Constanz entzündeten diese Schritte nur um so heftiger den Eifer der Väter gegen die hussitische Ketzerei. Nichts würde im Stande gewesen sein, sie besser zu dämpfen, als wenn man den gefangenen Hieronymus zu einem Widerrufe seiner Meinungen hätte bewegen können. Durch allerlei, zum Theil selbst grausame Mittel, hatte man im September 1415 wirklich einen beschränkten Widerruf von ihm zu erhalten gewußt, allein er genügte der Beschränkungen wegen nicht, man verlangte ihn unbedingt und feierlich. Auch dazu verstand sich Hieronymus, und leistete allen Forderungen Genüge. Nun aber schien es seinen Anklägern doch bedenklich und gefährlich, ihn frei zu lassen, und neue, erst von Prag eingezogene Klagepunkte mußten den Vorwand hergeben, ihn noch ferner im Gefängnisse zu halten, und von neuem zu inquiriren. Im April 1416 fand man als Resultat, daß er die in Böhmen verübten Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten nicht zu entschuldigen wisse, daß sein Widerruf nicht aufrichtig sei, und er noch immer daran denke, seine Irrthümer zu verbreiten. Hieronymus bestand auf eine öffentliche Vertheidigung vor dem Concil, die ihm nach vieler Mühe im Mai gewährt wurde. In einem glänzend begonnenen Vortrage bekannte

er sich als eine der Haupttriebfedern bei der Vertreibung der Deutschen aus Prag, und hielt dann seinem Freunde Huß eine begeisterte Lobrede, die das Staunen und Murren der Versammlung erregte. Alle Einwürfe schlug er mit einer glänzenden Beredsamkeit und mit unabweisbaren Gründen nieder. Immer weiter riß ihn das Feuer seines Geistes, der gewaltige Strom der Rede fort. Ja, rief er, ich bin hierher gekommen, meinem Freunde Huß das Wort zu halten, das ich ihm gegeben! Ich sah ihn in einem harten Gefängnisse, und ließ mich durch den Rath einiger Großen verleiten, mich zu entfernen. Ich schrieb aus einem nahe belegenen Städtchen an den Kaiser, beklagte mich über Hussens ungerechte Behandlung, und bat das Concil, mir einen Geleitsbrief zu ertheilen. Er wurde mir nicht in angemessener Form gegeben, darum wollte ich nach Böhmen zurückkehren, wurde unterweges ergriffen, und gebunden hier in einen abscheulichen Kerker abgeliefert. Ich will mich nicht schämen, meine Schwäche zu gestehen, und bekenne es, nur die Furcht vor dem Feuertode hat meinem Munde Widerruf und Abschwörung entlockt. Alles dies geschah gegen meine Ueberzeugung und mein Gewissen, ich widerrufe es förmlich und feierlich, und erkläre, daß ich von der Lehre Hussens und Wiklefs, mit Ausnahme ihrer Lehre vom Sakramente des Herrn, niemals lassen, daß ich darauf leben und sterben will, und daß ich glaube, was sie glauben, und verwerfe, was sie verwerfen! —

Seine Rede hatte Alle erschüttert, Niemand hatte sie vermuthet, betroffen und verwirrt über den unerwarteten Ausgang wurde beschlossen, sein Schicksal an einem anderen Tage zu entscheiden, und die diesmalige Sitzung aufzuheben. Zwei Tage nachher, am 30. Mai 1416, versammelte sich das Concil zu einer Gesammtsitzung, und verdammte ihn als einen Erzketzer zum Feuertode. Man führte ihn sogleich hinaus, auf dieselbe Stelle, wo Huß verbrannt worden war. Mit unglaublicher Standhaftigkeit und Seelengröße verkündigte er noch seinen Glauben, als er schon fast nackt an dem Pfahl angekettet stand, und noch aus den Flammen hörte man seine Gebete und Lobgesänge, bis die Stimme des armen Dulders erstickte. Wie man auch über ihn denken mag, jedenfalls war er ein außerordentlicher Mann, der in sich eine Fülle vorzüglicher Gaben vereinigte, und durch seinen Märtyrertod wurde der Haß der Böhmen bis zur hellesten

Flamme gegen das Concil und alle ſeine Anhänger angefacht. Man bezog ſeinen und Huſſens Tod beſonders auf die Lehre vom Laienkelche, ungeachtet Huß ſich nur beiſtimmend, und Hieronymus gar nicht darüber erklärt hatte. Dem gemeinen Manne war dieſe Lehre am einleuchtendſten, und die offene Verdammung derſelben reizte alle Gemüther auf. Adel und Bürgerſchaft von Prag fragten bei dem Rektor der Univerſität, Johann Kardinalis von Reinſtein, nochmals deswegen an, und er erklärte in ſeinem und der Univerſität Namen, die Väter zu Conſtanz hätten es ſelbſt eingeſehen und anerkannt, daß das Sakrament des Altars unter beiden Geſtalten von Chriſto eingeſetzt, und von den erſten Chriſten genoſſen worden ſei. Man müſſe daher dieſe Art als die rechte anerkennen, denen aber, die bei der bisherigen bleiben wollten, dies als Schwäche zu Gute halten, indem weder eine lange Gewohnheit der Kirche, noch menſchliche Satzungen das aufheben könnten, was der Urheber der Religion vorgeſchrieben habe. — Nach dieſer Erklärung traten der Kelchlehre noch mehrere Große bei, und bedroheten die Pfarrer, welche ſich der Austheilung des Kelches weigerten. Auch angeſehene Geiſtliche traten zu dieſer Lehre über, und der 6. Juli wurde als Huſſens Todestag zu einem Gedächtnißfeſte für beide hingerichtete Märtyrer erhoben.

Dreizehntes Kapitel.

An Hieronymus Todestage verließ Herzog Friedrich von Oesterreich verkleidet Constanz, und entfloh nach Tyrol, das sein Bruder Ernst in Besitz genommen hatte. In seiner Verkleidung erforschte er die Gesinnungen des Volkes, und gab sich dann zu erkennen. Nun erhoben sich die Tyroler zu seinen Gunsten, und Ernst mußte abtreten. Friedrich nahm Tyrol wieder in Besitz, allein er unterließ die Wiederherstellung des Bischofs von Trident, ohne auf die Gebote und Vorladungen des Concils zu achten, das endlich gegen ihn, als einen Kirchenräuber und Meineidigen, den Bann aussprach, und Siegmund aufforderte, ihn in die Reichsacht zu erklären, und sie an ihm vollstrecken zu lassen.

Am 26. Januar, Mittwoch vor Lichtmeß 1417, Morgens früh, kam Botschaft nach Constanz, daß Kaiser Siegmund von seiner Reise zurückgekehrt, daselbst wieder eintreffen würde. Dies brachte eine große Bewegung hervor. Alle geistliche und weltliche Fürsten begaben sich nach dem Münster, alle Glocken läuteten, alle Geistlichen in ihrem Habite und mit allen Heiligthümern begaben sich nach dem Münster, und sangen die Messe, und was nur irgend konnte, machte sich auf, um den kaiserlichen Einzug mit anzusehen. Man wartete bis um 10 Uhr, aber der Kaiser kam nicht. Seine Ankunft schien sich noch zu verziehen, und da nunmehr die Zeit des damaligen Mittagessens herbei gekommen war, so wurde den in dem Münster versammelten Personen angekündigt, daß sie alle heimgehen möchten, bis nach der Mahlzeit.

Um zwölf Uhr wurde wieder mit allen Glocken geläutet, und zum zweitenmale versammelten sich alle, festlich angethan, im Münster, und zogen mit Fahnen, Kreuzen, und Kerzen hinaus nach Petershausen. Es war ein großes Gewimmel, in welchem sich der prachtvolle Zug aller Pfaffen und Orden in ihren geistlichen Gewändern, aller gelehrten Leute, weltlicher Fürsten, Ritter und Knechte, der Bürger, theils zu Roß, theils zu Fuß, und der

Zünfte dahin bewegte. Die Glocken tönten von allen Thürmen, und die großen Büchsen donnerten dazwiſchen. Auf der großen Brücke machte der Kaiſer Halt, denn hier empfing ihn der Rath von Conſtanz, und hatte einen großen goldenen Baldachin mitgebracht, den von hier an vier Rathsherren über den Kaiſer hielten. Vor ihm gingen unter demſelben Baldachin Herzog Ludwig, Pfalzgraf beim Rhein, und Markgraf Friedrich von Brandenburg, zu den beiden Seiten des Kaiſers der Kardinal Johann von Brogni, Biſchof von Oſtia, gewöhnlich nach ſeinem früheren Bisthum der Kardinal de Viviers genannt, und der Patriarch von Antiochien. Die ganze Kleriſei umdrängte den Baldachin auf ſeinem Wege nach dem Münſter. Als Siegmund an die Thüre deſſelben gekommen war, warf er ſich auf die Knie, betete, und dankte Gott für den Schutz, den er ihm auf ſeiner allerdings gefährlichen Reiſe gnädig geſchenkt hatte. Dann trat er ein, und mit ihm Alle, ſo viel ihrer in dem großen mächtigen Gebäude Raum finden konnten. Der engländiſche Biſchof von Salisbury hielt die Predigt über die Worte: **Erit magnus coram Domino**, und mit feierlicher Begleitung der Orgel wurde das **Te deum laudamus** geſungen. Dann zog der Kaiſer nach ſeiner Herberge in des Freiburgers Hof, nachher aber zu den Auguſtinern [1]).

Am nächſten Sonntage lud der engländiſche Biſchof von Lund den Kaiſer, den Herzog Ludwig und Markgrafen Friedrich, ſieben Biſchöfe und Auditoren des römiſchen Stuhls und viele Grafen zu einem köſtlichen Mahle, bei welchem er ſich in ſeiner ganzen Pracht zeigte, und das Erleſenſte, was jene Zeit kannte, ſeinen vornehmen Gäſten vorführte. Bloß an der Herren Tiſche ſaßen hundert und zwei und funfzig Mann. Während des Eſſens, in den Zwiſchenpauſen gab der Biſchof den Eingeladenen ein bis dahin noch nicht geſehenes Schimpfſpiel, das aufs Herrlichſte, mit köſtlicher Zierde, ausgeſtattet war. Es erſchien der Stall zu Bethlehem, und unſere liebe Frau, wie ſie den Heiland gebar. Auch der heilige Joſeph war dabei, und die Engelſchaaren verkündigten den Hirten auf dem Felde mit himmliſchen Lobgeſängen die Geburt des Herrn. Darauf erſchienen die hei-

---

1) Ulrich v. Reichenthaler, Conſtanzer Concil S. 28. Lenfant Hist. du Concil de Constance p. 446.

ligen drei Könige, welche ihr Opfer brachten; vor ihnen ging ein goldener Stern her, der an einem Seile hing, und dadurch bewegt wurde. Dann folgte, wie Herodes den Königen nachsandte, und wie in Bethlehem die Kindlein unschuldig getödtet wurden, nachdem die heilige Familie die Stadt verlassen hatte. Wahrscheinlich wurde dabei auch gesprochen, doch scheint das Ganze mehr in der Form der lebenden aber beweglichen Bilder gehalten gewesen zu sein. Auch wird die Pracht der Gewänder und sonstigen Zierden sehr gerühmt [1]).

Schon am Thomastage hatte der Bischof dieses Schimpfspiel einmal aufführen lassen, als er den Rath von Constanz zu einem großen Bankette in sein Haus geladen hatte. Er gab damals drei Gerichte, jedes besonders, in acht Trachten, halb vergoldet, halb versilbert, und dazwischen wurden die Scenen dargestellt [2]). Aber wie dieses Essen nur als ein Probeessen von ihm betrachtet war, so hatte er auch diese Aufführung nur als eine Probe der jetzigen angesehen, die an Glanz jene weit übertraf, und alle Zuschauer höchlich vergnügte und befriedigte. Es ist dies eine der frühesten Nachrichten über die Darstellung solcher Scenen in Deutschland, welche die an dem Dreikönigsfeste gewöhnlichen Aufführungen weit übertraf.

Noch war immer ein reges bewegtes Leben in Constanz, und täglich gab es Neues zu sehen und zu hören, denn alles Merkwürdige, Sehenswerthe und Beachtungswürdige sammelte sich daselbst, wie in einem Brennpunkte des geistigen Lebens und Verkehrs. Bald setzten eingegangene Nachrichten das Concil und die Stadt in Bewegung, bald ein kirchliches Fest, bald ein wichtiger für ganz Europa bindender Beschluß, oder eine Festlichkeit weltlicher Art, ein prachtvolles Bankett, ein glänzendes Stechen, bald wurden für Ankommende Empfangsfeierlichkeiten vorbereitet, bald für Abgehende Abschiedsfeste. Heute hatte ein ausbündiger Zauberer alle Zuschauer zum Staunen, gestern ein Lustigmacher seltener Art alle Hörer zum erschütterndsten Lachen gebracht. Kleinere Kreise wurden auch wohl durch Ereignisse und Erscheinungen anderer Art bewegt. Ein wunderschönes reizendes Weib verdrehete hier einer Anzahl Männer die Köpfe, dort waren es Scenen und Ausbrüche

---

[1]) Ulrich v. Reichenthaler S. 28. b. V. d. Hard. T. IV. p. 1089. 1091.
[2]) Ulrich v. Reichenthaler S. 28.

der Eiferſucht, die mitunter blutig endigten. Nicht ſelten galt es auch ernſten Trauerfeierlichkeiten für ſolche, deren Lebensende früher herbei gekommen war, als das Ende des Concils, welche größere und kleinere Kreiſe, und nicht ſelten die ganze Stadt beunruhigten. Sei es uns vergönnt, dies allgemeine Bild wenigſtens innerhalb eines kleinen Zeitraums durch Einzelnheiten zu vervollſtändigen. Wir fangen nach dem letzterwähnten Feſte beim Biſchofe von Lund an.

Gleich nach demſelben, am 2. Februar, fiel das hohe Feſt der Lichtmeß ein, zu welchem ſich Jeder feierlich beſchickte, um die Lichterproceſſion mit Andacht und Glanz zu begehen, und in der That waren alle Elemente hier vereinigt, dies auf eine ſeltene Weiſe zu thun. Am folgenden Tage gab es eine große Einholung. Der Erzbiſchof von Gran, Primas von Ungarn und Kanzler des Königreichs wurde heute erwartet, und ſollte mit ganz beſonderen Ehrenbezeugungen empfangen werden. Der Kaiſer ritt ihm mit allen weltlichen Fürſten und ſehr vielen Biſchöfen entgegen durch das Ringburger Thor bis Petershauſen, auch zwei Kardinäle waren mitgeritten. Markgraf Friedrich befand ſich mit ſeinem Gefolge ebenfalls beim Kaiſer. Der Erzbiſchof kam mit einer anſehnlichen Begleitung und mit acht verdeckten Wagen. So geleitete man ihn zur Stadt, indem die beiden Kardinäle ihm zur Seite ritten. Nur den Erzbiſchof von Mainz hatte man in gleich feierlicher Weiſe empfangen [1]). Der folgende 4. Februar war der Tag der heil. Veronica. Am 5. hielt der berühmte Kanzler der Univerſität Paris, Johann Gerſon, einen Vortrag über die Autorität des Concils und die Macht der Kirche. Der nächſte Tag war der Sonntag Septuageſima, und gab als ſolcher hinreichende Gelegenheit zur Unterhaltung.

Am Montage ſetzte ein neu angekommener Gaſt die halbe Stadt abermals in Bewegung. Der König von Polen hatte ihn an Kaiſer Siegmund als einen Beweis ſeiner Aufmerkſamkeit und als eine Seltenheit geſendet, und machte ihm mit demſelben ein Geſchenk. Zugleich hatte er noch drei Fäſſer Wildprett mitgebracht. Alles lief hin, dem ſeltenen Gaſte ſeine Aufwartung zu machen, und ihn ſich dabei anzuſehen. Seiner Wildheit wegen hatte man ihn in einen Stall geſperrt. Man fand, daß er

---

1) Ulrich v. Reichenthaler S. 28 b. Lenfant p. 441.

ziemlich wie ein ſchwarzbrauner Ochs ausſah, aber einen größeren Kopf, einen kurzen dicken Hals, eine ſehr breite Bruſt, einen nicht langen ſpitzigen Schwanz und ſchönere Hörner hatte, als ein gewöhnlicher Ochs. Er war größer als ein Streitroß und in Litthauen gefangen worden. Man erfuhr zugleich, daß das Thier in Polen ein Chur genannt wurde, und daß der Transport von Polen bis Conſtanz über vier hundert Gulden gekoſtet habe [1]). Alle Welt wollte den Churochſen ſehen, und das arme Thier mußte viel über ſich witzeln laſſen, ungeachtet es daran unſchuldig war, daß man aus Urochs, — unſerm jetzigen Auerochs, — Churochs gemacht hatte. Damals gab es noch keine Menagerieen, und fremde Thiere galten als große Seltenheiten, die mit lebhafter Neugierde angeſtaunt wurden. Auch Henning Stechow und Wichart von Rochow ſtatteten dem fremden Gaſte ihren Beſuch ab.

Den nächſten Tag war das Feſt der heiligen Scholaſtica, und am Sonntage darauf der Valentinstag, am Donnerſtage aber der wenige Rinneabend, wo es viele Stechen gab.

Auf den 20. Februar fiel eine große Seſſion des Concils, die erſte, bei welcher Siegmund ſeit ſeiner Rückkehr zugegen war. In dieſer war es, wo man beſchloß, den Herzog Friedrich noch einmal vorzuladen. Auch wegen der Streitigkeiten des Herzogs Ludwig von Baiern Ingolſtadt mit den Ciſterzienſern wurde eine Commiſſion, aus fünf Perſonen beſtehend, niedergeſetzt, bei welcher ſich auch der Biſchof von Lebus befand [2]). Es war heut der feiſte Sonnabend, und darum viel Jubel.

Der nächſte Tag war der Sonntag Quinquageſima oder Esto mihi, der Faſtenſonntag, die Herren- oder Pfaffenfaſtnacht. Wir haben ſchon früher erzählt, wie dieſer feiſte Sonntag oder große Faſtelabend auf alle Weiſe luſtig und fröhlich begangen wurde, und in Conſtanz, wo Ritterthum und Kirche ſich freundlich die Hand reichten, wurde der Tag mit großem Glanze gefeiert. Es gab prächtige Buhurte und Stechen große Schlittenfahrten und Mummereien, Faſtnachtsſpiele aller Art in den Häuſern und auf den Gaſſen. Wunderbar ſchön erglänzten die unzähligen Faſtnachtsfeuer von den Geländen des Thurgaus

---

[1]) Ulrich v. Reichenthaler S. 28. b.
[2]) Lenfant p. 442.

über den See her, als wäre die ganze weite Landschaft illuminirt, und mit dem hin und her wandelnden Scheine einer unermeßlichen Menge von Fackeln erwiederte darauf die glänzende Stadt, in welcher üppige Lebensfülle im raffinirtesten Geschmacke ihre Feste feierte, und der erlesenste Sinnengenuß in allen Formen und Farben funkelte und flimmerte. Kaum bedurfte es hier der Mummereien. Das ganze Leben in der Stadt hatte beinahe den Character einer großen Maskerade. War man doch aus allen Ländern in allen Trachten mit möglichstem Glanze gekommen, um wenige Worte mit einander zu wechseln, flüchtige Bekanntschaften zu machen, und den Pomp der Versammlungen und Aufzüge vermehren zu helfen, daneben aber von des Lebens Luft und Freude so viel zu haschen, als man mit gutem Anstande vermochte, welcher letztere zu einer Art von Meßfreiheit ausgedehnt, eben keine beengende Fesseln schmiedete, denn in der Freude und der Luft war in jener Zeit gar viel erlaubt. Hatte Siegmund in Strasburg doch selber in rothen Schuhen mit Frauen auf den Straßen getanzt, ohne daß das besonders aufgefallen war.

Bis tief in die Nacht hinein dauerte der Jubel. Wichart und Henning hatten beim Rennen und Stechen sich wohl gehalten, und auf den Abend an den Maskenaufzügen Theil genommen, in welchen sich besonders die Italiener auszeichneten. Auch die nächsten Tage waren noch der Freude und dem lustigen Muthwillen gewidmet. Heute aber, am Montage, dem kleinen Fastelabende, dem Fraßmontage, oder der Narren Kirchweih, ertheilte Siegmund dem Erzbischofe von Mainz, Johann von Nassau, die Investitur als Kurfürst. Wegen seines kirchlichen Characters erhielt er sie in dem Pallaste des Kaisers, und nicht öffentlich, wie die weltlichen Fürsten. Die Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg assistirten bei der Ceremonie. Aber aus demselben Grunde warf sich auch der Erzbischof vor dem Kaiser nicht auf die Knie, wie bei gleichen Gelegenheiten die weltlichen Fürsten, sondern empfing bloß in gebeugter Stellung die Zeichen seiner Würde [1]).

Der nächste Tag war der große Fastelabend, der Faschingtag, oder die rechte, auch die junge Fastnacht genannt. Heute

[1]) Lenfant p. 442.

waren ernſthafte Geſchäfte nicht vorzunehmen, denn alle Welt gebehrdete ſich in dieſen Dorletagen, — wie man ſie auch hieß, — thöricht, und wer ein ernſthaftes Geſicht gemacht hätte, würde für einen Griesgram verſchrieen worden ſein. Alle Thorheiten wurden losgelaſſen, und mit dem üppigſten Sinnengenuß verbunden. Die hohe Weisheit der Väter des Concils ſchlief während dieſer Tage, und die Träger derſelben hüteten ſich wohl, ſie zu wecken, um während der Zeit der Thorheit dieſer ihren Tribut abzutragen. Es war in der That ſchon hinreichend, wenn man da weiſe war, wo es gefordert wurde, und wo es galt. Zu allen Zeiten weiſe zu ſein, hielt man für eine weit größere Thorheit, als die war, ſich während einiger Tage thöricht zu gebehrden, es war mißlich, über das ganze Jahr zu verbreiten, was man lieber in den Raum weniger Tage concentrirte. Die menſchliche Thorheit war etwas zum Leben Gehöriges und höchſt Ergötzliches. Sie verlangte ihr Recht, und da ſie es bei Allen geltend machte, und Jeder, nach irgend einer Seite hin, ein Thor war, ſo mußte ſie ſo gut wie die Weisheit ihre Repräſentanten und Diener haben. Das waren die Narren von Profeſſion, die Luſtigmacher, welche damals allen Kreiſen angehörten; aber ſie verlangte auch den Dienſt jedes Einzelnen auf einige Zeit, und es war am ergötzlichſten, wenn nicht der Eine heut, der Andere morgen ſich närriſch gebehrdete, denn es iſt für den Weiſen ſehr empfindlich, ſich von dem Thoren belachen zu laſſen. Beſſer war es, wenn gleichzeitig Alle als Narren erſchienen, dann konnte alle Welt lachen, ohne daß es übel genommen wurde, und jeder konnte die Miene annehmen, als ſei er ein Weiſer, der ſich abſichtlich närriſch gebehrde, auch mußte es bei ſo bewandten Umſtänden wirklich ergötzliche Scenen geben. Wie gern könnte man den Leuten erlauben, vier Tage lang Narren zu ſein, wüßte man nur, daß ſie die übrige Zeit des Jahres geſcheut ſein würden.

Der nächſte Tag war der Aſchermittwoch. Mit ihm hatte plötzlich alle Luſt und Freude ein Ende, und all die luſtigen Thoren hatten ſich in grämlich ausſehende Büſſende verwandelt. Die Faſtenzeit war angebrochen, aller Flitterglanz wurde auf die Seite gelegt, man präparirte die Faſtenſpeiſen, und ein großer Theil der in Conſtanz eingewanderten Bäcker wandelte ſich in Faſtenbäcker um, welche den Weißbäckern entgegen geſetzt wurden, weil ſie Schwarzbrod backten, denn eifrige Chriſten aßen

während der Faſten kein Weißbrod, wenn es nicht etwa die Form einer Faſtenprezel hatte. Letztere wurden an allen Ecken und Orten feil geboten, alle Bäcker hatten ihre Läden und Fenſter damit beſetzt, ja ſie ſelbſt in Natura und in anſehnlicher Größe heraus gehangen. Man beſchenkte die Kinder damit, und verzehrte zum Morgenimbiß eine große Menge. Die Erwachſenen hatten ſich durch die Vergnügungen des Carnevals für die darauf folgende Entbehrung des Fleiſches während der Faſtenzeit hinreichend entſchädigt. Nicht ſo die Kinder, und die Billigkeit hatte auch für ſie an eine Entſchädigung gedacht. Schon ſeit alten Zeiten erhielten ſie am Aſchermittwoche kleine Geſchenke, welche Pretiola genannt wurden. Nichts eignete ſich dazu beſſer, als ein Gebäck, das der Faſtenzeit wegen jedoch ohne Schmalz und Butter oder ſonſtige verbotene Zuthaten bereitet werden mußte, und ſehr wohlfeil war. Wer weiß es nicht, daß Kinder einen gar großen Werth auf die Form des Gebackenen ſetzen? Iſt dieſe abweichend, ſo ſchmeckt das Gebäck auch anders, mag der Teig beſchaffen ſein, wie er wolle. Man gab darum einem ſolchen Pretiolo eine eigenthümliche Geſtalt, und um an die heilige Zeit zu erinnern, verſchränkte man die Enden ſo, daß ſie ein Paar zum Gebet gekreuzte Arme vorſtellten, — der älteſten Form, in der gebetet wurde, — die ſich innerhalb eines Ringes befanden, der allenfalls die Ewigkeit vorſtellen konnte. Solch ein Pretiolum wurde abgekürzt eine Prezel genannt, wie ſie das Volk noch jetzt nennt, das von den unrichtigen Ableitungen und Schreibarten unſerer Gelehrten: Brätzel, Bretzel ꝛc. keine Notiz genommen, und in ſeiner Ausſprache die Abſtammung des Wortes richtiger bewahrt hat, als ſie jene nachgewieſen haben, wodurch denn auch unſere Schreibweiſe deſſelben gerechtfertigt iſt [1]).

Der nächſte Sonntag, Invocavit, war Allermannen Faſtnacht, und es ging noch luſtig genug zu, die Faſtnachtsfreude flackerte noch einmal auf, um dann gänzlich zu erlöſchen. An dieſem Tage wurde in einer der Kirchen von Conſtanz eine Predigt über den Text: Sehet da den Tag des Heils ꝛc. gehalten, welche Aufſehen machte. Offenbar hatte der Geiſtliche, der ſie hielt, die Abſicht, die ſo lange ſchon verſprochene Reformation

[1]) Auguſti Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie. Thl. X S. 321.

der Kirche zu beſchleunigen. Sein Name iſt unbekannt geblieben, aber man erſtaunt über ſeine Freimüthigkeit. Seiner Schilderung zufolge war das Concil aus lauter leichtſinnigen Heuchlern zuſammengeſetzt. Man füllt das Papier, ruft er aus, mit Reformationsprojekten, aber man erfährt von keinem, daß es ausgeführt wurde, und man hat noch von Niemanden gehört, daß er ſich auf dieſem Concile gebeſſert habe. Aber Phariſäer findet man genug darin, die den Menſchen ſchwere Laſten auflegen, welche ſie ſelbſt nicht einmal mit einer Fingerſpitze berühren mögen. Es finden ſich wohl mitunter Leute aus dem gemeinen Volke, welche ſich zu frommen Wiederſtattungen verſtehen, oder welche den Armen wiedergeben, was ſie ihnen vorher geſtohlen haben, was aber die Prieſterſchaft betrifft, die giebt nie etwas wieder zurück. Die Sünde der Habſucht und der Simonie iſt ſo allgemein, daß ſie alle Glieder der Kirche vom Haupte bis zu den Füßen beherrſcht, mit Ausnahme eines kleinen Theils, welche das Zeichen des Thieres noch nicht empfangen haben. — Die Predigt ſchloß mit einer langen, im höchſten Grade übertriebenen und ausſchweifenden Lobrede auf den Kaiſer [1]).

Einige Tage ſpäter machte ein Kunſtwerk Aufſehen, das ein Meiſter von Nürnberg nach Conſtanz gebracht hatte, um es dem Kaiſer zum Kaufe anzubieten. Es war ein großer Leuchter oder Kerzſtall (Kerzengeſtell) aus Meſſing von vortrefflicher Arbeit. Der Meiſter forderte dafür die große Summe von zweitauſend Goldgulden. Siegmund kaufte ihn für elfhundert Gulden, und machte dem Könige von England damit ein Geſchenk [2]).

Am 3. März war wieder eine große Seſſion des Concils, in welcher über den Herzog Friedrich von Oeſterreich der Bann ausgeſprochen wurde. Außerdem erhoben ſich Streitigkeiten zwiſchen den Franzoſen und Engländern, die wir jedoch nicht näher erörtern wollen.

Am 5. März war Friedrichs Namenstag. Friedrich gab an dieſem Tage ſeinem Gefolge ein feſtliches Mahl, zu welchem auch viele Fremde eingeladen waren. In der Regel wurde der Namenstag feſtlicher begangen, als der Geburtstag.

Das Concil hatte an den Papſt Benedikt zwei Benediktiner

---

[1]) Lenfant p. 446.
[2]) Ulrich v. Reichenthaler S. 28. b.

nach Peniscola abgesandt, welche ihm seine Vorladung überbringen mußten. Sie schickten ein Schreiben ein, das am 7. März auf dem Concile vorgelesen wurde. Benedikt wollte von dem Constanzer Concil nichts wissen, denn er hatte sie alle excommunicirt. Um die Einheit in der Kirche herzustellen, müsse, wie er behauptete, ein neues Concil berufen werden in einem Orte seiner Herrschaft, und die Erwählung eines neuen Papstes von ihm abhangen. Denn, — hatte er hinzugefügt, — nicht zu Constanz zu Peniscola befindet sich die Kirche. Sie sagen, ich sei ein Schismatiker, und ich verhindere die Einigkeit, weil ich ihnen die Kirche nicht in ihre Hände liefern will. Aber ich werde mich wohl hüten, es zu thun. Ohne diese Leute zu Constanz wäre die Kirche schon einig, und weil sie die Einigkeit verhindern, so sind sie selber Schismatiker und Ketzer, nicht aber ich. — Nach einigen Tagen hatte er ihnen eine lange Acte zustellen lassen, die im Wesentlichen dasselbe sagte, und diese sollte am folgenden Tage, den 8. März, berathen werden.

Früh Morgens läutete wieder die große Glocke, welche zur Session rief. Auf heute war Benedikt vorgeladen. Es wurde von den Promotoren berichtet, was in Bezug auf ihn geschehen sei, und da die Zeit verflossen war, und er nicht erschienen sei, so trugen sie darauf an, ihn in Contumaz zu verdammen. Der Regel gemäß, deputirte das Concil zwei Cardinäle, zwei Bischöfe, zwei Protonotarien, viele Notarien und Schreiber, um Benedikt XIII. oder Jemanden von seiner Seite in gewohnter Form dreimal an den Thüren der großen Kirche vorzuladen oder zu heischen, und als dies geschehen, wurde das Ganze registrirt, so daß die Formalitäten den noch übrigen Theil der Sitzung ausfüllten.

Es war in einer dieser Sitzungen, wo dem lateinisch redenden Kaiser es begegnete, das Wort Schisma als ein Masculinum zu gebrauchen. Man sah sich lächelnd an, und der Kardinal Placentinus verbesserte den Kaiser mit der Aeußerung, Priscian gebrauche das Wort als ein Neutrum. Rasch erwiederte Siegmund: Placentine, Placentine, obschon du Jedem gefällst, gefällst du uns doch nicht, denn der Priscian steht bei dir in größerem Ansehen, als wir. Das Scherzwort des Kaisers erregte ein allgemeines Gelächter, das ihn jetzt weniger traf, als seinen Corrector [1]).

[1]) Cuspinians Kaiserchronik Th. II. S. 88. Unbegreiflich ist es, wie so

Den 10. März war wieder eine große Session. Die beiden Benediktiner waren von Peniscola zurückgekehrt, und legten Rechenschaft von ihrer Sendung ab. Benedicts Bannbullen wurden für Null und nichtig erklärt.

Es folgten nun rasch die Heiligenfeste S. Gregor, S. Christoph, S. Gertraud und S. Joseph auf einander. Am letzteren Tage, den 19. März, versammelten sich die Benediktiner oder schwarzen Mönche zu einem Kapitel in Petershausen. Das Concil, eine Reformation der Kirche beabsichtigend, glaubte dabei die Mönchsorden nicht vernachlässigen zu dürfen, die zum Theil in großer Unordnung lebten, und hatte darum den Benediktinern aufgegeben, sich in einem Provinzialkapitel über ihre eigene Verbesserung zu berathen. Sie versammelten sich in Petershausen, nahe vor der Brücke von Constanz; 36 Aebte, 22 Prioren und 373 Mönche zogen in einer Procession andächtig bis zu den Augustinern, und eben so wieder zurück. Dann begann die Berathung, die vorzugsweise mönchische Gebräuche betraf. Wir beschränken uns, nur einer Festsetzung zu erwähnen, kraft welcher künftig jedes Kloster und jede Abtei dieses Ordens von Aebten visitirt werden soll, welche dem nächsten Provinzialkapitel darüber Bericht erstatten, aber keiner dieser Aebte soll mehr als zwölf Pferde mit sich führen dürfen. Man sieht hieraus, daß es eben nicht darauf abgesehen war, den Pomp der Prälaten zu beschränken, ungeachtet dies am nöthigsten gewesen wäre. Statt dessen stritt man sich über kleinliche Gebräuche und deren Wiederherstellung, die für das Ganze von keiner Bedeutung waren [1]).

Am 21. war der Sonntag Laetare, und zugleich das Fest des heil. Benedikt, das die Benediktiner sehr festlich begingen. Vier Tage später fiel das Fest Mariä Verkündigung, das mit großem Pompe gefeiert wurde, und am 28. März war schwarzer Sonntag.

Den Tag darauf gab es wieder etwas Neues zu schauen. Die Gesandten des Königs von Castilien langten an, zwei Bi-

---

viele Geschichtschreiber diese Anekdote entstellen, und dem, — wie man auch über ihn denken mag, — doch jedenfalls geistvollen Kaiser die Absurdität aufbürden können, er habe befehlen wollen, Schisma künftig als Masculinum zu gebrauchen! Und das thun sogar solche, welche den Cuspinian citiren, der die Sache erzählt, wie sie oben fast mit seinen Worten wiedergegeben ist!

[1]) Ulrich v. Reichenthaler S. 28. b. Lenfant p. 444.

ſchöfe, zwei Edelleute, vier Doctoren mit etwa fünfhundert Pferden. Vor ihnen her gingen acht und zwanzig Maulthiere mit Wattſäcken, die die Stelle der Betten vertraten. Bei ihrem Einzuge läuteten alle Glocken [1]).

Am letzten März und am 1. April wurden wieder Seſſionen gehalten, und in letzterer wurde Benedikt XIII. nochmals in gleicher Weiſe, wie am 8. März, an den Kirchthüren vorgeladen, mit den Worten: Peter de Luna, in ſeiner Obedienz Benedikt XIII. genannt, iſt er hier, oder Jemand von ſeiner Seite, um vor dem Concile ſich wegen des angeſchuldigten Schisma und der Ketzerei zu verantworten? — Als die damit Beauftragten angezeigt hatten, daß Niemand da ſei, wurden ſiebenzehn Commiſſarien ernannt mit voller Macht, den Proceß gegen ihn zu führen. Am 3. April war eine allgemeine Congegration in der Cathedralkirche, in welcher die kaſtiliſchen Geſandten Audienz erhielten.

Der folgende Tag war der Palmſonntag. Die Geiſtlichkeit beging ihn mit großen Proceſſionen und anderen frommen Gebräuchen. Es war ein ſo ungeheurer Zulauf von Menſchen, daß es nicht mehr möglich war, Ordnung zu erhalten. Man ſah ſich deshalb genöthigt, die Nationen in die verſchiedenen Kirchen zu vertheilen. Italiener und Spanier erhielten das Münſter, die Franzoſen das Dominikanerkloſter, die Deutſchen und Engländer die Kirche St. Stephan. Heute hatte das Concilium Briefe an die Kirchthüren ſchlagen laſſen, durch welche Peter de Luna als abgeſetzt erklärt, und über alle der Bann verhängt wurde, die ihm ferner anhingen. Auch Siegmund hatte Briefe anſchlagen laſſen, in welchen Herzog Friedrichs Verurtheilung erzählt, und allen denen, welche Lehen oder Pfandſchaft von Oeſterreich beſaßen, geboten wurde, daß ſie dem Kaiſer bis nächſten Walpurgis huldigten, und ihre Lehne ꝛc. von ihm nähmen [1]). Der Kaiſer war geſtern Abend nach Radolfszell gegangen, um dort die große Woche zu verleben. Am Montag wurde mit den Caſtiliern verhandelt.

Die heilige Woche verging vorzugsweiſe in der Beſchäftigung mit kirchlichen Feierlichkeiten. Am dritten Oſterfeiertage, den 13. April, kam Siegmund wieder nach Conſtanz. Heute war wieder

---

[1]) Ulrich v. Reichenthaler S. 29

[2]) Windeck, Geſch. Siegmunds in Menken Script. rer. german. T. I. p. 1105.

eine Einholung. Drei Herzoge von Baiern, Heinrich, Wilhelm und Ernſt zogen in Conſtanz ein, und viele Herren waren ihnen entgegen geritten. Prächtiger aber war am 15. der Einzug des Markgrafen Friedrichs von Meißen und Landgrafen von Thüringen, wegen ſeiner Tapferkeit der Streitbare genannt. Der Kaiſer wünſchte ihn auszuzeichnen, und ritt ihm mit den Kurfürſten von Sachſen und der Pfalz, mit Markgraf Friedrich von Brandenburg, den Herzogen von Baiern, Herzog Ludwig von Brieg und einer großen Zahl vornehmer Herren entgegen. Markgraf Friedrich von Meißen kam im Gefolge von dreizehn Grafen ſeiner Länder mit mehr als fünfhundert Pferden. Vor ihnen gingen ein und zwanzig Wagen mit Zeug und Reiſebedürfniſſen, und acht und zwanzig Pferde mit Wollſäcken. Alle Roſſe ſeines Zuges waren mit ganzem Zeuge verſehen. Dieſer Einzug galt als der ſchönſte während des ganzen Concils, und gewährte der Schauluſt eine große Augenweide. Uebrigens zog der Markgraf nach Kreuzlingen ins Kloſter [1]).

Daß unſeren märkiſchen Landsleuten bei ſo vieler zum Theil nie geſehenen Abwechſelung die Zeit nicht lang geworden ſein wird, läßt ſich vermuthen; allein der Moment rückte heran, wo ſie insbeſondere noch eine Rolle zu ſpielen hatten. Markgraf Friedrich von Brandenburg ſollte inveſtirt werden.

---

[1]) Ulrich v. Reichenthaler S. 29.

Vierzehntes Kapitel.

Früh am Morgen des 18. Aprils, dem Sonntage nach Oſtern oder Quaſimodogeniti ritten die Poſaunen und Zinkenbläſer durch die ganze Stadt, gefolgt von dem märkiſchen und fränkiſchen Adel des Kurfürſten, denen die deutſchen Fürſten ihre Lehnsleute hinzugefügt hatten, ſo daß der Zug gar mächtig und bedeutend ausſah. Es galt, die Stadt auf etwas Großes vorzubereiten, ſie in eine feſtliche Stimmung zu ſetzen, und zugleich darzulegen, daß man bereits in derſelben ſei. Jeder aus dem Adel hatte eine Fahne in der Hand, beſtehend aus einem drei Fuß langen runden Staabe, der ſich wie eine Lanze endigte, und an welchem ein in eine lange Spitze ausgehendes Stück rothen Tuchs flatterte. Dieſe Farbe galt als etwas Köſtliches und Feſtliches [1]). Die Flaggen hatten nur die Größe, wie an den Lanzen unſerer Uhlanen. Alle dieſe Reiter waren unbewaffnet und in feſtlichen Kleidern ohne Harniſch und Helm, übrigens ſehr verſchieden gekleidet, theils im Wamms, theils im Mantel, die Mützen und Barette zum Theil mit Federn geſchmückt, die Pferde ſtattlich aufgezäumt. Ihnen folgten in herrlicher und prächtiger Rüſtung Wichart von Rochow, der die Fahne der Kurmark Brandenburg trug, und ein fränkiſcher Ritter mit einer Fahne, auf welcher das Wappen der Hohenzollern zu ſehen war, deſſen ſich Friedrich als Burggraf von Nürnberg bediente [2]). Henning von Stechow ritt im Zuge bei den Brandenburgern.

Nachdem der Zug die Stadt durchritten hatte, verſammelten ſich die ſämmtlichen Fürſten, um den Markgrafen abzuholen, vor ſeiner Wohnung auf dem Fiſchmarkte in dem Hauſe des Heinrich von Tettikon. Hierher wurden auch eine Menge kleiner Fahnen gebracht, mit den kurfürſtlichen Inſignien und Länderwappen. Friedrich war prächtig gekleidet, in der Form eines Letzgners,

[1]) Ulrich v. Reichenthaler hat S. 11. b. u. f. einen Theil des Zuges und des Ceremoniels abgebildet.

[2]) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 82.

im kurfürstlichen Habite. Er begab sich hinab zur harrenden Menge, die ihn mit einem Freudengeschrei empfing. Nun bestieg er sein prächtig gesatteltes Pferd, zu beiden Seiten ritten Wichart von Rochow und der fränkische Ritter, mit der brandenburgischen und hohenzollerschen Fahne. Eine unermeßliche Menge von Menschen hatte sich versammelt, und alle Straßen, durch welche der Zug sich hinbewegen sollte, gedrängt angefüllt, alle Fenster waren besetzt, selbst die Dächer hatte man abgedeckt, um Platz zu finden, und bis oben hinauf schauete Kopf über Kopf hinab in das Gewühl der Gassen. So dicht war das Gedränge, so groß das Gefolge des reitenden Adels, daß es nicht möglich war, sich zu ordnen. Alle Plätze waren zu klein, alle Straßen zu eng. Ueber hunderttausend Menschen waren zugegen, um zuzusehen. Es ging durch das kleine Gäßchen, durch die Mörderstraße und die neue Gasse nach der St. Pauls Gasse und so auf den obern Markt.

Hier war an dem hohen Hause, genannt znm Hasen, eine große Bühne aufgerichtet, auf welcher vierzig Menschen bequem stehen konnten. Eine lange breite Treppe bildete den Zugang. Sie war mit Teppichen belegt, und die Mauern und Wände schmückten goldene Teppiche. In der Mitte der Bühne erhoben sich einige Stufen, und auf diesen stand der kaiserliche Thron. Es war ein hoher Armsessel, dessen Seitentheile aus zwei vergoldeten Greifen bestanden, die mit Fuß und Kopf sich auf den Boden stemmten, deren Kämme die vorderen Kanten, und deren Flügel die Arme des Sessels bildeten [1]). Er wurde mit einem goldenen Kissen belegt, von welchem eine goldene Decke vorn und hinten herab hing, seine Lehne war mit hochblauem Sammet überzogen, und mit einer Goldborte umgeben, an welcher goldene Franzen hingen. Ueber ihn erhob sich ein Baldachin, der aus goldenen Stücken zusammen gesetzt war. In den Ecken der Bühne standen burggräfliche Trompeter, unfern des Throns kaiserliche Trompeter, die Trompeten mit den zugehörigen Wappentüchern behangen. Neben dem Throne standen zwei niedrigere Stühle zu beiden Seiten, auf deren jedem vier Personen sitzen konnten.

Sobald der Zug unter dem Schalle der Posaunen und Zin-

---

1) Ulrich v. Reichenthalers Abbildung S. 31. b.

ken angekommen war, machte er Halt. Der Obermarkt war kaum für die Stände des Reichs geräumig genug, deshalb mußte der übrige Adel in den benachbarten Gassen halten bleiben, wo er von der eigentlichen Belehnungsceremonie wenig oder auch nichts sehen konnte. Als der Zug Halt gemacht hatte, fingen die Trompeter auf der Bühne an, eine Bewillkommnungs Fanfare zu blasen. Jetzt trat der Kaiser durch einen gemachten Gang aus dem Hause auf die Bühne, und ließ sich auf den kaiserlichen Thron nieder. Er war wie ein Evangelier gekleidet, das heißt, mit der rothen Dalmatika angethan, einem Kleidungsstücke, das den Diakonen der römischen Kirche eigenthümlich ist, und das Kaiser und Könige bei feierlichen Gelegenheiten und großen Ceremonien zu tragen pflegten. Die kaiserliche Krone schmückte sein Haupt, und das Zepter hielt er in der Hand. Mit dem Kaiser waren zwei Kardinäle und drei Bischöfe gekommen, die eigentlich bei der Ceremonie nichts zu thun hatten, aber durch ihre Gegenwart der Ceremonie Würde geben sollten. Sie konnten ihres Ranges wegen auf einen Ehrenplatz rechnen. Der Kaiser ließ die Kardinäle sich zu seinen beiden Seiten auf die Sessel setzen, und die Bischöfe neben sie. Ihnen folgte der kaiserliche oberste Kanzler, der den kaiserlichen Bestätigungsbrief vorlesen sollte, den er in Händen trug, und von welchem zwei Siegel herabhingen. Er stellte sich hinter den einen Sessel.

Nunmehr rückte der Zug der Bühne etwas näher, und alle Ritter neigten ihre Banner vor dem Kaiser. So wie er hielt, stieg Friedrich mit den bei der Ceremonie nöthigen Personen vom Pferde, und begleitet von Wichart von Rochow und dem fränkischen Ritter, welche die Banner trugen, ging er die Treppe hinauf. Die überaus prächtige Rüstung dieser Ritter und ihre schönen Gestalten erregten allgemeine Bewunderung. Sie wurden begleitet von Ludwig, Kurfürsten von der Pfalz, der als höchster Pfalzgraf des Reichs mit dem Kurrock bekleidet war, und den goldenen Reichsapfel in Händen trug, und Kurfürst Rudolph von Sachsen, der als höchster Pfalzgraf in Sachsen und Erzmarschall gleichfalls im kurfürstlichen Kleide erschien, und das prächtige Reichsschwerdt trug. Er stellte sich hinter den Kardinal zur rechten Seite, zwischen den Kaiser und den obersten Kanzler, Kurfürst Ludwig aber trat auf die linke Seite hinter den anderen Sessel, und stellte sich so, daß man den Reichsapfel deutlich se-

hen konnte. Mit Friedrich zugleich stiegen noch eine Anzahl Fürsten, Grafen und hohe Geistliche auf die Bühne, und ordneten sich zu beiden Seiten des Throns und den dort schon vorhandenen Großen, wie ihre nachbenannten Namen angeben. Friedrich war unterdessen, bis diese Anordnungen getroffen waren, zwischen seinen beiden Begleitern und den Bannern am Eingange zur Bühne stehen geblieben. Jetzt fiel er mit ihnen auf die Knie, worauf der Kaiser sich gegen sie verneigte, dann erhoben sie sich, traten einige Schritte vor, und wiederholten die Kniebeugung, wie der Kaiser seinen Dank. Nun näherten sie sich dem Throne, und als sie davor standen, ließen sie sich zum dritten Male auf die Knie nieder, doch so, daß die beiden Ritter mit ihren Fahnen hinter Friedrich knieeten. In dieser Stellung redete Friedrich den Kaiser in einer wohlgesetzten Rede an, dankte für die ihm ertheilte Kur der Mark Brandenburg und die Erzkämmerer-Würde, und bat ihn zugleich um gnädige Belehnung. In der Nähe herrschte die tiefste Stille, weil Jeder bemüht war, die Rede zu vernehmen, aber in größerer Entfernung rauschte ringsum die Bewegung der Neugier und das leise verhallende und doch nicht endende Gemurmel der Menge, denn dort, von der Bühne durch einen Zwischenraum und die Pferde der hohen Begleitung Friedrichs getrennt, hatte man bereits darauf verzichtet, etwas zu verstehen. Als Friedrich geendigt hatte, antwortete der Kaiser sehr verbindlich, und bezeugte ihm sein gnädiges Wohlgefallen. Als dies der oberste Kanzler vernommen, entfaltete er die Urkunde, und las sie laut und deutlich vor, folgenden Inhalts:

Wir Siegmund von Gottes Gnaden, römischer König, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, und zu Ungarn, Dalmatien und Croatien ꝛc. König, bekennen und thun kund mit diesem Briefe allen und jeden, die ihn sehen oder lesen hören. Da wir seit der Zeit, wo wir zum römischen Könige erwählt wurden, allezeit erwogen haben, daß es uns und dem heiligen römischen Reiche unbequem sein würde, wenn die Zahl der sieben Kurfürsten, welche des Reiches vornehmste Glieder und dessen feste Stützen sind, unvollständig bleiben sollte, und weil wir den hochgebornen Friedrich, Markgrafen von Brandenburg, des heil. römischen Reichs Erzkämmerer und Burggrafen zu Nürnberg, unseren lieben Oheim und Kurfürsten in allen Sachen so redlich,

feſt, bieder, vernünftig und getreu allezeit erkannt und befunden, auch ſolche gute ganze und unzweifelhafte Zuverſicht zu ihm haben, daß wir zu Gott hoffen und vertrauen, er ſei des betreffenden Kurfürſtenthums der Mark zu Brandenburg, ſeiner Kur und Zubehör wohl würdig, und möge ſie auch redlich, vernünftig und rechtlich ausrichten, verweſen, und um uns und das Reich verdienen.

Darum, und um die vorige Zahl der Kurfürſten wieder zu erfüllen, und angeſehen des heil. röm. Reichs (deſſen gewöhnlichen Hof wir jetzt in der Stadt zu Conſtanz bei dem heiligen Concilio halten, das daſelbſt in Einigkeit des heiligen Geiſtes verſammelt iſt), Ehre, Nutzen und Beſtes, und auch des jetzt gemeldeten Friedrichs Redlichkeit, Feſtigkeit, Biederkeit und Vernunft, beſonders aber ſeine willigen, unverdroſſenen, nützlichen und getreuen Dienſte, die er uns und dem Reiche lange Zeit gethan hat, täglich thut, und künftig thun ſoll und mag, haben wir, als wir in unſerer königlichen Majeſtät zu Conſtanz ſaßen, mit wohlbedachtem Muthe, gutem und einhelligem Rathe der nachbenannten, unſer und des Reiches Kurfürſten, geiſtlicher und weltlicher Fürſten, Grafen, Edeln und Getreuen den vorgedachten Friedrich zu dem erwähnten Kurfürſtenthum auserkohren, ihn auch dazu gefordert und berufen, und alſo ihm das Kurfürſtenthum, die Mark zu Brandenburg mit der dazu gehörenden Kur, und ſonſt mit allen und jeden Herrlichkeiten, Würden, Ehren ꝛc. ꝛc., wie ſie auch heißen mögen, nichts ausgenommen, wie denn das von uns dem Reiche zu Lehn rühret, heute gnädiglich verliehen im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und in beſter Form, wie ſich das gebühret, was wir ihm daran von Gnaden und Rechtswegen verleihen ſollen, daß künftig er und ſeine Erben dieſelbe zu Lehn haben, halten, und beſitzen ſollen, von männiglich ungehindert, wie es der Kurfürſten, und der vorgedachten Mark Lehn, Rechte und Herkommen erfordern. Auch hat uns der vorgedachte Friedrich die gewöhnlichen Gelübde und Eide darauf gethan, uns und dem Reiche getreu, gehorſam und gewärtig zu ſein, und uns zu thun und zu dienen, wie ein getreuer Kurfürſt des Reichs ſeinem rechten Herrn dem römiſchen Könige und künftigen Kaiſer pflichtig zu thun iſt, ohne alle Gefährde. Dieſer vorgeſchriebenen Sachen ſind Zeugen, und haben uns auch, es zu thun gerathen, die Ehrwürdigen: Johannes, Erzbiſchof zu Riga, Georg zu

Paſſau, Rabanus zu Speier, Albrecht zu Regensburg, Nikolaus zu Merſeburg, und Johann zu Lebus, Biſchöfe, Johann, erwählter zu Brandenburg, und die Hochgebornen: Rudolph, Herzog zu Sachſen und Lüneburg, Ernſt und Wilhelm, Gebrüder, und Heinrich, alle drei Pfalzgrafen bei Rhein, und Herzoge in Baiern, und Friedrich, Markgraf von Meißen und Landgraf in Thüringen, unſere lieben Oheime und Fürſten, die Edlen Ludwig, Graf zu Oettingen, Graf Günther von Schwarzburg, Herr zu Ranis, Eberhard, Graf zu Nellenburg, Graf Conrad von Freiburg, Herr zu Wiltheim und Neuenburg, Graf Hans von Lupffen, Landgraf zu Stühlingen ꝛc., Albrecht von Hohenlohe, Albrecht, Schenk von Landsberg, Herr zu Sydow, Haupt von Pappenheim, unſer und des Reiches Erbmarſchall, und viele Andere, unſere und des Reiches Edele und Getreue, mit Urkund dieſes Briefes, verſiegelt mit unſerer Königlichen Majeſtät Inſiegel. Gegeben zu Conſtanz nach Chriſti Geb. 1417 am 18. Tage des Monats April, unſerer Reiche, des Ungariſchen im 31., des Römiſchen im 7. Jahre [1]).

Die wichtige und bedeutungsvolle Urkunde war verleſen, ein tiefes Schweigen folgte, als ob Jeder im Stillen dunkel ahnete, welch einen mächtigen und großen Einfluß ſie auf das künftige Geſchick Deutſchlands und Europens haben würde. Es war die Geburtsſtunde des preußiſchen Staates, und ein morgenröthlicher leuchtender Schimmer von der kommenden hohen Glorie deſſelben fiel inhaltsſchwer und bedeutſam in die Seele aller, welche der erhabenen Feierlichkeit beiwohnten. Nun war nicht mehr die Rede von einem Zurückkaufe der Mark; ſtillſchweigend war dieſe Bedingung weggelaſſen, ganz und unbedingt wurde das Land dem neuen Kurfürſten übergeben, ungehemmt durch Rückſichten auf einen ungewiſſen Beſitz konnte er ſich dem Wohle des Landes widmen. Die Größe des erhabenen Augenblicks hatte auch Siegmunden ergriffen. Mit bewegter Stimme ſprach er: Herr Kurfürſt des heiligen Reiches, wollt ihr das Vorgeleſene beſchwören? — Friedrich antwortete laut und feſt. Mächtiger König, gern! —

Jetzt las der oberſte Kanzler den Lehnseid vor, welchen

---

1) Die Urkunde deutſch in Oetrichs Beiträgen S. 104., lateiniſch in Buchholz brandenb. Geſch. Th. V. 182.

Friedrich nachſprach, wobei er die Hand auf das Evangelium legte, das der Kaiſer vor ſich zu liegen hatte. Als es geſchehen, winkte der Kaiſer Wichart von Rochow zu ſich, nahm ihm das Banner Brandenburgs mit dem rothen Adler aus der Hand, und übergab es dem Kurfürſten, der es eine kurze Zeit in der Hand behielt, und es dann Wichart von Rochow wieder übergab. Dann überreichte der Pfalzgraf dem Kaiſer den goldenen Reichsapfel; Siegmund übergab ihn dem Kurfürſten, der ihn eine Zeitlang hielt, und zurückgab. Darauf winkte der Kaiſer den fränkiſchen Ritter zu ſich, nahm ihm das Banner, deſſen Fahne in vier Felder, weiß und ſchwarz wechſelnd, getheilt war [1]), und überreichte es Friedrich, der damit, wie mit dem erſten verfuhr. Zuletzt reichte ihm der Kurfürſt von Sachſen das Kurſchwerdt, welches der Kaiſer, beim Griffe gefaßt, aufrecht vor ſich hielt, und deſſen Klinge Friedrich mit der Hand umfaßte [2]), wonach es der Kurfürſt von Sachſen zurück erhielt. —

Die ſymboliſchen Handlungen der Inveſtitur waren beendigt. Jede einzelne derſelben war durch Trompeten-Geſchmetter dem Volke angezeigt, das dadurch zur Aufmerkſamkeit aufgefordert wurde, jede war von ihm begleitet. Jetzt trat wieder tiefe Stille ein, und Kurfürſt Friedrich ſchickte ſich an, zu ſprechen. Ringsum lauſchte jedes Ohr, ſo weit man nur hoffen durfte, etwas von ſeiner Stimme zu vernehmen.

In einer wohlgeſetzten Rede ſchilderte er die großen Verdienſte des Kaiſers um die Chriſtenheit und das Reich, und hob dieſe ſehr glänzend hervor. Es war ein reichhaltiges Thema, denn Siegmund hatte in der That für Beides viel gethan, und zugleich gab es Gelegenheit, des noch beſtehenden Concils und deſſen Bemühungen für die Einheit der Kirche zu gedenken. Daran ſchloß er ſeinen Dank, für die ſo eben ſtatt gefundene Belehnung. Seine Rede war mit großem Beifalle angehört worden.

Als ſie beendigt war, erhob ſich der Kaiſer von ſeinem Throne. Sofort traten die beiden Kurfürſten und höchſten Pfalzgrafen des Reichs ihm vor, nahmen Friedrich in die Mitte, und

---

[1]) Ulrich v. Reichenthal hat ſie S. 32. abgebildet, das Schwarz iſt jedoch nicht durch Kreuzſtriche bezeichnet, die man damals nicht in Holzſchnitten machen konnte.

[2]) A. a. O.

geleiteten den Kaiser in seine Pfalz. So wie sich der Kaiser erhoben hatte, ließen sich sämmtliche Posauner, Trompeter und Zinkenbläser tapfer hören, „und war bei funfzehn Widerstreits" versichert Ulrich von Reichenthaler [1]), was wohl nichts anders heißen soll, als: es wurde funfzehnstimmig geblasen. Auf dem Markte und in St. Paulsgassen hatten an die zweitausend Pferde gehalten. Jetzt verfügte sich der Adel nach Hause, die von Friedrich zu einem von ihm veranstalteten Mahle Eingeladenen ritten aber nach den Rathstuben auf das Rathhaus [2]). Der Kaiser und alle anwesende Kurfürsten erschienen dabei, so wie alle in dem kaiserlichen Lehnbriefe genannte Personen, desgleichen Friedrichs märkische und fränkische Begleitung, so weit sie edlen Geschlechtern angehörte. Die Kardinäle waren nicht gekommen, weil sie nicht unter den Kurfürsten rangiren mochten, und diese sie nicht über sich sitzen lassen wollten. Es waren 23 Fürsten, viele Erzbischöfe und Bischöfe und 36 Grafen bei Tafel anwesend. Daß es hierbei hoch und glänzend herging, bedarf nicht erst der Versicherung [3]).

Friedrich hatte dem Kaiser gleich nach seiner Ankunft in Constanz Nachricht von seinem Kriege mit Magdeburg gegeben, und darüber Beschwerde geführt, daß der Erzbischof Günther seine Lande verheeren lasse, und sich dazu der geächteten Quitzows bediene. Er war heftig erzürnt über den Erzbischof, und Siegmund konnte voraussehen, daß der Krieg noch lange dauern würde, wenn nicht irgend eine Mittelsperson zwischen die erhitzten Gemüther träte. Um eine solche Vermittelung einzuleiten, schrieb er an den Erzbischof Günther, und lud ihn ein, nach Constanz zu kommen. Dieser antwortete schriftlich, und bat, ihn zu entschuldigen, wenn er nicht persönlich käme. Er könne bei den bestehenden Kriegsunruhen sein Land nicht verlassen, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, noch mehr an Land und Leuten zu verlieren, als er schon verloren habe. Doch würde er vier Gesandte nach Constanz senden, um in seinem Namen dort zu handeln [4]).

---

[1]) A. a. O. S. 29. b.

[2]) A. a. O.

[3]) Ulrich v. Reichenthaler S. 29. f. und die Abbild. — Gundling, Leben Friedrichs I. S. 81—91. — Wadzeck und Wippel, Gesch. der Erbhuldigungen S. 13. f.

[4]) Rathmann, Gesch. von Magdeburg Th. III. S. 43.

Dieſe kamen gleich nach Friedrichs Belehnung in Conſtanz an; es waren der Domdechant Johann Redeckin, der Magiſter Johann Kieritz, Ludolph von Warberge und der uns ſchon von früher her bekannte Heiſe von Steinfurth [1]). Sie führten bei dem Kaiſer bittere Klage über die Mark, beſonders über die Wegnahme von Sandau, welches Gans von Putlitz noch immer inne hatte. Die Geſandtſchaft war dazu nicht übel gewählt, denn Heiſe von Steinfurth, der die Märker von je an nicht leiden konnte, und MarkgrafFriedrich perſönlich haßte, betrieb die Sache, wie eine eigene Herzensangelegenheit. Nach vielen Verhandlungen wurde endlich beſtimmt, daß Gans von Putlitz Sandau wieder dem Erzbiſchofe übergeben ſollte, und Herzog Albrecht von Sachſen, der von Conſtanz in ſein Land zurückkehren wollte, wurde beauftragt, des Kaiſers und des Markgrafen Willen dem Putlitz wie dem Erzbiſchofe kund zu thun, und die Sache auszugleichen. Es geſchah dies auch ohne weitere Schwierigkeit, und Ruprecht von Schierſtädt wurde von Günther zum Hauptmann von Sandau berufen [2]).

Schwieriger waren die anderen Beſchwerden zu beſeitigen, und nachdem viel hin und her geredet war, ergab ſich für den unbefangenen Beobachter, daß kaum ein anderer Weg zur Sühne und Ausgleichung führen dürfte, als eine Entſcheidung durch Schiedsrichter. Dies wurde endlich von beiden Partheien anerkannt, und am 29. Mai wurde folgende Teidigung (Feſtſetzung) zu Papiere gebracht.

Zwiſchen dem Ehrwürdigſten in Gott Vater, Herrn Günther, Erzbiſchof zu Magdeburg auf einer, und dem hochgebornen Fürſten Herrn Friedrich, Markgrafen zu Brandenburg auf der anderen Seite, iſt wegen aller Schelung, Zuſpruch und Zwietracht, die ſich zwiſchen ihnen in der Zeit erhoben, als ſie mit einander in Einigungen und Bündniſſen geweſen ſind, folgendes beredet und beteidingt worden. Der hochgeborne Fürſt, Herr Rudolph zu Sachſen, Herzog ꝛc., und der wohlgeborne Graf Henning zu Schwarzburg, Herr zu Arnſtädt und Sondershauſen, des obengenannten Erzbiſchofs Bruder, ſollen, ſobald der Markgraf Friedrich in die Mark zurück gekehrt ſein wird, in den

---

[1]) Magdeburger Chronik S. 39.
[2]) Ebendaſelbſt.

nächsten zwei Monden darauf, die obgedachten Herren, ihrer Zwietracht und Schelung wegen, auf einen Tag nach Zerbst bescheiden, und von letzteren volle Macht haben, zu versuchen, ob sie dieselben Herren in Freundschaft vergleichen können. Sollte ihnen das nicht gelingen, so sollen sie bevollmächtigt sein, über alle streitigen Punkte, nachdem sie beide Partheien gehört haben, Recht zu sprechen, Hand und Hals ausgenommen, so daß der Schade mit dem Eide oder durch Ersatz gekehrt werde. Würden aber die obgedachten zwei Schiedsmänner und Aussprecher selber in ihren Ansichten zwieträchtig, so hat der ꝛc. Herr Siegmund, römischer König, den Edlen Schenk Albrecht von Sydow, seinen Rath (Dietrichs Schwiegervater) als einen Obermann dazu ernannt, und was derselbe Schenk Albrecht dann scheiden und sprechen wird mit dem Rechte, das soll von beiden Partheien vollführt und gehalten werden, und was die Schiedsrichter und der Obermann zwischen dem Erzbischofe und dem Markgrafen sprechen werden, das sollen sie volle Macht haben zu versichern, daß das von beiden Herrn und den Ihrigen gehalten werde, auch wenn es Land und Leute betrifft. Auch sollen die obgenannten Herren, der Erzbischof und der Markgraf, diejenige Einigung und Verschreibung, welche sie zu Wittenberg 1412, am Tage Kreuzerhöhung, abgeschlossen haben, und die von Zeit zu Zeit verlängert ist, so lange aufrecht erhalten, bis die vorgedachten Sachen in angegebener Weise entschieden sind. Diese Aufrechthaltung und die Mahnung der Bürgen soll anheben drei Wochen nach dem heiligen Pfingsttage, bis zu welcher Zeit dieselben Herren den Ihrigen das verkündigen sollen, um sich danach zu richten (daß wieder Friede eingetreten), nämlich: Es soll weder der obgedachte Herr Erzbischof von Magdeburg, noch die Seinen, irgend Jemanden in seinen Landen hausen, hegen, halten, ihm Zulegung, Hülfe oder Rath geben, der gegen den obgenannten Herrn Markgrafen zu Brandenburg oder wider seine Lande und Leute sein wollte. Dasselbe soll auch der Herr Markgraf von Brandenburg in Bezug auf Magdeburg thun. — Es soll ferner die Zwietracht zwischen dem Herrn Günther, Erzbischof von Magdeburg, und dem von Torgau ruhen bleiben, wie das zu Wittenberg neulichst festgesetzt ist, und wenn sie über die Bürgschaft, die Einer dem Andern lei-

ſten ſoll, nicht Eins werden könnten, ſo ſoll es dem Herrn Rudolphen, Herzog zu Sachſen, und Grafen Henning von Schwarzburg vorbehalten bleiben, wie ſie die Beiden darüber einigen, wenn aber die Schiedsmänner ſelber uneins wären, ſo ſollen ſie einen dritten erwählen, um zu entſcheiden. Daß alle vorbeſchriebenen Sachen von den zween Herren ganz und gar gehalten, und vollführt werden ſollen, ſo hat der Graf Henning v. Schwarzburg für den Herrn Erzbiſchof, ſeinen Bruder, mit dem Edeln Ludolph, Herrn von Werberg, und dem Ehrwürdigen und Ehrſamen Herrn Johann von Rodekin, Dechanten, und Herrn Johann Kyritz, Schulmeiſter und Domherrn des Stifts zu Magdeburg, Heiſen von Steinfurth und Albrecht Harras alle vorgeſchriebenen Sachen zu halten gelobet, und der Herr Markgraf Friedrich hat den wohlgebornen Grafen Günther von Schwarzburg, Herrn zu Ranis, den Edeln Albrecht Schenken von Sydow, und die ſtrengen und veſten Herren Johann von Waldow, Ritter, Hans Falken, Heinrich Löſer und Dunzolt von Kauffungen zu rechten Bürgen geſetzt, und ſolche Bürgen haben auch unverzüglich gelobt bis auf die Zeit, wo die obgenannten Schiedsmänner den beiden Herren Tage beſcheiden und Recht geſprochen haben werden, und zwar in der Weiſe, daß wenn Einer von den zwei Herren, dem Erzbiſchofe und dem Markgrafen, ſolche vorgeſchriebene Punkte und Artikel nicht hielte, alsdann der Andere des Erſteren Bürgen mahnen möchte, und daß dieſe dann dem Herrn, gegen den gefehlt worden wäre, einreiten ſollten, jeglicher Herr mit ſechs Pferden, oder zween ehrbare Manne mit ſechs Pferden an ſeiner Statt, und der anderen Bürgen jeder mit drei Pferden zu Zerbſt in eine offene Herberge, und darin Einlager halten, als Einlagers Recht und Gewohnheit iſt, bis daß alle vorgeſchriebenen Sachen gänzlich vollendet und vollführet worden ſind. Gegeben zu Conſtanz am Samſtage des heiligen Pfingſtabends 1417. — Die Bürgen bekennen am Schluſſe, daß ſie mit allen dieſen Feſtſetzungen einverſtanden ſind [1]). — Die nöthigen Schreiben gingen ſogleich nach Magdeburg und nach der Mark ab.

Friedrich war froh, ſeinem Lande fürs Erſte die Ruhe wieder hergeſtellt zu haben, wenngleich das Ganze mehr ein Waffen-

[1]) v. Raumer Cod. diplom. brandenb. cont. T. I. p. 67—69.

ſtillſtand auf unbeſtimmte Zeit als ein Friede war; aber erſterer mußte jedenfalls nach drei Wochen beginnen, und ſeine Dauer konnte er ſelber ziemlich ſo weit verlängern, als es ihm nützlich ſchien. Ungeſtörter und mit größerer Seelenruhe konnte er ſich nun den Geſchäften des Concils hingeben. Wir aber laſſen ihn jetzt dort, und kehren nach der Mark zurück, um den Faden unſerer Geſchichte da wieder aufzunehmen, wo wir ihn fallen ließen. —

Funfzehntes Kapitel.

Mit dem Ende des vorigen Jahres waren ſowohl Dietrich als Johann von Quitzow nach Magdeburg zurückgekehrt. Die Kälte dieſes Winters war heftig, obſchon dadurch die Verheerungen der Peſt etwas gemäßigt wurdrn. Dennoch hatte ſie viel Elend gebracht, viele Dörfer waren zur Hälfte ausgeſtorben, das Kriegführen wurde äußerſt beſchwerlich, denn man fand nicht ſo viel Lebensmittel, als man bedurfte, das Kriegsvolk litt Mangel, und wurde um ſo eher von der verderblichen Seuche ergriffen. Darum ſchien es am Beſten zu ſein, während des Winters ruhig zu ſitzen, und die Ankunft des Frühlings zu erwarten. Dietrich hatte ſeine Eliſabeth mit den beiden Söhnen nach Magdeburg mitgenommen, und führte hier ein ihm höchſt widerwärtiges, ruhiges und ſtilles Leben. Seine Abhängigkeit von dem Erzbiſchofe Günther, den er nie hatte leiden können, die untergeordnete Rolle, zu der er ſich verdammt ſah, das Leben in der Stadt, das ihm von je an als etwas gar Klägliches erſchienen war, der tief verhaltene Gram über ſeinen Verluſt und ſein Unglück, der trübe Blick in die ungeſicherte Zukunft ſeiner Kinder, — das alles zuſammen genommen, verdüſterte ihm das Leben, und ließ ihn ſelten froh werden. Dazu kam noch die anhaltende und zunehmende Kränklichkeit ſeiner Frau, die mit Mühe ſo viel Kraft errang, zuweilen heiterer und ſtärker zu ſcheinen, als ſie war; ſo wird man es erklärlich finden, wenn er des Lebens Bürde zwar wie ein Mann, aber nichts deſto weniger recht ſchwer trug. Das Unglück ſeines Bruders, das er ſich tief zu Herzen nahm, war nicht geeignet, ihn heiterer in das Leben blicken zu laſſen, obgleich er es ſich zum Troſte anrechnete, mit ihm zuſammen leben zu können. Hennings Lebensweiſe und Sinnesart war ihm weit weniger zuſagend.

Es verging der Winter ſtill und trübe. Im März fielen die Brandenburgiſchen in das magdeburgiſche Land, brannten und plünderten, ohne Widerſtand zu finden, und ſtreiften ſelbſt bis in

die Nähe der Stadt Magdeburg. Günther rüstete sich, um die Feindseligkeiten erwiedern zu lassen. An der Spitze eines streitbaren Heeres zog Johann von Quitzow aus, und sogleich gingen die Brandenburger zurück, oder vielmehr, sie bogen nur seitwärts aus, um sich nach einer anderen Gegend zu wenden. Johann aber zog in die Gegend von Ziesar, und ließ die Zauche die Geißel des Krieges fühlen, bis das Geschrei der unglücklichen Bewohner die Märker zurückrief, und sie zwang, dem Johann von Quitzow die Spitze zu bieten.

Mittlerweile waren die Uneinigkeiten Magdeburgs mit dem Markgrafthum Meißen immer verwickelter geworden, eine gütliche Lösung schien nicht mehr möglich, und zu Anfang des April erklärte Meißen an Magdeburg den Krieg. Er setzte den Erzbischof Günther, der mit der Mark noch hinlänglich zu thun hatte, in einige Verlegenheit. Es war vorauszusehen, daß die Meißner vorzugsweise das Land Jüterbock angreifen würden, und daß dabei die Niederlausitz nicht unbetheiligt bleiben konnte, weil die Meißner nur durch dies Land nach Jüterbock, wie umgekehrt die Magdeburger von da nach Meißen gelangen konnten. Günther schickte daher Dietrich von Quitzow nach Jüterbock, um hier alles in Stand zu setzen, den Meißnern die Spitze zu bieten, und den schon früher durch Dietrich für Magdeburg günstig gestimmten Vogt der Niederlausitz, Hans von Polenz dahin zu bringen, daß er in diesem Kriege nicht gegen Magdeburg sei.

Dietrich unterzog sich diesem Auftrage um so lieber, als er Beschäftigung sehnlichst wünschte, und wohl fühlte, daß ihn das unthätige Leben in Magdeburg immer mehr verstimmte, weil es ihm Zeit ließ, über das Drückende seiner Lage zu grübeln. Dazu aber kam noch, daß er erfuhr, Ritter Otto von Pflug, derselbe, welcher für Sold in Friedrichs Dienst geholfen hatte, sein Schloß Friesack zu nehmen, werde die meißnischen Kriegsvölker befehligen. Rachlust und der Wunsch, seine Kräfte mit denen dieses berühmten Ritters zu messen, machten ihm diesen Krieg zu einer Herzensangelegenheit. Aber freilich erwuchs aus diesem Umstande auch eine eigene Schwierigkeit. Hans von Polenz war bisher mit Otto von Pflug stets in gutem Vernehmen gewesen, ja es bestanden freundschaftliche Verhältnisse zwischen beiden. Berücksichtigte man nun, daß ersterer nicht bloß Vogt der Lausitz, sondern wegen seiner Besitzungen auch meißnischer Vasall

war [1]), ſo ſchien es ſehr wahrſcheinlich, daß er mit Otto Pflug gemeinſchaftliche Sache gegen Magdeburg machen würde, und dann gerieth dieſes in eine mißliche Lage. Es war um dieſe Zeit, wo Günther Siegmunds Einladung erhielt, nach dem Concil zu kommen, und er ſo verdrießlich antwortete.

Dietrich ging nach Jüterbock, und nachdem er hier das Nothwendigſte angeordnet hatte, nach Lübben zu Hans von Polenz. Er fand dieſen ſehr unentſchloſſen wegen ſeines Thuns und Laſſens. Mit dem mächtigen Markgrafen von Meißen zu brechen, und gegen Otto Pflug zu fechten, ſchien ihm ſehr gewagt zu ſein; von der anderen Seite mochte er die Vortheile, welche ihm ſeine heimlich betriebenen Unterhandlungen mit Magdeburg brachten, nicht gern aufgeben, denn er war ſehr verſchuldet [2]), und brauchte Geld. Dietrich wandte mit großem Geſchick alle möglichen Ueberredungs- und Bewegungsgründe an, um ihn zu vermögen, öffentlich und gemeinſchaftlich mit Magdeburg gegen Meißen zu handeln. Vielleicht aber wäre alle ſeine Mühe vergebens geweſen, wenn nicht während dieſer Verhandlungen die Nachricht gekommen wäre, die Meißner ſeien unter Otto Pflugs Anführung in die Niederlauſitz eingefallen, und fegten, — wie der Kunſtausdruck lautete, — darin feindlich. Dies entſchied. Hans von Polenz erboßte ſich über das Verfahren des Otto Pflug, und es wurde Dietrich nun nicht ſchwer, ihn zu vermögen, dem Ritter Otto von Pflug abzuſagen, nicht aber dem Markgrafen von Meißen. Dietrich beſtand nicht auf dem Letzteren, denn der Sache nach war es daſſelbe, weil Hans von Polenz nun mit den Niederlauſitzern doch gegen die meißniſchen Kriegsvölker ziehen mußte.

Beruhigter ging Dietrich nach Jüterbock zurück, und gab dem Erzbiſchofe ſogleich von ſeinen über Erwarten gelungenen Unterhandlungen Nachricht, der darüber nicht wenig erfreut war. Dann rüſtete er ſich, wie Hans von Polenz; denn gemeinſchaftlich wollte man gegen Otto Pflug operiren, der einſtweilen ſeine Völker wieder nach dem Markgrafthume Meißen zurück gezogen hatte, wie es in jener Zeit Sitte war. Der Abſagebrief des Hans von Polenz an Otto Pflug ging zu Ende des Aprils ab.

---

[1]) Neumann, Geſch. d. niederlauſ. Landvögte Th. II. S. 56. 58.
[2]) A. a. O. S. 59.

Gegen die Mitte des Mai fielen die Meißner abermals in die Niederlauſitz ein, und wütheten ärger denn zuvor. Jetzt zogen ihnen Dietrich und Hans von Polenz an der Spitze ihrer Schaaren entgegen. Man mußte auf seiner Hut sein, denn man hatte mit einem geübten und gefürchteten Krieger zu thun. Nach verschiedenen Hin- und Hermärschen und einer versuchten, aber nicht geglückten Ueberrumpelung kam es zwischen beiden Heeren zum Treffen. Dietrich entwickelte dabei seine alte Kraft, aber auch Hans von Polenz focht mit großer Tapferkeit und befehligte mit Umsicht. Das Treffen endigte für die Meißner unglücklich, indem Hans von Polenz, ihren Anführer, seinen früheren Freund Otto Pflug zum Gefangenen machte. Aber mit ihm waren viele andere Meißnische Edle gefangen genommen worden. Die Uebrigen verließen flüchtend die Niederlauſitz [1]).

Trunken von seinem Glücke brachte Hans von Polenz die Gefangenen nach seinem Schlosse Senftenberg. Auch Dietrich betrachtete es als ein neues Lächeln seines Glücks, daß es ihm seinen Feind gefangen in die Hände lieferte. Es erhöhete seinen Kriegsruhm, und sättigte seine Rache. Allein Hans von Polenz gerieth bald in Besorgnisse. Otto Pflug hatte viele Freunde und Anhänger; Markgraf Friedrich von Meißen, der Streitbare, war zwar in Constanz, und ihn brauchte man nicht zu fürchten; von jenen aber durfte man erwarten, daß sie Rache nehmen würden, und für diesen Fall mußte man sich vorsehen.

Hans von Polenz schrieb deshalb eilig an König Wenzel, und meldete ihm, was geschehen, bat aber auch zugleich, der König möge der Oberlauſitz befehlen, daß sie ihm zu Hülfe käme, wenn der Markgraf von Meißen, oder die Meißner überhaupt, ihn wegen dieser That angreifen sollten. In der Oberlauſitz war zu dieser Zeit der uns schon bekannte Hinko Slavatz Birken von der Duba, Landvogt, ein genauer Freund des Hans von Polenz.

König Wenzel ging auf das Gesuch ein, und erließ am 5. Juni den Befehl an den Oberlauſitziſchen Landvogt, die Sechslande und Sechsstädte, daß, wenn der Markgraf von Meißen oder sonst Jemand den strengen Hansen von Polenz angreifen würden, wegen der Gefangenen und Mannen, die er, als sie in seinen Landen fegeten, und wobei namentlich Otto Pflug gewe-

[1]) Neumann a. a. O. Th. II. S. 57.

ſen, ihnen abgefangen habe, ſo ſollten ſie ihm um des Königs willen beiſtändig und behülflich ſein [1]).

Allein die Oberlauſitzer fürchteten ſich ebenfalls vor der Rache der Meißner, und insbeſondere vor der ſpäteren Otto Pflugs und des Markgrafen von Meißen. Sie kamen deshalb nicht, und ſchützten als Grund vor, daß es kein Landeskrieg, ſondern nur eine Fehde des Hans von Polenz ſei, der nicht ihr Landvogt wäre, und ihnen ebenfalls nicht geholfen habe, als der von Kottbus von der Niederlauſitz aus ihnen ſo vielfache Beſchädigungen zugefügt hätte. Ja Hans von Polenz beſchuldigte ſie ſogar, ſie hätten an den Markgrafen geſchrieben, ſie würden ihn nicht hindern, wenn er ſeine Feinde ſuchen wolle [2]), was ſie jedoch beharrlich ableugneten.

Unterdeſſen ſich nun die Meißner rüſteten, um von neuem in die Niederlauſitz einzubrechen, erhielt Dietrich von Quitzow plötzlich von Magdeburg aus den Befehl, ſeine Functionen dem Hauptmann von Jüterbock zu übergeben, und ſchleunigſt nach Magdeburg zu kommen.

So unerwartet ihm dies kam, ſo leiſtete er doch ſogleich Folge, weil er vermuthete, daß der Erzbiſchof ihn wieder gegen die Mark gebrauchen wolle, was ihm lieber war, denn ſeit Otto Pflug gefangen worden, hatte der meißniſche Krieg für ihn weniger Intereſſe als jener. Gleich darauf begab er ſich auf die Reiſe nach Magdeburg.

Hier hatte ſich die Geſtalt der Dinge während Dietrichs Abweſenheit merklich verändert. Herzog Albrecht von Sachſen war von Conſtanz angekommen, hatte die Uebereinkunft des Kurfürſten Friedrich mit dem Erzbiſchofe von daher mitgebracht, und Gans von Putlitz bewogen, Sandau dem Erzbiſchofe wieder zu übergeben. Gleich nach ihm war die Friedensurkunde eingetroffen, kraft welcher am 19. Juni die Waffenruhe eintreten ſollte. Günther gebot daher Johann von Quitzow, wie allen ſeinen Mannen, bis zu dieſem Tage den Krieg fortdauern zu laſſen, mit ihm aber die Feindſeligkeiten einzuſtellen, und nach Magdeburg zurückzukehren. Bisher hatte Johann öftere Streifzüge nach der Zauche unternommen, und war mehremale dazwiſchen

---

[1]) Reumann a. a. O. Worbs Invent. diplom. Lusatiae inferior. p. 227.
[2]) Reumann a. a. O. S. 58.

in Magdeburg gewesen. Auf den Krieg mit Meißen hatten jene Festsetzungen keinen Einfluß.

Dietrich kam am 19. Juni in Magdeburg an, und begab sich sogleich, ehe er noch einmal nach seiner Wohnung ging, zum Erzbischofe. Unterweges hatte er einige Worte von dem Frieden mit der Mark vernommen, die ihm schwer aufs Herz fielen; doch war er nicht in der Stimmung gewesen, noch hatte ihm der Mann wichtig genug geschienen, weitere Nachrichten von ihm einzuziehen. Vor allen Dingen wollte er erst darüber, und über sein künftiges Schicksal Gewißheit haben, ehe er einen von seinen Verwandten und Freunden sehen mochte.

Er kam in der erzbischöflichen Pfalz an, und Günther ließ ihn vor sich kommen. Der Erzbischof stand, völlig geharnischt, mitten im Zimmer, sein blondes Haar fiel in langen dicken Locken über die Schulterblätter der Rüstung.

Dietrich. Ihr habt mir befohlen, ehrwürdiger Herr, zu euch zurück zu kehren, und ich bin eurer weiteren Befehle gewärtig. —

Erzbischof. Recht! Seid mir willkommen. Ihr habt euch brav gehalten und mir gute Dienste gethan. Um so unlieber ist mirs, euch dort nicht länger lassen zu können. Verfluchte Geschichten! Man kann jetzt weit weniger, was man will, als sonst! — Dieser Markgraf Friedrich hat überall seine Kappzäume ausgetheilt.

Dietrich. Ich vermuthe, ihr wollt mich gegen ihn gebrauchen.

Erzbischof. Im Gegentheile, ich habe mit ihm bis auf weitere schiedsrichterliche Verhandlungen Frieden geschlossen.

Dietrich. Also doch!

Erzbischof. Es thut mir euretwegen leid. Ich hätt' euch gern behalten!

Dietrich. Wollt ihr mich denn eures Dienstes entlassen? —

Erzbischof. Muß ich denn nicht? Da, schaut selbst die Urkunde, hier stehts. Es soll weder der obgedachte Erzbischof von Magdeburg, noch die Seinen, irgend Jemanden in seinen Landen hausen, hegen, halten, ihm Zulegung, Hülfe oder Rath geben, der gegen den obgenannten Herrn Markgrafen zu Brandenburg, oder wider seine Lande und Leute sein wollte. Dasselbe soll auch der Herr Markgraf in Bezug auf Magdeburg thun ꝛc

Das geht ganz beſonders auf euch und euern Bruder, ich weiß es von meinen Mannen in Conſtanz, die den Vergleich geſchloſſen haben, und mit heute hebt der Friede an.

Dietrich ſtand vernichtet, und erwiederte keine Sylbe. Düſter ſchauete er auf das unglückliche Papier, das ihn abermals heimathlos machte, und ihn wieder in die Fremde hinauswarf, um die ungewiſſe Fahrt durchs Leben von neuem zu beginnen, ohne daß er noch das Fahrzeug ſah, das ihn aufnehmen würde. Endlich unterbrach er das peinliche Schweigen mit der Frage: So weiſet ihr mich und meinen Bruder alſo fort?

Erzbiſchof. Von meinem Hofe und aus meinem Dienſte, ja. Gott weiß, es thut mir leid. Aber alles, was ich thun kann, iſt, ich will nicht fragen, wo ihr bleibt, und ob ihr mein Land verlaſſen habt. Vielleicht ergiebt ſich künftig die Gelegenheit, euch wieder zu beſchäftigen. Euern noch rückſtändigen Sold werde ich euch in eure Wohnung ſenden. Für eure getreuen und guten Dienſte nehmt noch dieſe goldene Halskette als Geſchenk von mir an, und lebt wohl! Wir ſcheiden nicht im Böſen von einander.

Dietrich verließ in ſchmerzlicher Bewegung das Zimmer und das Gebäude. Alſo abermals ein Verſtoßener, abermals aus der Verbindung mit Menſchen geſetzt! murmelte er vor ſich hin. Verſtoßen! Und von wem? — Von dieſen elenden Menſchen, die ſich noch immer vor mir fürchten, obgleich ſie ſich trefflich gemühet haben, meine Kraft zu brechen. Ach, ich fühle, es iſt ihnen nur zu gut ſchon gelungen! Jeder neue Stoß findet ein wankenderes Gebäude; hat mich doch noch keiner ſo heftig bewegt, als dieſer. — Was iſt es denn nun mehr? Dies Volk will mir den Ekel ſeines Anblicks erſparen, und es thut wohl daran. — Auch dieſer Erzbiſchof, der mir, wie er geſteht, Dank ſchuldig iſt, und ſich viel weiß, mit ſeinem kriegeriſchen Sinne, kriecht zu Kreuze vor dem Markgrafen, giebt mir ein Kettlein, und weiſet mich fort! — Ja! Ketten, allenfalls auch goldene, mit denen beſchenkt ihr die Menſchen gern, und ſeid erfreut, wenn ſie ſich fein geduldig ſie anlegen, und ihr ſie daran herumführen könnt, wie der Lithauer ſeinen Bären, damit ſie tanzen und Kapriolen ſchneiden, und euch die müßigen Stunden vertreiben, aber Gnade Gott dem Bären, wenn er brummt, oder eure Kette läſtig findet! Pfui des verächtlichen Geſchenks! Ich mag keine

Kette, ich bin für keine Kette geboren, auch wenn ſie von Gold iſt. Hinweg mit ihr!

Er riß die Kette gewaltſam vom Halſe herunter, und wollte ſie auf die Erde ſchleudern. Da fühlte er ſeinen Arm gehalten, und eine Stimme ſprach: Grüß dich Gott, aber ſage mir, was iſt dir begegnet, daß du dich ſo auffallend gebehrdeſt?

Es war Johann, der angekommen, zum Erzbiſchofe gehen wollte. Du biſt alſo noch nicht bei ihm geweſen? fragte Dietrich.

Johann. Nein!

Dietrich. So weißt du alſo noch nicht, daß wir verſtoßen ſind?

Johann. Um Gott, alſo doch, wie ich geahnet hatte, wirklich verſtoßen?

Dietrich. Er nennt es in der Sprache des Hofes entlaſſen. Aber wir ſollen ihm nicht zu nahe kommen.

Johann. Und weshalb?

Dietrich. Gehe nur zu ihm, er wird es dir ganz höflich mit allerlei glatten Worten und Achſelzucken ſagen. Vielleicht kriegſt auch du ein Kettlein, wie ich, vielleicht auch nicht. Auf alle Fälle nimm dieſe, ſonſt werfe ich ſie weg.

Johann. Da iſt ſie doch noch beſſer zu gebrauchen. Aber Bruder, du ſcheinſt ſehr aufgeregt zu ſein, wie ich dich lange nicht geſehen. Geh heim zu deiner Eliſabeth, das wird dich beſchwichtigen. Komm, ich geleite dich erſt zu ihr, ehe ich zum Biſchof gehe.

Dietrich. O Gott, was ſoll ich ihr ſagen? — Soll ich ſie betrüben mit der Nachricht, daß wir von Neuem heimathlos ſind? — Gott, Gott! Wie wird ſie ſich entſetzen!

Johann. Ich will ſie vorbereiten, damit der harte Schlag ſie nicht zu gewaltſam treffe. Ueberlaß es mir, und komm! —

In bitterer Gemüthsſtimmung ſchritten ſie durch die Straßen und Gaſſen, bis ſie das Haus erreicht hatten, in welchem Eliſabeth wohnte. Im Vorzimmer kam ihnen eine Aufwärterin mit roth geweinten Augen entgegen, und fragte, wie man einen Fremden fragt, nach ihrem Begehr.

Ich bin Dietrich Quitzow und dies mein Bruder, antwortete Dietrich verwundert über das fremdartige Weſen. Das Frauen-

zimmer erſchrak, und bedeckte ſich das Geſicht mit den flachen Händen.

Dietrich. Was giebts denn, was ſoll das alles heißen?

Frauenzimmer. O Herr, ihr ſeid zur böſen Stunde gekommen, und daß ich es euch ſagen ſoll, betrübt mich ſehr. Frau Eliſabeth — — O Gott, ich kann es euch nicht ſagen!

Dietrich. Rede, ich befehle es! Was iſt vorgegangen?

Frauenzimmer. Ihr wollt es, macht euch darum auf Schlimmes gefaßt. Frau Eliſabeth liegt — im Sterben.

Herr des Himmels und der Erde! ſchrie Dietrich und ſprang entſetzt einen Schritt zurück. Auch Johann war heftig erſchrokken. Da vernahmen ſie, zwar nur ſchwach, Eliſabeths Ruf: Dietrich, Dietrich! Er ſprang zur Thüre hin, die Aufwärterin hielt ihn beim Arm, und flüſterte: Leiſe, leiſe, ſie iſt nicht ganz bei ſich.

Dietrich und Johann traten ein. Da lag Eliſabeth vor ihnen im Bette, in der Hand ein Crucifix. Ein Mönch ſaß zu ihren Füßen, und betete, ihre Söhne ſtanden zu ihren Häupten, einige Frauen zur Bedienung ſtanden entfernter. Agnes von Quitzow ſaß in einem Winkel und weinte. Unverkennbar hatte des Todes Hauch das Angeſicht der kranken Dulderin ſchon angeweht. Noch einmal flammte das Auge auf, als Dietrich ins Zimmer trat. Leiſe flüſterte ſie: Biſt du da, mein Dietrich?

Ich bins, antwortete er mit von Thränen erſtickter Stimme.

Eliſabeth (langſam und leiſe). Gott ſei Dank! Zu guterletzt noch eine Freude! — Hab' Dank, mein Dietrich, für alle deine Liebe. — Sie hat mein Leben verſchönert, und veredelt. — Ach, was war ich für eine glückliche Braut! — Ha, ſiehſt du da das Himmelszelt? — Siehſt du, wie unzählig viele glänzende Sterne daraus hervorleuchten, — immer mehr, und immer neue — ſie entſtehen, aber ſie vergehen nicht, und keiner wird verdunkelt. — Keiner! — Sieh, da drängen ſich prächtige Roſen dazwiſchen hervor, wie wundervoll iſt ihre Farbe, und unvergänglich. — Ja, das iſt der Himmel, von dem ich geträumt, — zu ihm hebt mich die Sehnſucht. — Dort blühen meine Roſen, — dort leuchten meine Sterne! Heilige Jungfrau, geleite mich! —

Ein leiſes Zucken flog über ihr Geſicht, und ſie hörte auf zu athmen.

Dietrich ſtand ſtarr, einer Bildſäule gleich, vor dem Bette

der entſchlafenen Dulderin. Keine Thräne beſchlich ſein Auge, ungeachtet ihn leiſes Schluchzen umgab. Ein ungeheurer Schmerz nagte an ſeiner Seele, und er ſchien nichts davon gewahr zu werden. Der Mönch bekreuzte den Leichnam, er ſah mit offenen Augen nichts davon. Seine Söhne naheten ſich, und warfen ſich ſchluchzend an den kalten Harniſch, der ſeine Bruſt bedeckte. Er wehrte ſie mit den Händen ab, und hielt ſein Auge ſtarr auf Eliſabeths bleiches Geſicht geheftet. Der Mund war ihm krampfhaft geſchloſſen. Endlich wand ſich mühſam ein ſchwerer Seufzer aus ſeiner Bruſt, er legte die Hände vor das Geſicht, und verließ leiſe weinend langſam das Zimmer.

Johann und die Söhne ſchlichen ihm nach, Niemand ſprach, alle weinten. Dietrich wankte mit Schmerzensgebehrden im Zimmer umher. Nach einem langen peinlichen Schweigen fing er endlich an: Nun erſt iſt meines Lebens Stern erloſchen, nun erſt iſt es mit allem Glücke der Erde vorbei! — Nichts habe ich jetzt noch zu hoffen, nichts kann mir ferner frommen. Lege dich hin, Dietrich, zu ihr, die nun den ſchweren Kampf des Lebens ausgekämpft hat, und hauche deine Seele aus, denn fürder hat dein Leben keinen Zweck, keine Bedeutung, keinen Werth! — Du biſt verſtoßen, und das Herz, das nimmer dich verſtoßen haben würde, hat aufgehört zu ſchlagen. —

Johann und ſeine Söhne drängten ſich um ihn, und ſuchten ihn zu tröſten und zu beruhigen. Allein es gelang ihnen nicht, ihre Worte verhalleten ungehört. Laßt mich, ſprach er, ihr wißt nicht, was ich verloren habe, aber ich fühle meinen ganzen Verluſt. Er drückt mich zu Boden, er vernichtet meine Kraft. Behaltet eure gut gemeinten Troſtgründe, aber plagt mich nicht damit. Es wird mir mehr Troſt gewähren, wenn ich ſehe daß ihr die Verblichene beweint.

Man mußte ihn ſeinem düſteren Schmerze überlaſſen, der ihn zu Allem unfähig machte. Die peinlichen Beſorgungen der Leichenbeſtattung übernahm Johann, der übrigens vom Erzbiſchofe die Erlaubniß erwirkt hatte, daß die Quitzows bis nach dem Begräbniſſe in Magdeburg bleiben durften. Es waren Tage ſchmerzlicher Trauer für die ganze Familie. Wir wollen ſie nicht weiter ſchildern, denn wer hätte ſie in ſeinem Leben nicht ſchon in aller ihrer Unheimlichkeit empfunden? Sie ſchlichen vorüber, bis endlich die ernſten Glockentöne mahnten, der geliebten Todten den

letzten Liebesdienst zu leisten, und es geschah mit allen üblichen und von der Kirche vorgeschriebenen Ceremonien. Viele aufrichtig geweinte Thränen flossen an Elisabeths Grabe.

Als der traurige Tag vorüber war, sprach Dietrich: Mir ist, als wäre mein Haus abgebrannt, ich bin in den zerstörten Ueberresten zwischen den Ruinen festgebannt, und vermag nicht, sie zu verlassen. Und dennoch muß ich fort, fort in die weite Welt, Gott mag wissen, wohin, denn ich weiß in der That die Stätte nicht, wo ich mein Haupt hinlegen kann.

Johann. Gehe mit mir nach Meklenburg. Es wird sich schon für dich dort Beschäftigung finden.

Dietrich. Was soll ich dort, wo ich schon war, und fortgewiesen wurde? Auch sehne ich mich nicht nach Beschäftigung. Mich verlangt weit mehr nach Ruhe.

Agnes. Armer Schwager! Jetzt gerade, wo euch menschlicher Umgang und freundschaftliche Pflege nöthiger ist, denn je, werdet ihr hinausgestoßen in die weite Welt, die euch in eurer jetzigen Stimmung nur wie eine Wüste vorkommen kann.

Dietrich. Ihr irrt euch. Menschlicher Umgang ist schon lange nicht mehr das, wonach ich mich sehne, am wenigsten jetzt.

Agnes. Und doch bedürft ihr seiner, und namentlich der Pflege von weiblichen Händen, denn wenn mich nicht alle Anzeigen trügen, seid ihr auf dem Wege, ernstlich krank zu werden. Thut mir die Liebe, und geht zu eurer Schwester nach Harbke. Dort ist wenigstens ein Wesen, das sich eurer annehmen wird.

Dietrich. Ihr vergeßt, daß Harbke im Magdeburgischen liegt, und daß ich das Land meiden muß.

Agnes. Nicht das Land, nur die Stadt und den Erzbischof. Hat er euch doch selber gesagt, daß er dann nicht fragen will, wo ihr geblieben seid.

Johann. Auch mir scheint meiner Hausfrauen Rath der beste. Gehe dort hin. Gefällt es dir da nicht, so kannst du ja immer noch gehen, wohin du wünschest.

Agnes. Betrachtet euch diesmal als einen Kranken, der selber sich nicht zu rathen weiß.

Dietrich. Ihr habt recht, euer Rath dürfte wohl der beste sein. Und du, Johann, was wird aus dir?

Johann. Ich gehe nach Meklenburg-Stargard, und hoffe dort zu thun zu bekommen. Du weißt, unser ehemaliger Feind,

Herzog Johann von Stargard, iſt im vorigen Jahre geſtorben [1]). Aber es wird dir noch unbekannt ſein, daß auch ſein Bruder, Herzog Ulrich, vor etwa acht Tagen geſtorben iſt [2]). Auf einer Reiſe nach Böhmen begriffen, iſt er unterweges vergiftet worden, wie man behauptet, von ſeiner Umgebung.

Dietrich. Gott ſei ſeiner Seele gnädig! Er war ein ſtreitbarer, tapferer Held, der nur den Frieden etwas zu ſehr liebte, und darum Feind der Freiheit wurde. Und ſolch ein elendes Ende mußte er nehmen! Schändlich! Wahrhaftig. Der Menſch iſt nirgend unſicherer, als bei dem Menſchen!

Johann. Der Sohn des verſtorbenen Herzogs Johann iſt, wie du weißt, noch ſehr jung, aber kriegliebend, und wird nicht lange ruhig ſitzen. Ich will meine Dienſte dem jungen Johann anbieten, und hoffe, er werde ſie nicht zurückweiſen, und mir bald zu thun geben.

Dietrich. Und deine Hausfrau?

Johann. Sie bleibt in Magdeburg nach wie vor, wo ſich Henning ihrer annehmen kann.

Dietrich. Habe ich doch noch kaum Zeit gehabt, an meine Söhne zu denken, und weiß nicht, was ich mit ihnen beginnen ſoll. Es ſcheint am Beſten, wenn ſie wieder nach Seida zurückgehen, und bei dem Großvater und den Schwägern bleiben.

Beide Söhne. Vater, nun die Mutter todt iſt, möchten wir nicht gern dahin. Es giebt dort gar zu wenig zu thun.

Dietrich. Wo wollt ihr aber bleiben?

Johann. Laß ſie hier in Magdeburg; hier haben ſie Gelegenheit, manches zu ſehen und zu lernen. Sie können bei meiner Hausfrau wohnen, und ich werde die Sorge für ihre Erhaltung übernehmen, die ohnehin durch ihr mütterliches Erbtheil geſichert iſt.

Dietrich. Wohl, ſo ſei es, und ich danke dir für dieſes Auskunftsmittel.

Nachdem die mit dieſen Anordnungen in Verbindung ſtehenden Einrichtungen getroffen waren, nahmen beide Brüder von ihren Verwandten den herzlichſten Abſchied, beſtiegen ihre Roſſe, und verließen in Begleitung eines Knechtes, — Johann nament-

---

[1]) v. Lützow, meklenburgiſche Geſch. Th. II. S. 246.
[2]) Rufus, Chronik bei Gronow Th. II. S. 493.

lich in der des Dietrich Schwalbe, — die Stadt. Beide ritten zu verſchiedenen Thoren hinaus.

Der Abſchied hatte beide ſehr tief bewegt, und beſonders war Dietrich von ihm ſehr ergriffen. Das Einzige, was ihm noch auf Erden theuer war, hatte er in der Stadt zurück laſſen müſſen, für ſein Herz bot ihm die weite Welt nichts mehr, nicht einmal Hoffnungen. Obgleich erſt 51 Jahr alt, hatten doch die bitteren Lebenserfahrungen, die vielen Anſtrengungen, der häufige Wechſel von Leid und Freude, die vielen getäuſchten Hoffnungen und der lang dauernde tiefe Gram am Marke ſeines Lebens gezehrt, und er ſchien älter und hinfälliger, als er es war. Am heftigſten hatte die letzte Woche auf ihn gewirkt, der Glanz ſeines Auges war erloſchen, und er blickte matt und düſter in die Zukunft und das Leben.

Sechszehntes Kapitel.

Dietrich war zum Schrotdorfer Thore Magdeburgs, das späterhin in der Befeſtigung verſchwunden iſt, hinausgezogen. Schweigend und in ſich gekehrt ritt er des Weges über Olvenſtedt und Irxleben, und kümmerte ſich nicht um das, was auf der Landſtraße ſich neben ihm vorbei bewegte. Nur nach Magdeburg ſah er ſich zuweilen um, das mit ſeinen vielen einfachen und Doppelthürmen immer weiter in die Ferne wich, und in blauen Duft gekleidet nach und nach verſank. Es war ein heißer, ſchwüler Tag, und und am Horizonte ſchienen ſich Gewitterwolken zu ſammeln. Als er das Dorf Eichenbarleben verlaſſen, fand er auf der Straße einen Aufenthalt. Ein anſehnlicher Trupp fahrender Schüler, welcher von Magdeburg abgezogen war, hatte hinter dem Dorfe eine Gänſeheerde überfallen, und mit Steinen darunter geworfen. Die Hütherin war nach dem Dorfe geflüchtet, und hatte die Bauern zu Hülfe geholt, die mit Flegeln und Knüppeln bewaffnet den Schülern nachſetzten. Dietrich folgte ihnen in einiger Entfernung. Nach einer Weile hatten ſie die Schüler eingeholt. Die Bachanten machten Halt, die Schützen aber, mit den todten Gänſen bepackt, ſetzten eilig ihren Weg fort. Als die Bauern nahe genug waren, ordneten ſie ihren Haufen, wurden aber ſofort mit einem ſtarken Steinhagel empfangen, der ſie nöthigte, zurück zu weichen. Kaum ſahen das die Bachanten, ſo folgten ſie, und ſetzten die Steinwürfe fort. Mehrere Schützen waren mit dem Zuſammenleſen der Steine beſchäftigt, außerdem hatte jeder in einem Beutel einigen Vorrath. Dietrich mußte halten, denn der Weg war dadurch geſperrt. Endlich rückten die Bauern entſchloſſen auf den Haufen an, und das Handgefecht begann. Die Bachanten wehrten ſich mit Knüppeln, aber ſie fechten in der Weiſe leichter Truppen, es kam ihnen nicht darauf an, den Platz zu behaupten, denn ſchon waren die raſch ſchreitenden Schützen mit den Gänſen hinreichend weit voraus. Nach einer Anzahl gut angebrachter Hiebe

zogen ſie ſich fechtend zurück, und da die Bauern wohl inne wurden, daß ihre Gänſe verloren ſeien, und ſie doch nur Prügel um Prügel eintauſchten, ſo ließen ſie ſie fluchend ziehen, und wandten ſich nach dem Dorfe zurück. Der arme Landmann war es gewohnt, von vielen Seiten geplündert zu werden; ehe er ein Stück Vieh nicht gegeſſen oder verkauft hatte, wußte er kaum, ob er es das Seinige nennen konnte, und nur, wo ein rittermäßiger Mann, ſei es durch Vertrag, oder des Beſitzthums wegen, das Dorf beſchützte, war auf mehr Sicherheit zu rechnen.

Nach dieſem Aufenthalte ſetzte Dietrich ſeinen Weg ungehindert fort, und kam über Bornſtädt nach Groppendorf, wo er, der Pferde wegen, raſten mußte. Er ſelber fühlte ſich durch die Hitze ermattet, mochte aber nichts genießen. Sein finſteres Weſen hielt jeden neugierigen Frager von ihm fern. Sobald es thunlich war, ſtieg er wieder zu Pferde, und zog ſeines Weges.

Die Straße ging bald, nachdem er das Dorf verlaſſen hatte, am öſtlichen Ufer des damaligen großen Seelenſchen Sees entlang, der jetzt völlig verſchwunden iſt. Ihn umgaben die Dörfer Erxleben, Uhrsleben, Wellendorf, Hackenſtädt und Oevelgünne, und vom jenſeitigen Ufer ſchauete das jetzt nicht mehr vorhandene Dörf Selſchen herüber. Gegen das nördliche Ende hin erhob ſich eine angenehme Inſel mit einem Fiſcherhauſe, denn der See war fiſchreich, und gehörte halb zum Gebiete der Burg Erxleben, halb zur Burg Ummendorf [1]). Mancherlei zum Theil ſchauerliche Sagen waren über das Entſtehen des Sees, ſo wie über ein Paar Tempelherrnſchlöſſer, die früher an ihm gelegen haben ſollten, unter den Landleuten in Umlauf. Dietrich kannte ſie nicht, und erquickte ſich an der abgekühlten Luft, welche über die wogende Fläche des Gewäſſers daher ſtrich. So kam er durch das nicht mehr vorhandene Wellendorf, dicht am See gelegen [2]) und dann durch das wohlhabende Dorf Uhrsleben, das vor einigen hundert Jahren eine Stadt geweſen war, dieſen Rang aber nicht hatte behaupten können, weil man die große Landſtraße von Braunſchweig nach Magdeburg über Erxleben verlegt hatte [3]). Als Dietrich zum Dorfe hinausgekommen war,

---

1) Behrens, Neu-Haldenslebenſche Chronik Th. II. S. 454. f.
2) A. a. O. S. 456.
3) A. a. O. S. 448. 449.

fand er in einiger Entfernung rechts vom Wege an einer Wieſe eine Wallfahrtskirche, die Oſternkirche genannt [1]). Er ſtieg ab, um ſeine Andacht darin zu verrichten, und wenn er auch in der Abwartung kirchlicher Gebräuche nicht ſehr eifrig war, ſo hatte er ſich ihnen doch nie entzogen, ſondern ſie in Achtung und Ehren gehalten.

Es war in dieſer Kirche eine Nachbildung des heiligen Grabes, die beſonders um Oſtern viel beſucht wurde. Dietrich fand in der Kirche mehrere Knieende im Gebete begriffen. Er nahete ſich dem Heiligthume, und knieete ebenfalls nieder. Nicht lange hatte er gelegen, als ein vor ihm Knieender aufſtand, ſich umwandte, und mit dem Ausdrucke der Verwunderung vor Dietrich ſtehen blieb. Dietrich ſtand auf.

Soll mich der — ja ſo, hier ſoll man ihn ja nicht nennen, — aber ich will verdammt ſein, wenn ihr nicht Dietrich von Quitzow ſeid. Mohrenelement, was ſeid ihr alt geworden! Man hat Mühe, euch wieder zu erkennen. Aber was thut ihr denn ſo fremd und kalt? Ihr kennt mich doch?

Dietrich. O ja, ihr ſeid Johann von Treskow.

Treskow. Freilich, und immer noch der alte Teufelskerl, ha ha ha! — Habe zwar mit euch nie ſo viel zu thun gehabt, als mit eurem Bruder, ſeid mir aber doch immer lieb geweſen, hol mich der — — Aber kommt lieber zur Kirche hinaus, man muß ſich hier gar zu vielen Zwang anthun.

Er faßte Dietrich bei der Hand, und führte ihn hinaus. Als ſie draußen waren, ſprach er: Na, nun ſagt mal, alte Haut, wie ihr lebt. Habe lange nichts Ordentliches von euch vernommen, — ſo von euren alten Fahrten, mein' ich, — war't, hol mich der Teufel, doch ſonſt ein Satanskerl, dem ein Ehrenmann, wie ich, nacheifern konnte. Ihr ſeid jetzt, wie ich gehört, in Dienſten des Erzbiſchofs?

Dietrich. Ich war es, bin es aber nicht mehr.

Treskow. Und in weſſen jetzt?

Dietrich. In Niemandes Dienſten.

Treskow. Ganz frei und unabhängig? Glücklicher Mann! So iſts recht. Seid nie für Herren Dienſte geſchaffen geweſen. Nun lebt ihr auf euren Gütern?

---

[1]) A. a. O. S. 456.

Dietrich. Ihr wißt, daß ich keine habe. Sie ſind eingezogen.

Treskow. Wetter ja, iſt ja wahr! Na um ſo beſſer, da braucht ihr euch nicht um ſie zu bekümmern. Hol der Teufel alle Güter, wenn man ein Schwerdt hat und geſunde Knochen. So lang es Landſtraßen in der Welt giebt, kann man nicht verderben. Ihr ſeid jetzt nur um ſo freier und unabhängiger. Donnerwetter! Wär ich nicht ſchon ſo ein alter Kerl, ich möchte meine Paar Dörfer auch ſchon los ſein, und ſo in der Welt herumfahren, mir nichts, dir nichts! Muß ein luſtiges Leben ſein, hol mich dieſer und jener. Aber wo lebt denn nun eure Frau?

Dietrich. Sie iſt todt.

Treskow. Todt? O was ſeid ihr für ein glücklicher Kerl! Hols der Teufel, die Weiber binden einem tüchtigen Degen nur Blei an die Beine, weiter nichts. Alſo ledig und los, unabhängig und frei! Was könnt ihr euch Beſſeres wünſchen? Nun wird man erſt Streiche von euch hören! Wahrhaftig, die Haut ſchaudert mir, wenn ich daran denke. Na, wenn ihr einmal einen recht tollen ausführen wollt, laßt michs wiſſen, dann bin ich auch dabei. Noch ſteh ich euch meinen Mann. Lebt wohl, auf baldiges Wiederſehen!

Er beſtieg ſein Roß, und trabte mit einigen Knechten dem Dorfe zu, wahrſcheinlich nach Magdeburg. Dietrich hatte ihn nie recht leiden können, und ſah ihm finſter nach. Der Rang, den ihn Treskow angewieſen, die Beſchäftigung, die er ihm zutrauete, kränkte ſein Ehrgefühl, aber er war ihm zu unbedeutend, um ihn auch nur mit einem Worte eines Beſſeren zu belehren, und er hätte es wohl nicht einmal als das Beſſere erkannt. Indignirt ſtieg er zu Pferde; aber dennoch war etwas in ſeinen Worten geweſen, was einen Stachel in Dietrichs Seele zurückgelaſſen hatte, mittelſt deſſen es haftete, und ſich nicht zurückweiſen laſſen wollte. Was iſt das? ſprach Dietrich auf dem Wege zu ſich ſelbſt; hat er nicht gewiſſermaßen Recht? Bin ich jetzt nicht vollkommen unabhängig und frei? Bin ich es nicht mehr, als ich es je in meinem Leben war? Beſitze ich nicht die Freiheit, nach welcher meine Seele glühend dürſtete? Warum fühle ich mich denn unglücklich? — Der Vogel in der Luft iſt nicht freier, als ich es bin, und dennoch, — dennoch iſt das nicht der Zuſtand, nach dem ich mich geſehnt habe! Wäre es wirklich

nur ein Wahn geweſen, dem ich alle Kräfte meines Lebens geopfert hätte? — Beglückt völlige Unabhängigkeit und Freiheit den Menſchen nicht? — Sieh doch das Elend des leibeigenen Sklaven an, und du haſt die Antwort auf deine Frage: Ohne Unabhängigkeit und Freiheit kein Glück auf dieſer Erde. Und doch bin ich unglücklich, ungeachtet alle Bande gelöſet ſind, die mich an Vaterland, Beſitz, Gattin, Kinder und Freunde feſſelten, ungeachtet ich frei bin, wie ein Bettler? — Wie ein Bettler! Das iſt das rechte Wort, und darin liegt die Urſache meines Unglücks. Freiheit ohne Macht kann nicht beglücken, und meine Macht hat man gebrochen, indem man mir Freiheit gab. — Aber wie iſt das? Man hat ſie mir gegeben, — ſo hätte ich ſie alſo vorher nicht beſeſſen? — Ich hätte Freiheit gegen Macht eingetauſcht? Weiß ich mich doch aus dieſem Labyrinthe kaum heraus zu finden. Wahr iſt es, ich bin nie ſo unabhängig geweſen als jetzt, und dennoch nie ſo unglücklich! Ich muß dem noch weiter nachdenken in ruhigerer Lage. Die Abwechſelungen des Weges zerſtreuen mich. Freiheit und Unabhängigkeit ſind dennoch das höchſte Gut des Mannes. So roh dieſer Treskow auch iſt, das hat er richtig heraus gefühlt.

Dietrich ritt in das Dorf Oſtingersleben ein. Der Weg hatte ſich auf einer breiten Landzunge, die tief in den Seelenſchen See einſchnitt, nach Weſten gezogen, und führte über eine Brücke, unter welcher der nördliche Theil des Sees mit dem ſüdlichen in Verbindung ſtand. Es war dies die alte Landſtraße von Magdeburg nach Helmſtädt. Hinter Oſtingersleben überſchritt er die Aller, und vor ihm dehnte ſich ein Waldgehügel aus, in welches der Weg hineinzog.

Wem iſt der erfriſchende Duft und die Kühle eines Laubwaldes an ſchwülen Tagen nicht bekannt, wer hat darin nicht ſchon Erquickung gefunden? Noch immer thürmten in der Ferne ſich Gewitterwolken zuſammen, und zerſtreueten ſich wieder. Dietrich hatte darauf wenig geachtet, aber die Hitze machte ihr Recht geltend, er mochte auf ſie achten, oder nicht. Noch immer grübelte er über ſein Problem, denn ſeine Zweifel ließen ihn nicht ruhen, und wollten ſich auf keine gelegnere Zeit verweiſen laſſen. Was quälſt du dich, ſprach er endlich, über Fragen, welche die Redensarten dieſes jämmerlichen Helden in dir hervorgerufen haben? Was kann es dir helfen, darüber zu ſinnen? Aber, ſprach

eine andere Stimme in ihm, dreht ſich denn nicht dein ganzes Leben um die Beſeitigung dieſer Zweifel? Iſt es für dich nicht von der höchſten Wichtigkeit, darüber ins Klare zu kommen? Warum willſt du nicht darüber ſinnen, wenn auch dieſer Treskow es war, der ſie hervorrief? Es iſt wohl ein wahres Wort deines Vaters geweſen, als er einſt zu dir ſprach: die Gelegenheit kann auch ein Eſel geben, aber ein geſcheidter Menſch iſt es, der ſie benutzt [1]). Weiſe darum die Gelegenheit nicht von dir.

Der Weg führte eine Höhe hinauf, und bald nachher ſah er in ein angenehmes Thal hinab, aus welchem ein vollſtändiges Geläute heraufſcholl. Es tönte wunderſam in Dietrichs Ohren, noch wunderſamer tönte es in ſeinem Geiſte wieder, ein ſeltſamer Schauer, er wußte ihn nicht zu deuten, überflog ihn.

Unten lag das Jungfrauenkloſter Marienborn in heiterer abgeſchiedener Ruhe und Stille, mitten im grünen Thale, umgeben von den Häuſern eines friedlichen Dörfchens, deren ein Theil abgebrannt in Schutt trauerte, ſchön beleuchtet von der abendlich ſinkenden Sonne, und beſchattet von dichtbelaubten Bäumen. Dietrich hielt ſtill, um das liebliche Bild eines ſtillen Lebens in ſich aufzunehmen. Noch hatte kein Kloſter einen ſo mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Wunderbar, ſprach er, wenn ich es recht bedenke, ſind die da drinnen in vieler Beziehung mit mir in gleicher Lage. Sie ſind abgeriſſen von Vaterland und Freunden, abgeſchieden von der Welt, ohne Gatten und Kinder, und keiner nennt mehr ſein, als was er am Leibe trägt. Ob ſie wohl in jenen Mauern den Frieden und das Glück gefunden haben? Aeußerlich ſcheint es ſo, denn nie ſah ich ein lieblicheres, friedlicheres Bild. Aber wie könnten ſie beides gefunden haben? Fehlt ihnen doch Unabhängigkeit und Freiheit, haben ſie doch unbedingten Gehorſam geſchworen, umſchließt ſie doch des Kloſters dichte Mauer, die ſie nicht überſchreiten dürfen. Arme Gefangene! Wie muß euch das Herz ſchlagen, wenn ihr durch euer Zellenfenſter hinaus ſchaut in die freie offene Welt! Und dennoch ſind in ihrer Verblendung ſo viele freiwillig hineingegangen, weil ſie meinten, nur drinnen könnten ſie das Glück finden, nach welchem ſie ſich ſehnten.

Herr, ſprach der begleitende Knecht, nehmts nicht für ungut,

---

[1]) Th. I. S. 57.

aber wollen wir nicht weiter reiten, um heute noch nach Harbke zu kommen? — Wie mir gesagt ist, sinds noch drei Viertelmeilen von Marienborn.

Dietrich setzte sein Roß in Gang, und ritt schweigend hinab, und durch den Ort. Mit besonderer Aufmerksamkeit beschauete er das Kloster und seine, auf einem Hügel erbauete, und die übrigen Gebäude überragende Kirche. Gleich hinter dem Dorfe begann wieder Wald. Auf der Hälfte des Weges im Walde erreichte er die Vorburg auf einem Hügel gelegen [1]), durch welche man ihn passiren ließ. Unfern davon stand am Wege eine Warte. Eine Viertelstunde später erreichte er das überaus feste und schöne Schloß Harbke mit seinem Dorfe in angenehmer Gegend gelegen, und fand auf Nennung seines Namens Einlaß und gastliche Aufnahme.

Dieses Schloß, nur eine halbe Meile südlich von Helmstädt gelegen, war eine von tiefen Gräben und hohen Wällen umgebene, mit starken Mauern und Thürmen sehr befestigte Ritterburg [2]), und galt in damaligen Zeiten als unbezwinglich [3]). Neben derselben lag das gleichnamige Dorf. Früher war sie im Besitze eines edlen Geschlechtes, das sich nach ihr nannte; mit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts aber gelangte die Familie der edlen Herren von Veltheim in den Besitz der Burg, und sie blieb bei deren sogenannten schwarzen Linie, welche mit Heinrich II. begonnen hatte, der vor zwei Jahren gestorben war. Seine Wittwe, ein geborene von Hahnensee, lebte noch, und zwar auf dem Schlosse Harbke.

Heinrich von Veltheim war nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1415 in den Besitz aller seiner Güter getreten, aber nicht mehr ein junger Mann, denn sein Vater hatte ein hohes Alter erreicht. Durch mancherlei Umstände hatte er ein bedeutendes Vermögen erworben, und es hatte sich durch die Erbschaft der Güter seines Vaters so sehr vermehrt, daß man ihm allgemein den Beinamen des Reichen gab. Seine Gemalin war Dietrichs Schwester, und Heinrich daher dessen Schwager. Ihre Ehe wurde mit mehreren Kindern gesegnet, welche jedoch jetzt

---

1) Behrens, Neu-Haldenslebensche Chronik Th. II. S. 627.
2) A. a. O. S. 625.
3) Wohlbrück Alvensleben Th. II. S. 144.

ſchon ſämmtlich erwachſen waren. Unter dieſen war die einzige Tochter, Hedwig genannt, Nonne, und ganz vor Kurzem Priorin des Jungfrauenkloſters Marienborn geworden [1]).

Das Schloß ſelber war überaus ſtattlich, nicht minder die Wirthsſchaftsgebäude und Ställe. Vor demſelben erhob ſich die Schloßkirche zu St. Stephan, nur durch einen Waſſergraben davon getrennt, für welche eigene Geiſtliche vorhanden waren. Die Dorfkirche, zu welcher andere Geiſtliche gehörten, ſtand nicht weit vom Schloſſe [2]). Es gehörte übrigens zum Erzbisthum Magdeburg.

Dies waren die Oertlichkeiten, dies die Hauptperſonen derjenigen Familie, bei welcher Dietrich für jetzt Schutz gefunden hatte. Er machte die Verwandtſchaftsrechte geltend, die ihm die Pforte des Schloſſes öffneten. Kein Bedürfniß des Herzens zog ihn dahin, denn er hatte nie in näheren Beziehungen zu Heinrich von Veltheim geſtanden, und ſeine Schweſter ſeit ihrer Verheirathung nicht wieder geſehen.

Beide ſtanden einander faſt fremd gegenüber. Umſonſt mühete ſich Dietrich in dem faltenreichen Antlitz das frühere Angeſicht ſeiner Schweſter herauszufinden. Nur die hübſchen Augen hatten noch nicht ganz ihren Character verloren. Allein eben ſo ging es ihr mit Dietrich, auch er war nicht wieder zu erkennen. War es ein Wunder, wenn von beiden Seiten keine rechte Innigkeit, keine freundliche Wärme die Mittheilungen beleben wollte? Es hat eine gewiſſe Peinlichkeit, mit Menſchen bekannt ſein zu müſſen, die uns fremd geworden ſind. Die Temperatur des Umganges gleicht dann der des Regenwetters nach Froſt; das Eis muß erſt aufthauen, das Glatteis wegſchmelzen, ehe man ſich frei bewegen kann, und dieſe Bewegung ihr Beengendes und Peinliches verliert.

Nie macht ſich das leichter, als bei jugendlichen Herzen, deren natürliche Lebenswärme den Schmelzproceß der Eiskruſte fördert. Schwerer iſt es im vorgerückten Alter, aber es gelingt noch, wenn Freundlichkeit und Mittheilungsluſt im Herzen wohnen, wenn Freude am Leben und Empfänglichkeit für ſeine Genüſſe nicht erſtorben ſind. Das aber war bei Dietrich nicht der

---

1) Behrens, Neu-Haldenslebenſche Chronik Th. II. S. 528.
2) A. a. O. S. 631.

Fall. Sein ſchroffes Weſen, ſein finſterer Ernſt, die tiefe Trauer ſeines Gemüths, das Herbe und Bittere in ſeinen Aeußerungen, ſeine Verachtung des Lebens und der Menſchen, ſtanden jedem Nähertreten, jeder freundlichen Mittheilung feindlich im Wege, und man mußte ihn genau kennen, um dadurch nicht zurück geſcheucht zu werden. Nur ſelten beſchlichen mildere, weichere Empfindungen ſein Herz, dann aber verbarg er ſich, und ſuchte die Einſamkeit, denn trotz ihrer Beimiſchung von Wehmuth thaten ſie ihm wohl, und er mochte ſie ſich durch gewöhnliches Geſpräch nicht verſcheuchen laſſen.

War es bei ſo bewandten Umſtänden nicht natürlich, wenn Dietrich ſchon nach wenigen Tagen mit ſeinem Aufenthalte, und ſeine Wirthsleute mit ihm unzufrieden wurden? Heinrich ſchonte ihn ſo viel als möglich, denn er kannte ſein Unglück, und wußte es zu würdigen; aber er konnte es auf keine andere Weiſe thun, als daß er ihn ſich ſelber überließ; im Geſpräche wurde er bitter, und endigte es meiſtens unangenehm. Ueberließ man ihn zu lange ſich ſelbſt, ſo wurde er empfindlich, weil er das als eine Vernachläſſigung aufnahm, über die er ſich bei Anderen hinwegſetzte, die er aber von Verwandten nicht dulden wollte. Man ſah voraus, daß es noch zu unangenehmen Auftritten kommen würde, und am freieſten fühlte man ſich, wenn er das Schloß verließ, um in Begleitung ſeines Knechtes einen Spazierritt, — gewöhnlich in den Wald — zu machen. Sein Weſen hatte dabei immer noch ſo viel Imponirendes, Beſtimmendes und dabei Drückendes, daß es ſchwer hielt, in ſeiner Gegenwart ſich für frei zu halten, und nicht zu fragen, ob er nicht erlauben wolle, daß man ſich bewegen dürfe.

Seine Schweſter verſäumte nicht, auf ſein Gemüth zu wirken, und ihn, ſo viel es ſich thun ließ, zu zerſtreuen. Darum wurde denn auch ein Ritt nach dem Kloſter Marienborn verabredet, zu ihrer Tochter, damit Dietrich ſeine Nichte, die jetzige Priorin, kennen lernen ſollte. Man hatte von Seiten Dietrichs eine Weigerung vermuthet, aber wider Erwarten ging er mit Antheil auf den Plan ein. Indeſſen verſchob man die Sache um einige Tage, weil ein Feſt nahe bevorſtand, deſſen Feier man mit begehen wollte.

Am Tage nach Mariä Heimſuchung, den 3. Juli, Mittwochs, machte man ſich ſchon früh Morgens auf den Weg.

Es war ein ſchöner Morgen, die Sonne leuchtete hell am klaren wolkenloſen Himmel, alle Blumen hatten ſich ihr zugewendet in liebender Bewunderung, wie die Engel ihr Antlitz der heiligen Jungfrau zuzuwenden pflegen, ſpielend wiegte ſich ein leichter Weſt auf den bewegten Wogen des Getreides, die Mohnblumen mit von der Sonne durchleuchteten Blättern funkelten blendend wie Edelſteine, die Ferne flimmerte, als ob der ſtille Pulsſchlag der Natur ſie leiſe und ſchnell durchbebe, die Lerchen jubelten als ſchwirrende unſcheinbare Punkte in den Lüften, und friſches Leben ſproßte aus jedem Halme und drängte ſich an das Licht des Tages. Dietrichs finſterer Unmuth wich der freudigen Schöne der Natur, er fing an zu ſprechen, und ſchien für Mittheilungen empfänglicher, als ſonſt. Er ritt in der Mitte zwiſchen ſeiner Schweſter und ſeinem Schwager. Ein angemeſſenes Gefolge begleitete ſie. Ich kann nicht leugnen, ſprach er, das Kloſter Marienborn hat für mich viel Anziehendes. Es muß mir geahnet haben, daß die Priorin meine Nichte iſt. Kennſt du ſeine Entſtehung?

Mathilde. Ei freilich, Bruder. Wenn man ein Kind darin hat, kümmert man ſich darum wohl. Haſt du Luſt, ſie zu vernehmen?

Dietrich. Deshalb frage ich ja; ich möchte ſie gern wiſſen.

Mathilde. So will ich ſie dir erzählen. Vor vielen langen Jahren, als das Chriſtenthum in dieſen Gegenden eingeführt wurde, und noch eine Weile nachher, gehörte dieſer Landſtrich zur Grafſchaft Sommerſchenburg, und war mit dichtem Walde bedeckt. Er diente nicht ſelten Raubgeſindel und Strauchdieben zum Aufenthalte, welche Reiſende darin überfielen und ermordeten. Inſonderheit war die Niederung, in welcher jetzt Marienborn liegt, durch viele Mordthaten berüchtigt, und erhielt darum zuletzt den Namen des Mordthales. Reiſende vermieden ſo ſehr als möglich dieſe Gegend, und nur die armen Hirten in der Nähe wagten es, ihre Heerden zuweilen nach der ſchönen Quelle zu führen, welche in dieſem Thale hervorſprudelte.

Einſt nun weidete ein alter frommer Hirte Namens Conrad ſeine Heerde im Mordthale. In ſeiner tiefen Einſamkeit hatte er ſich geübt, auf die Stimmen der Natur zu achten, und Vieles erſchloß ſich ſeinem einfachen Sinne, was Anderen verborgen

blieb. Er belauſchte die Elben bei ihren geheimnißvollen Tänzen, er erblickte die Holderchens und ihr unterirdiſches Treiben. An jenem Tage, — es war zu den erſten Zeiten des Erzbiſchofs Wichmann von Magdeburg, im Jahre 1190, — ſah der fromme Conrad eine Erſcheinung, die ihn in große Verwunderung ſetzte. Er erblickte eine Proceſſion von Jungfrauen, welche brennende Lichte wie Fackeln in den Händen trugen, durch das Thal nach der Quelle hinwandeln, und als ſie ſie erreicht hatten, verneigten ſich alle gegen einen unweit davon ſtehenden Baum ſehr tief und verſchwanden. Er ſah die nämliche Erſcheinung öfter, aber all ſein Grübeln brachte ihm keine Deutung. Da wandte er ſich im Gebete an Gott, den Bewahrer und Inhaber aller Geheimniſſe, und bat um Erleuchtung; in der Entzückung ſah er im Geiſte, daß ſich auf der Stelle des Baumes ein ewiger Altar erhob, und als er deutlicher erkannte den Willen des Herrn, erſchien ihm auch, was ſich künftig auf dieſer Stelle begeben würde. Bald darauf erblickte er im Geiſte die gebenedeiete Jungfrau Maria, wie ſie mit gebeugten Knieen ihren göttlichen Sohn bat, er möge dieſes Mordthal würdigen, daß es ihrer Ehre und ihrem Dienſte geweihet werden möchte, worauf die Antwort erfolgte: Nicht allein, o erhabene Mutter, geſtehe ich dir dieſen Ort zur Ausbreitung deines Ruhms und deines Lobes zu, ſondern ich verſpreche dir auch, mit dir vereinigt bis ans Ende der Tage ſein Beſchützer und Erhalter zu ſein. Der alte Hirt behielt alle dieſe Dinge in ſeinem Herzen. Als aber ſein Ende heran rückte, ließ er einen Geiſtlichen kommen, und ſagte ihm: er könne nicht von dieſer Welt ſcheiden, ohne ihm die großen Wunder mitzutheilen, die ihm offenbart worden wären. Außerdem, fügte er noch hinzu, habe er geſehen, daß das Bild der heiligen Jungfrau ſich vom Himmelsthrone hernieder geſenkt habe, und bis auf den Grund des Brunnens hinabgeſtiegen ſei. Zwei Engel hätten das heilige Kreuz über den Born gehalten, und geſagt: dies iſt die Erklärung und Deutung des Geſichts: Gott will, daß das heilige Kreuz, welches er aufgerichtet hat zur Erlöſung der Menſchen, mit der gebenedeieten Jungfrau hier wohne. Einige Zeugen beſtätigten, daſſelbe von ihm ſchon früher vernommen zu haben. Aber auch mehrere Hirten erzählten, daß ihr Vieh, wenn es durſtig dem Born ſich nähere, um zu trinken, erſchrocken zurückbebe, als wolle es ſagen: muthet uns nicht zu, hier zu trinken, wo

wir erſtaunenswürdige Wunder ſehen. Die Hirten hätten ſich befremdet angeſehen, und gefragt: Wo ſind hier Wunder? Darauf haben ſie das Vieh ſich dem Rande der Quelle nahen ſehen, aber ſo durſtig es war, hat es doch keinen Tropfen getrunken [1]).

Dietrich. Es iſt eigen, daß ich, ſo viel ich auch erlebt habe, niemals ſelber Zeuge eines Wunders geweſen bin.

Mathilde. Du zweifelſt doch nicht daran?

Dietrich. Das nicht, aber ſonderbar iſt es, daß ich keines geſehen habe. In Wilsnack kam ich erſt dazu, als es ſchon geſchehen war. Man hat mir geſagt, man müſſe dazu beſonders auserſehen ſein.

Mathilde. Ja, nur Perſonen, bei welchen der Glaube ſtark und mächtig iſt, ſind dazu fähig. — Nun aber machte die Sache Aufſehen, rings aus der Gegend ſtrömte Alles herbei, den heiligen Born zu ſchauen, und von ſeinem kryſtallhellen Waſſer zu koſten; man trank es mit Andacht und Wohlgefallen, ſchöpfte es in Flaſchen und erquickte damit die Kranken, deren viele Erleichterung, andere Geneſung ſpürten. Selbſt die Räuber vertrieb die Heiligkeit des Ortes. Nun kam die Sache auch zur Kenntniß der Geiſtlichkeit der Umgegend, und dieſe veranſtaltete eines Tages eine große Proceſſion ihrer Gemeinden mit Kreuzen und Fahnen zum heiligen Born, hielt an demſelben eine ſtille Andacht, und ließ den Grund der Quelle unterſuchen. Da geſchah ein großes Wunder. Man zog aus dem Grunde des Gewäſſers ein kleines aus Holz geſchnitztes Marienbild hervor, zeigte es mit Ehrfurcht dem erſtaunten Volke, und legte es unter Dank und Jubelliedern unter dem erwähnten Baume nieder.

Dietrich. Schwer zu glauben!

Heinrich. Im Gegentheil, dies Wunder iſt leichter zu glauben, als die übrigen.

Mathilde. Und was noch mehr iſt, ſo wird das Bild noch im Kloſter verwahrt, und du kannſt es ſehen.

Dietrich. Mags ſein! Erzähle weiter!

Mathilde. Dies Wunder hatte die Folge, daß reichliche Gaben aus der Umgegend zuſammen ſtrömten, an Geld, Vieh und anderen Sachen, von welchen Opfern ein Altar über die heilige Quelle errichtet wurde, die nun den Namen Marienborn

---

1) Leibnitz, scriptor. Brunswicens. T. II. p. 431.

erhielt. Ihn zierte das gefundene Bild der gebenedeieten Jungfrau. Bald nachher wölbte ſich von dieſen Gaben über dem Altar eine kleine Kapelle, in welcher die Wallfahrtenden erſt ihre Andacht verrichteten, ehe ſie von dem Waſſer des Borns ſchöpften.

Jetzt entſchloſſen ſich mehrere fromme Jungfrauen der Umgegend, welche wegen ihres niedrigen Standes in einem Kloſter keine Aufnahme finden konnten, bei dem Marienborn eine Klauſe zu bauen, und in derſelben als Beguinen oder Klausnerinnen ein kloſterähnliches Leben gemeinſchaftlich zu führen in gottſeligen Uebungen, und Kranke und Arme zu pflegen, ohne ſich jedoch durch ewige Gelübde zu binden, wie das an vielen Orten geſchehen iſt und noch geſchieht.

Dietrich. Mir ſcheint das vernünftiger, als ſich lebenslang in ein Kloſter einzuſperren.

Mathilde. Es iſt vernünftiger, aber es iſt weniger fromm und verdienſtlich, und wenn die Nonnen wahre Bräute Chriſti ſind, können jene darauf nicht Anſpruch machen. Sie ſind nur halbe geiſtliche Perſonen, die der Welt noch nicht völlig entſagt haben, und mit einer wahren Nonne ſind ſie nicht zu vergleichen.

Dietrich. Ich glaube, es giebt nicht viel wahre Nonnen, und der Heiland mag ſich wohl manchmal über ſeine Bräute ſchwer ärgern.

Mathilde. Dietrich, du frevelſt! Glaubſt du nicht an die Verdienſtlichkeit des Kloſterlebens?

Dietrich. O ja, aber ich weiß auch, daß die wenigſten Kloſterleute ſind, wie ſie ſein ſollten. Glaube mir, ich habe ſie kennen gelernt, und wenig Gutes geſehen.

Mathilde. Da wirſt du es in Marienborn anders finden. Es mag Klöſter geben, wo nicht alles iſt, wie man es wünſchen möchte. Aber in Marienborn hält meine Hedwig — ach Gott, ich nenne ſie noch immer ſo, obgleich ich ſie dem Himmel abgetreten, und ſie nicht mehr mein nennen kann — ſie hält auf Ordnung, und es geht im Kloſter ſehr fromm und heilig zu.

Dietrich. Ich wills glauben, und werde ja ſehen. Du wollteſt jedoch weiter erzählen.

Mathilde. Nun dieſe Beguinen erbaueten aus ihrem ei-

genen Vermögen die Klause, und gar bald schlossen sich einige fromme Priester diesem Vereine gottseliger Jungfrauen an.

Dietrich. Traurig. Wären sie doch für sich geblieben!

Mathilde. Im Gegentheile. Jetzt wurde die Klause ein Hospiz für die Wallfahrer. Als der Erzbischof Wichmann in den letzten Jahren seines Lebens diese Gegend besuchte, ließ er den frommen Schwestern seinen kostbaren Bischofsmantel zum bessern Aufbau der Gebäude zurück, und beschenkte sie mit Wald und Ackerland. Viele Reisende besuchten nun den Marienborn im ehemaligen Mordthale zur Heilung der Gebrechen des Leibes und der Seele, und hinterließen ansehnliche Geschenke. Viele derselben waren von hohem Stande. Nachdem so die Güter desselben sich gemehrt hatten, nahm der Erzbischof im Jahr 1208 das Hospital im Mordthale in seinen Schutz, und erließ darüber eine Urkunde, bestätigte dessen Güter und behielt sich und seinen Nachfolgern die Schirmvoigtei bevor. Er setzte fest, daß das Hospiz ein Haus der Kranken, die den Brunnen besuchten, und ein Pflegeort vorüber reisender Armen sein, und daß dabei 2 Priester und ein Diakonus nebst 4 verdachtlosen Frauenzimmern von vorgerücktem Alter angestellt sein sollten, bis in der Folge die vermehrten Einkünfte eine Vergrößerung gestatten würden. Ist das nicht eine schöne Bestimmung?

Dietrich. Das will ich nicht in Abrede stellen.

Mathilde. Gar bald gestatteten die Einkünfte auch die Erbauung einer eigenen Kirche in einiger Entfernung von der Quelle auf einer Anhöhe, und neben derselben wurde ein klosterähnliches Wohngebäude für die Jungfrauen der Krankenpflege errichtet. Durch Ablaßertheilungen und andere geistliche Vorrechte wurden die Beisteuern immer reichlicher, auch der Besuch nahm immer mehr zu, bis vor etwa 170 Jahren das Hospiz in ein förmliches Kloster regulirter Chorfrauen des Augustiner-Ordens verwandelt wurde. Jetzt besitzt es bereits ansehnliche Einkünfte und bedeutende Vorrechte.

Heinrich. Es war besonders der heilige Vater Gregor X., der im Jahre 1274 das Kloster in seinen und des heiligen Petrus Schutz nahm, und ihm das Recht ertheilte, Frauenzimmer aus dem Stande der Freien und Freigelassenen aufzunehmen, und keiner, die den Nonnenschleier genommen, sollte es freistehen, ohne Erlaubniß der Priorin das Klo-

ſter wieder zu verlaſſen, es ſei denn, daß ſie ſich noch ſtrengeren Religionsübungen unterziehen wolle. Während eines allgemeinen Interdicts iſt es dem Kloſter erlaubt, bei verſchloſſenen Thüren und ohne Glockengeläut mit gedämpfter Stimme die heilige Meſſe zu halten, doch mit Ausſchluß aller unter dem Banne ſtehenden Perſonen. Auch hat das Kloſter die Freiheit des Begräbniſſes für alle diejenigen, welche dort beerdigt ſein wollen, dafern ſie nicht unter dem Banne ſtehen, und ihrer ordentlichen Kirche die Gebühren bezahlt werden. Uebrigens hat das Kloſter keine Aebtiſſin, ſondern nur eine Priorin [1]).

[1]) Behrens Neuhaldenslebenſche Chronik Th. II. S. 513 ff.

Siebenzehntes Kapitel.

Man ſah nunmehr das Kloſter nahe vor ſich, und eben begannen die Glocken zur Prime zu läuten. Es war demnach ſechs Uhr Morgens. Als man im Kloſterhofe abgeſtiegen war, wurden unſere Reiſenden durch eine Layenſchweſter in das Gaſtzimmer geführt, und ſich ſelber überlaſſen, denn die Priorin befand ſich mit den Nonnen in der Kirche, um die Prime zu halten. Der Flügel des Gebäudes, in welchem ſie ſich aufhielten, war unmittelbar mit der Kirche zuſammenhängend, und die Nonnen konnten in dieſelbe gelangen, ohne das Gebäude zu verlaſſen. Die Töne der Orgel wie der Geſang waren deutlich zu hören.

Endlich kam die Priorin und nöthigte die Anweſenden in ihr Zimmer. Es war eine ſchöne hohe Geſtalt, mit ziemlich jugendlichem Geſicht, dem die Nonnentracht der Auguſtiner Chorfrauen gut ſtand. Ein weißes faltiges Gewand reichte bis zu den Fußſpitzen, darüber hing ein zweites, ebenfalls weiß, das bis über die Knie ging. Bruſt und Hals war bis zum Kinn mit einer Art von weißem Pilgerkragen bedeckt. Die Aermel, bis zum Handgelenke reichend, waren oben mäßig weit. Die Stirn war zur Hälfte mit einer glatten weißen Binde bedeckt, ein ſchwarzer Schleier fiel vom Kopfe bis über die Schultern und den Rücken hinab, der von ihm zur Hälfte bedeckt wurde, von der weißen Stirnbinde ließ dieſer Schleier nur eine ſchmale Kante ſehen. Ein goldenes Kreuz auf der Bruſt war das Einzige, wodurch ſie ſich von den übrigen Nonnen auszeichnete. Das Geſicht blieb bei allen unverſchleiert.

So gewöhnlich es war, ſo fiel es doch Dietrich auf, als Heinrich und Mathilde ihrer Tochter demüthig die Hand küßten, auch er konnte nicht zurückbleiben, und that es zwar mit Hochachtung, aber ziemlich ungeſchickt. — Seid willkommen, ſprach ſie mit Würde. Dann wandte ſie ſich an ihre Eltern und ſprach: wen habt ihr da mitgebracht?

Mathilde. Es iſt dein Vetter Dietrich, deiner Mutter leiblicher Bruder.

Hedwig. Gar recht ſagt ihr leiblich, wie ihr meine leibliche Mutter ſeid. Aber ihr wißt, einer Nonne iſt der Leib nichts, und ſoll ihr nichts ſein. Unſere Mutter iſt die heilige Kirche, unſer Vater der heilige Papſt, unſer Bräutigam wohnt im Himmel, und alles Leibliche iſt abgethan, denn nur im Geiſtlichen iſt unſer Leben, unſere Welt. Verzeiht daher, wenn ich euch nicht ſo herzlich empfange, als es vielleicht ein Kind dieſer Welt gethan haben würde. Hat es auch für mich keinen beſonderen Werth, den leiblichen Bruder meiner leiblichen Mutter kennen zu lernen, ſo iſt es mir doch angenehm, und ich heiße euch willkommen. Auch erinnere ich mich wohl, daß meine leibliche Mutter, als ich noch ein Weltkind war, und in der Irre lief, mir öfters von einem gewiſſen Dietrich erzählt hat, der ihr Bruder ſein ſollte. Jetzt habe ich aber für Dinge dieſer Art kein Gedächtniß mehr, und mag ſie auch nicht wiſſen. Darum frage ich euch auch nicht, wer ihr ſeid, da ich ohnehin weiß, daß ihr ein ritterbürtiger Mann ſeid.

Dietrich. Seid nicht bange, ehrwürdige Frau, daß ich euch mit der Erzählung beſchwerlich fallen werde, ſo wie ich denn auch nichts weiter von euch wiſſen mag. Ich habe für Weibergeträtſch in der Regel auch kein Gedächtniß, und werde euch von meiner Gegenwart befreien.

Heinrich. Aber lieber Schwager, beſinne dich doch, es iſt ja nicht böſe gemeint.

Mathilde. Sie ſpricht nur, wie eine Nonne ſprechen muß, und eine Priorin noch dazu.

Hedwig. Wie iſt denn das? Der Mann ſcheint böſe zu ſein? —

Mathilde. Er hat dich mißverſtanden, und glaubt, du habeſt ihn beleidigen wollen.

Hedwig. Ich ihn? Nimmermehr! Herr Dietrich, iſt etwas in meinen Worten geweſen, was euch kränkt, ſo verzeiht es mir, denn das ſollte es nicht. Warum ſollte ich euch beleidigen wollen? Habe ich euch doch nie geſehen.

Heinrich. Nun, du hörſt es, es war nicht böſe gemeint. Ein Weib wird dich doch nicht ſo leicht beleidigen können?

Hedwig. Ein Weib? Ja, dem Leibe nach, aber außer-

dem, Herr Heinrich, iſt eine Nonne mehr, als ein Weib. Sie iſt eine Gott geweihete Jungfrau.

Heinrich. Ja, ja, meinethalben, ich zweifele ja nicht daran.

Hedwig. Nun, Herr Dietrich, ſeid ihr wieder gut geſinnt?

Dietrich. Ich hoffe es. Aber laßt uns von etwas Anderm ſprechen, wenns euch recht iſt. Von eurem Kloſter.

Hedwig. Davon ſpreche ich am liebſten, und ihr empfehlt euch bei mir, daß ihr davon hören wollt. Außerdem weiß ich von anderen Dingen nicht zu ſprechen, und es verlohnt ſich auch nicht der Mühe.

Mathilde. Erzähle dem Bruder doch die Entſtehung des heutigen Feſtes; ich habe noch nicht dazu kommen können.

Hedwig. Wenn er ſie hören will, warum nicht?

Dietrich. Ich bitte euch darum.

Hedwig. Wer da bittet, dem wird gegeben. Doch laßt uns niederſitzen. Ihr habt wohl die Brandſtellen bemerkt, welche das Kloſter umgeben, und wovon bis jetzt nur ein Theil wieder Gebäude trägt?

Dietrich. Ja, der Brand kann noch nicht lange her ſein, und ſcheint euer Kloſter ſehr bedroht zu haben.

Hedwig. Ach, es war eine furchtbare Nacht, ich vergeſſe ſie in meinem Leben nicht! Heute ſind es gerade drei Jahre. Ich war damals noch Nonne. Schrecklich erhoben ſich die Feuerſäulen rings um uns her, glühende Dampfwolken wälzten ſich heran, und droheten uns noch früher zu erſticken, als zu verzehren. Siebzehn klöſterliche Gebäude ſtanden in Flammen, zwiſchen uns und der Welt bildeten ſie eine furchtbare Feuermauer. Herr des Himmels! wie zagten die Gott geweiheten Jungfrauen, nirgend ſchien Rettung, ach, und wir durften ſie kaum anders als durch ein Wunder wünſchen. Und mitten in dieſem Graus, dieſer Todesangſt, drangen Männer bei uns ein, und wollten uns gewaltſam durch die Flammen hinaustragen. Denkt euch, wilde Männer im Heiligthume der geweiheten Jungfrauen! Iſt ſolcher Frevel ſchon erhört worden? O ihr Heiligen, was ſtießen die frommen Schweſtern für einen herzdurchdringenden Schrei ob ſolcher Gottloſigkeit aus! Wie flohen ſie verſchüchtert aus einer Zelle in die andere, und wußten ſich vor ihnen nicht zu bergen,

nicht zu retten, bis wir endlich alle erklärten, lieber verbrennen, als uns von Männern berühren laſſen zu wollen.

Dietrich. Sehr thörigt. Noth kennt kein Gebot.

Hedwig. Eure Worte ſind thörigt, es heißt vielmehr Noth lehrt beten. Als die Männer ſahen, daß wir ſtandhaft verweigerten, uns von ihnen, wie ſie es nannten, retten zu laſſen, was uns doch eben der Welt in den Rachen geführt hätte, als die Flammen ſchon droheten, die Kirche und die Wohnungen der geiſtlichen Jungfrauen zu ergreifen, da that unſere damalige Domina Johanna von Walbeck in der großen Angſt ihres Herzens ein Gelübde zur heiligen Jungfrau, daß ſie, wenn ſie dem Unglücke entginge, und das Kloſter erhalten würde, alljährlich mit ihren Schweſtern eine feierliche Proceſſion zum heiligen Born halten, und dort einer Meſſe beiwohnen wolle [1]). Nun ſchaut, augenſcheinlich wandten ſich die Flammen, und bedroheten uns nicht mehr. Man wurde ihrer mächtig, und mit dem Beiſtande der Gebenedeieten ſetzte man ihnen Schranken. Aber das Gotteshaus hat dennoch ſtark dabei gelitten, ſo wie auch die eine Seite der Kloſtergebäude, und ich will beide, geliebts Gott, im nächſten Jahre neu bauen laſſen [2]).

Heinrich. Du mußt nämlich wiſſen, daß gegenwärtige Domina ihr ganzes, ſehr bedeutendes Vermögen dem Kloſter zum Opfer gebracht hat, und daß ſie davon ſchon viele verpfändete und veräußerte Kloſtergüter eingelöſet und zurück gekauft hat [3]).

Dietrich. Das iſt großmüthig.

Hedwig. Ihr redet wunderlich; wäre es das, müßt ichs verachten. Es iſt vielmehr demüthig. Iſt mir doch geſagt, daß in der Welt viele Jungfrauen ihrem irdiſchen Bräutigam weit mehr zum Opfer bringen, als ihr Vermögen, und noch dazu in ſündlicher Liebe. Wie könnt ihr es nun als etwas Beſonderes halten, wenn ich meiner himmliſchen Liebe, meinem Seelenbräutigam mein Vermögen opfere? Wüßt' ich nicht, daß ich ihm mein Herz und Weſen geſchenkt habe, ich müßte es für ſehr wenig achten. So unterſtützt Eines das Andere, aber dennoch iſt es nicht werth, davon zu reden, als in ſofern meinem Herrn das Opfer angenehm iſt.

---

1) Behrens, Neu-Haldensiebenſche Chronik Th. II. S. 527.
2) A. a. O. S. 528.
3) A. a. O. S. 528.

Dietrich. Mir? —

Hedwig. Ihr? — Wie kommt ihr zu der Frage?

Dietrich. Ich weiß nicht, wen ihr unter euerm Herrn verſteht?

Hedwig. So weit ſeid ihr von ihm entfernt, daß ihr ihn gar nicht kennt? Ich konnt' es mir denken! Wie hättet ihr ihn denn in der Welt kennen lernen ſollen? Ihr ſcheint ein völlig verirrtes Schaaf zu ſein.

Dietrich. Ehrwürdige Frau, ihr müßt mich wahrhaftig ſogar für ein Lamm halten, daß ihr glauben könnt, meine Geduld werde eure verletzenden Reden ertragen.

Hedwig. Mein Gott, er ſcheint ſchon wieder etwas übel genommen zu haben!

Mathilde. Ich weiß es, ſie hat euch nichts Verletzendes ſagen wollen.

Hedwig. Seid doch nicht böſe, es war ja gut gemeint. Weiß ich doch wirklich nicht, wie ich mit euch ſprechen ſoll. Ich rede mit euch, wie mit meinen Nonnen, und da wird keine böſe, wenn ich Aehnliches ſage. Man muß doch ſagen, was man meint?

Dietrich. Ich bin aber keine Nonne.

Hedwig. Eigentlich iſt das ſchade! Verlaßt euch darauf, ihr wäret im erſten Vierteljahre ſchon ein anderer Menſch. Seid wieder gut, ich bitte euch darum.

Heinrich. Du wollteſt wohl noch von dem Gelübde der Domina reden.

Hedwig. Nun, es iſt denn gehalten worden, und die Proceſſion wird auch heute in der Tertie ſtatt finden, und die Meſſe am heiligen Born gehalten werden, aber heute zum letztenmale.

Heinrich. Warum denn das? Das iſt mir ganz unbekannt?

Hedwig. Ihr werdet begreifen, daß das Gelübde gegen die klöſterliche Regel verſtößt, die Jungfrauen nicht in Maſſe aus der Clauſur zu führen. Die ehrwürdige Domina Johanna hat ſich darüber viel Gewiſſensſcrupel gemacht, und bei den vornehmſten Theologen angefragt, wie ſie ſich dabei zu verhalten habe. Sie ſtarb inzwiſchen, und jetzt haben die ehrwürdigen Väter entſchieden, ſie könne an daſſelbe, weil es wider die Regel wäre, nicht gebunden ſein, um ſo mehr, als ſie es in der Angſt gethan habe.

Darum wird die Proceſſion heute zum letztenmale gehalten [1]). Allein es giebt dazu noch mancherlei anzuordnen, und ich muß euch verlaſſen. Erſt nach der None und dem Mittagsmahle werde ich euch ſprechen können. Für jetzt will ich euch einen Morgenimbiß auftragen laſſen. Gehabt euch unterdeſſen wohl.

Sie ging, und gleich nachher trugen zwei Layenſchweſtern ein Frühſtück auf. Dietrich war verſtimmt. Das Weſen der Domina war ihm halb widerwärtig, halb anziehend. Das ſtark hervortretende Gefühl ihrer Würde gab ihrer Haltung etwas Imponirendes, und war mit ihrem Weſen ſo innig eins, daß es ſich ſchwer davon getrennt denken ließ. Es lag für Dietrich etwas Anziehendes darin, aber es wurde ihm unangenehm, ſo wie es ſich bis zum Herrſchen, Regieren und Meiſtern ſteigerte, obgleich es aus ihrer Stellung hervorging. Die Rückſichtsloſigkeit ihrer Aeußerungen, entſproſſen aus dem unbedingten Gehorſam ihrer Nonnen und aus dem Verſtummen ihres Widerſpruchs, ſteigerte dies für Dietrich bis zum Unerträglichen, Unbekanntſchaft mit den Formen der Welt that das Uebrige. Dagegen lag in ihren Bitten: nicht böſe zu ſein, eine ſo herzgewinnende Freundlichkeit und Güte, und ſo viel weibliche Milde, die mehr noch in ihrem Geſichte, ihrem Tone und ganzen Weſen ſich ausſprach, als in ihren Worten, daß Dietrich dadurch immer wieder günſtig für ſie geſtimmt wurde, und ſich eben ſo oft angezogen als abgeſtoßen fühlte.

Frau Mathilde war von ihrer Tochter ungemein eingenommen, und konnte nicht begreifen, warum Dietrich Manches wunderlich fand. Ihr ſchien alles, was ſie ſagte, verehrenswerth, ihr war nichts auffallend geweſen, dagegen war ſie ihres Lobes voll, rühmte ihre Frömmigkeit, ihre treue Sorge für das Kloſter, ihre aufopfernde Liebe, ihren Wohlthätigkeitsſinn, ihren Eifer für die Kranken, welche, ſeit das Hoſpiz in ein Kloſter verwandelt worden war, jedoch nicht mehr von den Nonnen, ſondern von Unterbedienten verpflegt wurden, kurz es ergab ſich aus ihrer Schilderung, daß Hedwig, ungeachtet ihrer Wunderlichkeit, eine Fülle ſchätzbarer Eigenſchaften beſaß, und ihren Platz vollkommen ausfüllte.

Es war 9 Uhr, und die Glocken läuteten zur Tertie. Jetzt

---

[1]) A. a. O. S. 527.

ſollte der Zug beginnen, Heinrich und ſeine Frau nebſt Dietrich begaben ſich darum nach der Kirche. Die Nonnen waren auf dem Jungfernchor verſammelt, und kamen in die Kirche herab, um die Proceſſion zu beginnen. Sie trugen Wachslichte, welche erſt angezündet wurden. Jetzt begann das Proceſſionsgeläut, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

Voran ritten zwei Kloſterknechte, um den Weg frei zu halten. Dann kamen einige Chorknaben mit dem Kreuze und Kirchenfahnen, worauf paarweiſe die Nonnen, etwa 40 an der Zahl, in ihrer Ordenskleidung, das Geſicht unverſchleiert, folgten. Es fiel Dietrich auf, daß drei darunter ganz ſchwarz gekleidet waren, das Kleid nach weltlichem Schnitte, auch trugen ſie Handſchuhe. Mathilde wollte ihm darüber keine Auskunft geben. Weſen und Benehmen dieſer Nonnen ſprach viel Gefallſucht aus, weniger zeigte ſich das bei den übrigen, und einige jüngere wagten nicht, die Augen zu erheben. Den Zug der Nonnen ſchloß die Domina, nach welcher Chorknaben mit Fahnen folgten. Hinter dieſen trugen Knaben einen Baldachin, unter welchem der Propſt des Kloſters das Hochwürdigſte trug. Ihm folgten die beiden Kapläne und drei Hülfsmönche des Kloſters nebſt einigen Knaben mit Fahnen, denen ſich die Fremden und die Dienſtleute anſchloſſen.

Singend verließ die Proceſſion den Hof vor dem Kloſter. Draußen ſtanden die Einwohner des Dorfes nebſt vielen Leuten aus der Umgegend längs der Straße, und warfen ſich auf die Knie, als der Zug zur Pforte hinaustrat. Hier und da kroch ein altes Mütterchen heran, und küßte der erſten beſten Nonne die Hand. Endlich ſchloſſen ſich alle dem Zuge an, und gelangten ſo zum heiligen Born. Hier wurde in der kleinen über demſelben befindlichen Kapelle die Meſſe gehalten, allein ſie bot nur Raum für die Kloſterjungfrauen, und alle übrigen mußten draußen bleiben, und lagerten ſich rings umher auf das Gras und unter Gebüſch.

Als die Meſſe beendigt war, wurde der Zug in gleicher Weiſe zurück angetreten, und nachdem man wieder in der Kloſterkirche angelangt war, ſchloß man ſogleich die Sexte an, und nach einer halben Stunde die None. Jetzt war der vormittägige Gottesdienſt zu Ende. Um 11 Uhr gab die Glocke das Zeichen zum Eſſen; die Nonnen verſammelten ſich mit der Priorin im

Remter, die Fremden im Gaſtzimmer. Unſere Harbkeſchen Gäſte waren nicht die einzigen; man unterhielt ſich lebhaft, doch war Dietrich ſehr einſilbig.

Nach beendigter Mahlzeit begaben ſich unſere drei Gäſte in die Zimmer der Priorin, welche ſie freundlich empfing. Sie ſetzte Dietrich mit der unerwarteten Frage in Verlegenheit: wie gefallen euch meine Nonnen?

Dietrich. Ich habe wahrhaftig noch nicht darüber nachgedacht.

Eine Wolke des Unmuths flog über ihre Stirn. Ich verſichere euch, ſprach ſie, es ſind ſehr fromme Schweſtern darunter, an welchen Gott und Menſchen ihre Freude haben müſſen.

Dietrich. Ich bezweifele es nicht. Sagt mir aber, warum drei von ihnen anders gekleidet ſind, als die übrigen?

Hedwig (unmuthig). Nach denen hättet ihr nicht ſehen ſollen. Es ſind eitle Dirnen, die ihren weltlichen Sinn nicht bändigen können, und da behaupten, das Ordenskleid ſtehe ihnen nicht gut [1]).

Dietrich. Könnt ihr ſie denn nicht zwingen, ſich der Ordensregel zu fügen?

Hedwig. Zwingen! Was wißt ihr von zwingen? Zwingt ſie einmal, wenn der geiſtliche Viſitator ſie begünſtigt, und durch die Finger ſieht! —

Dietrich. Sie ſind euern Befehlen alſo ungehorſam?

Hedwig ſchwieg.

Dietrich. Alſo doch auch hier kein Frieden!

Hedwig. Nun, die abweichenden Röcke ſind noch nicht eben das Schlimmſte, und wenn weiter nichts wäre, könnte man ſchon zufrieden ſein.

Dietrich. Ich wills glauben. Da mögt ihr wohl manchmal böſe Stunden haben?

Hedwig. Wollt ihr euch nicht auch unſern Kirchhof anſehen? Er iſt merkwürdig, denn es liegen darauf nicht bloß Nonnen, ſondern auch fremde Wallfahrer, und Mancher aus der Umgegend, der lieber bei unſeren Nonnen liegen mochte, als an-

---

[1]) Erſt um das J. 1470 wurden dieſe und andere inzwiſchen eingeſchlichene Mißbräuche abgeſtellt. Behrens Neu-Haldensleb. Chronik Th. II. S. 528 f.

derswo. Er wird vom Kloſter rings umgeben, und für viele unſerer Nonnen iſt er die einzige Ausſicht.

Dietrich. Ja wohl, und zugleich für manchen Andern.

Hedwig ſah ihn an, ohne den Sinn des Wortes finden zu können. Geht nur hier den Gang entlang, und dann die Treppe hinunter, ſprach ſie, die Thüre ſteht offen.

Sie traten hinaus, und waren auf dem Kirchhofe. Er hatte die Form eines Vierecks, deſſen eine Seite die Kirche einnahm, die anderen bildeten die Kloſtergebäude. Die Kirche trug, faſt über der Mitte ihres Daches, einen zierlichen Thurm. Das untere Stockwerk der Gebäude enthielt einen ringsum führenden Kreuzgang, in welchem viele Leichenſteine, Heiligenbilder, Krippen und geiſtliche Zierrathen aufgeſtellt waren. Die Zellen der Nonnen lagen im oberen Stockwerk.

Was ſprechen die Menſchen doch ewig vom Frieden, ſprach Dietrich, und überall ergiebt ſich, daß der Menſch nirgend Friede halten kann, denn er iſt dazu nicht geboren. Hier unten, das iſt der einzige Ort, wo Frieden herrſcht. Wer Friede haben will, muß nicht geboren werden, ſondern ſterben.

Niemand kann ja ſterben, ſprach Heinrich, wenn er nicht geboren iſt?

Dietrich. Drum eben ſollte man die Geborenen nicht ſtrafen, wenn ſie ihrer Natur nach keine Ruhe halten können. Man laſſe ſie kriegen. Nichts hält wirkſamer das Schwerdt in der Scheide zurück, als das Schwerdt, und wer es am Beſten zu führen weiß, wird den Frieden kräftiger herſtellen, als alle Befehle und Briefe. Doch was hilft es! — Es iſt vorüber. — Wohl Allen, die hier Ruhe gefunden haben!

Wohl Allen, die ſie im Leben gefunden haben! ſprach die Priorin, welche nachgekommen war. Glaubt mir, wer ſie nicht im Leben gefunden hat, wird ſie auch im Tode nicht finden, denn was der Menſch ſäet, das wird er erndten.

Mit zermalmender Gewalt ſchlugen dieſe Worte in Dietrichs Seele, er ſah Hedwig erſtaunt an, und wechſelte die Farbe. Sie ſtand in ruhiger Hoheit da, als hätte ſie nur das Gewöhnlichſte geſagt, ohne zu ahnden, wie mächtig der Sinn ihrer Rede Dietrich ergriff.

Dietrich. Wer kann denn im Leben Ruhe und Frieden finden?

Hedwig. Fragt lieber, wer kann sie in der Welt finden? Dort werdet ihr sie auch vergeblich suchen. Nur in des Klosters stiller Zelle wohnen sie, in der Abgeschiedenheit von der Welt und den Menschen. An seinen heiligen Mauern brechen sich die Wogen der Leidenschaft, welche das Leben trüben und verwirren, es steht da wie ein sonnenbeglänzter Fels in stürmender See. Das hat gar mancher müde Dulder schon gefühlt, und darum sehet ihr innerhalb unseres Klosterhofes so viele kleine Häuschen, erbaut und gekauft von denen, welche dem Gewirre der Welt entfliehen wollten, und geborgen vor den Stürmen des Lebens sich hinter die geweiheten schützenden Mauern flüchteten. Dort wohnen sie als Layenschwestern ruhig und in Frieden [1]).

Dietrich. Und doch wohnt der Friede nicht in euern Mauern, wie ihr selber gestandet.

Hedwig. Wer ihn nicht mitbringt, wird ihn drinnen vergeblich suchen, aber wer ihn besitzt, wird ihn ungestört erhalten können, was ihr draußen nicht vermöget. Darum glaubt mir, es giebt kein seligeres Leben, denn im Kloster.

Dietrich. Ihr mögt vielleicht recht haben, obwohl ich es, bei der engen Beschränktheit, dem gelobten Gehorsam und der völlig beschränkten Freiheit nicht zu begreifen vermag. Indessen bei Weibern kann ich es mir denken, bei Männern vermag ich es nicht zu glauben.

Hedwig. Ist das für die Weiber ein Lob oder ein Tadel?

Heinrich. Wer kann das entscheiden? Ist es für den Falken ein Tadel, für die Taube ein Lob, daß der eine Fleisch, die andere Körner verzehrt? Mehr hat Dietrich nicht sagen wollen.

Hedwig. Ich kann mir nicht denken, daß die Männer so ganz anders wären, als die Weiber. Erzöge man sie in einem Jungfrauenkloster, sie würden nicht anders sein, als wir. Jetzt leiden sie nur an bösen Angewöhnungen, und durch diese unterscheiden sie sich von den Weibern, aber nicht zu ihrem Vortheil. Selbst in den Mönchsklöstern soll es nicht so regelmäßig zugehen als bei uns.

Indem nahete eine Layenschwester und flüsterte leise der Priorin einige Worte zu. — Ich muß euch verlassen, sprach sie,

---

[1]) Behrens a. a. O. S. 525.

ſehe euch aber nachher noch wieder. Wollt ihr euch das Krankenhaus anſehen, ſo wird euch die Schweſter dorthin führen.

Sie verließen den Kirchhof, doch hatte Dietrich keine Luſt, nach dem Hauſe zu gehen, und da es eben zur Veſper läutete, traten ſie in die Kirche, und wohnten der Hora bei. Nach Beendigung derſelben beurlaubten ſie ſich bei der Priorin, weil man ſich auf den Rückweg begeben wollte. Ihre Eltern küßten ihr wieder die Hand, und ſie ertheilte ihnen ihren Segen. Dietrich folgte dem Beiſpiele, obgleich mit Widerſtreben. Sie ſchien es zu bemerken, und ſprach: Lebt wohl, ſo gut ihr es bei eurem unruhigen und dem Heiligen abgewandten Sinne in der verwirrten Welt könnt. Möget ihr bald die Ruhe finden, die euch noth thut, mein Gebet wird euch darin unterſtützen. — Mathilde verhinderte Dietrichs Antwort, und alle drei entfernten ſich.

Dietrich hatte ſich beim Abſchiede geärgert, und ſchwieg finſter. Mathilde ärgerte ſich über ſein Verdrüßlichſein, Heinrich verſuchte, Geſpräche anzuknüpfen, allein ſie ließen ſich nicht fortführen. Jeder überließ ſich ſeinen Gedanken und ſtill kam man nach Harbke zurück.

Der Beſuch des Kloſters hatte auf Dietrichs Stimmung keineswegs wohlthätig gewirkt. Seine Stimmung war in den folgenden Tagen finſterer als vorher. Alles ließ ihn theilnahmlos, es war ihm keine Rede abzugewinnen, er ſchritt düſter in ſeinem Zimmer auf und ab, die Langeweile quälte ihn, und dennoch ekelte ihn jede Beſchäftigung an. Es arbeitete etwas in ihm, und wenn es ihn beſchlich, verſank er in brütendes Sinnen, aus dem er nach längerer Zeit oft wie verſtört erwachte. Sein Anſehen wurde matter und hinfälliger, und Heinrich fürchtete mit Recht, er werde krank werden.

So waren acht Tage verfloſſen, da wanderte er wieder langſamen Schrittes, die Hände auf dem Rücken, mit niedergebeugtem Kopfe im Zimmer umher. Endlich blieb er ſtehen, und warf den Kopf in die Höhe: Es iſt wahr, ſprach er, nur im Kloſter kann der Friede wohnen. Was hilft dir die Welt? Hat ſie dich nicht verſtoßen? Was willſt du in ihr? Welcher brave Mann macht einer Metze, die ihm die Thür weiſet, noch den Hof? Ich fühle mich dazu zu gut. Was könnt ich auch mit gelähmten Flügeln, mit gelähmter Kraft, in ihr wollen und wirken? Sie ekelt mich an, und mich hat ſie verſtoßen. Ich habe nichts in ihr, woran

mein Herz noch hinge; mich hat Alles verlaſſen, was mich liebte, Alles! — Und ich ſollte es nicht verlaſſen, nicht meiden? Darum ins Kloſter mit dir, Dietrich, ins Kloſter, du kannſt nirgend anderswo leben. Werde Mönch, am liebſten Karthäuſer, dann brauchſt du mit den andern nicht einmal zu ſprechen, du darfſt es ſogar nicht, dann liegt die Welt hinter dir mit allem, was du darin gethan haſt, und ſie iſt vergeſſen. — Vergeſſen! — Ja, wer vergeſſen könnte! — — Wenn ſich das befehlen ließe! Doch nein! Der Friede und die Ruhe mögen im Kloſter wohnen, das Glück wohnt dennoch nicht darin, denn es weilt nirgend, wo Unabhängigkeit und Freiheit fehlen, und der Zwang des Gehorſams herrſcht. O, wie glücklich wäre die Welt, gäbe es keinen Zwang, der ehern und empfindungslos der freien Kraftentwickelung des Mannes entgegen tritt, ſeinen edlen ſchönen Willen beſchränkt, ſeine Kräfte lähmt, oder ſie zur Unzeit trotz des inneren Widerſtrebens aufſpannt und zerreibt, und aus dem edlen herrlichen Gottesgeſchöpf eine todte geiſtloſe Maſchine macht. Der Zwang iſt es, der den Menſchen unter den Menſchen herabwürdigt, und immer tiefer und tiefer einen unter den andern ſtellt, daß in der widerwärtigen Kette das letzte Glied niedriger ſteht, als der Hund, und weniger gute Eigenſchaften behält, als dieſer. Nein! Unabhängigkeit und Freiheit darf ich nicht vertauſchen gegen Frieden und Ruhe. Sie ſind der Athem meines Lebens, ohne ſie giebt es kein Glück. — Ich darf nicht ins Kloſter gehen! —

Und dennoch mag ich mit den Menſchen nicht verkehren, mag nichts mehr mit der Welt zu thun haben! O, ich kann es mir wohl denken, ihr guten Klausnerinnen, wie euch zu Muthe war, als ihr zuerſt die Einſamkeit des Mordthales wähltet, und eure ſtille Hütte am heiligen Born erbautet. Auch ihr verbanntet euch aus der Welt, um — — halt! Da geht mir ein Stern auf in der Nacht meiner Zweifel! Haben Klausnerinnen hier leben können, warum nicht ein Klausner? Er hat mit Menſchen und Welt nichts mehr zu thun, und iſt dennoch unabhängig und frei. Das iſt es, was ich ſuchte, und nicht finden konnte! Der Gedanke iſt mir durch Eingebung gekommen, es iſt ein Wink von oben. Nun weiß ich, was ich zu thun habe, und werde Anſtalten treffen.

Dietrich athmete leichter, als ſeit langer Zeit. Eine ſchwere Laſt war ſeiner Bruſt enthoben. Er ſuchte ſeinen Schwager

und ſeine Schweſter auf, und ſprach: Ihr werdet wohl ſchon inne geworden ſein, daß es mit mir anders werden muß, denn wie bisher kann es ferner nicht bleiben. Ich bin euch zur Laſt, und werde es jedem ſein, bei dem ich mich aufhalte. Ich fühle es, ich bin nicht mehr zu ertragen, und ich ſelber mag Niemanden ertragen. Wohin aber ſoll ich, dem Kraft und Muth gebrochen ſind, dem das Leben nichts mehr bieten kann, als Dornen? Ein Kloſter wäre der paſſendſte Ort, aber ich weiß, ich tauge für daſſelbe nicht. Darum will ich mich in die Einſamkeit des Waldes verbannen, weit von den Menſchen hinweg, und dazu kannſt du mir behülflich ſein. Haſt du in deinen Wäldern irgendwo eine Hütte, die du mir und meinem Knechte einräumen kannſt, ſo erwirbſt du dir ein Gotteslohn, nur muß ſie entfernt von Menſchen liegen.

Heinrich. Und dort willſt du allein mit deinem Knechte leben, entblößt von allen Bequemlichkeiten, von aller Hülfe — —

Dietrich. Ich habe mich in meinen Kriegen an Entbehrungen gewöhnt, und weiß ſie zu ertragen.

Heinrich wie ſeine Frau machten Einwendungen, allein Dietrichs Entſchluß ſtand unerſchütterlich feſt, und als ſie ihm die Schwierigkeiten der Sache vorſtellten, erklärte er, daß er davon reiten, und ohne ihre Hülfe ſeinen Vorſatz ausführen würde.

Als kein Abmahnen fruchten wollte, ſagte Heinrich: Wohl, dein Wille kann geſchehen, doch ſind wir es nicht, die dir rathen oder wünſchen, ihn auszuführen. Im Walde, ſeitwärts eine halbe Meile von Marienborn, liegt eine Köhlerhütte, die jetzt unbewohnt iſt, und mit geringer Mühe in bewohnbaren Stand geſetzt werden kann. Sie enthält zwei kleine Kammern. Sieh ſie dir an, und wenn ſie dir recht iſt, magſt du ſie haben.

Dietrich forderte Heinrich auf, mit ihm dahin zu reiten, und beide ſtiegen ſogleich zu Pferde. Der Weg führte durch dichten Wald. Endlich mußten ſie ihn verlaſſen, und einem Fußſteige folgen, der unſere Reiter bald nöthigte, abzuſteigen, und ihre Pferde am Zügel zu führen. Ringsum war es ſehr einſam und ſtill. Kaum drang ein Laut der übrigen bewohnten Welt in dieſe Waldesdichte, es war ein erhabenes Schweigen, höchſtens durch Blattgeliſpel und Vogelſtimmen unterbrochen. Als der Pfad eine Bie-

gung machte, erhob ſich vor ihnen aus dichtem Gebüſch ein niedriges ſtark mit Moos bewachſenes Schilfdach, das ein unſcheinbares Lehmhäuschen deckte. Wir ſind an Ort und Stelle, ſprach Heinrich, laß uns eintreten. Die Pferde wurden angebunden, das Haus war offen. Es ſah unreinlich darin aus, und die Fenſter waren verfallen, auch der Ofen eingeſtürzt. Dietrich beſchauete das Innere und Aeußere, erkundigte ſich nach der Entfernung der nächſt gelegenſten Orte, und äußerte ſich endlich völlig zufrieden mit dieſem unſcheinbaren Zufluchtsorte.

Allein bedenke, ſprach Heinrich, daß dir in dieſer Abgelegenheit aller Schutz fehlt. Was willſt du machen, wenn du überfallen wirſt?

Dietrich. Wo nichts iſt, ſucht man nichts. Ich nehme nichts hierher, was die Habſucht reizen könnte. Ein ſchlechter Tiſch und ein Schemel iſt alles, was ich brauche. Ich ſchlafe auf der Erde auf einem Mooslager, und werde mich mit der einfachſten Kleidung begnügen. Brod und Zubehör ſchickſt du mir alle drei Tage, oder kann mein Knecht bei dir holen, Waſſer muß in der Nähe ſein, denn es haben ja Menſchen hier gewohnt.

Heinrich. Und wer ſoll dir denn die Speiſen kochen?

Dietrich. Auf ſie verzichte ich gänzlich. Brod, Butter, Käſe, Speck, Würſte ſind ausreichende Nahrungsmittel. Auch giebt es wohl noch einige Früchte.

Heinrich. Unmöglich!

Dietrich. Laß du mir meinen Willen. Es haben ſich Tauſende wohl ſchon ſchlechter beholfen. Meine Wäſche könnt ihr mir von Zeit zu Zeit beſorgen, und wenn ich ein anderes Kleid brauche, laß ich es euch wiſſen. Dabei bleibt es. Nun thue mir den Gefallen, und laß das Haus ſo bald wie möglich in Stand ſetzen.

Heinrich hielt es nicht für rathſam, zu widerſprechen, und ritt mit ihm zurück. Dietrich redete ſich immer tiefer in ſeinen künftigen Lebensplan hinein, und alles verrieth, mit welcher entſchiedenen Vorliebe er ihn hegte und pflegte. Als ſie angekommen waren, gab Heinrich ſofort Befehl, das Haus in Stand zu ſetzen, und nach wenigen Tagen war es geſchehen. Nun war Dietrich nicht länger zu halten. Er nahm

herzlichen Abſchied von Heinrich und ſeiner Frau, aber er bat ſie zugleich, ihn nicht zu beſuchen, um ſeinen Aufenthalt möglichſt zu verbergen. Mit vergnügtem Geſichte ging er davon, mit betrübtem folgte ihm ſein Knecht, der ſehnſüchtige Blicke auf die Fleiſchtöpfe in der Küche warf, und ſich ſeufzend von ihnen trennte.

Traurig ſahen Heinrich und Mathilde ihnen nach, bis beide ihren Blicken entſchwanden, denn viel Gutes verſprachen ſie ſich von einem ſolchen Unternehmen nicht, obgleich es in jenen Zeiten weit weniger abentheuerlich war, als es dies in den unſrigen ſein würde.

Achtzehntes Kapitel.

Kaum hatte ſich Dietrich früher mehr auf den Eintritt in eine von ihm eroberte Burg gefreut, als er ſich jetzt auf den in ſein unſcheinbares Häuschen freuete. Als er das Dach deſſelben erblickte, ſchlug ihm das Herz in ſtürmiſcher Bewegung. Willkommen du ſtille Zufluchtsſtätte des einſt ſo mächtigen Dietrichs von Quitzow, rief er, nimmer hätte ſichs früher Jemand träumen laſſen, daß ich dir keinen Schutz, du aber mir ihn gewähren könnteſt! — Ich ſelber hätte es niemals geglaubt, daß du der einzige Ort wäreſt auf der weiten Erde, an welchen ich die Bedingungen meines Daſeins vereinigt finden würde. So mag der müde Wanderer ſtehen vor der Pforte des Grabes, wie ich vor dir, auch ich komme zu dir, wie zu meinem Grabe, aber es iſt ein Grab mit freieſter unabhängigſter Bewegung. Gewähre mir Frieden und Ruhe!

Die beiden Zimmer waren mit den nothwendigſten Bedürfniſſen, aber wie es Dietrich verlangt hatte, und die Klugheit gebot, nur ärmlich ausgeſtattet. Die nöthigen Lebensmittel hatte der Knecht mitgebracht. Bald war Dietrich häuslich eingerichtet, denn ſelbſt das Mooslager war bereits vorhanden. Doch gab es noch manches zu ändern, und dieſe kleinen Beſorgungen ließen den erſten Tag ziemlich ſchnell verfließen. Demnächſt machte ſich Dietrich mit ſeiner Umgebung und Umgegend bekannt. Er durchwanderte den Wald, machte ſich Merkzeichen, um ſich zurecht zu finden, und übte ſich, ſeine Hütte wieder zu finden. Der Knecht mußte ein paarmal nach Harbke, um einige Dinge zu holen, die ihm jetzt erſt wünſchenswerth geworden waren. Dazu gehörten ein Grabſcheit und eine Axt.

Schon nach wenigen Tagen war er damit fertig. Er würde beſſer gethan haben, täglich etwas zu thun; allein ſein ſtürmiſches Blut ließ ihn nicht raſten, ſo lange er noch ein Geſchäft unabgemacht vor ſich erblickte. Die nächſten Tage boten wenige oder

keine Beſchäftigung dar, Dietrich verlor ſich in Gedanken, ſchlich um ſein Haus herum, horchte auf den Geſang der Vögel, ſtreckte ſich auf den Raſen, und freuete ſich ſeiner unbeſchränkten Freiheit. Sein Knecht lag unter einem Gebüſche und ſchlief.

Acht Tage vergingen auf dieſe Weiſe für Dietrich ganz erträglich. Es war ihm wohl, keine Menſchen zu ſehen, allein er fühlte, daß er auf eine Beſchäftigung würde ſinnen müſſen. Leicht konnte der Zufall jedoch Menſchen nach ſeiner Hütte führen, denen er Rede ſtehen mußte. Was ſollte er ihnen ſagen? Würden ſie es ihm glauben, daß er ein Klausner ſei? Seine Kleidung ſprach dagegen, die bis jetzt die einfache Hauskleidung eines Dienſtmannes war. Im Mittelalter unterſchieden ſich mehr als jetzt die verſchiedenen Beſchäftigungsweiſen und Berufsarten der Menſchen durch eine charakteriſtiſche Kleidung. Der geiſtliche Ritter, der gewöhnliche Ritter, der Knecht, der Biſchof, der Prieſter, der Mönch, der Handwerker, der Narr, — wie verſchieden waren ſie gekleidet! Ja ſelbſt die Handwerker zeichneten ſich noch durch Material, Form und Farbe ihres Schurzes, durch die Art ihn zu tragen, und zuweilen durch die Farbe ihrer Kleidung aus, wie z. B. die Schlächter ſich braun, die Müller blau kleideten. Jeder Pilger, wenn er es irgend vermochte, zog dazu eine beſondere Kleidung an, niemand kam ſich und Andern vollſtändig als das vor, was er vorſtellen wollte, wenn ihm die übliche Tracht fehlte, ſie vervollſtändigte nicht bloß, ſie erſetzte zum Theil die gewünſchten Eigenſchaften, und in ausgedehnterem Sinne als jetzt galt damals das Sprichwort: Kleider machen Leute. Nur ſehr unvollſtändig vertritt unſer Uniformweſen jene Mannigfaltigkeit der Kleidung, weil es eben zu uniform iſt, um als Erſatz betrachtet werden zu können. Ein Klausner ohne ein geiſtliches Kleid, gewöhnlich einem Mönchskleide nachgebildet, war kein Klausner, und konnte ſich ſelber nicht dafür halten. So wenig Dietrich gewilligt war, ſich irgend einem Zwange zu fügen, ſo glaubte er doch ſchuldig zu ſein, ſich ſeinem jetzigen Stande gemäß zu kleiden. Er ſchickte daher ſeinen Knecht nach Harbke, damit man ihm dort irgend ein Beghardenkleid beſorge. Dieſer ging gern dahin, denn er richtete es ſtets ſo ein, daß er die Mittagstafel der Knechte theilen konnte, die ihm beſſer behagte, als die trockene Koſt in der Waldhütte, über welche er ſich bitter beklagte.

Nach wenigen Tagen kam das Kleid, und Dietrich legte es ſogleich an. Es war, als ob ein neuer Geiſt ihn durchdränge, jetzt erſt ſchien er mit dem Walde in Harmonie zu ſtehen, nun erſt war er ein Waldbruder, wie die Sitte ihn verlangte, und leicht gewöhnte er ſich an das Kleid.

Vierzehn Tage waren vergangen, und noch immer grübelte Dietrich über die Frage: womit er ſich beſchäftigen ſolle. Zwar drängte es ihn eben nicht zu arbeiten, er verſenkte ſich am liebſten in Erinnerungen aus ſeinem früheren Leben, aber auf die Dauer konnte das nicht genügen, irgend etwas mußte noch daneben gethan werden. Am liebſten hätte er die Jagd betrieben, allein er mochte ſich weder Waffen anſchaffen, noch das Wild verſcheuchen, oder das gefällete benutzen, das Letztere ließ ihn auch das Vogelſtellen verwerfen. Endlich fiel er darauf, ſich im Gebrauch der Axt zu üben, doch dauerte dies nicht lange, weil er ſich bald hinreichende Fertigkeit erworben zu haben glaubte.

Die Langeweile fing an, ihm peinlich zu werden; ſein Knecht ſchlief ziemlich den ganzen Tag, auch war mit ihm überhaupt nicht viel zu reden. Die Einförmigkeit dieſes Lebens, zu grell gegen ſein früheres Leben abſtechend, begann ihn anzuekeln. Wie mögen es nur andere Waldbrüder machen, daß ſie es aushalten, ſprach er, ich faſſe es nicht recht. Doch, welche Frage! Wie macht es denn der Gefangene? Und gefangen bin ich doch nicht, ſondern bewege mich frei und ungehindert, wie ich will. Dieſer Gedanke ermuthigte ihn wieder, und zur lebendigeren Vergegenwärtigung deſſelben, wanderte er ſogleich in den Wald. Trotz ſeiner Langeweile fühlte er doch einen großen Widerwillen gegen den Gedanken, zu den Menſchen zurückzukehren.

Drei Wochen waren ſo vergangen, da vermißte er eines Tages ſeinen Knecht. Kein Rufen, kein Suchen brachte ihn wieder. Als er auch die Nacht ausblieb, überzeugte ſich Dietrich, er ſei davon gelaufen. Er hatte es Dietrich ſchon lange merken laſſen, daß das Leben im Walde ihm nicht anſtände. Mag er gehen, dachte Dietrich, er war mir ohnehin wenig nütze. Hätte ich einen Hund gehabt, er wäre bei mir geblieben. Von einem Menſchen war es nicht zu erwarten! Wohl mir, daß ich immer weniger mit ihnen zu thun bekomme. Aus freiem Willen konnte dies jämmerliche Weſen nicht bei mir bleiben! Nur wenn man ſeinen Willen gezwungen hätte, wenn man es ihm hätte fühlen

laſſen, daß er ein Sklave war, dann wäre er geblieben. Elendes Volk, das, — wo es ſeinen freien Willen ſpürt, — ihn ſogleich dazu benutzt, eine Schlechtigkeit zu begehen! Nein, dem Volke taugt die Freiheit nicht, nur der edle Mann darf ſie beſitzen, und wehe ihm, wenn ſie ihm fehlt! Darum heißt er ja der Freie, der Freigeborene, darum führt er das Schwerdt, um ſie ſich mittelſt deſſelben unverletzt und in voller Reinheit zu bewahren. Ha, fühlte das jeder Freigeborene, wie ich es fühle, es ſollte dieſem Markgrafen nimmer gelingen, ihnen das Joch über den Hals zu werfen, und ſich ihr edelſtes Erbtheil verkümmern zu laſſen. Iſt es ihm zuletzt wohl zu verdenken, wenn er es thut? Gelingt es ihm doch, und wer ſich treten läßt, iſt werth, getreten zu werden. Allein daß ſo viele, auf welche ich früher viel gehalten, ſich treten laſſen, daß er ſo viele Helfershelfer dabei findet, das iſt mein Jammer, das iſt das Merkmal einer kläglichen Zeit!

Glücklicher Weiſe ſchickte Heinrich heute die Lebensmittel durch einen Boten, und Dietrich konnte ihm ſagen laſſen, daß er das künftig nur immer thun möchte, weil er keinen Knecht mehr habe.

Einige Tage ſpäter fiel ein Regentag ein, es goß vom Morgen bis zum Abend in Strömen vom Himmel, und Dietrich mußte im Zimmer bleiben, das, wie er entdeckte, ſich nicht völlig regendicht erwies. Es war ein höchſt langweiliger Tag, Dietrich wußte nicht, was er mit ſich anfangen ſollte, ſein ganzes Daſein war ihm läſtig. Der trübe Himmel, die rings abgeſchnittene Ausſicht, ſtimmten ihn noch finſterer, als er ſchon war. Furchtbar wühlte der Schmerz über Alles, was er verloren, in ſeinem Herzen. Er verglich, was er hätte ſein können, mit dem was er war, das Reſultat dieſer Vergleichung ſtimmte ihn nur noch düſterer. Wäre dieſer Marggraf nicht gekommen, ſeufzte er, ſo konnte ich jetzt regierender Herr eines anſehnlichen Länderſtrichs, vielleicht ſelbſt Markgraf von Brandenburg ſein, vielleicht auch Herzog von Sachſen, und bei Gott, das Land wäre unter meiner Herrſchaft weniger übel daran geweſen, als jetzt. Was bin ich nun? — Der unbekannte Waldbruder, der ſo wenig beſitzt, daß es nicht einmal die Habgier eines Bettlers reizt, den Niemand haben mag, den die ganze Welt anekelt, der ſich ſelber zur Laſt iſt, und der trotz aller Freiheit wie ein Gefangener in dieſer

elenden Kammer schmachtet, die ihm der Regen verschließt! Wie soll das im Winter werden? O Gott, ich ertrage das Leben weder unter Menschen, noch ohne Menschen. Lege dich zur Ruhe Dietrich, auf immer! Du hast auf Erden keine Stätte mehr, wo du weilen kannst. Deine Zeit ist vorüber! —

Er warf sich unmuthig auf sein Lager, aber der Schlaf floh sein Auge, nicht einmal er, viel weniger der Tod, wollte es schließen.

Das Wetter wurde wieder angenehm, denn man lebte im August. Dietrichs Kräfte schwanden sichtlich, und zu seiner Unbehaglichkeit gesellte sich Unwohlsein. Die plötzlich so ganz veränderte Lebensweise blieb auf seinen nicht mehr jugendlichen Körper nicht ohne nachtheiligen Einfluß. Ein schleichendes Fieber überfiel ihn, doch hütete er sich wohl, Heinrich oder seiner Schwester etwas davon wissen zu lassen. Sein Körper magerte ab, und immer kürzer wurden seine Wanderungen im Walde. Er war genöthigt oft zu ruhen, und seine Brust war beklemmt. Aber dennoch überredete er sich, nicht krank zu sein, es war seiner Meinung nach nur Schwäche, die er durch fleißiges Gehen zu beseitigen hoffte, weshalb er auch das Lager so selten wie möglich suchte, und sich zwang, wie ein Gesunder zu essen.

Eines Tages saß Dietrich sinnend vor seiner Hütte, sich mit beiden Händen auf einen dicken Stock stützend. Da vernahm er in der Ferne ein seltsames ihm unerklärliches Getöse. Es waren Schläge wie von Trommeln oder Pauken, dazwischen ertönte Schellengeklingel und ein seltsames Pfeifen, auch schreiende Menschenstimmen mischten sich darunter. Es wurde nach und nach lauter, und schien näher zu kommen. Dietrich stand auf, sich umzusehen, er umschlich die ganze Hütte, aber nach keiner Seite hin zeigte sich etwas Ungewöhnliches. Da der Lärmen aber mit kleinen Unterbrechungen immer von neuem erscholl, so beschloß er, nach der Gegend, von welcher der Schall kam hinzugehen, um die Ursache des Lärmens kennen zu lernen.

Kaum war er eine halbe Viertelstunde gewandert, so sah er ein seltsames Schauspiel, das ihn in hohem Grade befremdete. Ein großer Haufen Volks beiderlei Geschlechts, Kinder und Erwachsene, schwärmte unregelmäßig in dem seltsamsten Aufzuge ohne Weg und Steg durch den Wald einher. Es waren grauenhafte Gestalten, alle mit schwarzgelben Gesichtern, schwarzen

funkelnden Augen, langen glatten pechschwarzen Haaren, die wild um den Kopf hingen, behangen mit Lumpen aller Art und Farben, die jedoch nur zum Theil den Körper deckten, die Kinder liefen fast ganz nackt, beinahe alle trugen Bündel, theils in den Händen, theils auf den Rücken über die Schultern gehangen, einige ritten auf Eseln, einige auf Pferden, die allermeisten liefen barfuß, einige Wagen und mehrere Stücke Vieh, so wie eine Anzahl Hunde waren bunt durch den Zug vertheilt. Mehrere hatten Handpauken mit Schellen, andere Querpfeifen, andere kleine Trommeln, die sie schlugen, spielten, in die Höhe warfen und auffingen, wozu sich denn bald hier und da ein jauchzendes Hallo! gesellte.

Dietrich war hinter eine dicke Eiche getreten, um ungesehen den abentheuerlichen Zug zu beschauen. Die Gesichter und Gestalten waren über alle Beschreibung häßlich, alle Bewegungen heftig, rasch, gewandt aber eben so widrig, es waren Fratzen, wie die Maler die Verdammten schilderten, und die Lumpen wie der Schmutz und die ekelhafte Blöße ihrer Glieder machten sie noch unausstehlicher. Erstaunt, fast mit unheimlichem Grausen sah Dietrich sie näher kommen. Nie hatte er etwas von Menschen dieser Art gesehen und gehört, nie nur ihr Dasein geahnet. Wo kamen sie her, wo wollten sie hin? Was war ihre Absicht? Waren sie dem Boden entstiegen, und gehörten sie zu jenen sagenhaften Wesen, die unter demselben hausen sollten? Ansehen, Geberden, selbst die Sprache, von welcher Dietrich nicht einen Laut verstand, unterstützten diese Meinung. Wer mag es ihm verdenken, wenn er sie mit Besorgniß sah, und ein Kreuz über das andere schlug? —

Schon waren die Vordersten an Dietrich vorbei gezogen, und es gewann den Anschein, als würden sie den Weg nach seiner Hütte nehmen, da erhob sich ein lautes Geschrei, und der ganze phantastische Zug machte Halt. Rasch lagerte sich der größte Theil, wo er eben stand, auf den Boden, und es bildeten sich die wunderlichsten Gruppen. Das Vieh wurde in die Mitte gebracht, und rings um schleppten Kinder Holz zusammen, um Feuer anzumachen. Lustig loderte es hier und da auf, aus einer unfern gelegenen Quelle wurde Wasser herbei gebracht, und mit bewunderswürdiger Schnelligkeit füllten sich die Kessel mit einer Menge ekelhafter Dinge, besonders todter Thiere, die dann mittelst ein-

facher Vorrichtungen über dem Feuer aufgehangen wurden. Dietrich wußte nicht, was er zu allen diesen ihm gänzlich neuen Auftritten sagen sollte.

Unterdessen stöberten die Hunde umher, und zwei derselben fuhren bellend auf Dietrich los. Augenblicklich stürzte sich eine Schaar dieser teuflischen Gestalten dorthin, und entdeckten Dietrich. Mit tollen Grimassen und lebhaftem Geschrei gestikulirten sie viel gegen ihn, der mit dem Rücken gegen den Baum gelehnt, mit erhobenem Stocke da stand. Der Schwarm mehrte sich, aber keiner wagte, ihn anzugreifen. Da merkte Dietrich, daß hinter ihm einer auf den Baum kletterte, und aus dem Geräusche vernahm er, daß er sich gerade über ihn setzte. Unwillkürlich schauete Dietrich in die Höhe; aber das Gesindel hatte nur diesen Moment abgewartet, und wie die Katzen sprangen sie zu, um sich seiner Arme zu bemächtigen. Der Stock wurde ihm entwunden, und er fühlte sich gleich darauf zur Erde geworfen. Jetzt untersuchten sie jede Falte, jeden Winkel seiner Kleidung. Dietrich vermochte nicht genau zu entscheiden, ob in raubsüchtiger Absicht, denn ihm konnte nichts genommen werden, weil er nichts hatte. Während dessen kam ein älterer Kerl, der einiges Ansehen genießen mochte, sprach viel mit seinen Genossen, die nun von Dietrich abließen, und half ihm wieder auf die Beine.

Nix thun, nix thun Böses, sprach er, gute Leute wir, fromme Vater, wir weit her kumme.

Dietrich. Wer seid ihr, was wollt ihr hier?

Der Alte. Wir Zingani, kumme weit aus Aegyptenland, aus Tartarien. Wir alle sind Pilgrim, machen große Wallfahrt, weil Voráltern unsere aufgehört zu sein Christen. Ist eine Strafe für uns. Wir gute Leute, nix Böses thun, haben Freibrief von Kaiser Sigismund und Fürsten, o wir sehr gut.

Dietrich. Also Aegypter! Wohin wallfahrtet ihr denn?

Der Alte. Durch ganze Erde, wir zur Strafe sind verbannt auf Wallfahrt für unser Eltern, sieben Jahr.

Dietrich. Wer ist denn euer Anführer?

Der Alte. Ich bin Herzog Ogluno, der dort Graf Oduito. O wir sehr mächtig, aber jetzt sehr demüthig.

Dietrich sah sich den feinwollenden Herzog und Grafen an; sie waren allerdings etwas anständiger gekleidet als die übrigen, aber doch hätte sie ein Bauer um ihren Anzug nicht beneidet.

Auch behandelten die anderen sie durchaus nicht mit irgend bemerkbarer Auszeichnung.

Dietrich. Für einen Herzog hätte ich euch nicht gehalten.

Der Alte. O wir reich, haben schöne Sach, viel Silber, Gold, Graf schöne Degen.

Der sogenannte Graf kam mit einer nicht unterdrückten Eitelkeit gesprungen, und zeigte Dietrich ein Schwerdt mit kostbarem Griff, das aber ohne Zweifel in Deutschland verfertigt war. Der Alte hatte unterdeß einigen Frauenzimmern Befehle gegeben, und diese kamen jetzt von einem der Wagen, verschiedene Dinge in den Schürzen tragend. Er zeigte Dietrich eine Anzahl silberner Gefäße, besonders Trinkbecher, Schaalen, Kannen und einigen Frauenzimmerputz, den die Mädchen mit begierigen Augen betrachteten. Wir nicht arm, sprach er, aber weite Reise Kleider verdorben.

Dietrich wußte in der That nicht, was er von dem sonderbaren Volke denken sollte. Das Silbergeschirr überraschte ihn, da kein unbedeutender Werth darin steckte. Eine Wallfahrt dieser Art war zwar ungewöhnlich, lag aber nicht außer dem Möglichkeitskreise und der Anschauungsweise des Zeitalters, denn die Kreuzzüge waren, nur umgekehrt, etwas Aehnliches gewesen, und Geißlergesellschaften hatten früher in großen Schwärmen Deutschland durchzogen. Sah man das Volk an, so verrieth sein Aufzug die bitterste Armuth, und doch trugen die Frauenzimmer zum Theil Tücher und Kopfputz, der, wenn nicht Kostbarkeit, doch Pracht und Putzliebe verrieth, während der Untertheil des Körpers mit wenigen Lumpen bedeckt, vor Schmutz kaum anzusehen war, und alle barfuß liefen. Die Kinder unter zehn Jahren waren völlig nackt. Ihr wildes ungezügeltes Benehmen, ihre große Lebhaftigkeit, der fremde Schnitt der Gesichter, die, in jener Zeit höchst abstoßend erscheinende Körper- und Gesichtsfarbe, die seltsam lautende Sprache, die Gier, mit welcher sie über die halb rohen Speisen herfielen und sie verschlangen, vermochte Dietrich mit seinen Begriffen von Vornehmheit nicht zu vereinigen. Allein von fremden Völkern erzählte man damals noch viel unglaublichere Dinge. Es war eine andere Art von Wesen als er bisher gekannt hatte, warum sollten die vornehmen Leute bei ihnen nicht anders sein, als in Deutschland? —

Da Dietrich sah, daß er freundlich behandelt wurde, gewann

die Beobachtung des fremden wilden Lebens für ihn ein beſonderes Intereſſe, und er zögerte ſich zu entfernen. Ogluno ſchien es zu bemerken, und lud Dietrich ein, ſich neben ihn an dem Feuer zu lagern. Du frommer Vater, Waldbruder biſt, ſprach er, iſt Hütte weit von hier?

Dietrich. Nein, nicht weit.

Ogluno. Ich dich beſuchen will, iſt gut, eine Hütte nahe bei, kann man brauchen. Waldbruder und Zingani ſind Brüder, leben alle im Wald.

Dietrich hatte Luſt, gegen dieſe Brüderſchaft zu proteſtiren, doch hielt er es für klüger, zu ſchweigen. Habt ihr denn aber ſo viel Geld, daß ihr leben könnt? fragte er.

Ogluno. Leben nicht von Geld, aber von Eſſen und Trinken.

Dietrich. Wer giebt es euch denn?

Ogluno. Menſchen, für unſer Dienſt, fangen auch Eſſen und Trinken.

Dietrich. Für eure Dienſte? Was arbeitet ihr denn?

Ogluno (mit Verachtung). Arbeiten! Wir nix arbeiten. Vornehme Leute nie nix arbeiten.

Dietrich. Seid ihr denn alle vornehme Leute?

Ogluno. Alle.

Dietrich. Aber welche Dienſte leiſtet ihr denn den Menſchen?

Ogluno. Wir machen Muſik, o ſehr ſchön, wir machen Kunſtſtuck, ſehr grauſam. Ha, ſollt ſehen, wir komm von Magdeburg, ſein vierzehn Tag lang da geweſen auf den Markt. Auf Fiſchmarkt haben wir gemacht grauſame Kunſtſtuck vor ganze Rath, hat zugeſchaut vom Rathhaus, und uns geſchenkt Faß Bier, ein Kuh und viel Brod [1]). Sollt gleich ſehen, müſſen ſich üben junge Burſch, iſt ihnen gut.

Er rief und ſchrie in fremder Sprache, und nach vielem Zureden verſammelte ſich endlich ein Kreis junger Männer, denen andere auf die Schultern ſprangen, und mit wunderlichen Grimaſſen darauf heruntanzten, auch von einer Schulter auf die andere ſetzten. Es waren dieſelben Kunſtſtücke, welche ſie kurz zu-

---

1) Rathmann Geſch. der Stadt Magdeburg Th. III. S. 45. nach der Schöppenchronik.

vor in Magdeburg gezeigt hatten, die in ihrer grotesken Form dort ein Grauen vor ihnen erregt hatten [1]). In der That gestand sich auch Dietrich, daß die Faſtnachtsteufel nie ſo abſchreckend ausgeſehen.

Unſere Leſer haben aus dem Ganzen ſchon bemerkt, daß Dietrich unter einen Schwarm Zigeuner gerathen war. Sein Befremden wird nicht auffallen, wenn man erfährt, daß dies ſeltſame Volk zum erſtenmale zur angegebenen Zeit dieſen Boden betrat, und vorher von ihnen in Europa nichts bekannt war. Sie erſchienen ſehr zahlreich, und niemand wußte anfangs, was er aus ihnen machen ſollte. Der gemeine Mann nannte ſie Secaner, und über Urſache und Zweck ihrer Pilgrimſchaft, — denn als ſolche galt durchgängig ihr Erſcheinen, — wurden die ſeltſamſten Mährchen verbreitet [2]).

Als der Tanz beendigt war, rief Ogluno ein Mädchen und einige junge Burſche in ſeine Nähe, und ſprach mit ihnen. Sie ſetzten ſich darauf, der eine Burſche brachte ein ſehr roh gearbeitetes Inſtrument hervor, das eine Zimbel vorſtellen ſollte. Einige Saiten waren über ein dünnes Brett geſpannt, und wurden mit zwei Stäbchen geſchlagen, und ſeltſam genug wußte er dem Inſtrumente mit vieler Geſchicklichkeit mehr und angenehmere Töne zu entlocken, als man ihm zugetraut hatte. Der andere Burſche ſchlug eine Handpauke dazu, das Mädchen aber ſang in ihrer Sprache auf eine mehr befremdende als angenehme Weiſe. Sie nahete ſich nachher Dietrich, ergriff ſeine Hand, und fragte deutſch: Weißer Bruder, ſoll ich wahrſagen? Aber Ogluno ſprach einige unverſtändliche Worte, und ſie entfernte ſich.

Dietrich. Verſteht ſie denn das Wahrſagen?

Ogluno. O alle Weiber unſere ſehr ſchön wahrſagen, alle viel gut gelernt. Leute bezahlen ſehr dafür, giebt viel Geld und gute Waar.

Dietrich zweifelte zwar nicht an der Kunſt des Wahrſagens, aber wie ein ſo großer Schwarm Menſchen von dieſen Künſten leben

---

1) A. a. O.

2) Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 496. Seb. Münſter Coſmographie B. III. K. 5. S. 370. Alb. Cranz Saxonia L. XI. C. 2. Herm. Corner ad ann. 1417 in Eccard Corp. histor. T. II. Angelus Ann. march. 198. 199.

konnte, begriff er nicht. Wo habt ihr denn deutsch gelernt? fragte er.

Ogluno. Viel gelernt, meisten können deutsch, vornehme Leute sehr geschickt. Bei uns alle Kinder deutsch lernen.

Dietrich. Was macht ihr denn aber, wenn einer von euren Unterthanen Böses thut?

Ogluno. O nix!

Dietrich. Nichts? — Dann wird bald jeder thun, was ihm beliebt!

Ogluno. So ist bei uns, jeder thut, was er will.

Dietrich horchte auf, auch ihm war es bis jetzt so vorgekommen. — Habt ihr den Leuten denn nichts zu befehlen? fragte er weiter.

Ogluno. Nix, Zingani sich nur bitten lassen, sind zu vornehm, alles freie Leut, nix befehlen.

Dietrich starrete auf den Haufen, der sich allerdings unglaublich frei bewegte. Immer räthselhafter wurde ihm das Volk. Sollte man in Aegypten wirklich die Aufgabe gelöset haben, Freiheit und Unabhängigkeit Allen zu Theil werden zu lassen? dachte er. Doch nein, es sollen ja nur die Vornehmen sein, die ich vor mir habe. Also diese sind wirklich frei und unabhängig, und in Deutschland schmiedet man ihnen Fesseln? Wunderbar! Ich muß mich mit diesem Volke genauer bekannt machen. Wie lange werdet ihr in dieser Gegend verweilen? fragte er.

Ogluno. Weiß nicht, zehn, zwölf Täg, auch noch mehr.

Dietrich. Da komme ich morgen wieder zu euch, wenn ich nicht zu schwach bin.

Ogluno. Kommt, fromme Vater, kommt, ist mir lieb. Lebt wohl.

Dietrich schlich in tiefen Gedanken nach seiner Hütte. Daß es vornehme Leute seien, wollte ihm am wenigsten einleuchten, und er hatte keine Ahnung, daß der die Zigeuner so allgemein charakterisirende Hochmuth und ihre Hoffahrt Ogluno zu dieser Behauptung veranlaßt habe. Ihre Sitten sind widerwärtig, sprach er, aber es ist ein fremdes Volk, das macht sie erklärlich. Sie sehen entsetzlich zerlumpt aus, aber man bedenke die weite Reise, wer würde da besser aussehen? Zeigen denn nicht manche der Lappen, welche die Weiber tragen, noch von ehemaliger Pracht? Sprechen nicht dafür die silbernen Gefäße? Es kann

doch möglich ſein! — Ihre Art ſich zu benehmen, iſt unangenehm, wie ihre Geſtalt, Farbe und Sprache. Aber wenn letztere abweichen, müſſen es auch wohl die erſteren, dennoch ſind ſie frei und unabhängig, gewandt und geſchickt, und wie ich geſehen habe, ſehr fröhlich. Zögen deutſche Ritter in der alten angebornen Freiheit mit Weib und Kindern ſo umher, es würde unſtreitig edler und ſchöner ausſehen, auch wenn eine lange Wallfahrt bereits Glanz und Pracht verwiſcht hätte, denn der Adel der Seele würde aus ihrem Benehmen hervor leuchten, aber fröhlicher könnten ſie ſchwerlich ſein, als dieſe. Natürlich! Freiheit gewährt jedem Edeln Glück, und nur in ihr kann er es finden.

Die Erlebniſſe des Tages hatten Dietrich ungemein aufgeregt, und ſeine Kraft übermäßig angeſpannt. Als er ſeine Hütte betrat, legte ſich nach und nach der Sturm in ſeiner Seele, und nun fühlte er ſich ſo ermattet, daß er ſich ſogleich auf das Lager werfen mußte. Aber ſchlafen konnte er nicht; ſelbſt die Nacht hindurch ſchloſſen ſich die Augen nicht, und die häßlichen Geſtalten der Zigeuner tanzten in verzerrten Sprüngen und in argen Verrenkungen davor herum, als wollten ſie ihm das Schlafen verwehren.

Der Tag brach an, Dietrich befand ſich ſehr unwohl, und fühlte, er werde die Hütte heute nicht verlaſſen können. Er fieberte, und mußte liegen bleiben. Gegen Mittag kam der Knecht aus Harbke, und brachte die Mundproviſion auf drei Tage. Dietrich ließ ſie auf den Tiſch packen, erhob ſich aber nicht von ſeinem Lager, und verſicherte den Knecht, daß er ſich wohl befände, und nur etwas ruhen wolle, und dieſer ging mit der erhaltenen Nachricht nach Harbke zurück.

Nachmittags vernahm Dietrich von ſeinem Lager aus draußen laute Stimmen. Nicht lange darauf wurde die Thür geöffnet, und der fein wollende Herzog und Graf traten ein.

Ah, ſieh da, guter Waldbruder, ſprach Ogluno, das deine Hütte iſt. Sehr gut, ſehr ſchön, bei ſchlecht Wetter gute Wohnung. Du noch ſchlafen?

Dietrich. Ich bin krank.

Ogluno. O ſchade, gute Waldbruder krank! Zingani wird nicht viel krank, immer geſund und luſtig. Hütte ſehr gut. — Er ſprach mit ſeinem Gefährten, ohne daß Dietrich etwas verſtand. Von der Hütte aber ſchien die Rede zu ſein.

Dietrich. Sagt mir doch, habt ihr auch Ritter eures Volkes bei euch?

Ogluno. O meisten Männer sind Ritter, sehr gute Ritter, aber Degen und Pferd sind geblieben in Tartarien. Hei Sackerlot! Haben großen Muth, fechten stark!

Dietrich. Und jeder kann thun, was er will?

Ogluno. Freilich. Nix befehlen lassen, nit zwingen lassen, so glauben alle Zingani.

Dietrich. Wie haltet ihr es denn mit euren Fehden?

Ogluno. Fehden? — Nit versteh!

Dietrich. Ich frage, wie es ist, wenn sich zwei mit einander schlagen wollen?

Ogluno. O schlagen sich tüchtig, sehr stark.

Dietrich. Wird ihnen denn das nicht verboten?

Ogluno. O nix verbieten! Alles erlaubt. Aber arme Waldbruder, reden wird schwer. Hat so schöne Essen da auf den Tisch, und kann nicht essen, weil krank ist. Schade um schöne Essen, wenn nicht gegessen wird. Werde mir mitnehmen, Herzog eßt gern, schmeckt gut. —

Eilig packten er und der Graf die Lebensmittel in einen Beutel, den sie am Leibe trugen. Laßt liegen, sprach Dietrich, die Sachen gehören euch nicht. — Ich befehle es euch, rief er, als die Beiden sich an seine Rede nicht zu kehren schienen.

Ogluno. O nix befehlen, Zingani sich nix befehlen lassen. Wenn zu uns kommst, gute Waldbruder, sollst mitessen. Sei bald gesund.

Mit freundlichem Kopfnicken gingen sie zur Thüre hinaus. Dietrich fühlte sich durch ihr Betragen tief verletzt. Das ist gemein, sprach er zu sich selbst, und ein solches Benehmen muß in allen Ländern als gemein anerkannt werden; die fremde Sitte kann ihnen nicht zur Entschuldigung gereichen. Pfui über die Lumpen, die noch dazu unter ihrem Volke was vorstellen wollen! Sie lassen sich nichts befehlen, aber Ehre, Religion und Sitte scheint sie auch nicht zu binden? — Pfui, über solch Betragen. Habe ich mich doch lange über eine Niederträchtigkeit so sehr nicht geärgert!

Sein Zustand verschlimmerte sich durch die Gemüthsbewegung, und auch an den beiden folgenden Tagen mußte er, wenn auch nicht das Lager, doch das Zimmer hüten. Allmälig war

doch das Intereſſe an dem Volke bei ihm wieder erwacht. Der freie unabhängige Zuſtand deſſelben machte es ihm ſehr wünſchenswerth, es genauer kennen zu lernen, und darum bedauerte er ſehr, an das Haus gebunden zu ſein. Unter freigebornen Männern konnte ſeiner Meinung nach, wenn Freiheit und Unabhängigkeit herrſchte, nie die Mehrzahl ſchlecht ſein; der ſogenannte Herzog und Graf bewieſen ihm daher nichts, denn auch er wußte von manchem ſchlechten Herzoge zu erzählen, und hatte zu viel Lebenserfahrung, um nicht zu wiſſen, daß es in allen Lebenskreiſen Taugenichtſe giebt.

Sobald es daher ſeine Kräfte irgend zu geſtatten ſchienen, machte er ſich auf den Weg zu den Zigeunern. Es wurde ihm ſehr ſauer, und er mußte ſich oft ruhen. Der laute Lärmen des Lagers empfing ihn. Eine Anzahl auf die Erde gelagerter Männer, Weiber und Kinder ſahen einem Tanze zu, den einige Paare der übrigen nach einer Muſik aufführten, die viele Aehnlichkeit mit der der Bärenführer hatte. Sie hüpften auf einem Beine drei bis viermal hintereinander, und ſchlugen bei jedem Schritte mit dem anderen Fuße an den Hintertheil des Körpers, dann wurden die Füße gewechſelt, jeder Satz aber wurde mit wunderlichen Grimaſſen begleitet. Er ging über in einen anderen Tanz, bei welchem ſich die Weiber ekelhaft ſchaamlos gebehrdeten. Während dieſes Tanzes geriethen ein Paar der Männer mit einander in Streit, und ſchrieen ſich furchtbar an. Keiner hörte auf des andern Worte, ſie verzerrten die Geſichter, ballten die Fäuſte, droheten, und ſpieen ſich in das Geſicht; darauf rannten ſie auseinander, ſuchten ſich Stöcke, ſtürzten auf einander ſchreiend los, und fochten gewaltig mit den Prügeln, doch ohne auf einander loszuſchlagen, ſondern mit lauter Luftſtreichen. Sie liefen bald zurück, bald ſprangen ſie wieder auf einander zu, bewarfen ſich mit Erde, ſtießen die heftigſten Drohungen aus, und zogen ſchreckliche Mienen, aber der Prügel ſchlug immer nur neben den Körper. Die Weiber umfaßten die wüthenden Männer mit heftigem Geſchrei, und zogen ſie vom Kampfplatze fort, ſie riſſen ſich wieder los, und ſtürzten abermals auf einander, doch ohne ſich zu berühren. Die Kinder erhoben ein großes Geſchrei, von neuem zerrten die Weiber die Männer fort, von neuem entwanden ſie ſich ihren Armen. Dies dauerte ſo lange, bis die beiden rüſtigen Kämpfer die Kehle heiſer geſchrieen; da warfen ſie ihre Knüppel

weg, richteten ſich ſtolz empor, und ſchritten gravitätiſch wie Helden mit barſchen Geſichtern vom Kampfplatz, begleitet von dem Beifallruf der Menge.

Dietrich ſah erſtaunt das Ende dieſes Kampfes. Das hatte er nicht für möglich gehalten. Indem kam Ogluno geſprungen, und drängte ſich an Dietrich, als wäre nichts vorgefallen. Mit euch, ſprach Dietrich, mag ich nichts zu ſchaffen haben, ich kenne euch jetzt; ſendet mir euren tapferſten Ritter, damit ich einige Fragen an ihn richten kann.

Ogluno machte ein empfindliches Geſicht, und zuckte die Schultern. Er ging, brachte aber gleich darauf einen von den beiden Helden, die ſich ſo tapfer hatten ſchlagen wollen, und ſtellte ihn Dietrich als ſeinen beſten Ritter vor. Dietrich ſtarrete ihn an, und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Indem erhob die Gruppe vor ihm ein lautes Gejauchze. Ein Hund brachte einen Haſen geſchleppt, über den ſich Weiber und Kinder ſogleich hermachten, ihn abbalgten, und ohne Weiteres in den Keſſel warfen.

Was iſt das, fragte Dietrich, ihr ſeid bei dieſem Volke ein Ritter? — Wie könnt ihr es wagen, euch für einen ſolchen auszugeben, und den Ehrentitel zu ſchänden?

Der Kerl lachte ihn an, wandte ſich um, und ging davon. Eben kam ein junger zerlumpter Kerl mit einem gefüllten Sack auf den Rücken gelaufen. Sein Anſehen zeigte keinen Zigeuner. Ein junges Zigeunermädchen warf ſich an ſeinen Hals und löſete ihm dann den Sack ab, die übrigen umſtanden die Gruppe. — Dummes Volk, die Bauern, ſprach er lachend, man kann ihnen nehmen, was man will, ſie ſehen und hören nicht. Da der Sack iſt bloß in einem einzigen Dorfe gefüllt worden. Mehr würde keiner von euch zuſammen geganft haben. Ihr ſeht, ich bin ſchon ſo geſchickt, als ihr, und doch erſt acht Tage bei euch. Was wird das künftig erſt werden!

Ha, ſprach Dietrich, ſteht es ſo mit dieſem Volke? — O Schmach, ſich ſo bethören zu laſſen! — Er wandte ſich, und ſchlich davon. Mühſam nach öfterem Ruhen erreichte er ſeine Hütte, und warf ſich erſchöpft und krank auf das Lager. O furchtbares Zerrbild der Freiheit und Unabhängigkeit! rief er, wie hab' ich dich denn nicht auf den erſten Blick erkannt für das, was du biſt? Aber wußte ich denn von dieſem Volke etwas? Konnte ich bei ſeiner Fremdartigkeit ſogleich das Geſindel erken-

nen? — Darum alſo arbeiten ſie nicht, darum laſſen ſie ſich nichts befehlen! O es iſt ſchmählich, daß die edlen Worte Freiheit und Unabhängigkeit ſo ſchändlich gemißbraucht werden können, noch ſchändlicher, daß dies Geſindel ſich rühmen darf, ſie zu beſitzen, ja, genau genommen, ſie wirklich beſitzt! Sollte man ſich nicht faſt ſchämen, daß der edelgeborene Mann um ein Gut ringen könnte, was dieſes verächtliche Geſchmeiß ſein eigen nennt? Das alſo würde aus dem Menſchen, wenn er frei und unabhängig, los und ledig, in dem Sinne, wie der Treskow es nahm, lebte? Nein, nimmermehr! Gieb das edle Schwerdt dem Narren in die Hand, er wird damit Niemanden ſchützen, aber ſich wie ein Narr gebehrden und ſchaden.

Schaam und Aerger verſetzten Dietrich in einen fieberiſchen Zuſtand, und er befand ſich ſchlechter, als in den vorigen Tagen. Schleichend zehrte das Fieber am innerſten Marke ſeines Körpers, ſeine Leiden mehrten ſich, und er fühlte deutlich, daß ſein Uebel zunahm. Nur mit Mühe konnte er das Lager verlaſſen, und wenn das Uebel in gleichem Grade wuchs, mußte ihm das ſchon in den nächſten Tagen unmöglich werden. Der Tag wie die Nacht vergingen ihm wieder ohne Schlaf, und er fühlte ſich furchtbar ermattet. Da kam ihm der Gedanke an den Tod, und die Möglichkeit, daß er ihn übereilen könne. — Die Vorſtellung, daß er ohne die Sterbeſakramente würde verſcheiden müſſen, war ihm höchſtpeinlich, aber noch ſah er nicht, wie er ſie erlangen ſollte.

Es war noch früh am Tage, da trat der Knecht aus Harbke in die Hütte, und brachte einige Lebensmittel. Die drei Tage waren noch nicht vergangen, aber Dietrichs Ausſehen war ihm das letztemal ſehr aufgefallen, und er hatte dies in Harbke geäußert. Aus Beſorgniß ſchickte die Herrſchaft ihn darum früher, um zu ſehen, wie es mit Dietrich ſtände, doch ſollte er nur den Vorwand gebrauchen, etwas mitzunehmen. Der Knecht erſchrak, als er Dietrich erblickte, und ihn ſo ungemein verändert fand.

Höre David, ſprach Dietrich mit matter Stimme, thue mir den Gefallen, und gehe ſogleich nach Marienborn zu einem der Geiſtlichen, bitte ihn, daß er mit dir hierher komme, und mir die Sterbeſakramente reiche, doch halte dich nicht zu lange auf.

Der Knecht lief was er laufen konnte, und nach drei Stunden trat er mit zwei Geiſtlichen und einigen anderen Leuten wie-

der in die Hütte. Mit dem gewöhnlichen Gruße nahete sich der Priester, und setzte die heiligen Gefäße auf den Tisch. Mit Andacht wurden die Vorbereitungen gemacht, mit Andacht die Sakramente ausgetheilt und empfangen. Gebete und Ermahnungen, wie sie der Gebrauch der Kirche vorschrieb, begleiteten die heilige Handlung. Als sie beendigt war, sprach der Geistliche: Haltet ihr euch, guter Bruder, jetzt mit Gott versöhnt? — Ich hoffe es, seufzte Dietrich.

Geistlicher. So lasset euren Gram schwinden, und erwartet fromm und voll Vertrauen auf Gottes Gnade, auf unsers Seligmachers Verdienst, und auf die Fürbitte der Heiligen im wahren Glauben den Augenblick, wo ihr diese böse Welt verlasset, in welcher so oft das Gute von dem Bösen überwuchert wird, und oft die edelsten Früchte nicht reifen, der köstlichste Samen nicht aufgehet.

Dietrich. Und dennoch wird der Mensch erndten, was er gesäet hat!

Geistlicher. Ja, und er wird Gutes erndten und Seligkeit die Fülle, wenn er hienieden seinen ausgestreueten Samen befruchten ließ durch wahrhafte und herzliche Liebe zu Gott, dem allein Wahren und Guten, durch herzliche und aufrichtige Liebe zu den Menschen seinen Brüdern. Wer mit Gott Liebe säete, wird mit und durch Gott Liebe erndten. Ist euer Herz, mein Bruder, bei eurem Thun stets von dieser göttlichen und menschlichen Liebe durchdrungen gewesen, war euer Werk ein Gotteswerk, ein ihm wohlgefälliges, das sich seines Segens erfreuen durfte, und hat es euren Brüdern genützt?

Dietrich bedeckte mit beiden Händen seine Augen. — Nach einer Weile sprach er: Ich kann nur beten: Herr, gehe nicht mit mir ins Gericht! Ich bin in der Irre gegangen.

Geistlicher. Amen! Das mögen wir wohl Alle sagen, und wohl uns und euch, daß wir Alle die selige Hoffnung haben, wir bitten nicht vergebens. Der Geistliche überreichte ihm ein Crucifix. Dietrich ergriff es, und seine Elisabeth stand in den Momenten ihres Scheidens vor ihm. Bald, bald! seufzte er, und versank in Erinnerungen.

Der Geistliche hieß seine Begleitung zurückkehren, nur den Harbkeschen Knecht behielt er bei sich, er selber wollte, wie es die Kirche beim Nahen des Todes verlangte, bei dem Kranken blei-

ben. Von Zeit zu Zeit ſprach er ihm ein Troſtwort zu, oder betete mit ihm. Dietrich ſprach wenig, denn es wurde ihm ſchwer zu reden.

Die Sonne ſenkte ſich, und ſchon nahete der Abend. Aus der Ferne vernahm man einzelne Laute und Töne aus dem Zigeunerlager. Plötzlich aber hörte man laut ſchreien, es näheten ſich Tritte, heftig wurde die Thür aufgeriſſen, und herein ſtürzte athemlos ein Menſch und rief: rettet mich, rettet mich, um Gotteswillen, die Spitzbuben wollen mich berauben, vielleicht ermorden! Unmittelbar hinter ihm ſtürzte ein ganzer Haufe Zigeuner mit wildem Geſchrei in die Stube. Der Verfolgte flüchtete, wie der Geiſtliche, zum Lager des Kranken, faſt beſinnungslos umklammerte er in der Todesangſt den Geiſtlichen, und ſchrie: rettet mich, ſchützt mich. Das Zimmer war gänzlich von dem Geſindel erfüllt, ſie packten den Schreienden, riſſen ihn von dem Geiſtlichen und dem Lager hinweg, warfen ihn nieder, und plünderten ihn ohne Weiteres aus. Dietrich ballete die Fauſt krampfhaft, erhob ſich mühſam, wollte ſprechen, aber er biß die Zähne zuſammen, und fiel zurück auf das Lager. Der Geiſtliche verſuchte zitternd für den Gemißhandelten zu ſprechen; er wurde nicht gehört, denn das Geſchrei war furchtbar, und als jener bis auf die nothwendigſten Kleidungsſtücke ausgezogen war, ſtieß man ihn hinaus, und die Zigeuner folgten lachend nach. Der Geiſtliche kreuzigte und ſegnete ſich, er trat dann zum Lager des Kranken, und fand ihn todt. —

Jetzt kam auch der Knecht, der ſich vor Furcht verſteckt hatte, ins Zimmer. Der Prieſter ſegnete den Todten ein, und ſchickte den Knecht an Heinrich von Veltheim, damit die Leiche baldmöglichſt geholt, oder anderweitig dafür geſorgt würde. Er ſelber wollte ſo lange da bleiben. Schon nach einigen Stunden kamen Knechte, und trugen den Leichnam nach Schloß Harbke.

Mit aufrichtiger Trauer beſorgte Heinrich ſein Begräbniß, Mathildens und Hedwigs Thränen floſſen an ſeinem Grabe; auf dem Kirchhofe des Jungfrauenkloſters Marienborn hatte die Schweſter ſeine letzte Ruheſtätte ihm beſtimmt und ausgewirkt. Dieſe Thränen waren ſein einziges Denkmal, denn verſtohlen hatte er ſich in Harbke aufgehalten, und als einem der Reichsacht Verfallenen hielt es Heinrich nicht für rathſam, ihm ein ſteinernes

Monument zu errichten [1]). Fromme, ſanfte Jungfrauenaugen behüteten das Grab des einſt ſo berühmten und gefürchteten Dietrich von Quitzow. Der Ruf ſeines großen Thuns, und ſeines noch größeren Wollens, drang, gehüllt in den faltigen Mantel der Sage ſelbſt bis in ihre ſtillen Zellen, und ſtellete in müſſigen Stunden den kühnen ſtets ſchlagfertigen Reiter rieſig groß vor ihre Phantaſie. Er ward ihnen der Mann der Kraft und der Stärke, und wenn in ſtiller Mitternacht das helle Mondlicht ſeinen Grabhügel umglänzte, die Todtenkreuze bleich und duftig verſchwammen, und die Grashalme und Blätter vom Nachtwinde leiſe bewegt, heimlich flüſterten, ſo winkten ſich die frommen Schweſtern bedeutſam zu, denn es klang wie heiſere Geiſterſtimmen, die einander von ſeinen Thaten erzählten, und nicht belauſcht ſein wollten. Aber ſie hörten nicht auf zu flüſtern, und jede Nacht ſetzte die Erzählung fort, nimmer hatten ſie genug geplaudert, und in ewiger Geſchwätzigkeit wußten ſie immer Neues zu ſagen von dem vielbewegten Leben und dem rüſtigen Sinne des tapfern Mannes. Die Jungfrauen aber ſeufzten leiſe: er war gewaltig, und ſelber den Gewaltigen furchtbar; doch der Herr hat nicht Luſt an der Stärke des Roſſes noch an Jemandes Gebeinen. Gewalt vergeht und bauet nicht dauerhaft. Sehet, wie hat ſich ſeine mächtige, länderumfaſſende Thatkraft zuſammengedrängt in den kleinen unſcheinbaren Hügel, der kaum von dem des unbeachtet gebliebenen Pilgers zur Seite zu unterſcheiden iſt. Die Welt vergehet mit ihrer Luſt, aber Gottes Liebe bleibet in Ewigkeit! —

---

[1]) Wuſterwitz beim Hafniz.

Neunzehntes Kapitel.

Die Nachricht von Dietrichs Tode verbreitete sich im Stillen, und durchflog bald die Marken und die benachbarten Lande. Sie traf manches befreundete Herz schmerzlich, und mancher Wackere weihete seinem Andenken im Stillen eine Thräne. Am tiefsten verwundete sie Johann von Quitzow, dem mit Dietrich die Hälfte seines Daseins gestorben war. Er befand sich jetzt in Meklenburg Stargard, am Hofe des jungen Herzogs Johann, bei dem er eine gastfreundschaftliche Aufnahme gefunden, nachdem er sich auf der Hinreise eine Zeitlang bei Caspar Gans von Putlitz aufgehalten hatte. Caspar war bemüht gewesen, Johann zu bestimmen, daß er dazu thun möchte, der Reichsacht enthoben, und bei Markgraf Friedrich zu Gnaden angenommen zu werden; allein seine Mühe war vergebens gewesen, Johann hatte jeden Vorschlag dieser Art zurückgewiesen.

Das Concil in Constanz dauerte noch fort, die böhmische Ketzerei griff immer weiter um sich, und veranlaßte schon viele ärgerliche Auftritte, selbst in Gegenden, welche von Böhmen entfernt lagen.

Das Jahr 1417 schloß sich still und ruhig, und eben so begann das folgende. Friedrich war noch immer und während des ganzen Jahres in Constanz. In Meklenburg war der große Zwiespalt, der schon lange zwischen dem Hause Meklenburg und den Fürsten oder Herren von Wenden bestanden hatte, beigelegt, und letztere hatten ersterem die Erbfolge in ihrem Lande zugestanden, ohne sich der eingegangenen Lehnsabhängigkeit von Brandenburg zu erinnern, die ihnen wahrscheinlich leid geworden war. Friedrich ließ dies um so weniger unbeachtet, als ihm daran lag, nicht bloß das Lehnsverhältniß mit den Fürsten von Wenden festzuhalten, sondern auch das früher mit Stargard bestandene wieder herzustellen. Außerdem besaß Meklenburg noch immer eine Anzahl Oerter und Herrschaften, welche es nach und nach von der

Mark abgeriſſen hatte, wie unter anderen die Herrſchaft Putlitz in der Priegnitz davon ein Beiſpiel giebt. Bei dem Beſtreben des Markgrafen, die Mark in ihrer Integrität wieder herzuſtellen, mußte er nothwendig auf Schwierigkeiten ſtoßen, und Zwiſtigkeiten mit den meklenburgiſchen Fürſten waren vorauszuſehen. Um ſo mehr verdroß ihn der Abfall der wendiſchen Herren, um ſo weniger war ihm die eingetretene Einigkeit dieſer Fürſten gleichgültig, aber auch die Meklenburger verhehlten ſich nicht, daß es bei Friedrichs Forderungen mit ihm zum Bruche kommen müſſe.

Am meiſten glaubte der junge Herzog Johann III. von Meklenburg Stargard Urſache zu haben, mit Friedrich unzufrieden zu ſein. Er hielt es für nothwendig, ſich in eine beſſere Stellung zu ihm zu ſetzen, und die Abweſenheit des Kurfürſten ſchien für ſein Unternehmen ſehr günſtig zu ſein. Darum rüſtete er ſich nach Kräften, und hatte über ſeine Abſichten kein Hehl.

Auch in der Mark bemerkte man das aufſteigende Ungewitter, und nahm ſeine Maaßregeln. Von beiden Seiten betrieb man die Rüſtungen eifrig, und ungeachtet Herzog Johann ſich nicht verhehlen konnte, daß er ein gewagtes Spiel ſpiele, ſo hoben ihn doch der jugendliche Muth, und die Hoffnung auf die Hülfe ſeiner Freunde, über alle Bedenklichkeiten hinweg.

Unterdeſſen hatten die Fürſten von Wenden für nöthig gehalten, bei Siegmund um ausdrückliche Anerkennung ihres fürſtlichen Ranges anzuhalten. Bisher waren ſie bald Fürſten, bald Herren von Wenden oder Werle genannt worden. Um ihr Geſuch zu unterſtützen, hatten ſie zwei alte Urkunden beigebracht, aus welchen der Biſchof Otto nachweiſen mußte, daß ſie wirklich von den alten Wendiſchen Oberhäuptern abſtammten, welche den Königstitel führten. Ihr Geſuch wurde bewilligt, und von nun an nannten ſie ſich ausſchließlich Fürſten zu Wenden [1]).

Herzog Johann war ſchlagfertig, und ſagte der Mark ab. Hier wurden ſogleich die Vaſallen aufgeboten, und von beiden Seiten rückte man ins Feld. Im märkiſchen Heere befanden ſich: Graf Ulrich von Lindow, Herr zu Ruppin, die von Schulenburg, und Wichart von Rochow, der von Conſtanz zurück-

---

1) v. Lützow Geſchichte von Meklenburg Th. II. S. 166 f.

gekehrt war. Im meklenburgiſchen befand ſich Johann von Quitzow.

Die Märker hatten ſich in der Ukermark geſammelt, welche mit den Beſitzungen der Herzoge von Stargard unmittelbar grenzte. Sie trieben den Krieg nach der Sitte der Zeit, mit Plündern und Brennen, bis ſie am 16. Mai bei dem Dorfe Kuhblank auf die Meklenburger ſtießen. Dieſes Dorf liegt zwei Meilen nordöſtlich von Stargard, der Reſidenz der Stargardiſchen Herzoge, zwiſchen Neu-Brandenburg und Strasburg, ſüdlich umgeben von einigen niedrigen Hügeln, welche die Meklenburger beſetzt hatten.

Muthig wurden ſie von den Märkern angegriffen, und das Gefecht entwickelte ſich. Kühn und tapfer ſtritt man von beiden Seiten. Es zog ſich in die Länge, und wäre vielleicht noch länger unentſchieden geblieben, wenn Unerfahrenheit und jugendliche Hitze den jungen Herzog nicht zu einer Unbeſonnenheit verleitet hätten. Er ſtürzte ſich tollkühn in die Gefahr, und wurde von den Ruppinern gefangen. Vergebens ſtrengten ſich die Seinigen an, ihm wieder Luft zu machen. Das glückliche Ereigniß hatte den Muth der Märker aufs Höchſte entflammt, alle Anſtrengungen der Meklenburger waren vergebens, ſie wurden geſchlagen, und flohen [1]).

Günſtiger konnte das Gefecht für die Märker nicht enden. In einem wahren Triumphzuge kehrten ſie mit ihrem Gefangenen zurück, den Graf Ulrich von Ruppin einſtweilen verwahrte. Wie die übrigen meklenburgiſchen Fürſten die That aufnehmen würden, mußte man erwarten. Aber es läßt ſich ſchon ohne unſere ausdrückliche Verſicherung ermeſſen, daß ſie großes Aufſehen machte, und den ſchon lange im Geheimen glimmenden Brand der Unzufriedenheit mit der Mark zur hellen Flamme anfachte. Die Herzoge Johann und Albrecht von Meklenburg verbanden ſich mit dem Herzoge Erich von Lauenburg, und zogen auch den nahe mit den ſtargardſchen Herzogen verwandten Herzog Otto von Stettin in das Bündniß, denn letzterer war der Schwager des gefangenen Herzogs [2]). Dieſem war es ganz recht, wieder

---

[1]) Buchholz Brandenburg. Geſch. Th. III. S. 32. verfällt hier in manchen Irrthum.

[2]) Kantzows Pomerania v. Koſegarten Th. I. S. 453.

einmal mit der Mark etwas zu thun zu haben, besonders da der Markgraf noch immer nicht anwesend war, und noch manche Streitigkeiten zwischen ihm und diesem bestanden. Die Rüstungen wurden eifrig betrieben, und als nächstes Ziel, worauf hingearbeitet werden sollte, galt die Wiederbefreiung des Herzogs Johann. Man wollte der Mark so viel Drangsal anthun, daß sich die Einwohner genöthigt sähen, den Herzog als Preis des Friedens herauszugeben. Aber leicht ergab sich, daß dies nur zu zu erreichen war, wenn man ein ansehnliches Heer ins Feld stellte, und darauf war aller Augenmerk gerichtet. Johann von Quitzow fand unter diesen Umständen willige Aufnahme bei den Herzogen von Meklenburg, denn er war ganz der Mann, wie sie ihn sich für diesen Krieg wünschen konnten.

Auch in der Mark setzte man sich in den Stand, dem drohenden Sturme zu begegnen. Nach der geographischen Lage der kriegführenden Partheien konnte man voraus sehen, daß das Ukerland am ersten überfallen werden würde, von welchem die Pommern ohnehin noch einen großen Theil inne hatten. Die in brandenburgischen Händen befindlichen Oerter wurden darum mit Kriegsbedürfnissen gehörig versehen, und in möglichst wehrhaften Stand gesetzt. Darüber verfloß das Jahr 1418, in welchem sich sonst nichts Merkwürdiges ereignete.

Kaum aber war der Winter vergangen, oder vielmehr das Wetter wieder erträglich geworden, so brachen die Herzoge Johann und Albert von Meklenburg, die Fürsten von Wenden, der Herzog Erich von Lauenburg und der Herzog Otto von Stettin mit ihren Mannen auf, und fielen in die Mark. Es war ein Heer, wie man es lange so zahlreich nicht beisammen gesehen, denn sie hatten mehr als tausend Gewappneter versammelt, und man muß es hiernach auf fünf bis sechstausend Mann anschlagen. Laut verkündigten sie, was auch ihre Absagebriefe angegeben hatten, daß sie darauf ausgingen, die Befreiung des Herzogs Johann zu erwirken, der in Tangermünde gefangen saß. Die Stadt Strasburg im Ukerlande war der Sammelplatz des ganzen Heeres, wo sich die verschiedenen Bestandtheile desselben zusammen finden sollten.

Diese damals sehr unbedeutende und kleine Stadt, ein sogenanntes Weichbild, liegt in demjenigen nordwestlichen Winkel des Ukerlandes, der sich zwischen Meklenburg und Pommern drängt,

und war darum zum Sammelplatze wohl geeignet. Sie war märkisch, und man wollte mit ihrer Eroberung den Feldzug beginnen, die einem solchen Heere unmöglich schwer fallen konnte, obwohl man wußte, daß das Städtchen sehr gut befestigt war. Aber märkischer Seits hatte man diesen Plan erfahren oder errathen, und die Bürgerschaft durch einen Theil der benachbarten Ritterschaft verstärkt, so daß der Platz als gut besetzt und wehrhaft betrachtet werden konnte.

Die Feinde zogen sich von allen Seiten heran, wie schwarze Wetterwolken, und führten ein ansehnliches Sturmgeräth mit sich. Ringsum wurde die Stadt umlegt, selten nur hatte man vor einem kleinen Orte eine solche Menschenmenge versammelt gesehen. Es schien den Befehlshabern seltsam, daß die Stadt sich beim Anblicke ihres mächtigen Heeres nicht sofort ergab, sondern den Antrag zur Uebergabe ablehnte. Sie wollen nicht hören, so mögen sie fühlen, sprach Herzog Otto, der mit vierhundert Wappnern vor dem östlichen Thore lag. Den übrigen Umkreis der Stadt hielten die Herzoge von Meklenburg mit den Bürgern von Rostock und von Wismar besetzt, bei welchen sich auch Johann von Quitzow befand. Der Herzog von Lauenburg und die Fürsten von Wenden waren noch nicht angekommen. Es scheint keine Uebereinstimmung in den Operationen statt gefunden zu haben, wie es in der Regel zu gehen pflegt, wenn zu viele Feldherren vorhanden sind. Herzog Otto mochte es vielleicht für überflüssig halten, die Ankunft der Uebrigen abzuwarten, vielleicht riß ihn seine Ungeduld fort, vielleicht auch hatte er die Absicht sich hervorzuthun, und ohne Hülfe der Anderen den Feldzug mit einer glänzenden Heldenthat zu eröffnen, und Letzteres möchte wohl das Wahrscheinlichste sein, — genug, er begann mit den Seinigen den Sturm, ohne die Meklenburger davon etwas wissen zu lassen.

Die Sturmglocke rief die Bürger auf die Mauern, aber ehe ein wirksamer Widerstand geleistet werden konnte, hatten die Pommern schon den Graben überstiegen, und setzten die Sturmleitern an einer Stelle an, wo die Mauer theilweise beschädigt und verfallen war. Fast muß man glauben, es sei dieser Theil der Mauer absichtlich als eine Lockspeise für den Feind unausgebessert geblieben, denn kaum kletterten die Ersten die Leitern hinan, während die Uebrigen über den Graben folgten, so donnerten von den Weichhäusern und Thorthürmen die Steinbüchsen insgesammt

los, und ſetzten den Feind in unausſprechliche Beſtürzung. Gleich die erſte Salve ſtreckte zwanzig Wappner nieder. Ein Stein von den zugleich losgeſchoſſenen Büchſen fällete allein vier ſtarke Männer, den einen nach dem anderen, dem erſten nahm er den Kopf mit dem Eiſenhute ab, der zweite ward mitten durch geriſſen, dem dritten fuhr der Arm weg mit dem Schwerdte in der Fauſt, dem vierten wurde ein Bein abgeſchoſſen, wie es der ſchräg zur Erde gehende Gang des Steines mit ſich brachte. Mit Grauſen und Entſetzen ſah der Feind dieſe unerhörte Verwüſtung, und unwillkürlich ſprangen die auf den Leitern herunter, und folgten denen, welche bereits über den Graben zurückflüchteten. Zum zweitenmale knalleten die Büchſen, aber ſie konnten jetzt nur dem ſchon ziemlich entfernten Feinde das Geleite geben.

Während dies geſchah, hatten die Meklenburger aus dem Schießen entnommen, was die Pommern begonnen hatten, und ſchnell entſchloſſen ſie ſich, ihnen dadurch zu Hülfe zu kommen, daß ſie ihrerſeits ebenfalls die Stadt ſtürmeten. Die Flucht der Pommern konnten ſie nicht bemerken. Raſch rückten ſie gegen den Graben vor, fanden aber auch hier die Mauern beſetzt, und wurden mit Schüſſen aus Handbüchſen und Armbrüſten empfangen. Tapfer drangen ſie jedoch an, und nach mühſamer Arbeit rückten ſie über den Graben. Unterdeſſen kamen aber die bis dahin mit den Pommern beſchäftigt geweſenen Bürger mit ihrem Geſchütze an, und ſetzten es auch nach dieſer Seite in Wirkſamkeit. Viele Meklenburger färbten mit ihrem Blute den Graben, die Verheerungen des Geſchützes erregten hier daſſelbe Entſetzen, und nöthigten die Meklenburger ebenfalls, unverrichteter Sache abzuziehen. Dieſe ſchimpfliche Niederlage ging ihnen wie den Pommern ſehr zu Herzen, die meklenburgiſchen Herzoge vereinigten ſich darüber mit Herzog Otto, und beide Theile zogen mit den Ihrigen nach Hauſe. Das drohende Kriegswetter hatte für jetzt ein Ende erreicht, ſchneller als man es erwarten durfte, und Herzog Johann blieb gefangen [1]).

---

[1]) Detmars Chronik bei Grotuff Th. II. S. 24. 25., und noch ausführlicher Rufus Chronik ebendaſ. S. 503., der, wie er ausdrücklich bemerkt, nach dem Berichte von Augenzeugen erzählt. Faſt alle Geſchichtſchreiber haben nach dem Beiſpiele des unzuverläſſigen Cranz Strausberg ſtatt Strasburg geleſen, und dadurch viel Verwirrung in die Sache gebracht, auch dieſen Vorgang mit der früheren Belagerung von Strausberg verwechſelt. Die Einzelnheiten waren

Das Concil zu Conſtanz hatte endlich ſeine Endſchaft erreicht. Benedikt war abgeſetzt, und ein neuer Papſt in der Perſon des Cardinals Otto di Colonna erwählt worden, der als Papſt den Namen Martin V. annahm. Es war dies in der letzten Hälfte des Jahres 1417 geſchehen. Der neue Papſt hielt ſich für einen weitläufigen Verwandten des Markgrafen Friedrich von Brandenburg. Dieſe Meinung hat ſich zwar erſt lange nach ſeinem Tode als irrig ausgewieſen, aber ſie kam Friedrich zu Statten, und leitete ſogleich und auf die Dauer ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen beiden ein. Dennoch hatte der Papſt keine Neigung, auf die verſprochene Reformation der Kirche einzugehen, obgleich Friedrich ſich derſelben ſehr annahm. Er verſchob ſie auf ein anderes Concil, das er demnächſt berufen wollte. Dagegen glückte es Friedrich, den vertriebenen Herzog Friedrich von Oeſterreich mit dem Kaiſer auszuſöhnen, und ihn nach einer anſehnlichen Geldſtrafe wieder in den Beſitz ſeiner Länder zu ſetzen. Außerdem verheirathete der Kurfürſt Friedrich auf Vermittelung des Kaiſers Siegmund ſeine Prinzeſſin Eliſabeth mit dem Herzoge Ludwig von Liegnitz und Brieg. Die Verlobung wurde zu Conſtanz am 4. April 1418 feierlich und höchſt prächtig vollzogen, das Beilager aber zu Cadolzburg im Jahre 1421 gehalten. Fünf Tage wurden mit Turnieren und Aufzügen zugebracht. Das Concil löſete ſich vor der Mitte des Sommers durch die Abreiſe des Papſtes und des Kaiſers auf, und nunmehr verließ auch Friedrich Conſtanz und ging mit einem großen Gefolge nach Cadolzburg. Hier erneuerte er mit Herzog Heinrich von Baiern Landshut ſeine früheren Verträge, was um ſo nöthiger wurde, als Herzog Ludwig von Baiern Ingolſtadt ſich auf das Eifrigſte gegen Friedrich rüſtete, und ihm überall Feinde zu erwecken ſtrebte.

Siegmund wollte nach Ungarn gehen und entſchloß ſich, die Statthalterſchaft des deutſchen Reichs während ſeiner Abweſenheit dem Kurfürſten Friedrich zu übertragen. Es geſchah dies zu Donauwerth Sonntags nach Michaelis 1418 im Beiſein einer Anzahl der Stände des Reichs. Die ihm dadurch auferlegten Geſchäfte hielten ihn noch im ſüdlichen Deutſchland feſt, und

---

allen unbekannt. Zum erſtenmale iſt hier die Sache dargeſtellt, wie ſie ſich ereignet hat.

erſt im Jahre 1419 nach dem oben erzählten Einfalle der Pommern und Meklenburger konnte er nach der Mark zurückkehren.

Mit Hoffnung und Vertrauen ſah das Land zu ihm auf, deſſen Bedrängniſſe noch nicht gehoben waren. Denn die Meklenburger machten große Anſtalten, den begonnenen Krieg fortzuſetzen, der bedenklich genug ausfallen konnte, da ſämmtliche meklenburgiſche Fürſten mit den Herzogen von Pommern, Stettin und Wolgaſt verbunden waren, und geſonnen ſchienen, die empfangene Scharte wieder auszuwetzen. Namentlich bedroheten die Meklenburger die Altmark, und hatten kein Hehl ſie auf alle Weiſe zu züchtigen, und den gefangenen Herzog zu befreien.

Als Friedrich in Tangermünde ankam, ſtellte ihm Graf Ulrich von Lindow den jungen Herzog Johann, ſeinen Gefangenen, vor, und überließ ihm, ſein Schickſal zu beſtimmen [1]). Friedrich war damit ein großer Dienſt erwieſen, denn im gegenwärtigen Augenblick war ein ſolcher Gefangener von hoher Wichtigkeit, und durch ſeinen Beſitz hatte man das Geſchick des Krieges zur Hälfte in Händen. Friedrich kündigte dem Herzoge daher an, daß er für jetzt auf keine Freiheit, wohl aber auf eine anſtändige, ſeinem Range und Stande gemäße Behandlung hoffen könne, und daß er ſtreng bewacht werden würde. Er behielt ihn im Schloſſe zu Tangermünde, das er nicht verlaſſen durfte, und gab ihn dem Landeshauptmann in Koſt. Unterdeſſen aber rüſtete er ſich ſchnell, um dem von Meklenburg gedroheten Einfalle in ſein Land zuvor zu kommen, und den Krieg in das Land des Feindes zu verſetzen.

Wir haben ſchon früher mehrmals Veranlaſſung gehabt, des Schloſſes Gorlofen, damals Garlofen genannt, an der meklenburgiſch-priegnitziſchen Grenze, nördlich anderthalb Meilen von Lenzen an der Elbe gelegen, zu gedenken. Von je an hatte dies Schloß das Schickſal gehabt, von unruhigen Leuten beſeſſen zu ſein, die entweder dem Landesherrn, oder den Landſtraßen

---

1) Die Gefangenſchaft des Herzogs Johann iſt ſchon ſehr früh von den Geſchichtſchreibern, z. B. Garcäus, Kantzow u. a. mit der ſeines Vaters in Plaue verwechſelt, und dadurch eine unſägliche Verwirrung angerichtet worden, die bis in die neueſten Geſchichtswerke hinein reicht. Viele laſſen daher Johann II. durch die Quitzows und den Grafen von Lindow gefangen nehmen, wie Kantzow, andere Johann III. durch den Grafen von Lindow und die Quitzows, und ſelbſt v. Lützow nennt letztere That einen Gewaltſtreich des Kurfürſten, indem er ſie mit der erſten verwechſelt, die ein Gewaltſtreich der Quitzows war.

gefährlich wurden. In früheren Zeiten hatte es zur Mark gehört. Es giebt Institute, es giebt Familien, Corporationen, Schlösser, Städte, ja zuletzt ganze Nationen, in denen ein guter Geist herrscht, so oft auch die Individuen wechseln, aber dasselbe ist auch umgekehrt in Bezug auf den schlechten Geist wahr. So wenig es vollständig erklärbar ist, so oft wird man im Leben und in der Geschichte die Thatsache bestätigt finden, obgleich sie keinesweges im fatalistischen Sinne als allgemein gültig behauptet werden soll. Aber beobachtet ist sie schon in frühen Zeiten, sie spricht sich aus in der Verheißung, daß der Herr die Sünde der Väter heimsuche bis ins dritte und vierte Glied, aber den Frommen wohlthue bis ins tausendste Glied, ja, es sind sogar ganze Institutionen darauf erbaut und erwachsen.

Dieses Schloß Gorlosen besaßen jetzt der alte und junge Boldewin von dem Kruge nebst ihrem Vetter Thomas von dem Kruge, und Claus von Quitzow zu Stavenow wohnhaft. Es war gefürchtet in der ganzen Gegend, denn es wurden eine Menge Räubereien von da aus verübt, und die Landstraßen in der Nähe waren stets unsicher. Eine Menge Kaufmannsgüter waren geraubt, und den Hansestädten verursachte es großen Schaden [1]). Friedrich war nach der Prieguitz gegangen, und versammelte hier sein Heer, zu welchem auch Gans von Putlitz mit seinen Schaaren stieß. Mit ziemlicher Gewißheit konnte man darauf rechnen, daß er Gorlosen nicht unangefochten lassen würde. Claus von Quitzow hatte sich deshalb von Stavenow, seinem gewöhnlichen Wohnorte nach Gorlosen begeben.

Es fing an dunkel zu werden, Claus von Quitzow saß mit den beiden jüngeren von dem Kruge am Tische, auf dem Kannen und Becher standen. Der alte Boldewin, für den der Abend immer eine gefährliche Zeit war, weil er dann stets einen schweren Kopf hatte, wankte im Zimmer umher, und taumelte zuweilen gegen einen Schrank oder Tisch. Johann von Quitzow stand auf einen Stuhl gelehnt, den vorigen gegenüber.

Johann. Deswegen schickt mich ja eben der Herzog Albrecht, damit ihr Gewißheit habt, und euch darauf einrichten könnt. Er weiß gewiß, der Markgraf geht auf Gorlosen los, aber ihr habt auch keine Zeit zu verlieren.

---

[1]) Rufus Chronik bei Gromff Th. II. S. 507.

Claus. Vetter, wo ſollen wir denn Leute hernehmen? Die Herzoge haben ja ſchon alles aufgeboten, und was eine Lanze halten kann, iſt bei ihrem Heere.

Johann. Das iſt eure Sorge, ſuchet umher und ihr werdet finden. Genug, ihr ſollt alle Mittel anwenden, um euch zu halten.

Der alte Boldewin (packt taumelnd den Tiſch). Freilich ſoll man ſich halten, zum — — Wer ſich nicht hält, fällt, hol mich der Teufel, auf die Naſe.

Thomas. Aber Sakrament, wenn Kerls wie wir in einem Schloſſe befehligen, muß es ja keiner Maus einfallen, den Kopf zum Loche heraus zu recken. Glaubt ihr denn im Ernſte, daß die Märker kommen werden? Ich ſage euch, es iſt ein Schreckſchuß, — ſie kommen nicht.

Der junge Boldewin. Elende Kerls, die Märker! Nicht zu fürchten! — Sehn alle gern, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen. Ein Meklenburger, das iſt — — ja, ich ſage, — der ficht — — es giebt nichts, womit ichs vergleichen könnte, — — er ficht, hol mich dieſer und jener, wie ein Meklenburger, (er ſchlägt auf den Tiſch).

Johann. Man muß ſeinen Feind niemals verachten.

Thomas. Thun wir auch nicht. Sonſt gäben wir ihm einen Naſenſtüber und ließen ihn laufen. Soll aber nach Ehren und Würden bedacht werden, daß er das Wiederkommen vergeſſen wird.

Johann. Es iſt mit dem Reden nicht abgemacht. Müht euch, etwas zu thun.

Der junge Boldewin. Du biſt grämlich, Bruderherz. Sind ſchon beim Thun, und trinken herzhaft. Setz dich her, trink mit, daß die Grillen davon gehen. Saufen iſt ein gut Labſal, ſagt mein Herzvater. Biſt ſo eine gute Seele, könnte dir, wärſt du ein hübſches Weib, auf Ehre, einen Kuß geben. Verdirb uns nicht den Abend mit Sauerſehen. Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, da iſt dem Teufel die Rechnung verdorben. Alle Hagel, was wird das alte Thier ſich boßen, wenn es falſch gerechnet hat! Ha, ha, ha, ha! Ich könnte mich wälzen!

Johann. Mit euch iſt heute nichts zu machen. Ihr ſeid nicht im Stande — —

Dietrich Schwalbe trat ein, und ſprach: Herr, eben kommt

ein Knecht, und meldet, daß die märkiſche Vorhut ſchon in Deibow angelangt iſt.

Johann. Da haben wirs. Macht was ihr wollt, ich darf nicht länger bleiben, denn meinen Auftrag hab' ich ausgerichtet, und er lautet nicht dahin, euer Schloß vertheidigen zu helfen.

Thomas. Wollts dir auch nicht rathen, denn wenn der Markgraf dich hier packte, möcht' es dir ſchlecht ergehen, ha, ha, ha!

Der junge Boldewin. Schändlich! Verdirbt uns das nichtsnutzige Volk den Abend! Was hätten wir heute noch luſtig ſein können!

Der alte Boldewin. Verdamme ſie Gott, die Lumpenkerle! Komm' ich über ſie, ſo hack' ich ſie in Kochſtücken, die verwetterten Teufelsbraten, — das Rabenfutter, die ſchmählichen Schufte! Laßt ſie nur kommen, die Satansbrut, wollen ſie mit einer Lauge waſchen, daß ihnen die Augen übergehen ſollen. — Schenk mir noch einmal den Becher voll, Boldewin, meine Hand zittert vor Wuth, daß ich immer vorbeigieße. — Niederträchtige Höllenhunde, Volk hinterm Zaun geboren, ſchäbige Raufbolde und Strauchritter! Pfui über die lumpigen Memmen, und noch einmal Pfui, und bis drei Stunden hinter der Ewigkeit Pfui!

Johann. Lebe wohl Claus, bis auf Wiederſehen, auch du Thomas und Boldewin, lebt wohl. Er reichte ihnen die Hand.

Der alte Boldewin taumelte in der Dämmerung auf Dietrich Schwalbe los, und ehe dieſer es wehren konnte, hatte er ihn umarmt, daß beide ſchwankten, und ſich nur mühſam hielten. Leb wohl, Bruderherz, lallte er, du biſt, hol mich der Teufel, ein guter Junge, denn du haſt ein prächtiges Herz. Und wer ein Herz hat, der hat — — ja, der hat. — Geh und ſage dem Herzog: auf den alten Boldewin, da könne er ſich verlaſſen, — und zwar — ſehr. Geſund ſehen wir uns wieder, reiſe fromm und glücklich, lieber Engel, leb wohl!

Dietrich Schwalbe hatte ſich aus ſeinen umſtrickenden Armen losgewunden, was ihm ſchwer genug wurde, denn Boldewin ſtützte ſich zugleich auf ihn, und er mochte ihn nicht fallen laſſen. Die anderen umſtanden lachend die Gruppe, Johann nahm den Abſchied für genoſſen, und eilte davon. Boldewins Lebewohl ſchallete noch hinterher.

Noch denſelben Abend kam Markgraf Friedrich vor Gorlo-ſen an, doch war es ſchon ſpät; aber am nächſten Morgen um-legte er das Schloß, und fing an, es zu beſchießen. Es lag ihm daran, feſte Punkte zu gewinnen, um den Krieg im feindli-chen Lande feſtzuhalten, und darum wandte er anſehnliche Kräfte an. Schon nach wenigen Tagen waren die Inhaber des Schloſ-ſes genöthigt, es zu übergeben [1]). Sie hatten ſich freien Abzug bedungen. Friedrich beſetzte das Schloß, und zog ſogleich nach dem zwei Meilen ſüdweſtlich davon gelegenen Schloße Dömitz, damals Domnitz genannt, an der Elbe. Auch dieſes Schloß mit einem daneben gelegenen Orte war früherhin märkiſch gewe-ſen, aber in den Kriegen mit Meklenburg verloren gegangen. Um ſo mehr lag Friedrich daran, es wieder zu gewinnen, und nach einer kräftigen Belagerung wurde es genommen [2]). Nun-mehr rückte Friedrich in das eigentlich meklenburgiſche Land ein, und behandelte daſſelbe feindlich nach Kriegsweiſe. Er führte den Krieg ſo kräftig, daß die Meklenburger gar bald darauf bedacht ſein mußten, ſich Ruhe zu gewinnen. Sie boten deshalb einen Waffenſtillſtand an, den Friedrich einging, in welchen er aber zu-gleich den Grafen von Lindow mit einſchloß [3]). Die Pommern aber hatten unterdeſſen Prenzlau und einen guten Theil des Uker-landes beſetzt.

Der Sommer dieſes Jahres war ungemein kalt, und das Korn kam erſt ſpät zur Reife. Der Wein ward im Herbſte gar nicht reif, denn ehe es ſo weit kam, ſchneiete und fror es ſchon wie-der. Am Trinitatis Sonntage den 11. Juni ſtarb Kurfürſt Ru-dolph von Sachſen, während er auf Kaiſer Siegmunds Befehl in Böhmen ſich mit den Huſſiten herumſchlug. Man vermuthete, daß ihm die Huſſiten hätten Gift beibringen laſſen. Er wurde in Wittenberg begraben [4]). Dadurch endigte ſeine Fehde mit Magdeburg, welches ſich kurz vorher mit dem Landgrafen Frie-drich von Thüringen zum gegenſeitigen Beiſtande gegen ihre Feinde verbunden hatte. Rudolph hinterließ nur die an den branden-burgiſchen Kurprinzen Johann verheirathete Tochter Barbara.

---

1) Rufus a. a. O. Gundling Leben Friedrichs Th. I. S. 121.
2) Gundling a. a. O.
3) Gundling a. a. O.
4) Müller Annales des Hauſes Sachſen, S. 10.

Sein Bruder Albert, der letzte Fürſt des Anhaltiſchen Regentenſtammes, folgte ihm in der Kurwürde.

In Böhmen war mittlerweile das Feuer der Zwietracht immer mehr entbrannt, und Huſſens Lehre gewann mit jedem Tage mehr Anhänger, ja, ſie verbreitete ſich ſelbſt nach entfernten Gegenden, wie denn z. B. die Herzogin von Pommern Sophia, die Tochter des Markgrafen Prokops von Mähren, mit ihrem Sohne Herzog Bogislaff ebenfalls der huſſitiſchen Lehre anhing [1]). Beſonders aber fühlte ſich für die neue Lehre Johann von Troznowa begeiſtert, den ſeine Landsleute, weil er im Kriege ein Auge verloren, gewöhnlich Ziska nannten. Er zog die meiſten Großen auf ſeine Seite, der Gebrauch des Kelchs bei dem Abendmahle wurde öffentlich eingeführt, und als der neue Papſt Martin V. ein drohendes Schreiben an die Böhmen, Siegmund aber eine Art von Entſchuldigungsſchreiben erließ, in welchem er ſich wegen Huſſens Tod zu rechtfertigen ſuchte, wurde Oel ins Feuer gegoſſen.

Johann Ziska von Troznowa war ein berühmter Krieger, der 1410 bei dem großen Siege von Tannenberg auf polniſcher Seite gegen die deutſchen Ritter mitgefochten hatte, wo er ſein Auge verlor. Später wurde er Kämmerling des Königs Wenzel, und von dieſem ſehr geliebt. Ein Mönch hatte ſeine Schweſter entehrt, das fachte ſeinen Prieſterhaß an, und führte ihn der neuen Lehre zu.

Immer bedenklicher, immer ſtürmiſcher wurden die Verſammlungen der Huſſiten, ſchon begehrten ſie, daß ihnen, weil ſie die Mehrzahl der Bewohner Prags wären, die Hauptkirchen übergeben würden. Wenzel ſelber gerieth darüber in Schrecken, und hatte am 6. Juli 1419 den huſſitiſch geſinnten Rath der Neuſtadt zu Prag abgeſetzt, und ſich dann nach einem Schloſſe in der Nähe begeben. Dem neuen Rathe aber hatte er aufgegeben, das Herumtragen des Sakramentes zu verhindern, und Unruheſtifter zu verhaften. Nun beſchloſſen die Huſſiten, ihr Begehren mit Gewalt durchzuſetzen. Am 30. Juli führte Ziska eine Proceſſion mit dem Kelche von der Kirche bei Maria zum Schnee nach der St. Stephanskirche in der Neuſtadt. Sie ſprengten die verſchloſſenen Thüren, feierten ihren Gottesdienſt, und kehrten in Proceſſion

---

1) Kantzows Pomerania Th. I. S. 460.

zurück. Am Neuſtädter Rathhauſe baten ſie um Freilaſſung eines Gefangenen ihrer Partei. Dies wurde abgeſchlagen, zugleich aber fiel ein Steinwurf auf den Prieſter, der das Sakrament trug. Nun wurde das Rathhaus angegriffen, — denn von dort ſollte der Stein gekommen ſein, — man fing fünf anweſende Rathmänner und fünf Diener, und ſtürzte ſie zu den Fenſtern hinaus. Unten fing ſie der verſammelte Haufe mit Spießen auf, und brachte ſie um.

Darüber gerieth Wenzel in ſchreckliche Wuth. Seinen Schenken, der da meinte, er habe dergleichen längſt erwartet, wollte er mit dem Dolche durchbohren, und konnte nur mit Mühe daran gehindert werden. Ein Anfall von Schlagfluß lähmte ihm den linken Arm, und wiederholte ſich am 16., ſo daß er mit furchtbarem Gebrülle verſtarb. Eine nicht eben verwerfliche Nachricht behauptet, die Huſſiten hätten ihn erwürgt, weil er gegen ſie energiſche Maaßregeln habe ergreifen wollen. Sein Leichnam wurde zuerſt nach der Wenzeslaus-Kapelle, und nachher nach dem Kloſter Königsſaal gebracht. Ziska ließ nachher die Leiche herauswerfen, und das Kloſter niederbrennen. Ein alter Fiſcher rettete ſie, und nun ſetzte man ſie in der Königlichen Gruft zu St. Veit bei. Wenzel war 59 Jahr alt geworden. Seit ſeinem dritten Jahre war er König von Böhmen. In ſeinen letzten Lebensjahren hatte er ſich eine gewiſſe Volksbeliebtheit zu erwerben gewußt, die ſeine Fehler jedoch nicht gut machen konnte.

Nun kannten die Huſſiten keine Mäßigung mehr. Sie zerſtörten die ihnen verweigerten Kirchen, ſchleppten die Mönche ins Gefängniß, plünderten die Häuſer Aller, welche Prag verließen, und als die Königin Sophie Anſtalten machte, den Gräueln zu wehren, beſchloſſen ſie unter Ziskas und Huſſinecz Anführung, den Wiſſehrad zu nehmen. Alle Städte Böhmens wurden aufgefordert, ihnen zu Hülfe zu kommen. Von allen Seiten eilten bewaffnete Haufen nach Prag, die Huſſiten beſchloſſen, ihnen am 4. November entgegen zu gehen, wurden aber an der Prager Brücke von den Königlichen mit Bombarden oder Steinbüchſen beſchoſſen. Nun begann ein ſchreckliches Blutbad, die Huſſiten ſiegten, und ſtürmten auf die Kleinſeite hinüber. Die Nacht unterbrach den Kampf zum Theil, aber er erneuerte ſich am Morgen, und währte in großer Erbitterung fünf Tage lang. Das Blut floß in Strömen, Leichen bedeckten alle Straßen, Plünde-

rung und Brand wütheten ſchauderhaft. Am 12. November kam ein Waffenſtillſtand zu Stande, der bis zum Georgentage folgenden Jahres dauern ſollte. Ziska aber, unzufrieden damit, warf ſich nach Pilſen, und ſetzte von da den Krieg fort. Die furchtbarſten, die Menſchlichkeit empörenden Gräuel wurden von beiden Seiten geübt, und überall drohete die Zukunft noch blutiger zu werden.

Siegmund ſaß während deſſen ohne dringende Veranlaſſungen in Ungarn, und war unſchlüſſig, was er beginnen ſollte. Er war der Erbe Böhmens, aber es ſchien ihm der Muth zu fehlen, ſich in das aufgeregte Land zu wagen. Zu Ende des Jahres ſchrieb er einen Landtag nach Brünn in Mähren aus, und erſchien dort in Begleitung des päpſtlichen Legaten. Ungeachtet Markgraf Friedrich ihm gerathen hatte, behutſam aufzutreten, benahm ſich Siegmund gegen die böhmiſchen Abgeordneten ſehr unklug, und drohete mit heftigen Maaßregeln gegen die Huſſiten. Zum Theil ſetzte er dieſe ſogar in Wirkſamkeit, doch ging er nicht nach Prag, ſondern nach Breslau, und verdarb damit Alles.

Zwanzigstes Kapitel.

Ehe wir diese Angelegenheiten weiter verfolgen können, müssen wir einer zweiten gedenken, in welche Friedrich verwickelt wurde, durch welche ihm in dem Herzoge Ludwig von Baiern-Ingolstadt ein gefährlicher Gegner erweckt wurde. Ursache und Entstehung des Streits fällt noch in die letzte Zeit des Constanzer Concils, und wir werden durch dieselben zugleich den Character des Mannes näher kennen lernen. Wir versetzen uns darum nach dem Concile zurück.

Herzog Ludwig von Baiern-Ingolstadt, der einen ansehnlichen Theil der Ländereien des Wittelsbachschen Regentenhauses in Deutschland besaß, ist von uns schon vielfach als auf dem Concile anwesend erwähnt worden. Seine Schwester war die berüchtigte Königin Isabeau oder Elisabeth, des Königs Karls VI. von Frankreich Gemahlin. Ludwig selber war mit einer Bourbonschen Prinzessin vermählt, hatte sich zehn Jahre lang am Hofe zu Paris aufgehalten, und war in das Sittenverderben und alle Ränke des Hofes eingeweiht und ein eifriger Theilnehmer geworden. Er wußte sich damit viel, spielte in Deutschland gern den Franzosen, affektirte französische Sitte, nannte sich auch wohl nach der mit seiner Gemahlin erheiratheten Grafschaft Mortain in Frankreich, und war auf dem Concile nicht in seinen Angelegenheiten, oder des Reiches Ehre wegen, sondern als Abgesandter seines Schwagers Karls VI. von Frankreich aufgetreten. Er trieb sowohl in Ingolstadt als in Constanz große Pracht, und fühlte endlich wohl, daß sie seine Kräfte überstieg. Um sich zu helfen, erhob er Ansprüche an das Gut seiner Vettern, der baierschen Herzöge Ernst und Wilhelm zu München, und Heinrichs von Baiern-Landshut, die mit Zahlungen aus den Erbtheilungen ihrer Väter bei ihm rückständig sein sollten. Um seinem Ungestüm besser entgegnen zu können, verbanden diese sich untereinander und mit den vier Söhnen des verstorbenen Königs Ruprecht, ihren pfälzischen Vettern, wie mit Markgraf Friedrich

von Brandenburg, Heinrichs Schwager. Letzteren konnte der Ingolstädter ohnehin nicht leiden, weil er selber auf die Mark Ansprüche zu haben glaubte, und ungeachtet er sich in dem Namen eines Grafen von Mortain geschmeichelt fühlte, in dem Markgrafen einen bloßen Emporkömmling sah, den er durch den Spottnamen Neu-Edel bezeichnete. Das erwähnte Bündniß kam schon 1415 zu Stande.

Er fühlte wohl, daß er einem so mächtigen Bunde nicht gewachsen sei. Aber er wußte, daß ein großer Theil der Niederbaierschen Ritterschaft mit ihrem Herrn, Herzog Heinrich, wegen dessen übergroßer Sparsamkeit und Strenge unzufrieden war, und weil sie sich in ihren Rechten gekränkt glaubte, zu einem ähnlichen Bunde gegen Heinrich zusammen getreten war, wie die Quitzows in der Mark gegen Friedrich. An der Spitze dieses Adelsbundes im Lande Baiern-Landshut stand Kaspar der Törringer, aus einem uralten Geschlechte, weit und breit durch Gottesfurcht und Heldentugenden bekannt, und an ihn schlossen sich viele mächtige und reiche Geschlechter, edle und unedle, Städte und Märkte, um sich gegen Gewaltherrschaft zu setzen. Das war dem Herzog Ludwig sehr willkommen; er unterstützte im Stillen den Aufstand des Adels, und wurde im Geheimen die Seele desselben, und wer aus Landshut verwiesen wurde, fand in Ingolstadt willige Aufnahme. Ganz Baiern gerieth darüber in Bewegung. Wie Markgraf Friedrich über die Sache dachte, der eben erst im eigenen Lande die Adelsfaction unterdrückt hatte, und jetzt dieselben Scenen im Lande seines Schwagers unter noch widrigeren Umständen wiederholen sah, läßt sich denken.

Die Sache zog sich lange hin, der Landfriede war gebrochen, Mord und Brand durchzog Baiern, ohne daß kräftig entgegen gewirkt werden konnte, wohl aber handelte Ludwig im Stillen kräftig dafür. Endlich hielten die verbundenen Fürsten es für das Beste, Ludwig von Ingolstadt, auch der Bärtige genannt, bei dem Kaiser zu verklagen. Als Ludwig dies Vorhaben merkte, versuchte er die Sache vor das Concil zu ziehen, und sie nach geistlichem Rechte entscheiden zu lassen, wo er auf einen günstigeren Urtheilsspruch rechnen durfte. Das kaiserliche Hofgericht aber entschied, daß nach deutschem Rechte und Gewohnheit verfahren werden solle, weil die Sache deutsche Länder und Angelegenheiten betreffe. Da trat am 25. August Friedrich von

Brandenburg in einem versammelten Fürstenrecht auf, im Namen seines Schwagers Heinrich, und klagte wider Ludwig als einen Landfriedenbrecher. Ihm schlossen sich viele Bischöfe, Ritter und Städte an, so daß zusammen drei und achtzig Klagen wider ihn erhoben wurden. Ludwig, dabei anwesend, erwiederte keck: er habe seine Länder in Frankreich, stehe da als Gesandter des Königs von Frankreich, und hoffe und getraue zu den Rechten, daß er nicht antworten dürfe vor dem Römischen Reiche. Siegmund fühlte sich über diese Antwort höchst erbittert, und fragte die Fürsten, was sie davon hielten? Die Antwort war, daß der Herzog als Vasall des Reichs ihm auch zu Recht stehen müsse. Zu seiner Rechtfertigung ward ihm jedoch eine Frist gestattet, nur wurde ihm aufgegeben zu schwören, daß er eine Verschiebung nicht aus Argliſt nachgesucht habe. Allein er benahm sich bei der Ableistung des Eides höchst ungezogen, hob die Finger ungebührlich auf, noch ehe der König es geboten hatte, redete beim Nachsprechen des Eides Allerlei darein, und legte die Hand nieder, ohne Erlaubniß des Gerichts, kurz er verhöhnte den Eid wie die Versammlung. Indignirt fragte Friedrich von Brandenburg: ob solch ein ungebührlicher Eid gültig sei? Der Kaiser fragte die Fürsten, und diese erwiederten: Nein, Herzog Ludwig habe verwirkt, daß ihm nun die erbetene Frist nicht bewilligt werden könne.

Nunmehr erboste Ludwig sich heftig, und sprach: ich frage, ob es nicht billig wäre, daß man solche Richter, wie diese, vorher schwören ließe, daß sie gerecht urtheilen wollen? — Ueber diese freche Rede erhob sich ein allgemeines Gemurre, und Siegmund ertheilte ihm einen Verweis. Der Erzbischof von Riga aber rief: Wäre ich ein Laienfürst, ich wollte ihm besser antworten. In Verlegenheit und Wuth beschuldigte Ludwig einen Schreiber: er habe anders geschrieben als gesprochen worden. Dies erwies sich als falsch, und Siegmund erwiederte nun: Herzog Ludwig, ihr lasset solche Rede wohl unterweges. Darüber war der Herzog, der da fühlte, welche klägliche Rolle er spielte, ganz blaß geworden, und Markgraf Friedrich fragte ihn spöttisch: Oheim, ihr fastet wohl noch, daß ihr eine so böse Farbe habt? — Siegmund, der sich durch jede Witzrede erheitert fühlte, fragte jetzt besänftigter: in welche Strafe der Herzog gegen ihn verfallen sei? — Da antworteten die Fürsten: es sei Zeit zum Essen zu gehen, man könne die Sache morgen weiter vornehmen.

Einer aber hatte geantwortet: Hunderttausend Gulden, läugnete es jedoch bei der Nachfrage ab [1]).

Einige Zeit nachher wurde die Beleidigung des Kaisers dadurch ausgeglichen, daß Ludwig an ihn eine beträchtliche Geldsumme zahlte, und den Hauptklägern, nämlich mehreren Bischöfen, Entschädigungen an Geld und Gütern herausgeben mußte. Allein seine Klage gegen Heinrich wegen der Erbansprüche dauerte fort.

Als Siegmund sich eines Tages im Hofe seines Kanzlers beim Frühstück befand, trat Ludwig ein, warf sich auf die Knie, und bat um Recht. Herzog Heinrich drängte sich, sehr erhitzt, ebenfalls ein, und rief mit Heftigkeit: die Sache stände schon im Recht. Friedrich von Brandenburg trat dazwischen, wandte sich zu Heinrich, und sprach: Herr Schwager, ihr sollt schweigen; die Sache steht mir zu verantworten, da ich euer Fürleger bin. Sodann sich an den Kaiser wendend, sagte er: Gnädiger Herr! Ludwig hat meinen Schwager bezüchtigt, daß er seine Treue an ihm gebrochen; das geht an die Ehre; mag Ludwig das nicht beweisen, so getraue ich zu Gott, es lasten größere Bürden auf ihm, denn er auf Heinrich bringen will.

Ludwig. Ich will wahr machen mit Leib und Hand, was ich Heinrichen geschrieben.

Heinrich. Da du so gern fichtst, so zieh in mein Land, oder ich will in deines ziehen, und mit dir fechten.

Ludwig. Du kommst wahrscheinlich zu stark; kommst du aber allein, so wollt ich dich wohl aus meinem Lande jagen.

Siegmund. Was wollt ihr fechten, habt ihr doch einen bösen Fuß!

Ludwig. Gnädiger Herr! Den bösen Fuß will ich Heinrichen zum Voraus geben, und doch mit ihm fechten zur Stunde.

Heinrich wollte in großer Aufregung antworten, allein Friedrich von Brandenburg, die bösen Folgen fürchtend, hielt ihm den Mund zu, und drängte ihn begütigend aus dem Saale [2]).

Siegmund hielt in dieser Angelegenheit am 19. October abermals einen Gerichtstag, auf welchem die Vettern heftig an-

---

1) Windeck Geschichte Siegmunds in Mencken Script. rer. german. T. I. p. 1121 f.

2) v. Freiberg Sammlung hist. Schriften und Urkunden, und daraus in Thiersch Verwesung des Herzogs Heinrich des Reichen von Baiern, S. 55 f.

einander geriethen, und Ludwig im ſtärkſten Grimme Schmäh- und Schimpfreden gegen Heinrich herauspolterte. Heinrich rief ihm zu: Ludwig, Ludwig, ich bring dir das heim, du ſollſt es erfahren! Zwar brachten die Fürſten die beiden heftig erbitterten Gemüther auseinander, aber der öffentlich empfangene Schimpf ärgerte Heinrich zu ſehr, als daß er ihn verſchmerzen konnte. Er erfuhr am anderen Tage, daß Ludwig mit Siegmund zum Biſchofe von Paſſau in deſſen Herberge zu Gaſte geladen und dahin geritten ſei. Das kam ihm gelegen; er rüſtete ſich gegen Abend, und ließ die Seinen aufſitzen, ohne jedoch ein Wort von ſeinem Vorhaben zu ſagen. Es war die Zeit, wo ſein Beleidiger von dem Mahle heimkehren mußte, und er ritt ihm entgegen. Vor der Hofthür des Hauſes zur Armbruſt traf er auf ſeinen Gegner, der heimritt. Weißt du, was du geredet haſt? ſchrie ihm Heinrich entgegen, wahre dich! Augenblicklich ſchlug er mit dem Schwerdte auf ihn los, hieb ihm tiefe Wunden, daß Ludwig vom Pferde ſank, und die Seinigen erklärten, nun ſei es genug, und ritt darauf eiligſt zum Thore hinaus.

Dieſe böſe That ſetzte die Väter des Conciliums in ungemeine Beſtürzung, weil ſie mit Recht als eine Entweihung des geheiligten Ortes, als ein Bruch des ſtreng anbefohlenen Friedens galt. Siegmund ließ ſogleich die Thore ſchließen, und verſammelte die Bürger und Söldner von Conſtanz auf dem Markte, wo ſie zwei Stunden lang aufgeſtellt blieben [1]). Als ſich ergab, daß Heinrich entflohen ſei, ſandte er ihm den Reichshofrichter Konrad von Schwarzburg mit Reitern nach. Allein Heinrich entkam, und erreichte ſein Land. Ludwig war von den Seinen in ſein Haus getragen, wo die Aerzte ſeine Wunden für höchſt gefährlich erklärten. Die Väter des Concils klagten Heinrich wegen der verletzten öffentlichen Sicherheit als Entweiher des Concils an, und verlangten die Achtserklärung gegen ihn. Die Reichsfürſten ſtimmten bei, weil niemand ſicher ſei, wenn vor den Augen der verſammelten Chriſtenheit ein Fürſt ſolches von einem Verwandten erfahren könne. Schon ſollte das Urtheil ausgeſprochen werden, als Kurfürſt Friedrich von Brandenburg es ſeinem Schwager, dem Bruder ſeiner Eliſabeth, ſchuldig zu ſein glaubte, das Wort für ihn zu nehmen. Er warf

[1]) Ulrich v. Reichenthal Coſtnitzer Concil S. 35 f.

ſich dem Kaiſer zu Füßen, und bat: Heinrich möge nicht ungehört verurtheilt werden. Er ſei ſchwer gereizt worden, aber da Ludwig noch lebe, ſei kein Mord verübt. Seine That in den Straßen der Stadt, ſei kein Landfriedensbruch, ſondern perſönlicher Streit zweier Fürſten; keine Gefährdung der heiligen Kirchenverſammlung, denn Ludwig ſei nicht ihr Mitglied. Aber Reichsacht in ſo gährungsvollen Tagen gegen einen Fürſten, der viele Freunde habe, und ſie zu Gunſten eines andern erkennen, der Allen verhaßt ſei, wäre bedenklicher als der Vorfall ſelber.

Auf dieſe eindringliche Rede wurde beſchloſſen, abzuwarten, ob Ludwig ſterben würde. Allein er genas, Siegmunds raſcher Zorn verrauchte, und von der Acht war nicht weiter die Rede. Darüber ergrimmte Ludwig um ſo mehr, als er auf eine harte Strafe für den auf ihn beabſichtigten Meuchelmord gerechnet hatte, und außerdem der Kaiſer ſein Schuldner war, dem er im Mai 1417 unter Friedrichs von Brandenburg Bürgſchaft 20000 ungar. Goldgulden geliehen, während der vorſichtige Heinrich ſie ihm abgeſchlagen hatte. Dennoch ging Siegmund auf ſeine Klagen nicht ein, auch ſeine übrigen Bemühungen trugen keine Frucht, es half ſelbſt nichts, daß er den neuerwählten Papſt bei deſſen erſter Kirchfahrt deshalb fußfällig anging. Als das Concil aufgelöſet wurde, beſchloß er ſich ſelber zu helfen. Er reiſete heim nach Ingolſtadt. Nun befehdete er in offenem Bunde mit Kaspar dem Törringer das Land Heinrichs, der ihm Gleiches mit Gleichem vergalt. Städte und Burgen des Baiernlandes gingen in Flammen auf. Mitte Auguſts 1418 legte ſich Ludwig vor Waſſerburg, belagerte es vier Wochen, und ſchoß 1360 ſteinerne Kugeln in die Stadt, aber ohne ſie nehmen zu können.

Ludwig haßte Heinrich nicht heftiger, als ſeinen Vertheidiger Friedrich. Er mochte dieſen nicht nach ſeinen Staaten zurückkehren ſehen, ohne vorher auch an ihm ſeine Rache gekühlt zu haben, deshalb forderte er ihn durch ein Schreiben zum Zweikampf. Friedrich antwortete ihm: Er wäre ihm nicht gut genug, mit einem zwiefach Meineidigen könne ſich niemand ritterlich ſchlagen [1]). Es läßt ſich denken, wie Ludwig dieſe Antwort aufnahm. Das Landgericht des Burggrafthums Nürnberg lag

---

[1]) Windeck Geſchichte Siegmunds in Menckens Script. rer. german. T. I. p. 1124.

ihm am nächsten. Die Insassen des Landes standen unter Friedrichs Gerichtsbarkeit; allein er zog nun des Burggrafen geistliche und weltliche Leute vor seine eigenen Schranken, und hielt ihm Geschoß, Geld und Unterthanen zurück. Siegmund konnte diesen Frevel gegen des Reiches Ordnungen nicht dulden, eben so wenig Friedrich, der unterdessen zum Statthalter des Reiches ernannt war. Ludwig wurde zu einer Strafe von 200,000 Mark löthigen Goldes verurtheilt. Jetzt verlangte Ludwig die Siegmund geliehene Summe von dessen Bürgen Friedrich zurück, und dieser erwiederte kurz, daß sie ihm von seiner Strafe abgerechnet werden würde.

Wüthend über den Fehlschlag seiner Maaßregeln warb er Söldner, schaffte Kriegsbedürfnisse an, und knüpfte seine Verbindung enger mit der Ritterschaft, die er mit einem neuen Freiheitsbriefe begabte. Unverhohlen sprach er seine feindseligen Absichten gegen Friedrich aus, der schleunig Gegenanstalten treffen mußte, um dem drohenden Kriegswetter zu begegnen.

So weit waren die Angelegenheiten vorgerückt, als Friedrich zu Ende des Jahres 1419 von Siegmund nach Breslau gefordert wurde, wo dieser am heil. Dreikönigstage folgenden Jahres einen Fürstentag halten wollte. Friedrich hatte unterdessen einen von Seckendorf als Gesandten an die Böhmen geschickt, um sein Beileid über den Tod Wenzels zu bezeugen, und ihnen sein Vertrauen und seine nachbarliche Wohlgewogenheit zu versichern, auch sie daran zu erinnern, daß Siegmund von jetzt an ihr rechtmäßiger König sei. Allein Seckendorf kam mit schlechten Nachrichten zurück, nach denen für Siegmund in Böhmen alle Aussichten verschwunden waren, und mit großer Besorgniß sah Friedrich voraus, welch ein Heer von Sorgen, Plagen und Unglück sich daraus entwickeln würde. Wenige Jahre hatten für ihn so trübe geendigt, als das gegenwärtige. Von allen Seiten drohete Verwirrung und Krieg. Mit Sorgen beladen machte er sich auf, nach Breslau zu reisen.

In der Mark war es seit dem Waffenstillstande ziemlich ruhig gewesen, kleine Fehden abgerechnet, an denen es niemals fehlte. Wirich von Trentlingen, ein fränkischer Ritter, war von Friedrich während seiner Abwesenheit zum Statthalter ernannt worden [1]).

---

[1]) Diplom. Beiträge z. Gesch. Berlins Thl. III.

Wie ſehr die Mark verwüſtet war, beweiſet am Beſten der Umſtand, daß die bei dem erſten von uns erzählten Einfalle der Pommern in die Mark bei Bötzow niedergebrannten Mühlen und Dörfer jetzt erſt wieder aufgebaut werden ſollten. Wirich von Treutlingen giebt nämlich am 20. December 1419 dem Götze Jäger die neue Mühle bei Bötzow auf drei Jahre mit den dazu gehörigen wüſten Dörfern Neuendorf, Naſſenheide, Grabsdorf und Bernöve nebſt den Dienſten im Dorfe Schmachtenhagen. Er ſoll die Mühle bauen und vor Schaden bewahren, auch die Sägemühle und einen Eiſenhammer bauen [1]). Dieſe Thatſachen erſcheinen unbedeutend neben jenen Ereigniſſen; aber ſie geſtatten einen Blick in den innern Zuſtand der Mark, und zeigen, daß ungeachtet der drohenden Ausſichten doch das Vertrauen zu einem ſtabileren Stande der Dinge zurückgekehrt war, denn ohne daſſelbe konnte Niemand an Wiederbauen denken.

Friedrich kam in Breslau an, und am 5. Januar 1420 traf Siegmund ein. Er hätte wohl Nöthigeres zu thun gehabt. Die Bürger hatten, wie es damals an vielen Orten geſchah, ihren patriciſchen Rath abgeſetzt, und dabei viele Greuel verübt, und dies wollte er beſtrafen. Es wurden Richter gewählt, und das Urtheil in geſpannter Bank fiel dahin aus, daß alle Theilnehmer des Frevels mit Leib und Gut dem Könige verfallen ſeien. Am 4. März ließ Siegmund 23 Perſonen enthaupten, und ſetzte einen neuen Rath ein.

Indeſſen gab es allerdings noch manche andere Geſchäfte dort abzumachen. Der Streit der deutſchen Ordensritter mit dem Könige von Polen, Wladislaus Jagello, war noch nicht beigelegt, und beide Theile hatten Siegmund zum Schiedsrichter erwählt, und Geſandte nach Breslau geſchickt. Außer Friedrich waren auch Kurfürſt Albrecht von Sachſen, und Heinrich, Pfalzgraf bei Rhein, dazu eingeladen worden. Der päpſtliche Nuntius Jacob de Campo hatte bereits früher die Parthei der deutſchen Ritter genommen, und wußte die Sache ſo zu wenden, daß zu ihren Gunſten entſchieden wurde.

Der König von Polen ergrimmte darüber ſehr, ſchickte aber ſofort eine neue Geſandtſchaft, welche von Friedrich am 29ſten

---

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 133.

Januar dem Kaiſer vorgeſtellt wurde. Der Kaiſer mußte viel Anzügliches hören, durfte aber doch den mächtigen König nicht erzürnen, und ließ endlich der Geſandtſchaft wiſſen, er würde auf alle dieſe Punkte durch eine eigene Geſandtſchaft an den König antworten. Auch ſandte Friedrich wirklich zwei Männer, nämlich Johann, Schenken von Sidow und Johann Ceſermeiſter, im Namen des Kaiſers dahin ab.

Einer der unruhigſten Männer in der Nähe der Mark war Johann der ältere von Cottbus, den wir ſchon öfter genannt haben. In der letzten Zeit hatte er köllniſchen Kaufleuten eine Menge Güter weggenommen, und dieſe hatten ihn bei Siegmund verklagt. Er wurde nach Breslau gefordert, um ſich daſelbſt zu vertheidigen, das aber war ihm ſchlecht gelungen, denn er mußte ſich zu bedeutenden Entſchädigungen verſtehen. Am 25. Januar bekennt er ſchriftlich, daß er ſich gegen Siegmund verpflichte, den köllniſchen Kaufleuten für die ihnen zugefügten Schäden die Summe von 2400 Schock böhmiſchen Groſchen zu bezahlen in drei Terminen. Zur Sicherheit, daß er das halten will, ſollen Stadt, Bürger und Mannen zwiſchen hier und künftige Mitfaſten dem Kaiſer, oder wem dieſer es aufträgt, ſchwören und hulden, und er will, wenn er die Termine nicht einhält, Schloß, Stadt und Mannen dem Kaiſer oder ſeinem Bevollmächtigten abtreten, der es ſo lange inne haben ſoll, bis er die Summe bezahlt. Dabei gelobt er, daß er keinen Räuber in ſeinem Schloſſe und Stadt Cottbus halten noch dulden will; kämen dergleichen, ſo will er Jedem gegen ſie zum Rechte verhelfen. Das Alles hat er mit rechter Betrachtung, und aus gutem freien Willen verſprochen, u. ſ. w. Am 5. März befahl Siegmund von Breslau aus dem Johann von Cottbus, an ſeiner Statt dem Kurfürſten Friedrich gehorſam zu ſein, den er dazu bevollmächtigt habe, und Johann ſtellte das Anerkenntniß zu Peßko (Beeskow?) am 10. März aus [1]).

Mehr als dieſe kleinen Händel lagen dem Kaiſer natürlich die böhmiſchen Angelegenheiten am Herzen. Ungeachtet Friedrich zu Maaßregeln der Milde rieth, und den Kaiſer aufforderte, die Sache für's erſte noch mit anzuſehen, weil die Böhmen ſich untereinander aufreiben würden, während Drang von Außen her ſie

[1]) v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. p. 89. 90.

vereinigen müßte, so wollte Siegmund doch darauf nicht eingehen. Im Gegentheil schienen ihm strenge Maaßregeln nöthig, wenn das Königreich nicht verloren gehen sollte. Darum duldete er es, daß der päpstliche Legat in Breslau unter seinen Augen von allen Kanzeln das Kreuz gegen die Böhmen predigen ließ, und Jedermann ermahnte zum Schwerdte zu greifen, und die verruchten Ketzer zu vertilgen. Der neue Rath versprach Siegmund, in diesem Sinne zu handeln. Unglücklicher Weise entdeckte man in einem Prager Bürger, Johann Krasa oder Kränzler, der sich Geschäfte wegen in Breslau aufhielt, einen Hussiten, machte ihm den Proceß, und verbrannte ihn am 24. März.

Jetzt waren die Böhmen über Siegmunds Gesinnungen nicht mehr im Zweifel, und nun rüstete sich das ganze Land gegen ihn. Dabei wurde mit den königlich Gesinnten schrecklich verfahren. Wir mögen nicht das ganze Gemälde all der entsetzlichen Schauderthaten entfalten, welche in dieser stürmischen Aufregung verübt wurden. Es wurde ein Manifest erlassen, in welchem Siegmund als Feind der böhmischen Nation dargestellt wurde, der die mit böhmischen Blut erworbene Mark Brandenburg von der Krone gerissen, den Huß und Hieronymus habe verbrennen, und nun gar gegen Böhmen das Kreuz predigen lassen, weshalb er alles Anspruchs auf dieses Königreich verlustig erklärt, und Jeder zum Kampfe gegen ihn aufgefordert wurde.

Siegmund ersuchte Friedrich in diesem erbitterten Kampfe um Hülfe und Beistand, wie die alten Verträge sie ohnehin versprächen. Auch wolle er den Markgrafen von Meißen und den Herzog Albrecht von Oesterreich um Beistand ersuchen, und sich so rüsten, daß er den Böhmen gewachsen sei. Friedrich sagte im Allgemeinen diese Hülfe zu, und reisete in die Mark zurück nach Tangermünde. Hier überlegte er mit seinen Räthen, in wie weit es räthlich sei, sich in die böhmischen Händel zu mischen. Man beschloß, abzuwarten, ob andere Fürsten sich mit Siegmund einlassen würden, sich aber in wehrhafte Verfassung zu setzen, und ein Heer von 10000 Mann zu errichten, die vorkommenden Falls auch in Franken gebraucht werden könnten. Die Mannen wurden aufgeboten, und die Reisigen zusammen gezogen. Der von Seckendorf wurde nochmals nach Böhmen gesandt, um Vorstellungen zu machen, und die Böhmen wissen zu lassen, daß der Kurfürst sich nicht würde entbrechen können, dem Kaiser beizu-

ſtehen, wenn ſie etwas gegen denſelben unternähmen. Da jedoch alle Vorſtellungen vergebens waren, ſo berief er ſeinen Geſandten ab, ſchickte ihn zum Kaiſer nach Regensburg, und nun wurde zu Tangermünde ein Bund mit dem Kaiſer wider Böhmen abgeſchloſſen, wobei Friedrich beſchloß, dem Feldzuge perſönlich beizuwohnen. Dagegen ließ er ſich von dem Kaiſer verſprechen, ihm beizuſtehen und zu vermitteln daß die Uckermark, welche größtentheils in die Hände der Pommern gefallen war, wieder an die Mark gelange [1]).

Während Friedrich in Breslau geweſen, war ſeine Gemahlin zu Berlin am 9. Februar von einer Tochter entbunden worden [2]). Er kam noch zeitig genug zurück, um bei der Taufe gegenwärtig ſein zu können. Sie fand in der Kloſterkirche zu Berlin ſtatt, und wurde von dem Biſchofe Johann von Waldow, auf den Friedrich ſehr viel hielt, verrichtet. Der Biſchof war mit dem Kurfürſten in Breslau geweſen [3]), wie früher in Conſtanz, und hatte zur Beſtreitung der Ausgaben einen großen Koſtenaufwand machen müſſen. Da nun mit dem Ende des vorigen Jahres das Bisthum Lebus erledigt worden war, ſo wußte Friedrich es durchzuſetzen, daß Johann von Waldow gewählt wurde, und auf ſeinen Antrag beſtätigte der Papſt ihn in der Stelle am 29. März 1420. Allein er blieb bis in den April 1422 zugleich Biſchof von Brandenburg, und zog die Einkünfte beider Stellen, um darin eine Schadloshaltung für ſeine aufgewendeten Koſten zu finden, und wurde deshalb mit eben dem Rechte Biſchof von Brandenburg wie von Lebus genannt [4]). In letzterer Eigenſchaft fungirte er bei der Taufe zum erſtenmale, und ſie fand mit großem Gepränge ſtatt. Die Prinzeſſin erhielt den Namen Dorothea, und iſt nachmals die Gemahlin Herzogs Heinrich von Mecklenburg geworden.

Es ſchien Friedrich rathſam, die Angelegenheit mit Pommern, noch ehe er nach Böhmen ginge, zu erledigen. Allein die Verbindung der Pommern mit den mecklenburgiſchen und lauenburgiſchen Herzogen ſtand ihm im Wege, weil er gewiß ſein konnte, daß dieſe ihm in das Land fallen würden, wenn er die Pommern

---

1) Gundling Leben Friedrichs I. S. 146.
2) Haftiz II. §. 25. Angelus Ann. march. p. 200.
3) Wohlbrück Geſch. v. Lebus Th. II. S. 138.
4) A. a. O. S. 137.

angriffe. Um dies zu verhindern, knüpfte er mit Hamburg und Lübeck Unterhandlungen an, doch führten dieſe erſt ſpäter zum Ziele, und um keine Zeit zu verlieren, beſchloß er, den Krieg gegen Pommern zu beginnen. Die bisherigen Unterhandlungen mit den Pommern hatten kein günſtiges Reſultat ergeben, weil ſie ſich auf polniſchen Beiſtand verließen, und in Bezug auf ihre Forderungen vollkommen im Rechte zu ſein glaubten.

Die erſten Frühlingsboten, die Lerchen, wirbelten in den Lüften, der Schnee ſchmolz, und hier und da wagten Sproſſen, den Kopf aus der Erde zu erheben, und ſich umzuſehen, ob es noch nicht Zeit ſei, zu erſcheinen; denn der Winter war ſehr gelind geweſen, und ſchon ſehnten ſich die Obſtbäume, ſich zu entknospen, die am 20. März in Blüthe ſtanden. Der Tag hatte ſich faſt mit der Nacht ausgeglichen, und in der Mark ſah man überall Haufen von Reiſigen ziehen, die die Richtung auf Neuſtadt-Eberswalde einſchlugen; dort ſollten ſie ſich ſammeln. Es war auf das Uckerland abgeſehen, aber die Pommern hatten in Zeiten Nachricht erhalten, und ein Heer von 5000 Polen unter Anführung eines gewiſſen Cord Buck zog ihnen zu Hülfe nach Stettin. Um und in Neuſtadt-Eberswalde regte es ſich ſehr lebendig, denn die große Zahl von Kriegsvolk füllte alle Häuſer und alle Gaſſen. Transporte von Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen aller Art kamen an und wurden aufgehäuft, und eine Anzahl großer Steinbüchſen, welche auf dem Markte aufgefahren waren, bildete einen Gegenſtand ſteter Betrachtung für das Kriegsvolk, das ſeine Hoffnungen auf keinem ſicherern Fundamente erbauen zu können meinte.

Da ſchmetterten die Trompeten, und abermals zog in die Stadt ein Banner reiſigen Volks mit vielen Fähnlein der Vaſallen, trefflich ausgerüſtet und gewappnet, kräftige, muthvoll ausſehende Leute. Voran ritt in glänzendem Waffenſchmucke der Bannerherr; der blitzende prächtige Helm war mit einer goldenen Krone geſchmückt, über welcher ſich eine die Flügel ſchwingende weiße gekrönte Gans erhob, daſſelbe Wappen im rothen Felde führte das hinter ihm geführte Banner. Die Gans von Putlitz kommt! ſchrie es durch die Straßen, und aus allen Häuſern quollen Ritter und Mannen heraus, um den jetzt ſehr beliebten Hauptmann der Priegnitz zu bewillkommnen.

Er hatte ſein dem Kurfürſten bei der Ausſöhnung gegebenes

Versprechen wie ein Ehrenmann gehalten, und Friedrich lernte den tüchtigen Charakter des mächtigen Mannes immer mehr und mehr schätzen. Auch Caspar hatte den Kurfürsten genauer kennen, und damit verehren gelernt. Die Annäherung war mit der Zeit immer enger geworden. Obgleich Caspars Lehnsnexus mit Mecklenburg noch nicht aufgelöset war, so betrachtete er sich doch faktisch als einen Brandenburger, und hatte sich nicht geweigert, an den letzten Kriegen der Brandenburger gegen Mecklenburg Theil zu nehmen. Um so schmerzhafter war es ihm, daß Johann von Quitzow, für den sein Wohlwollen und seine Freundschaft noch nicht erloschen waren, sich den Mecklenburgern beigesellt hatte.

Als der Waffenstillstand zwischen Mecklenburg und Brandenburg eingetreten war, und Johann weder in Schwerin noch in Stargard oder Güstrow etwas zu thun fand, war er zu Gans von Putlitz gegangen, um sich bei diesem eine Weile aufzuhalten, und wurde mit Freuden aufgenommen. Caspar versuchte jetzt auf die eindringlichste Weise, Johann zu vermögen, diejenigen Maaßregeln zu ergreifen, und was nöthig wäre, zu thun, damit die Achtserklärung zurück genommen würde. Er versicherte ihn, daß Friedrich nicht unversöhnlich sei, wie er an seinem Beispiele sehen könnte, er schilderte ihm Friedrichs treffliche Eigenschaften, und belegte sie mit so vielen Beweisen, daß Johann wirklich in seinen Vorsätzen wankend wurde, wenigstens anerkannte, daß bisher ein anderes Bild von Friedrich in seiner Seele gelebt habe. Nur seine kriegerischen Eigenschaften hatte er lange bezweifelt, denn in allen früheren Kriegen war Friedrich meistens nicht persönlich mit dem Schwerdte thätig gewesen, selbst nicht in dem Kriege gegen die Quitzows. Er rechnete es ihm daher als etwas Bedeutendes an, daß er bei der Wegnahme der Schlösser Garlosen und Dömitz selber befehligt hatte, und urtheilte jetzt schon achtungsvoller von ihm. In späteren Unterredungen gelang es Casparn wirklich, Johanns Zweifel zu besiegen, und ihn zu dem Entschlusse zu bewegen, Friedrichs Verzeihung nachzusuchen und zu erwerben. Sie besprachen gemeinschaftlich, was dazu erforderlich war, und machten vielerlei Pläne, doch sollte die Sache für jetzt noch geheim behandelt werden, und außer Gans niemand etwas davon erfahren.

Mit Freuden hatte Caspar das Aufgebot des Kurfürsten empfangen, denn er sehnte sich nach dem frischen, beweglichen

Leben des Krieges, und ſeinen anregenden Erſcheinungen. Gegen Pommern konnte er fechten, und mit Eifer betrieb er ſeine Rüſtungen. Glänzend hatte er ſich in den Staud geſetzt, ſein Sinn richtete ſich hoch auf, als er an der Spitze ſeiner Schaaren dahin zog, und alle ſich an dem trefflichen Zuge ergötzten und ihn bewunderten. Ein ſchwarzer Ritter zog in ſeiner Schaar, eine hohe Geſtalt, der ſchwarze Helm mit einem Buſche von ſchwarzen Federn geziert, ohne ſonſt irgend ein Abzeichen zu zeigen, ſelbſt ſein Schild ließ nur eine ſchwarze Fläche erblicken. Harniſch und Beinſchienen, nichts glänzte in der Politur des blanken Eiſens, alles war mit dem eintönigen Schwarz überzogen. Sein Viſier blieb geſchloſſen, und wenn er es einmal erhob, bedeckte ein ſchwarzer Flor das Geſicht. Hinter ihm ritt ein Knecht mit verlarvtem Geſichte. Niemand wußte, wer er war, oder wo er her gekommen, ſcheu hielten ſich die Knechte ſo weit als möglich von ihm entfernt, und Niemand getrauete ſich ein Wort mit ihm zu ſprechen, denn einige, die es verſucht, hatten keine Antwort erhalten. Aber Caspar Gans hatte ihm ſeine Stelle im Zuge angewieſen, und ſo konnte man ihn für keinen Eindringling halten, auch waren ähnliche Erſcheinungen damals nicht ungewöhnlich. Sie befremdeten nur, bis man ihrer gewohnt war, und gaben der Phantaſie eine ſehr willkommene Nahrung. Es waren lebendige Räthſelaufgaben, an deren Löſung ſich jeder gern verſuchte.

Kaum war Gans von Putlitzs impoſanter Zug von den Straßen verſchwunden, ſo kam ein einzelner Reiter, ein ſogenannter Einſpänniger, daher getrabt. Es war eine koloſſale Geſtalt auf einem eben ſo gewaltigen Streitroß. Seine Rüſtung war von auserleſener Güte, in der Rechten hielt er eine baumſtarke Lanze, die er aufrecht trug, und unter deren Spitze ein rothes Fähnlein flatterte, den linken Arm bedeckte ein mächtiges Schild, auf welchem Amor einen Bogen ſpannte, zur Seite hing ein ungewöhnlich breites und langes Schwerdt herab. So wie er in die Stadt einritt, zügelte er den Gang ſeines Pferdes, und ließ es langſam ausſchreiten. Majeſtätiſch und im Gefühle ſeiner Kraft blickte er um ſich, und nicht ohne Wohlgefallen und mit kriegeriſcher Koketterie ſchien er ſich an dem ungemeinen Anſtaunen derer, welche ihn aus den Fenſtern und auf den Straßen erblickten, zu ſättigen.

Auf den Gaſſen ſtand eine große Menge reiſigen Volks, und gar bald durchlief das Geflüſter: Suteminn, Suteminn iſt da, die Reihen, und flog von Mund zu Mund. Vergnügt verzogen ſich die Geſichter der Knechte, freundlich lächelten die Herren, und alle ſahen ihm nach, bis er endlich ſein Pferd in den Thorweg eines Hofes einlenkte.

Suteminn? ſprach ein Knecht zu einem neben ihm ſtehenden Gefährten, wer iſt Suteminn?

Knecht. Du biſt gewiß nicht aus dem Lande der Mark, daß du den Suteminn nicht kennſt?

Erſter. Nein, ich bin ein Sachſe, und habe noch nicht von ihm gehört.

Zweiter. Nun, der Suteminn iſt der tapferſte Kerl im ganzen Lande, und wo der hinſchlägt, vergißt auch der Beſte das Aufſtehen. Dabei hat er eine große Stärke. Er ſpaltet einem den Kopf bis auf den Magen, ja noch weiter, wenn er den Kerl nicht ganz von oben bis unten hälftet. Außerdem iſt er ſehr klug, und weiß ſchönen Rath in Kriegsſachen zu geben. Wo er mithilft, da wird geſiegt, das iſt gar keine Frage, und darum freut ſich Alles, wenn er kommt.

Erſter. Donnerwetter! Und doch kommt er als Einſpänniger, und hat keine Knechte?

Zweiter. Er iſt nicht von Adel, obwohl er von guten Eltern abſtammen mag, denn er hat Geld, und fragt nach keinem Menſchen. Er ſteht in keines Menſchen Dienſte, und kommt bloß, wo er will, und thut auch, was er will, das iſt einmal ſeine Natur ſo. Aber jeder ſieht ihn gern kommen, denn dann geht alles gut.

Erſter. Und durch das ganze Land iſt er berühmt? Wie hat er denn das angefangen?

Zweiter. Er wohnt in Tangermünde, ganz für ſich, ohne Weib und Kind, und bekümmert ſich um Keinen. Aber, wenn es wo los geht, und es macht ihm gerade Spaß, da iſt er mit dabei, und wo er noch mitgefochten hat, da hat er große Ehre erlangt, weil er oft das Beſte gethan hat.

Erſter. Und als bloßer Einſpänniger! Sieh, ſieh!

Gerke Suteminn war eine jener originellen Geſtalten, an welchen das Mittelalter ſo reich war, der ſeinen eigenen Weg ging, ohne zu fragen, ob er in die Anſichten und Formen Anderer paßte

oder nicht. Es war im Ganzen, wie der Knecht gesagt hatte, wenn seine Stärke auch etwas geringer sein mochte. Ueber seine Abstammung schwebte kein Dunkel, er gehörte einer altmärkischen Familie an, die 1384 zu Tangermünde wohnte, und in der Gegend angesessen war [1]); er hatte in seiner Jugend die Erziehung eines Geistlichen genossen, und war nicht ohne Bildung, ein großer Hang zu den Waffen ließ ihn die Laufbahn des Geistlichen verschmähen, aber ein lebhafter Freiheitssinn und Hang zur Ungebundenheit erlaubte ihm nicht, in die Dienste irgend eines Herrn zu treten. Er konnte sich nicht fügen, und sein Jähzorn, verbunden mit einer großen körperlichen Kraft, ließen ihn in einem solchen Verhältnisse nur Unglück voraussehen. Schon sehr früh gab er daher jeden Versuch auf, einen Herrn zu gewinnen, und zog nach Tangermünde, denn sein Vermögen setzte ihn in den Stand, unabhängig zu leben, und in seinem Verhältnisse als Nichtadliger fand er in der Stadt allein eine Zufluchtstätte für seinen ungezügelten Freiheitssinn. Hier, ohne bestimmte Beschäftigung, als die er sich durch freiwillige Kriegszüge verschaffte, füllte er die vielen Stunden seiner Muße durch poetische Studien aus, indem er sich nach und nach die Lieder der Minnesänger in Abschriften zu verschaffen wußte, die er las und wieder las, und sich hoch durch sie erhoben fühlte. Auch die größeren sagenhaften Heldengedichte früherer Zeit hatte er fleißig studirt, wie den beliebtesten Roman des Mittelalters, des Dictys Cretensis Geschichte des trojanischen Krieges. Mitten in diesen poetischen Beschäftigungen fand ihn die Liebe, und mit glühender Seele gab er sich ihr hin. Alle Ideale seiner Dichter traten ihm in der Gestalt der von ihm ausgezeichneten Jungfrau entgegen, sie war ihm die Vermittlerin zwischen Himmel und Erde, und alle Ausdrücke der Dichter schienen ihm zu matt, wenn er sein Gefühl aussprechen wollte. Das Weib wurde ihm das höchste Wesen auf Erden, dessen Herrlichkeit in Worten nicht auszudrücken war, und von allen Weibern war die von ihm geliebte Jungfrau die herrlichste. Seine reine, in den höchsten Regionen des Gefühls schwärmende Liebe fand Erhörung, sie gewährte ihm die seligsten Momente des Lebens, schon nannte man seine Geliebte Braut, da ergriff sie eine tödtliche Krankheit, und warf sie ins Grab.

---

1) Küster Tangermünd. Denkwürdigkeiten S. 170.

Wie furchtbar zerſchmetternd ein ſolches Geſchick auf eine ſo kräftige und ſchwärmeriſche Perſönlichkeit wirken mußte, bedarf nicht beſchrieben zu werden. Aber er erhob ſich wieder, denn moderne Zerriſſenheit kannte jenes Zeitalter nicht. Das Leben meines Lebens iſt zwar nur noch in der Erinnerung vorhanden, ſprach er, aber ich habe doch die ſüße Minne genoſſen, und dieſe Erinnerung wird hinfort mein Leben beſeelen. Es iſt recht, daß der Körper nach ſeiner Seele genannt werde, und weil ich nun einmal Süßeminne (Suteminn) heiße, ſo will ich mein Lebenlang ein glühender Verehrer der Frauen bleiben, wie es Suchenſinne, mein geliebter Meiſterſänger, auch war, doch will ich ſie keuſch und züchtig aus der Ferne verehren, und nimmer ſoll eine andere mein Weib werden. Er hielt Wort, ſein Haus blieb einſam, ſeine Dichter waren ſeine einzige Geſellſchaft. Die erſten Feldzüge machte er in den Jahren 1105 und 6 mit Magdeburg gegen die Fürſten von Anhalt, und ſchon damals erregte ſeine unerſchrockene Tapferkeit Aufſehen. In vielen Fehden altmärkiſcher Vaſallen erprobte er dieſe auf bewundernswürdige Weiſe, und bald wurde ſein Name in weitem Kreiſe genannt. Aber er folgte nie einer Aufforderung, ſondern ging nur, wenn ſein eigenes Herz ihn trieb, dem Unterdrückten beizuſtehen. Seit einiger Zeit hatte er ſich auf die Alchemie gelegt, und ſchmolz und kochte viel. Die Abergläubigen behaupteten, er habe von je an Gold machen können, auch verdanke er ſeine übermenſchliche Stärke nur beſonderen von ihm zubereiteten Tränken, kurz, er galt für einen halben aber gutartigen Zauberer.

Kurze Zeit nach Suteminn traf der Kurfürſt Friedrich ein, und nun wurde das Leben noch reger, die Bewegung und das Gewimmel noch größer. Die kleine Stadt, neben deren alten Namen Eberswalde oder Evirswolde erſt ſeit kurzem wegen des Anbaues auch der Name Neuſtadt aufgekommen war, erhielt ein Anſehen, als ob eine große Meſſe darin gehalten würde, denn eine Menge Verkäufer waren dem Heere nachgezogen, und auf Markt und Straßen wurden vielerlei Dinge feil geboten, die eifrige Käufer fanden. Auch machte der Ort keine üble Figur. Er war gut befeſtigt; eine Mauer mit 34 Thürmen und Weichhäuſern umſchloß ihn, durch welche damals nur zwei Thore führten, das St. Gertrudsthor, welches doppelt war, und vor welchem auf dem Felde ein Hoſpital der heil. Gertrud mit einer Kirche

ſtand, und das St. Jürgenthor durch eine Burg befeſtigt, außerhalb welchem in einiger Entfernung das St. Jürgenhoſpital mit einer Kirche lag, welche letztere als Ruine noch jetzt vorhanden iſt. Außen nahe am Thore befand ſich eine Waſſermühle. Innen nicht weit davon ein heil. Geiſt Hoſpital mit einer Kirche. Später wurden dieſe Thore das Ober- und Unterthor genannt. Stattlich nahm ſich die St. Marien-, in der Folge die Marien-Magdalenenkirche, aus. Die Kirchhofmauer war mit ſchönen prächtigen Linden beſetzt, aus deren grünem ſtillen Schatten das hohe Dach mächtig emporſtrebte, und ſinnbildlich die Lehre vergegenwärtigte: es giebt noch etwas Höheres, als das Höchſte, was die Erde trägt, und inmitten des reizendſten Naturgenuſſes ſuche das innerſte Heiligthum, und du findeſt als Kern die Anbetung und Verherrlichung des Ewigen. Vergiß nicht, daß unter deinen Füßen eine verſunkene Welt der Lebendigen liegt, aus deren Staub ſich die gegenwärtige Welt erbauet hat, denn auch jene mächtig ragenden Bäume wurzeln in ihm. — Stattlich nahm ſich auch das maſſive Rathhaus aus, mit ſeinem hohen Thurme. Ueberall zeigten Spitzen hinauf zum Himmel, und richteten den Blick nach oben. Außerdem hatte die Stadt auch einen Caland [1])

Friedrich nahm ſeine Wohnung auf dem Schloſſe, welches außerhalb der Stadt auf dem noch jetzt ſogenannten Haus- oder Schloßberge ſtand, und von welchem Wirich von Treutlingen, der bisherige Statthalter der Mark, Hauptmann war [2]). Stadt und Gegend gewährte von dem Schloſſe aus einen höchſt angenehmen Anblick, an den ſich Friedrich ſehr ergötzte. Er blieb mehrere Tage hier, weil einestheils ſein Heer noch nicht vollſtändig verſammelt war, anderentheils noch Unterhandlungen mit Pommern gepflogen wurden. Wirich von Treutlingen mußte während dieſer Zeit Rath ſchaffen, den Kurfürſten und ſein Gefolge zu bewirthen, und zu dem Ende eine Summe nach der andern aufnehmen, bis ſie ſich endlich anſehnlich angehäuft hatte, und nach Rechnung und Gegenrechnung noch 316 Schock 50 Stück böhm. Groſchen und 3 Pf. an den Rath von Eberswalde

---

[1]) Fiſchbach Städtebeſchreibung der Mark Th. I. S. 10. 56. 57. 59. 279. 363 f.

[2]) A. a. O. S. 5. — Unrichtig hat ihn Bellermann zu einem kaiſerlichen Hauptmann gemacht. Deſſen Neuſtadt Eberswalde S. 3.

zu bezahlen waren, weswegen im folgenden Jahre 1421 Friedrich dem Rathe zu Neuſtadt die jährliche Orbede und den Zoll zu Neuſtadt und Oderberg auf ſo lange übergab, bis die Schulden, welche der markgräfliche Hauptmann Wirich von Treutlingen, wegen Friedrichs und der Seinigen Zehrung, gemacht hatte, bezahlt ſein würden [1]).

Endlich wurde der Befehl zum Aufbruch gegeben, und unter Trompetenſchall und Trommelgewirbel zog das Heer vor dem heil. Geiſt Hoſpitale und der Burg vorbei zum Unterthore hinaus. Caspar Gans von Putlitz hatte den Befehl der Vorhut erhalten, und zog mit ſeinem Banner voran. In ſeiner Nähe befand ſich der ſchwarze Ritter. Vor der St. Georgenkirche ſtand die Geiſtlichkeit, und ertheilte dem vorüberziehenden Heere den Segen. Ueber die Brücke des Mönchsfließes gelangten ſie zu den Beſitzungen des früher bereits beſchriebenen Kloſters Chorin, und bald darauf zogen ſie dicht an demſelben vorüber. Auch hier ſtand der Abt mit ſeinen Ciſterzienſer-Mönchen vor dem Portale, bezeugte dem Markgrafen ſeine Devotion, und ertheilte ihm ſeinen Segen. Ueber Serwſt ging das Heer unweit des Sees Parſtein hin, der damals der Marienſee hieß, auf deſſen Inſel vor 200 Jahren das, ſpäter nach Chorin verpflanzte, Kloſter gelegen hatte. Jetzt trat man in denjenigen Theil des Ukerlandes ein, der ſich in pommerſchen Händen befand. Man wollte zunächſt auf Angermünde losgehen, das die Pommern ſchon ſeit 70 Jahren inne hatten, und gar bald lag die Stadt vor ihnen.

---

[1]) Fiſchbach a. a. O. S 7. Anmerk. 9. Bellermann N. E. S. 183. Die Urkunde iſt abgedruckt in v. d. Hagen Beſchreib. der Kalkbrüche bei Rüdersdorf und der Stadt Neuſtadt-Eberswalde S. 299. — Bisher war es unbekannt, woher dieſe Schulden kamen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Angermünde, damals gewöhnlich Neu- oder auch Ketzer-Angermünde genannt, zum Unterschiede von Tangermünde, welches auch Alt-Angermünde hieß, lag am südwestlichen Ufer des Mündesees, und war in gewohnter Weise befestigt. Durch die Mauer führten vier Thore, deren eines nach dem See ging. In der Stadt befand sich ein Augustiner-Mönchskloster, dessen Kirche noch jetzt vorhanden ist, die St. Marienkirche mit einem hohen Thurme, und die St. Gertrautskirche mit einem Hospitale. An die Stadtmauer nach dem See hin lagerte sich ein festes Schloß, auf welchem der pommersche Hauptmann Johann von Briesen befehligte.

Es entstand die Frage, ob man ein Lager vor der Stadt aufschlagen sollte? Es war der 21. März, und die Witterung noch nicht frühlingsartig genug, um dabei auf Annehmlichkeiten rechnen zu dürfen. Friedrich war der Meinung, die Stadt sogleich zu stürmen, und dies fand Beifall. Die Thürme und Weichhäuser waren mit Pommern besetzt, das Sturmgeräth wurde vorgeschoben, und sogleich donnerten die Steinbüchsen der Pommern, und spieen den anrückenden Brandenburgern ihre todbringende Ladung entgegen. Unerschrocken drangen diese vor, und wollten eben den Uebergang über den Graben beginnen, als die Zugbrücke sich senkte, und das Thor geöffnet wurde. Sei es, daß die Bürger den Ruin ihrer Stadt fürchteten, sei es, daß sie bestochen waren, wie die Pommern behaupteten, genug, sie öffneten das Thor, und die Märker zogen in die Stadt ein. Als die Pommern dies bemerkten, verließen sie sogleich die Mauer, und warfen sich in das Schloß und das eine Thor, das wohl bewehrt, noch eine Weile Stand halten konnte. Das ganze märkische Heer zog in die Stadt, und wurde in den Gebäuden einquartirt, doch umlegte man auf der Stelle das Schloß. Gans von Putlitz aber wurde beauftragt, mit 400 Reitern die Gegenden und Dörfer um die Stadt zu bestreifen und zu beobachten.

Johann von Briesen schickte eilig einen Reiter nach Stettin, und ließ die Herzoge von dem Vorgang in Kenntniß setzen. Schon waren hier die 5000 Polen angekommen, auch Bischof Magnus von Cammin war mit einem ansehnlichen Heere zu Hülfe gezogen. Nun wurde zu den Herzogen von Wolgast die Nachricht gesendet, und auch diese ließen sogleich ein stattliches Heer aufbrechen, und ermahneten die stettinschen Herzoge, Alles daran zu setzen, daß sie Angermünde wieder gewönnen. Darum machten sie sich mit ihrem Heere sogleich auf den Weg, und langten in Vierraden an. Dieser offene Ort, zu jener Zeit nur ein Dorf, hatte seinen Namen von der an der Welse gelegenen Schneide-, Loh- und Mahlmühle mit vier Rädern, weshalb er in Urkunden mulinum ad quatuor rotas genannt wurde. Hier lag ein festes Schloß, das die Pommern als Grenzschloß gegen die Mark benutzten, von welchem sich noch jetzt ein runder Wartthurm wegen seines starken Mauerwerks erhalten hat. Die Gegend umher war sehr fruchtbar, weshalb der Ort gewöhnlich Vierraden im Rosengarten hieß [1]). Schon 1302 und 1329 waren hier Treffen zwischen den Pommern und Brandenburgern vorgefallen, und an den Mauern des Schlosses hatte es manchen blutigen Kopf gegeben. In Vierraden wurde Halt gemacht, um die Wolgaster zu erwarten. Kaum aber waren die Herzoge Otto und Casimir in das Schloß eingetreten, und hatten sich entwaffnet, als auch schon von Johann von Briesen ein Bote kam, und ein Schreiben brachte, daß die Herzoge ihm schleunigst zu Hülfe kommen möchten. Er habe bis jetzt noch mit Aufbietung aller Kräfte seiner Mannschaft das Schloß Angermünde gehalten, aber er werde von den Brandenburgern so heftig bedrängt, daß ihre Kräfte diese übermenschlichen Anstrengungen nur noch eine kurze Zeit würden ertragen können.

Ungeachtet nun die wolgastische Hülfe gleich nachher eintraf, setzte diese Nachricht die Herzoge doch in Verlegenheit. Casimir litt an den Augen; das Uebel schien gehoben zu sein, und darum hatte er sich auf den Weg gemacht. Allein die scharfe Märzluft und die Anstrengungen der letzten Tage hatten es wieder, und zwar plötzlich in so erhöhtem Maaße hervorgerufen, daß Casimir, als er in Vierraden ankam, fühlte, es sei unmöglich für ihn,

---

[1]) Die Stadt und Herrschaft Schwedt. Ein histor. Beitrag S. 69.

nach Angermünde zu gehen. Er betrübte ſich darüber ungemein, denn er hatte zu Ottos kriegeriſchen Fähigkeiten nicht das beſte Vertrauen. Otto hatte ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, und war ein gelehrter geiſtlicher Herr, denn er war Coadjutor des Stifts zu Riga geweſen. So hatte er denn freilich mit Waffen und Kriegen nicht viel zu thun gehabt, auch war ſeine Unternehmung auf Strasburg nicht geeignet, das Vertrauen zu ihm zu erhöhen. Allein es blieb keine Wahl, Otto mußte den Befehl übernehmen. Caſimir bat ſeinen Bruder, er möge ja recht vorſichtig und behutſam verfahren, zwar nach Angermünde ziehen, aber doch ſich auf nichts weiter einlaſſen, und nur zu verhindern ſuchen, daß der Markgraf nicht weiter käme, als er ſchon wäre, bis daß er ſelber wieder dabei ſein könne. Er hoffe, daß es mit den Augen bald beſſer ſein würde, und ſo wie es irgend möglich wäre, wolle er kommen, und mit Rath und Vorſicht die Sache weiter führen. Wenn indeſſen die Umſtände es unvermeidlich machten, ſich mit dem Markgrafen zu ſchlagen, ſo möge er ja nichts ohne den Rath des Biſchofs Magnus, des polniſchen Anführers Corde Bucks, beſonders aber des herzoglichen Marſchalls Herrn Dettloffs von Schwerin und der andern Hauptleute unternehmen. Er möge wohl bedenken, daß er einem gefährlichen Gegner gegenüber ſtehe, der ein alter geübter Kriegsmann ſei; er möge in Betrachtung ziehen, wie viel auf dem Spiele ſtehe, denn Angermünde ſei der Schlüſſel zum Ukerlande, und wenn ſie die Schlacht verlören, wäre die ganze Ukermark verloren, ja, ſie könnten dann zuſehen, wie ſie ſich im eigenen Lande wahrten [1]).

Otto nahm dieſe Belehrungen mit einiger Empfindlichkeit auf, obgleich er verſprach, ſich danach zu richten. Allein es ſchien ihm unpaſſend, daß ſein jüngerer Bruder ihm, dem älteren, Vorſchriften geben wollte, er ſei nicht weniger Herzog von Stettin, als Caſimir, und wenn es darauf ankäme, den Markgrafen zu ſchlagen, ſo getraue er ſich das eben ſo gut, als jener, zu vermögen. Dringend bat Caſimir, die Beſſerung ſeiner Augen abzuwarten, ehe er etwas Entſcheidendes unternähme, und allenfalls lieber noch in Vierraden zu verweilen. Daſſelbe riethen auch alle Kriegsoberſten. Unglücklicher Weiſe regte aber dieſes fortge-

1) Kantzows Pomerania v. Koſegarten, Th. II. S. 3. 4.

ſetzte Dringen in Otto den Verdacht an, als gehe Caſimir darauf aus, ihm die Gelegenheit, Ruhm zu erwerben, zu verkümmern, und wolle ſie für ſich aufſparen, um ſich den Ruhm auf ſeine Koſten anzueignen. Von nun an hielt er dafür, alle Ermahnungen ſeines Bruders ſeien eingegeben von Neid und eigenſüchtiger Ruhmliebe; er erklärte daher, daß er nach Angermünde gehen würde, und daß es ihm als dem Aelteſten zuſtehe, darüber zu beſtimmen, und ſein Bruder ſich fügen müſſe. Doch verſprach er nochmals, überall mit Vorſicht und Bedacht zu handeln [1]). Otto brach mit dem Heere nach Angermünde auf, Caſimir aber ging nach Greiffenberg, um wenigſtens in der Nähe zu ſein.

Friedrich erhielt auf der Stelle Nachricht von der Annäherung des pommerſchen Heeres, und traf ſogleich ſeine Veranſtaltungen. Er ließ auf dem Markte eine große Wagenburg ſchlagen, und ſtellete in derſelben ſeine Geſchütze ſo auf, daß ſie die Straßen beſtrichen. Außerdem wurden noch eine Anzahl von Steinbüchſen an anderen ſchicklichen und geſicherten Stellen aufgeſtellt, und zugleich Maaßregeln genommen, die Feindſeligkeiten vom Schloſſe aus unſchädlich zu machen. Friedrich zog ſich ſodann mit einem Theile des Heeres in die Wagenburg, die übrigen wurden in die Häuſer vertheilt, mit dem Befehle, beim erſten Lärmen ſich fertig an beſtimmter Stelle einzufinden. So war er des Feindes gewärtig.

Da ſchickte Gans von Putlitz, und ließ fragen, was er mit ſeiner Reiterei thun ſolle, wenn der Feind erſchiene. Friedrich ließ ihm wiſſen, er möge ſich in einen Hinterhalt legen, und den Feind ziehen laſſen. Er gedenke ihn in die Stadt zu locken, und hier zu empfangen; ſo bald dies geſchehen, möge er, Gans, hervorbrechen, und von Außen durch die Thore dringen, dann aber nach den Umſtänden handeln.

Die Pommern kamen mit den Polen am 27. März an, und breiteten ſich rings um die Stadt aus. Noch wehete auf dem Thurme des Schloſſes das pommerſche Banner mit dem rothen Greife im blauen Felde. Otto zog Nachrichten über die Lage der Dinge ein. Der Befehlshaber des Schloſſes Johann von Briesen ſandte vom Schloſſe aus, deſſen Communikation mit der Umgegend nicht ganz gehemmt war, einen ſeiner Ritter, um dem

---

[1]) Kantzows Chronik von Pommern, von Böhmer, S. 102.

Herzog über Alles die erforderliche Auskunft zu geben. Er erfuhr, welche Veranſtaltungen Friedrich in der Stadt getroffen hatte, ſo wie, daß Gans von Putlitz noch außerhalb der Stadt ſei, und wahrſcheinlich im Hinterhalte liege. Aber freudig überraſcht wurde Otto, als er aus dieſen Nachrichten entnahm, daß ſein Heer wohl dreimal ſo ſtark ſei, als das des Markgrafen, und die ſchon früher erhaltene Anzeige beſtätigen hörte, er könne mit den Pommern durch das Schloß und ein noch von den Pommern beſetztes Thor in die Stadt gelangen, und hier mit dem Markgrafen handgemein werden. Jetzt ſchien es ihm höchſt überflüſſig zu ſein, Caſimirs Geneſung und Ankunft abzuwarten, um ſich den Ruhm gleichſam vor dem Munde wegnehmen zu laſſen, und ſo erklärte er denn, es ſchiene ihm am Gerathenſten, den Markgrafen ſogleich anzugreifen. Die Feldoberſten wurden zuſammenberufen, um ihnen dieſen Entſchluß mitzutheilen.

Der Tag fing bereits an ſich zu neigen. Herzog Otto hielt zu Pferde auf freiem Felde, um ihn hielten zu einem Kreiſe geſchaart die Feldoberſten, der Biſchof Magnus von Cammin, der Pole Cord Buck, der Marſchall Dettloff von Schwerin, der Ritter Roloff von Kaſchow, Obriſter über das Fußvolk, der Ritter Peter von Tramp und viele andere Ritter und Hauptleute. Rings umbrauſete ſie der Lärm des Kriegsvolks und des entſtehenden Lagers. Der ganze Kreis hörte aufmerkſam aber mit unverkennbarer Beſtürzung der Rede des Herzogs zu.

Ihr wißt nun, liebe Herren und Freunde, ſprach er, unſere fürſtliche Meinung, und wir glauben, ihr werdet mit uns überzeugt ſein, daß ein längeres Zögern zu nichts führen könne, darum ſetzt euch in den Stand, und ſeid des Befehls gewärtig.

Schwerin. Mit Gunſt, gnädiger Herzog, daß ich zu widerſprechen wage, aber ich halte die Sache für höchſt gefährlich, und bitte euch inſtändigſt, euch nicht zu übereilen, wie ihr auch euerem Bruder, Herrn Caſimir, zugeſagt habt.

Herzog. Was iſt da zu übereilen? Dort ſteht der Feind, hier ſtehen wir, morgen ſo gut als heute, und wenn wir nicht dazu thun, nimmt der Markgraf vielleicht ſchon in der nächſten Stunde das Schloß. Dann iſt er gar nicht auszutreiben, und darum iſt unſere Meinung: friſch darauf und dran, ehe es zu ſpät iſt. Ueberlegen iſt eine gute Sache, aber Handeln noch beſſer.

Magnus. Sicherlich überall, wo man eines guten Erfolges gewiß ſein kann. Wo man einen ſchlechten vorausſieht, ſoll man's unterlaſſen.

Herzog. Wer wagts zu behaupten, er ſähe ſo klar in die Zukunft, daß er einen ſchlechten Erfolg voraus verkündigen wollte? In dieſem Falle ſähen wir ihn auch.

Ritter Kaſchow. Wartet wenigſtens die Ankunft eures Bruders, des Herrn Caſimir, ab.

Herzog. Unſere Augen ſind, genau genommen, klarer, als die unſeres lieben Bruders, und dennoch ſehen wir nirgend große Gefahr. Ihr ſcheint die Größe und überwiegende Stärke unſeres Heeres gar nicht zu beachten.

Schwerin. Sie iſt wohl gut, aber noch nicht das allein zu Beachtende. Der Markgraf liegt da in der Stadt, wie der Dachs in ſeinem Bau, und hat ſeine Sachen mit allem Vortheil beſtellt, und iſt er gleich nicht halb ſo ſtark als wir, ſo hat er doch in der Stadt ein Großes voraus. Es iſt ein wahres Wort, wenn einer zu Hauſe iſt, und ſich wehren will, ſo müſſen gar viele kommen, die ihn heraustreiben ſollen. Mein Rath iſt daher, wir warten, und ſehen uns zuvor noch beſſer den Vortheil ab.

Herzog. Verſteh ich doch kaum euer Weſen und eure Bedenklichkeiten. Nur die Gefahr habt ihr im Auge; den Ruhm, die Ehre, die dabei zu erwerben ſind, ſcheint ihr weder zu beachten, noch in Anſchlag zu bringen, auch nicht, daß der Markgraf unterdeſſen das Schloß gewinnen kann. Ich habe beſſere Zuverſicht, und zweifle nicht am Siege.

Schwerin. Es iſt möglich, daß wir ſiegen, aber jedenfalls wird der Sieg ſehr theuer erkauft, und für gar viele der euern dürfte die Stadt ihr Grab werden.

Herzog. Herr Dettloff, ihr ſcheint euch ſehr zu fürchten. Freilich, ihr ſeid noch jung, und habt ein ſchönes Weib, daraus erklärt es ſich.

Schwerin. Nein, Herr, ich fürchte nicht für mein Leben, nicht für mein junges Weib, ſondern nur für euch. Will es Gott nicht anders, ſo werde ich noch heute für euch ſterben, oder Preis und Ehre erringen.

Herzog. Das heißt geſprochen wie ein Mann und wie

ein Pommer. Ihr ſcheint wieder zur Beſinnung zu kommen. Darum genug des Geredes! —

Magnus. Herr Herzog, wenn ihr durchaus mit dem Feinde ſchon heute anbinden wollt, ſo geht zunächſt der Gans von Putlitz zu Leibe, die mit ihren Reitern noch draußen in einem Hinterhalte ſteckt, und nicht fern von hier iſt.

Herzog. Was habe ich mit ihr zu ſchaffen? Drinnen in der Stadt weht der märkiſche rothe Adler, dort ſoll das Banner der Greifen wehen, nicht hier draußen.

Magnus. Sehr richtig, aber ein Umweg führt oft in kürzerer Zeit zum Ziele, als der gerade Weg. Schlagt erſt die Gans von Putlitz mit ihren vierhundert Reitern; das wird ein Kleines ſein, aber es wird den Feinden in der Stadt den Muth brechen, ja ihr lockt ſie vielleicht ins Freie, weil ſie dem Putlitz werden beiſtehen wollen. Iſt der Markgraf ſo aus ſeinem Vortheil ins offene Feld gelockt, dann wollen wir ſchon mit ihm fertig werden.

Schwerin. Euer Rath iſt ſehr gut und begründet. Laſſen wir die märkiſchen Reiter hier draußen, ſo kommen ſie uns, wenn wir in die Stadt eingedrungen ſind, in den Rücken, und von vorn haben wir den Markgrafen. So werden wir von beiden Seiten bedrängt, und es iſt dann unmöglich, daß wir ſiegen können.

Herzog. Als ob wir nicht Reiterei genug beiſammen hätten, die Gans von Putlitz, wenn ſie es wagen ſollte, ſich blicken zu laſſen, hier außen hinlänglich zu beſchäftigen, und zu bedenken. Herr Corde Buck, eure fünftauſend Polen werden ſich hoffentlich vor den vierhundert märkiſchen Reitern nicht fürchten, und ich denke, ihnen auch genugſam zu thun zu geben, daß uns keiner von ihnen beläſtigt. So können wir uns unmittelbar zur Stadt wenden, und indem wir den Adler in ſeinem Neſte angreifen, wird uns die Gans nicht beißen. Darum mag ich nichts mehr hören, weder Gutes noch Böſes. Wir ſind ſtark genug, und der Sieg kann uns nicht entgehen, ſelbſt wenn es ſo ſchlecht ginge, wie möglich. Alles, was ich zur beſſeren Förderung der Sache thun will, iſt, die Nacht abzuwarten, um die Feinde im Schlafe zu überraſchen. Ich werde, ſo bald es finſter iſt, mit einem Theile des Fußvolks das Schloß zu erreichen ſuchen, und aus demſelben in die Stadt fallen. Ihr andern ſucht durch das Thor

zu dringen, dann ſind die Märker von vorn und hinten angegriffen, und müſſen unterliegen. Die Polen bleiben ſo lange außen, als von Gans von Putlitz noch etwas zu beſorgen iſt. Jetzt ſetze jeder ſeine Schaaren aufs Beſte in Stand, und richte alles zum Vortheil. Das Feldgeſchrei iſt: Stettin [1]).

Düſter und ſchweigend ritten die Führer davon. Gott ſteh' uns bei, ſprach Herr Dettloff zum Biſchof Magnus, mir ahnet nichts Gutes von dieſem Unternehmen; allein er hat ſeinen Kopf einmal darauf geſetzt, ſo müſſen wir denn ſchon ſehen, wie wir die Sache zum Beſten kehren.

Das Licht des Tages entſchwand, immer tiefer ſenkte ſich der ſchwarze Schleier der Nacht herab auf die fröſtelnde Erde, große Haufenwolken wechſelten unruhig am Himmel ihre Plätze, und dazwiſchen hindurch leuchteten einzelne Sterne, und bargen ſich bald wieder hinter der wankenden Decke. Gans von Putlitz lag eine halbe Meile weſtlich von Angermünde hinter der Welſe und der Blumberger Waſſermühle, wo ihm der Wald ein gutes Verſteck bot. Die Polen ſtanden öſtlich von der Stadt gegen den Mündeſee gelehnt.

Gans von Putlitz hatte die Feinde ſo lange es möglich war aus der Ferne beobachten laſſen, und dazu den weitſichtigſten ſeiner Reiter, einen ziemlich bejahrten Wachtmeiſter gewählt. Eben kam dieſer zurück, um dem Feldoberſten ſeine Beobachtungen mitzutheilen. Mit kriegeriſchem Anſtande trat er vor ihm an das kleine möglichſt verdeckte Feuer, neben welchem er ſtand, grüßte in ſteifer Haltung und ſprach: Mit Gunſt und Verlaub melde ich, daß es im Lager des Feindes nicht allerdings richtig iſt. Die Feldherren haben lange auf einen Haufen geſtanden, und Kriegsrath gehalten, und viel mit den Armen gefochten, und ich ſage immer, wenn die Feldherrn mit den Händen fechten, das bedeutet mehr, als wenn ſich ein Paar Windmühlenflügel drehen.

Gans v. P. Kann ſein; nur weiter.

Wachtmeiſter. Als es ſchon dunkel wurde, gingen ſie erſt aus einander, und ſogleich wurden die Arbeiten im Lager eingeſtellt.

Gans v. P. Welche Arbeiten?

---

1) Der größte Theil dieſes Geſpräches ſind wörtliche Aeußerungen, die Kantzow in der Pommerania Th. II. S. 5. u. 6. mittheilt.

Wachtmeiſter. Das Aufſchlagen der Zelte, und was ſonſt zum Lager gehört. Sie haben zwar Wachtfeuer angezündet, aber wo nicht ſchon vorher ein Leinwandfleck ſich erhoben hatte, da iſt auch jetzt noch keiner zu ſehn, und ich ſage, das bedeutet was.

Gans v. P. Du haſt recht, das iſt bedeutſam. Haſt du ſonſt nichts bemerkt?

Wachtmeiſter. Viel Hin- und Herrennens und große Unruhe, doch durfte ich mich nicht zu weit hinan wagen. Aber ich ſage, des Schlafens wegen macht ein Kriegsmann ſo viel Umſtände nicht, wohl aber wegen des Wachens.

Gans v. P. Ja, ja, deine Bemerkungen ſind gut. Es muß die Nacht hindurch jeder auf ſeinem Poſten ſein. Der Feind hat etwas vor, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er — — die Hauptleute ſollen ſich hier verſammeln.

Der Wachtmeiſter grüßte, wandte ſich, und verrichtete ſein Geſchäft. Eben hatte er die Meldung dem letzten, nämlich dem ſchwarzen Ritter, angekündigt, als er beim Weitergehen über etwas ſtolperte, und der Länge nach hinfiel. Fluchend griff er umher, und packte eine Naſe, die einem ſchlafenden Reiter gehörte, deſſen Mantel ihm als Bette gedient hatte. Von dem unſanften Stoß und Griff erwachte er.

Wachtmeiſter. Iſt das Kriegsmanier? Sich da einem in den Weg zu legen, zu ſchlafen, und dann gegen allen Reſpekt nicht einmal aufzuſtehen, wenn man kommt? Es iſt keine Zucht in den Leuten, kein Reſpekt, und ich ſage immer, der Reſpekt iſt Alles. Donner, was war das für ein anderes Leben, als die Quitzows noch regierten! Das war eine Kriegszucht, eine Manier, die ſieht man nicht wieder! Ich bin noch aus ihrer Schule, und bin ſtolz darauf. Habe mit den Heldenſeelen manchen lieben werthen Strauß gekämpft! Da wurde noch aus einem Kerl etwas, und ſolch ein unmanierlicher Mißſtand konnte gar nicht vorkommen. So ein quitzowſcher Reiter hatte es ſchon im Gefühle und merkte es von Weitem, wenn ſein Wachtmeiſter kam, ſelbſt ſchlafend rückte er ſich wenigſtens gerade.

Reiter. Das habe ich auch gethan.

Wachtmeiſter. Haſt du? Nun ſieh, das iſt hübſch von dir. Ich habs zwar nicht ſehen können, denn es iſt finſter, aber ich ſage immer, was man nicht ſieht, muß man glauben, und es

iſt manchmal gut, man glaubt zu viel, als zu wenig. Merk dir das, damit du nicht etwa glaubſt, du habeſt mir was weiß gemacht. Aber Sapperment! Jetzt iſt keine Zeit zum ſchlafen, alles ſoll munter ſein, friſch und für auf den Pferden, denn es kann einen luſtigen Tanz geben, und die Nachtmütze legt ſich da auf die Erde, und läßt ſeinen Wachtmeiſter über ſich wegſtolpern, daß er kaum weiß, ob er noch eine Naſe hat, wenn er nicht zufällig eine andere in ſeiner Hand gefühlt hätte. Das iſt zu den quitzowſchen Zeiten nie vorgekommen. Da hätte einer ſchlafen ſollen, wenns nicht anbefohlen war! Herr meine Güte, was wäre daraus erfolgt!

Reiter. Liebſter Wachtmeiſter, nehmts nicht für ungut; aber ihr wißt, ich bin geſtern verſchickt geweſen, und habe die Nacht durch reiten müſſen, da bin ich gar zu müde geworden, und konnte nicht wachend bleiben, wie ichs auch anſtellte.

Wachtmeiſter. Nun ja, und haſt dann nicht weiter gewacht.

Reiter. Nein.

Wachtmeiſter. Ich ſag' auch immer, wenn einer nicht wacht, da kann er gar nichts Klügeres thun als ſchlafen. — Na für diesmal wollen wirs nicht näher unterſuchen. Die pommerſchen Lanzen und Schwerdter werden dich ſchon munter erhalten, wenns gilt. — Wenn ich nur wüßte, wer der ſchwarze Ritter wäre! Ich ſage dir, dahinter ſteckt was Großes, Vornehmes!

Reiter. Ich weiß was.

Wachtmeiſter. Laß hören, was weißt du?

Reiter. Sein Knecht heißt Dietrich.

Wachtmeiſter. Iſt das Alles?

Reiter. Ja, aber es iſt doch Etwas.

Wachtmeiſter. Ein edler Name! Aber ich ſage, der Name macht es nicht. Es kommt darauf an, wer ihn führt. Ich habe einen Dietrich gekannt, wie ihn die Welt nicht leicht wieder ſehen wird. Der öffnete alle Schlöſſer, und wenn ſie noch ſo feſt waren.

Reiter. Eiſerne oder ſteinerne?

Wachtmeiſter. Alles Eins, und wären ſie von Demant geweſen. Jetzt ſollte eigentlich ein Knecht gar nicht mehr Dietrich heißen, nachdem der Name ſo geadelt worden iſt.

Reiter. Ich heiße aber auch Dietrich?

Wachtmeiſter. I du Tauſend-Sappermenter, was unterſtehſt du dich? Siehſt du, ich kneife dir ins Ohr, daß du zappelſt, damit du dich immer daran erinnerſt, der Wachtmeiſter habe dir zugerufen deines Namens wegen: Sei ein braver Kerl, ſonſt biſt du ein Hundsfott, wenn du dich unterſtehſt, den Namen beizubehalten.

Da wurde das Signal zum Aufſitzen gegeben, beide eilten zu ihren Pferden. Fünf Minuten ſpäter rückte die Schaar über die Welſe, und zog ſich ſtill und leiſe näher an die Stadt, um die Feinde beobachten zu können, doch ohne von ihnen geſehen zu werden. Noch brannten die Wachtfeuer vom Ufer des Sees um die Stadt herum, bis weit gegen Weſten, und zwar in ziemlicher Entfernung von ihr, weil man wegen des Geſchützes eine zu große Annäherung vermied. Auch über der Stadt erhob ſich eine matt leuchtende rothe Säule, welche Zeugniß gab, daß drinnen die Brandenburger auf dem Markte ebenfalls Wachtfeuer angezündet hatten, und auf ihrer Hut waren.

Markgraf Friedrich hatte ſeine Wohnung in einem Privathauſe genommen. Er hatte die ganze vorige Nacht gearbeitet, denn es waren Briefe von Kaiſer Siegmund gekommen, die beantwortet werden mußten, und es gab außerdem noch eine Menge Schreiben nach allen Gegenden hin auszufertigen. Der Körper machte heute ſein Recht geltend. Ermüdet ſehnte er ſich nach Ruhe, und da er Grund hatte, zu glauben, die Pommern würden nicht eher gegen ihn etwas unternehmen, ehe ſie nicht Gans von Putlitz angegriffen hätten, und dieſer noch immer unangefochten geblieben war, ſo glaubte er ſich der Ruhe überlaſſen zu dürfen, und hatte ſich zu Bette gelegt. Die Ritter in ſeiner nächſten Umgebung waren ſeinem Beiſpiele gefolgt [1]) Der tiefe vormitternächtliche Schlaf hatte die ermüdeten Augen feſt geſchloſſen.

Innerhalb der Wagenburg auf dem Markte zu Angermünde und in den nächſtgelegenſten Straßen ſtanden die märkiſchen Krieger zuſammen gedrängt, und zum Theil gelagert um die wärmenden Wachtfeuer. Ringsum waren Wachten vertheilt, welche mit aufmerkſamen Ohre auf jedes verdächtige Geräuſch horchen

[1]) Haftiz II. §. 26.

ſollten. In der Mtte des Platzes war ein großes Zelt aufgeſchlagen, in welchem ſich die Hauptleute des Heeres befanden. Die Hälfte ſaß um einen Tiſch, die andere Hälfte hatte ſich dicht hinter ihnen auf die Streu geſtreckt, und ſchnarchte, um nach Mitternacht von der erſten abgelöſet zu werden, unter dieſen auch Suteminn.

Ich weiß nicht, ſprach Achim von Bredow — Johann von Quitzows Schwager — ob der Kurfürſt gut daran gethan hat, die Thore der Stadt offen und unbeſetzt zu laſſen. Ich würde es nicht gethan haben.

Ludolf von Alvensleben. Offenbar hat er die Abſicht, die Feinde in die Stadt zu locken.

Bernhard von der Schulenburg. Und zwar können ſie dann nicht gut anders, als uns hier angreifen, was ihnen ſchwer genug werden ſoll.

Matthias von Uchtenhagen. Gewiß. Wäre es aber nicht noch beſſer geweſen, wenn wir erſt die Mauern vertheidigt hätten? Vielleicht wäre der Feind gar nicht in die Stadt gekommen, und jedenfalls hätte er dabei einen anſehnlichen Verluſt erlitten.

Ludolf von Alvensleben. Aber auch wir wären geſchwächt.

Günzel von Bartensleben [1]). Seid überzeugt, daß der Kurfürſt wohl weiß, was er befiehlt und thut.

Ludolf von Alvensleben. Ihr, Herr Feldoberſter, wäret am meiſten geeignet, uns zu ſagen, warum es ſo angeordnet ſein mag. Ich dächte, in die Wagenburg könnten wir uns auch noch zurückziehen, wenn wir von den Mauern zurückgeſchlagen wären?

Günzel von Bartensleben. Vielleicht, wenn ſie nicht unterdeſſen von denen vom Schloſſe aus genommen worden wäre.

Uchtenhagen. Sie könnte ja beſetzt bleiben.

Bartensleben. Und wir zögen geſchwächt nach den Mauern, um dort ſicher geſchlagen zu werden? Und mit dieſem geſchlagenen entmuthigten Heere würdet ihr euch getrauen, die Wagenburg zu vertheidigen, und dem ſiegstrunkenen Feinde die Spitze zu bieten?

---

[1]) Er war zu dieſer Zeit Hauptmann der Altmark.

Schulenburg. Ihr habt recht, das wäre dann ein mißliches Unternehmen. So iſt es gut erſonnen. Aber ich wette darauf, der Feind begreift den Plan nicht, und hält ihn für dumm.

Bartensleben. Um ſo beſſer. Mit einem Feinde, der kluge Maaßregeln für dumm hält, iſt leicht fertig zu werden. Die Weisheit, welche ſich in das Gewand der Thorheit kleidet, ſiegt am leichteſten.

Da trat Hans von Bredow, Haſſe von Bredows Sohn, in das Zelt, und ſprach: Herr Feldoberſter, in der Stadt ſcheint es nicht richtig zu ſein. Sowohl vom Schloſſe her, als auch nach dem Prenzlauer Thore hin, hört man viel Geräuſch und fernes Gemurmel mit untermiſchtem Waffengeklirr. Es ſcheint mir, als ob der Feind in die Stadt gedrungen ſei.

Alle ſprangen auf, weckten die Schläfer, und ſtürzten aus dem Zelte. Es war, wie Hans angegeben hatte, und raſch ſchickte Günzel von Bartensleben hin zum Kurfürſten, um ihn benachrichtigen zu laſſen. Unterdeſſen wurden einige kleine Rotten befehligt, leiſe und dicht an den Häuſern in die Straßen hineinzuſchleichen, um zu verſuchen, ob ſie etwas erſpähen könnten.

Nur ein Theil kehrte wieder, ein anderer ſchien in Feindes Hände gefallen zu ſein. Aus den verſchiedenen Berichten ergab ſich, daß die Feinde aus dem Schloſſe in die Stadt hervorbrachen, daß aber auch zu den Thoren andere hereingedrungen ſein mußten. In dreien Gaſſen, die nach dem Markte führten, hatten die Pommern drei Paniere aufgerichtet, um welche ſie ſich in dichten Haufen ſchaareten [1]).

Der Kurfürſt trat mit ſeinem Gefolge in die Wagenburg ein, und ließ ſogleich das Banner der Kurmark aufrichten. Dann wurden noch einige Steinbüchſen gegen die bedroheten Straßen aufgefahren, und die Büchſenknechte mit brennenden Lunten daneben geſtellt. In der Ferne wogte und brauſete es, wie das aufgeregte Meer. Einige Lichter in den Häuſern, welche nach und nach ſichtbar wurden, ließen bemerken, daß die drei Straßen in einiger Entfernung dicht gedrängt voll Menſchen ſtanden. Aber auch nach der Seite des Schloſſes hin beſetzte man die Wagenburg ſtark, und hier ließ es ſich Suteminn nicht nehmen,

---

1) Haftiz a. a. O. Angelus Ann. march. S. 201.

an die Spitze zu treten, einen Posten, den ihm alle gern abtraten.

Es war ein Augenblick banger Erwartung, der eintrat, als jeder seine Stelle eingenommen hatte. Eine lautlose Stille herrschte, nur von dem Knistern der Wachtfeuer unterbrochen, denn das ferne Geklirr und Gemurmel war nicht laut genug, um nicht selbst die tiefer gepreßten Athemzüge hören zu lassen, die sich der Brust der Brandenburger entwanden. Es nahete ein Moment großer Entscheidung, wo Tod und Leben auf der Spitze der Schwerdter schwankten, und ihr ungewisses Spiel treiben wollten. Es galt, sich den Tod bringen zu lassen, oder ihn zu geben, und die sichere Ueberzeugung, daß keine Wahl statt fand, sondern das letztere nur möglich war, so lange das erstere nicht geschehen, legte sich mit eisiger Gewalt um das Herz, und zog es krampfhaft zusammen.

Plötzlich erscholl in den Straßen der laute Ruf: Stettin, Stettin! — Die Massen bewegten sich vorwärts gegen die Wagenburg, die Trommeln wirbelten, in der Ferne schmetterten die Trompeten, und alle Kehlen brüllten das Feldgeschrei. Es war ein furchtbar drohender Lärmen, aber noch war nichts zu sehen, noch verharreten die Brandenburger in ernster Ruhe. Einige Minuten vergingen, da sahe man die von den Wachtfeuern gerötheten Waffen der Pommern blinken. Brandenburg! rief Friedrich, und mit gewaltigem erderschütternden Donner schleuderten die Steinbüchsen ihre Ladung in die Massen der Pommern, und spieen wie feuerspeiende Drachen Tod und Verderben in ihre Glieder. Ein herzzerreißendes Geschrei folgte dem betäubenden Knallen, keine Kugel hatte gefehlt, jede war durch die Haufen dahin gefahren, und hatte niedergemäht, was sich ihr in den Weg gestellt hatte. Die vordersten Haufen waren so gänzlich niedergestreckt, daß kein Schreien und Rufen die besinnungslose Bestürzung der folgenden beschwichtigen konnte [1]). Jetzt fingen die Steinbüchsen auch von den Thürmen an zu donnern, und brachten die hinteren Haufen der Pommern in Unordnung, daß es selbst denen, die noch durch die Thore eindrangen, schwer wurde, vorwärts zu schreiten. Da entluden sich die Geschütze der Wagenburg zum zweitenmale ihrer schreckenvollen Saat nicht

---

[1]) Kantzows Pommerania Th. II. S. 6.

minder wirksam, als das erstemal. Nun war kein Halten mehr. Die Pommern drängten zurück mit gräßlichem Geschrei, aber die Nachrückenden versperrten ihnen den Weg. Es entstand ein unbeschreibliches Gedränge. Ueber die Fallenden kletterte man fort, und zertrat sie, in Todesangst arbeiteten die vorderen Haufen rückwärts, ohne doch mit allem Abmühen einen Schritt gewinnen zu können. Unterdessen donnerten die Geschütze fort, jeder Schuß wurde mit einem furchtbaren Geheule empfangen, und nur die Kugeln lichteten die Haufen, und ließen ein scheinbares Zurückdrängen bemerken. Endlich war die Bewegung rückwärts allgemein geworden, und die Pommern drängten sich zu den Thoren hinaus. Da erschien draußen Gans von Putlitz mit seiner Reiterschaar und hieb ein. Neues entsetzliches Geschrei erhob sich, und nun stürzte alles wieder rückwärts in die Stadt. Es war keine Möglichkeit hineinzukommen, immer neu quoll die Menge der Pommern heraus, und lieferte sich unter die Schneiden der Putlitzischen Schwerter. Nun entstand ein furchtbares Handgemenge, das die Verzweiflung mit der Tapferkeit begann. Gräßlich wütheten die märkischen Schwerdter in den Eingeweiden der Pommern, die Menge der Gefallenen verstopfte das Thor, es war keine Möglichkeit, in die Stadt zu kommen. Gans von Putlitz benutzte eine schadhafte Stelle der Mauer, und ließ sie von seinen Leuten durchbrechen, während die übrigen in ihrer Blutarbeit fortfuhren. Trotz der großen Hindernisse war die Oeffnung bald weit genug, um die Reiter hindurch zu lassen, und nun drang die Hälfte derselben in die Stadt. Die grauenvolle Lage der Pommern machte sie jeden Widerstandes unfähig, sie wurden ohne Mühe niedergehauen, und förmlich geschlachtet. Aus den Häusern und den Seitenstraßen schlugen die Märker auf sie ein, denn man hatte aufgehört von der Wagenburg aus zu schießen; immer weiter drang Putlitz vor, nicht sowohl durch den Widerstand der Feinde aufgehalten, als durch die Mühe sie niederzumetzeln; jetzt kamen auch die übrigen, welche noch vor dem Thore gefochten hatten, in die Stadt und drangen nach dem Markte. Fliehend stürzte der kleine Rest der Feinde über Leichen und Verwundete fort, vor ihnen her, und drängte sich hier zusammen. Ihre Zahl war jetzt kaum ein Zehntel der anwesenden Brandenburger, und zitternd streckten sie das Gewehr.

Herzog Otto von Stettin war guten Muthes mit in dem

erſten Haufen geweſen, der ſich der Wagenburg genähert hatte; zu ſeiner Linken befand ſich der Marſchall Detloff von Schwerin. Schon die erſte Salve des Geſchützes ſtreckte dieſen tapfern und wackern Ritter nieder, und als Otto die fürchterliche Verheerung der Kugeln bemerkte, und ſeine Pommern trotz ſeines Zurufes zurückweichen ſah, verlor er die Beſonnenheit gänzlich. Er flüchtete ſich, gefolgt von Einigen ſeiner Leute, denn ſoviel es auch koſten mochte, dem Herzoge ſuchte man Platz zu machen. Aber es dauerte lange genug, um ihn gewahr werden zu laſſen, welch namenloſes Elend ſeine tollkühne Unbeſonnenheit angerichtet hatte. Er ſelber verwünſchte jetzt laut ſeinen Eiſenkopf und ſeine blinde Ruhmbegier. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, zuletzt aus dem entſetzlichen Gedränge in ein Haus zu flüchten, deſſen Thür eingerannt wurde, und durch daſſelbe eine Straße zu erreichen, wo er zum Schloſſe kommen konnte. Kaum aber hatte er Johann von Brieſen zugerufen, ſich eilig zu flüchten, und ihn zu demſelben Thore, durch welches er ins Schloß gelangt war, wieder hinaus zu laſſen, als auch die Brandenburger unter des Markgrafen Anführung ſchon ins Schloß drangen, das in der Verwirrung vertheidigungslos geblieben war. Johann von Brieſen hatte gleich beim Beginn des Gefechts vom Schloſſe aus einen Ausfall nach der Wagenburg gemacht. Kaum aber näherten ſich die Pommern, ſo ſtürzten die Märker, an ihrer Spitze den furchtbaren Suteminn, ihnen entgegen. Ueberraſcht machten jene Halt, Suteminn aber drang ſogleich in die Spitze des feindlichen Zuges ein, und mähete mit ſeinem rieſigen Schwerdte, das er mit beiden Händen führte, eine Bahn, die durch die kräftige Unterſtützung ſchnell eine Siegesbahn wurde. Die Pommern flüchteten in Unordnung, Friedrich verfolgte ſie, und kam mit ihnen zugleich im Schloſſe an. In großer Eil flüchteten der Herzog und ſein Hauptmann mit wenigen Knechten; das Glück begünſtigte ſie, und ſie entkamen mit genauer Noth. [1])

Gans von Putlitz war mit ſeinen Reitern wieder zum Thore hinausgerückt, als er in der Stadt nichts mehr zu thun fand, und ihm ſchloſſen ſich andere brandenburgiſche Züge an. Die 5000 Polen mußten noch draußen ſein, denn man hatte in der Stadt keine gefunden. Dieſe waren ohne nähere Verhaltungs-

---

1) Kantzows Pomerania Thl II S. 7.

regeln gelaſſen, ſtanden am See, und warteten auf Gans von Putlitz. Letzterer aber war von der andern Seite gekommen, und hatte das Thor erreicht, ohne von einem Polen geſehen zu werden. Das groſſe Geſchrei am Thore veranlaßte ſie endlich, ſich der Stelle zu nähern; eben als die letzten putlitziſchen Reiter eingedrungen waren, kamen ſie dort an, ritten in die Stadt, und erblickten nun die furchtbare Maſſacre. Es bedurfte keiner langen Beobachtung, um zu ſehen, daß für die Pommern nichts zu hoffen ſei. Sie machten Halt, und wandten ihre Pferde zum Rückzuge. Nicht lange hatten die Letzten das Thor verlaſſen, als die putlitziſche Reiterei ſie einholte, und ungeachtet ihrer geringen Zahl auf ſie einhieb. Ueberraſcht ordneten ſich die Polen, ſo gut die Verwirrung es erlaubte. Allein ſie verloren doch eine Anzahl Todter, Verwundeter und Gefangener, denn die putlitziſchen Reiter waren einmal im Zuge, und konnten kein Ende finden. Der Feind hatte ſeine Ordnung hergeſtellt, und zog ſich fechtend mit aufgerichteten Fähnlein zurück.[1]) Er wurde nur eine Zeitlang verfolgt; um ihn zu überwältigen, war man nicht ſtark genug. Die Gefangenen nahm man mit den erbeuteten Pferden, und zog nach Angermünde.

Erſt als das Morgenlicht des Tages von der aufſteigenden Sonne über die Scene des Schreckens und der Verwüſtung ausgegoſſen wurde, ließ ſich überſehen, was gewonnen, was verloren worden war. Der Verluſt der Brandenburger war höchſt unbedeutend, denn die in der Wagenburg waren nur mit den Pommern zum Handgemenge gekommen, welche aus dem Schloſſe unmittelbar gegen ſie drangen. Dagegen war von den Pommern niemand ſeinem herben Schickſale entlaufen, als die wenigen, welche ſich mit dem Herzoge geflüchtet hatten. Detloff von Schwerin, Ritter Roloff von Kaſchow, Herr Peter Tramp, viele Ritter und Edelleute mit mehreren hundert Knechten lagen erſchlagen da; 400 Mann Pommern und Polen und 500 Pferde waren gefangen genommen, und drei Paniere hatte man erbeutet. Von dieſen ſchenkte Kurfürſt Friedrich eins dem heiligen Blute zu Wilsnack und deſſen Kirche, zwei aber wurden feierlich in Unſer lieben Frauenkirche zu Berlin (der Marienkirche) aufgehangen, und haben noch den Nachkommen das Andenken der

[1]) A. a. O. Kantzows Chronik S. 103.

blutigen und glorreichen Begebenheit erhalten ſollen,) bis endlich ihre Bedeutung aus dem Gedächtniſſe der Leute geſchwunden, und die Banner ſelber verſchwunden ſind.

Einen vollſtändigeren Sieg hätte Friedrich nicht erfechten können, er mußte von großen Folgen ſein. Die Wagenburg wurde aufgehoben, und der Kurfürſt bezog das Schloß. Als Markt und Straßen geſäubert waren, ließ er ſein Heer in kriegeriſcher Pracht ſich auf dem Markte aufſtellen, und zog mit ihm nach der Stadtkirche. Hier wurde eine feierliche Meſſe gehalten, und dann das Tedeum angeſtimmt. Als der Gottesdienſt beendigt war, ging es nach dem Markte zurück, und die Krieger reiheten ſich nach der Ordnung ihrer Fähnlein an den Häuſern in regelmäßige Rotten und Züge, daß die Mitte frei blieb. Dann traten die Hauptleute und Feldoberſten vor, und begaben ſich zu dem Kurfürſten, der in ihrer Mitte ſtand, und alſo ſprach: Den glorreichen Sieg, deſſen ſich heute jedes brandenburgiſche Herz erfreut, verdanken wir nächſt Gott und ſeinen Heiligen ganz beſonders dem Muthe und der Tapferkeit, der guten Kriegszucht und dem willigen Gehorſam unſeres Heeres. Einmüthigkeit hat uns zum Siege verholfen, und fortan wird der Feind zittern, wenn er ſich mit uns meſſen ſoll. Unſer Herz iſt voll Freude, und voll Dank gegen Gott und euch. So empfanget denn, ihr alle unſere brandenburgiſchen Krieger, unſern Dank für euren Muth, eure Standhaftigkeit und eure Mühen. Allen können wir danken, aber nicht allen lohnen, obwohl wirs gerne möchten. Da es jedoch nicht möglich iſt, ſo ſind wir bemüht geweſen, diejenigen zu ermitteln, welche vorzüglichen Anſpruch auf eine Belohnung haben. Einige haben wir ſelber in ihrem pflichtmäßigen Bemühen beobachten können, andere ſind uns von den Feldoberſten genannt und gerühmt. Wir achten ſie der ritterlichen Ehren werth, und befehlen unſerm Feldoberſten, dem Ritter Herrn Günzel von Bartensleben, an unſerer Statt die Ceremonie des Ritterſchlages zu vollziehen.

Ritter Günzel von Bartensleben trat in den Kreis neben den Kurfürſten und zog ſein Schwert. Neben Friedrich ſtellten ſich Caspar Gans von Putlitz, als Hauptmann der Priegnitz, und Wirich von Treutlingen, als Hauptmann der neuen (oder

---

1) Haftitz II. §. 26. Angelus Ann. march. p. 201.

Mittel-) Mark. Ein Wappenherold trat, geſchmückt mit ſeinem Wappenrocke und dem Stabe hervor, und rief: Es wolle dem geſtrengen Herrn Hans von Bredow belieben, vorzutreten, um die Ceremonie des Ritterſchlages zu empfangen!

Hans von Bredow reichte die Lanze einem hinter ihm ſtehenden Knappen, nahm den Helm ab, und gab ihm auch den; dann trat er vor Günzel von Bartensleben, kniete nieder, und lehnte ſeinen Schild gegen die linke Lende. Die Hände legte er übereinander, wie zum Gebete. Günzel berührte mit der Linken Hanſens Stirn, erhob mit der Rechten das Schwerdt, und ließ es dreimal flach auf Hanſens Schulter fallen. Dabei ſprach er: Im Namen Gottes, (erſter Schlag) des heiligen Michaels, (zweiter Schlag) und des heiligen Georgs, (dritter Schlag), mache ich dich zum Ritter. Sei tapfer, unverzagt und getreu! — Hans ſtand auf, und ging zurück, wo er ſich wieder mit dem Helm bedeckte, und ſeine Lanze zur Hand nahm. Dann forderte der Herold Matthias von Uchtenhagen auf, vorzutreten. Mit denſelben Ceremonien wurden noch Bernhard von der Schulenburg, Joachim von Bredow, Ludolf von Alvensleben und etliche Andere vom Hofe des Kurfürſten zu Rittern geſchlagen. [1])

Darauf rief der Herold mit lauter Stimme: Eine gleiche Ehre und Anerkenntniß ſeiner Tapferkeit hat ſich der im Heere nicht näher bekannte Mann, welcher mit dem Namen des ſchwarzen Ritters bezeichnet wird, erworben. Da jedoch ein Ungenannter füglich nicht zum Ritter geſchlagen werden kann, ſo frage ich denſelben im Namen des gnädigſten Herrn Kurfürſten zum erſten und letztenmale, ob derſelbe ſich nennen oder zu erkennen geben will?

Aller Augen wandten ſich nach der Stelle, wo er hielt. Der ſchwarze Ritter ließ ſein Pferd zierlich einige Schritte vortreten, verbeugte ſich dann tief, legte mit den Geberden des Bedauerns die Hand auf den untern Theil des Viſirs, der den Mund bedeckte, und ſchüttelte den Kopf. — Ich hab's vermuthet, ſprach Gans von Putlitz leiſe zum Kurfürſten.

Günzel von Bartensleben. Dann bleibt unſerm gnädigſten Herrn nichts übrig, als euch einen mündlichen Dank zu ſagen

---

1) Haftiz II. §. 26. Angelus Ann. march. p. 202. Gundling Leben Friedrichs I. S. 151, iſt nicht genau.

für eure tapfern Thaten, den ihr euch aus meinem Munde gefallen laſſen möget.

Der ſchwarze Ritter verbeugte ſich abermals tief, und zog ſein Pferd zurück.

Jetzt erhob der Herold nochmals ſeine Stimme und rief: Zuletzt wird der Einſpännige, genannt Gerke Suteminn aufgerufen, vorzutreten, um den Dank des gnädigſten Kurfürſten zu empfangen. Suteminn gab Lanze, Schild und Helm ab, und nahete ſich dann Günzel von Bartensleben. Die große rieſenhafte Geſtalt mit dem ausdrucksvollen Kopfe, kahler Glatze und dickem krauſen Haare überragte faſt alle Anderen.

Ihr habt euch unter den Augen des gnädigſten Kurfürſten, ſprach Günzel, ſo rühmlich nnd tapfer bewährt, indem ihr die Spitze des feindlichen Heerhaufens brachet, daß der Ruf eurer Tapferkeit dadurch um ein Großes vermehrt worden iſt. Unſer gnädiger Herr fühlt ſich euch zum Danke verpflichtet, und in ſeinem Namen ſoll ich euch mit dieſem goldnen Ehrenkettlein beſchenken, das ihr zur Erinnerung an den heutigen Tag künftig tragen möget.

Er hing ihm die goldene Kette über den Harniſch, an welcher eine goldene Schaumünze befeſtigt war. Suteminn verbeugte ſich ſchweigend, und trat zurück.[1])

Sieben Tage lang verweilte der Kurfürſt mit dem Heere in Angermünde, um die reiche Beute zu theilen, und die Gefangenen fortbringen, und in die Städte der Mark vertheilen zu laſſen.[2]) Herzog Otto war nach Stettin geflohen, wo bald nachher auch die Polen ankamen, und ein verſchanztes Lager bezogen. Herzog Caſimir vernahm mit Entſetzen die Kunde von dem Geſchehenen. Obgleich ſeine Augen noch nicht beſſer waren, mußte er ſich doch entſchließen, nach Stettin zu gehen, denn er hielt ſich in Greifenberg nicht für ſicher. Es war ihm deutlich, daß er das Uckerland Preis geben mußte; er ſelber konnte nicht zu Felde ziehen, ſein Bruder hatte hinlänglich gezeigt, wie wenig er

---

1) Entzelt Chronicon oder Kurtze einfeltige Vorzeichenus ꝛc. Magdeb. 1579 Bogen X. 1. „Alda hat auch ein Einſpenniger Sutemyn genannt, eine ſonderliche that gethan, vnd in die ſpitze gebrochen, darumb er vom Churfürſten ſonderlich begabt iſt worden.“ Ferner: Spangenbergs Adelsſpiegel Thl. II. S. 263.

2) Haftitz a. a. O.

ſolche Dinge zu behandeln verſtand, die beſten Führer der Pommerſchen Heere waren erſchlagen. So ſah er ſich mit tiefem Schmerz gezwungen, auf einen Feldzug für jetzt zu verzichten, obgleich Friedrich gewiß nicht ſtehen blieb. Er gab darum Befehl, die Städte und Schlöſſer in Pommern in wehrhaften Stand zu ſetzen, damit ſie vor des Markgrafen Anlauf ſicher ſein möchten. [1])

Die große Begebenheit, welche den Verluſt der Uckermark zur Folge hatte, die große Lehre, welche für alle anmaaßenden Brauſeköpfe darin lag, die Erfahrung verſchmähen, — die Tapferkeit der Märker, welche glänzend darin hervortrat, regten das Volk mächtig an; man ſprach nicht bloß davon, man faßte auch die Begebenheit nach Volksweiſe in Reime, und ſang ſie ab, um ſie den Nachkommen im Volke im Gedächtniß zu erhalten, das keine andere, als eine ſo überlieferte Geſchichte kannte. Sie ſind natürlich in niederdeutſcher Sprache, denn nur dieſe wurde damals in der Mark und dem ganzen Niederdeutſchland geſprochen. Die unnachahmliche Naivetät der Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe iſt in keiner Sprache wiederzugeben, ſo wenig als der trockene feine Spott, der mit der Miene der Einfalt darin auftaucht. Um die Volkspoeſie jener Zeit zu characteriſiren, mögen die uns erhaltenen Reſte hier mit einer Umſchreibung für diejenigen, welche des Niederdeutſchen unkundig ſind, einen Platz finden.

Wy willen ſingn ein nyen Rey
Na dem Winter kömpt uns de Mey,
Dat hebbn wy wol vernamen,
Dat Kettr Angermünd gewonnen ward,
Dat nam de Marggraff framen

Wir wollen ſingen einen neuen Rei, (Reigen)
Nach dem Winter kommt uns der Mai,
Das haben wir wohl vernommen,
Daß Ketzer Angermünde gewonnen ward,
Das nahm des Markgrafs Frommen.

---

1) Kantzow Pomerania Thl. II. S. 8.

Biſchoff Magnus, de vel edel Mann,
De ſick de Muer thom erſten anklam,
Vor de Hovetlude alle,
Vordienete wol vier und vöfftig Schock
Met dem erſten Anklamen.

Janicke van Brieſen leth ſick uthjagn
Van Kettr Angrmünd bet thom Gryffnhagn,
Vorkundigte nye Mehre.
Tho Stettin up des Hertogen Hoff,
Do ſprack he tho ſynem Erffherren.

Gnedige Herr, dat ſy ju bekandt,
Kettr Angrmund, dat Stolperland,
Dat wert ſo gar verdorven.
Dat duth ock Marggraf Fredereck;
Se ſprackn: he were geſtorven.

De Hertig leth thoſamen vorladn,
Der Dutſchen nock mehr denn der Paln,
Sulffſt reth he an der Spitzen.
Tho den Vierradn up dat hohe Hus,
Da ethen ſy ſuete Fiſche.

Biſchof Magnus, der viel edle Mann
Der, der Erſte, die Mauer anklamm,
Von den Hauptleuten allen,
Verdiente wohl vier und funfzig Schock
Mit dem erſten Anklimmen.

Johann von Brieſen ließ ſich ausjagen,
Von Ketzer Angermünd bis nach Greifenhagen,
Verkündigte neue Mähre.
Zu Stettin, an des Herzogen Hof,
Da ſprach er zu ſeinem Erbherren.

Gnädiger Herr, es ſei euch bekannt,
Ketzer Angermünd, das Stolperland,
Das wird ſo gar verdorben.
Das thut der Markgraf Friederich;
Sie ſprachen: er wäre geſtorben.

Der Herzog ließ zuſammen holen,
Der Deutſchen noch mehr, als wie der Polen,
Selbſt ritt er an der Spitze.
Zu Vierraden, auf dem hohen Haus,
Da aßen ſie ſüße Fiſche.

Se rehden dann tho den Vierraden davon:
Folget na Stade un alle gude Mann,
Folget gy myner Glitzen.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Se quemen vor Angermünde up den Plan
De Dohrn waren en wit upgedahn,
He reth henin mit Schalle.
Se riepen all thomal Stettin!
Brandenborg were gefallen.

De Gans van Putlitz lag hinder den Graven
Wo grimmig ſtreckte ſe eren Kragen
Baven de Gryffen alle!
De Gryffen hadden de Flögel verlahrn,
De Adler ſchwewete dar baven.

De Gans war des Mudes alſo voll,
Dorch de Muer brack ſe ſick en Hol,
Dorch de harte Feldſteene,
Da ſe up den Markte quemen,
Da weren erer thene vör eenen.

Sie ritten dann zu Vierraden davon:
Folget nach, Städte, und alle gute Mann,
Folget nach meiner Lanzen!
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Sie kamen vor Angermünde auf den Plan,
Die Thore wurden ihnen weit aufgethan,
Er ritt hinein mit Schallen.
Sie riefen allzumal: Stettin!
Brandenburg wäre gefallen.

Die Gans von Putlitz lag hinter dem Graben,
Wie grimmig ſtreckte ſie ihren Kragen,
Ueber die Greifen alle
Die Greifen hatten die Flügel verloren,
Der Adler ſchwebte hoch oben.

Die Gans war des Muthes alſo voll,
Durch die Mauer brach ſie ſich eine Höhl'
Durch die harten Feldſteine.
Da ſie auf dem Markt ankamen,
Da waren ihrer Zehne auf einen.

De Schwerder gingn den Klinger den Klank,
Herr Dettleff van Schwerin, de was dermank,
Den Pres wolde he erwerwen,
Des muſte Herr Dettleff von Schwerin
Vör ſienen Erfherrn ſterwen.

Da nu de Hertig dat geſach,
Datt da Herr Dettleff vör em lach,
Geſpettet als en Brade:
Ach milder Chriſte vom Himmelryk,
Weren wy nu tho dem Vierraden!

Da ſprack ſick des Hertign neheſte Knecht:
Gnedige Herre, weren wy nur weg,
Weren wy wenthe uth den Dohren!
Ick ſchwere yt juw by Truwen und Vorware,
Den Pries hebben wy verlahren!

De Hertig quam wol vör dat Dohr
Dem Roſſe gaf he ſo balde de Sporn,
Syn Drawen muſte he laten.
Tho dem Vierraden up dat hohe Hus,
Darup ward er gelaten.

Die Schwerdter ſchlugen mit Kling und Klang
Herr Detloff von Schwerin war auch im Gemeng,
Den Preis wollte er erwerben.
Drum mußte Herr Detloff von Schwerin,
Für ſeinen Erbherrn ſterben.

Da nun der Herzog das anſah,
Daß da Herr Detloff vor ihm lag,
Geſpießt als wie ein Braten:
Ach milder Chriſt im Himmelreich,
Wären wir doch jetzt zu Vierraden!

Da ſprach des Herzogs näheſter Knecht:
Gnädiger Herre, wären wir nur weg,
Nur wenigſtens aus den Thoren!
Ich ſchwöre es euch bei Treuen und Ehr,
Den Preis haben wir verloren!

Der Herzog kam wohl vor das Thor
Dem Roſſe gab er bald die Sporn,
Sein Traben mußte er laſſen.
Zu Vierraden, auf das hohe Haus,
Darauf wurde er gelaſſen.

He ginck ſick an de Borgtinnen ſtahn,
Syn Hövet ſtack he thom Fenſter uth,
Van Jammer un ock van Leide;
Kettr Angermünd, du vele gude Stadt,
Wie kläglick mutt ick van die ſcheden!

De uns dit nye Lied geſang,
En Schmedeknecht is he genannt,
Un heet ſick Köne Finke.
He fuhrt en Hemmerken up ſyne Hand,
God Beereken mag he wol drinken. [1])

Er ſchauete von der Burgzinnen aus,
Er ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus,
Voll Jammer und voll Leiden:
Ketzer Angermünde, du gute Stadt,
Wie kläglich muß ich von dir ſcheiden!

Und der dies neue Lied uns ſang,
Ein Schmiedeknecht iſt er genannt,
Er heißet: Kuno Finken.
Er führt ein Hämmerchen auf ſeine Hand,
Gut Bierchen mag er wohl trinken.

Es muß ähnlicher Lieder viele gegeben haben, allein ſie ſind verloren gegangen. Nur ein Bruchſtück aus einem anderen iſt noch bekannt, die Unterredung des Herzogs Otto mit Detloff von Schwerin vor Angermünde enthaltend. Herzog Otto ſagt:

Her Detloff ju fruchten ju ſtyf,
Ju is leide vor juwe junge Lyf,
Unde vor juwe ſchöne Wyf.

Herr Detloff, ihr fürchtet euch ſteif,
Euch iſts leid um euern jungen Leib,
Und um euer ſchönes Weib.

---

1) Angelus Ann. march. p. 202. — Garçaeus, Edit. Krausii p. 186.

Herr Detloff aber antwortet darauf:

Nein Herr,

My is nicht leide vor myn junge Lyf,
Ock nicht vor myn ſchöne Wyf;
Ick will, efft Got will, vor ju ſterwen,
Edder hiden Prys und Ehr erwerwen. [1])

Mir iſt nicht leid um meinen jungen Leib,
Auch nicht um mein ſchönes Weib;
Ich werd' wenn Gott will, für euch ſterben,
Oder heut Preis und Ehre erwerben.

---

1) Kantzows Pomerania Thl. II. S. 5., deſſen Chronik S. 102.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Siegesbahn war Markgraf Friedrich geöffnet, die Hindernisse hatte er hinweg geräumt, in der That war die Fortsetzung des Krieges nur ein Siegeszug zu nennen. Rasch hinter einander nahm er Greiffenberg, Boitzenburg, Zehdenick und Prenzlau [1]) nebst mehreren anderen Schlössern und Oertern, so daß sich fast das ganze Ukerland in seinen Händen befand. Auch auf diesem Zuge hatten sich Suteminn und der schwarze Ritter vielfach ausgezeichnet. Ein überaus schöner und früher Frühling begünstigte ihn dabei, im April gab es schon Rosen, und im Mai Kirschen, Erdbeeren und einzelne reife Weinbeeren. Ein starker Reif im Juli verdarb aber alles wieder. [2])

Friedrich durfte hoffen, vor den Pommern eine Zeitlang Ruhe zu haben, denn der Verlust war zu groß, um ihn leicht ersetzen zu können. Dagegen droheten die Meklenburger und Lauenburger noch immer in die Mark einzufallen. Der Markgraf nahm darum die Unterhandlungen mit den Hansestädten Hamburg und Lübeck wieder auf, und schloß mit ihnen am 29. Mai zu Salzwedel ein Bündniß, vermöge dessen sie versprachen, der beiden Herzoge Erich und Bernd von Sachsen-Lauenburg und aller deren Freunde Feind werden zu wollen; sie übernahmen es, den Krieg mit 400 Gleven und 200 Schützen zu Pferde zu führen. Sollte der Krieg länger dauern, als bis Michaelis, so wollte man wegen der Fortsetzung in einer gelegenen Stadt weiteren Rath pflegen. [3]) Hierdurch hoffte er nicht allein die Lauenburger, sondern auch die Meklenburger in so weit zu beschäftigen, daß sie nichts Ernstliches gegen die Mark unternehmen konnten. Zu mehrerer Sicherheit schloß er auch mit dem Kurfürsten, Her-

1) Kantzow Pomerania Thl. II. S. 8.
2) Müller Annales des Hauses Sachsen S. 10.
3) Gundling a. a. O. S. 148. Urkunde in Gerken Cod. diplom. Brand. T. V. p. 356.

zog Albrecht von Sachsen ein Bündniß, nach damaligem Ausdruck wider alle Menschen, die ihn nämlich anfeinden würden, und zog auch den Markgrafen von Meißen mit hinein.[1]) — Am 23. April war ein Tag zu Zerbst, wo Friedrich mit dem Erzbischofe Günther rechtete wegen einer Schuldforderung, die letzterer an ihn stellte.[2]) Friedrich war um so mehr genöthigt sich sicher zu stellen, als er einmal dem Kaiser versprochen hatte, den Feldzug in Böhmen persönlich mitzumachen, anderentheils aber die Angelegenheit mit dem Herzoge Ludwig von Baiern-Ingolstadt immer bedenklicher wurde. Dieser hatte am 12. Mai ein heftiges Manifest gegen Friedrich ergehen lassen, in welchem er sich bitter beklagt, daß der Kurfürst das an Siegmund geliehene Geld nicht bezahlen wolle, ungeachtet er die Bürgschaft übernommen habe. Es war in höchst leidenschaftlichen und beleidigenden Ausdrücken abgefaßt, die kaum eine gütliche Beilegung gestatteten. — Mit den Herzögen von Braunschweig, Bernhard, Heinrich, Otto und Wilhelm erneuerte Friedrich das im Jahre 1416 geschlossene Bündniß am 16. Juni, 1420.[3])

Alle diese Hülfen zeigen nur, wie bedrängt die Zeit und Friedrichs Lage war. Nicht ohne Besorgniß sah er auf die Pommern, denn beigelegt war der Zwist noch nicht, und sobald sie sich erholt hatten, konnte man ihrer gewärtig sein. Meklenburg in seiner Gesammtmasse war ein nicht zu verachtender Feind, und man lebte mit ihm im offenen Kriege. Namentlich beunruhigten die Meklenburger die Herrschaft Ruppin, mit welcher sie grenzten, fortdauernd, und ließen dem Grafen Ulrich von Lindow keine Ruhe, so daß dieser sich an den Herzog Swantibor in Pommern wandte, und sich beklagte, daß der Herzog Ulrich von Meklenburg in sein Land eingefallen sei. Er hatte den Herzog gebeten, die Sache zu schlichten und zu richten, und deshalb einen Tag anzusetzen. Er wolle sich allezeit seinem Rechtsausspruche unterwerfen.[4]) War der gefangene Herzog eine Art von Geisel, so war er von der anderen Seite auch Ursache der Fortdauer der Feindseligkeiten. In Baiern und Franken kam es

---

1) Gundling a. a. O. S. 149.

2) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 70. Anm.

3) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 146.

4) Oelrichs Verzeichniß der Tregerschen Urkunden S. 115. Brauring, die Grafschaft Ruppin S. 202.

ſehr wahrſcheinlich zu einem gefährlichen Kriege, in Böhmen beſtand er, und der Kurfürſt war genöthigt, ſich in ihn zu verwikkeln, ohne daß ſich ein gutes Ende abſehen ließ. Siegmund beging mancherlei Fehlgriffe, die Oel ins Feuer goſſen, und Friedrich nicht gleichgültig waren. Die böhmiſche Ketzerei, welche von allen altgläubigen Gemüthern wie eine geiſtige Peſt angeſehen wurde, griff immer weiter um ſich. Eben war in Magdeburg ein Ketzer dieſer Art verbrannt worden. Es war ein Prieſter, Namens Jakob Bremer. Er kam von Prag, wo er ein eifriger Anhänger und Verbreiter der neuen Lehre geworden war, und ging nach Niederſachſen in der Abſicht, ein Apoſtel derſelben zu werden. So predigte er denn auch im Erzſtifte Magdeburg aber man ergriff ihn, und überlieferte ihn dem Erzbiſchofe. Dieſer übergab ihn dem Ketzermeiſter des Prediger-Ordens, dem Meiſter Peter, der ihn verhörte, und in vielen Stücken vom rechten Glauben abweichend fand. Da er von ſeinen ketzeriſchen Sätzen nicht ablaſſen wollte, wurde er vor den Thoren von Magdeburg ins Feuer geworfen, und verbrannt. [1])

Ließen dieſe Erſcheinungen kein Gemüth ohne Unruhe, ſo war das Anrücken einer phyſiſchen Seuche, nämlich der Peſt, nicht geeignet, den Blick in die Zukunft zu erhellen. Sie hatte Welſchland verwüſtet, das Schweizerland durchzogen, und ſchritt allmälig den Rhein hinunter, wo ſie beſonders die größeren Städte ganz entvölkerte. Vom Rheine zog ſie nach Weſtphalen, Heſſen und Thüringen. So weit war ſie zu der hier angegebenen Zeit. Aber ſie breitete ſich ſchon in Niederſachſen aus, überfiel nachher die Seeſtädte, und forderte unendliche Opfer. Durch Meklenburg, die Mark und Pommern zog ſie ſich nach Preußen und Liefland in ſo übermäßiger Heftigkeit, als ſei es darauf abgeſehen, die Menſchen dieſer Länder ganz zu vertilgen. Im Schloſſe Fellin in Liefland ſtarben an dieſer Peſt allein ſechs und dreißig Ritter des deutſchen Ordens. [2]) Da hatten denn die guten Voreltern wohl Urſach zu ſeufzen: es iſt eine böſe Zeit der Noth und Klage.

Wenden wir unſern Blick von dieſem trüben Gemälde fort, um einſtweilen eine pommerſche Begebenheit näher ins Auge zu

---

1) Rufus Chronik bei Grotuff Thl. II. S. 508.
2) Rufus a. a. O. S. 513.

faſſen, die einen Mann betrifft, von welchem wir ſchon öfter geſprochen haben, nämlich Kurt von Bonow. Unſere Leſer erinnern ſich dieſes berüchtigten Kirchherrn vom Sunde, der nachher Adminiſtrator des Bisthums Camin wurde, am Hofe der Wolgaſtiſchen Fürſten viel galt, und in dieſer Eigenſchaft auch als Abgeſandter nach Berlin gekommen war. Herzog Wartislaff von Wolgaſt war im Jahre 1415 geſtorben, und hinterließ zwei Söhne, Swantibor und Barnim, welche ſpäter mit ihren Vettern Wartislaw und Barnim die Regierung übernahmen, jetzt aber noch jung waren. Seine nachgelaſſene Wittwe, die Herzogin Agnes regierte deshalb als Regentin, vertrauete ſich aber ganz Kurt von Bonow an, der zum Vormund der jungen Fürſten und zu ihrem Geheimen Rathe beſtellt war. Im Grunde führte er daher das Regiment, und ihm war dies um ſo gelegener, als er ſich aus ſeinen kirchlichen Würden wenig machte, und ritterliche Ehre vorzog. Seine Herrſchſucht fand dabei für ihre Befriedigung ein weites Feld, und es konnte, theils ſeiner Stellung, theils ſeines Charakters wegen, ihm nicht an Feinden fehlen. Mag es Neid oder ein anderes Motiv geweſen ſein, das den Erbmarſchall des Landes Barth, Herrn Degener Buggenhagen gegen ihn aufgebracht hatte, — genug, dieſer wurde ſein Feind in dem Maaße, daß er ihm den Tod ſchwur. Degener war einer der angeſehenſten Männer in Pommern, und vielleicht mochte er glauben, daß er mehr verdiene, den Fürſten und der Fürſtin nahe zu ſtehen, als Kurt. Er nahm die Gelegenheit wahr, und erſchlug im Jahre 1419 wirklich den Kurt von Bonow im Dorfe Groß-Kiſow.[1])

Die Fürſtin war darüber in hohem Grade beſtürzt, denn ſie verlor in ihm die Stütze ihrer Regierung. Natürlich war ſie über ſeinen Mörder höchlich entrüſtet, aber noch mehr verletzte es ſie, als dieſer ſich an ihrem Hofe ſehen ließ, und ſich benahm, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Es gehörte in der That ein ziemlich roher und frecher Sinn dazu, um der Fürſtin auf ſolche Weiſe die Nichtigkeit ihres Regiments und ihres Befehlens vor Augen zu rücken. Dennoch faßte ſie ſich, trat ihm entgegen, und fragte: Herr Degener, warum habt ihr unſern Mann er-

---

[1]) Kantzow Pomerania Thl. 1. S. 461. Rufus Chronik bei Gruuff Thl. II. S. 495 f.

ſchlagen? — Und mit argem Doppelſinn griff Degener die Frage auf, und antwortete: Gnädige Frau, ich habe nicht gewußt, daß es euer Mann geweſen iſt, ſonſt würde ich es ſehr ungern gethan haben. Zornglühend wandte ſich die Fürſtin von ihm ab, er hatte frech ihr Zartgefühl verletzt, und augenblicklich gebot ſie den Ihrigen, den Mann gefangen zu nehmen. Degener wußte jedoch ſeinen Vortheil abzupaſſen, und entfloh. Da ſchwur ſie ſich zu, die Worte an ihm zu rächen, und brütete über Plänen, ihren Zweck zu erreichen.

Degener von Buggenhagen ſah wohl, daß er vor der Fürſtin nicht ſicher war, auch hatte er Kurt von Bonows Freunde zu fürchten, die nicht ruhen würden, für den begangenen Todtſchlag Rache zu üben. Darum floh er nach Stralſund, eingedenk der alten Feindſchaft, welche zwiſchen Kurt von Bonow und denen vom Sunde noch immer beſtand. Er verkündigte ihnen, welch großen Dienſt er der Stadt geleiſtet habe, indem er ihren erbittertſten und mächtigſten Feind erſchlagen. Das Gefühl der Rache iſt ſüß, und läßt den Rächer ſelten in häßlicher Geſtalt erſcheinen. Die Stralſunder nahmen ihn auf, und als die Fürſtin ihn von ihnen forderte, weigerten ſie ſich, ihn von ſich zu laſſen. Indeſſen ſah Degener recht gut, daß eine ſolche Weigerung keinen langen Beſtand haben konnte. Es war darüber ziemlich ein Jahr verfloſſen. Er wandte ſich deshalb im Sommer 1420 ſchlau an den jungen Herzog Wartislav von Wolgaſt, den Vetter der Fürſtin, bat um Gnade, ſchmeichelte ihm, und forderte ihn auf, daß er ihn mit ſeiner Schwägerin verſöhnen, ſo lange aber verbergen möchte, bis es geſchehen. Der junge Fürſt, der hier eine Gelegenheit ſah, einmal ſelbſtſtändig zu handeln, ſeiner Schwägerin gegenüber den Vermittler zu machen, ein gutes Werk zu thun, und ſich ſelber zugleich einen der mächtigſten und einflußreichſten Männer der Landſchaft zu verpflichten, ging darauf ein, und ſchrieb an Degener und an zwei Bürgermeiſter zum Sunde, ſie möchten in die nicht weit von der Stadt entfernte Mühle zum Garbodenhagen kommen, damit er mit ihnen reden könne. Sie ſollten hier mit ihm eſſen und fröhlich ſein, er würde ſie vor allen Feinden ſchützen.

So geheim die Sache behandelt zu ſein ſchien, ſo erhielt die Fürſtin doch ſogleich Nachricht davon, und entwarf ihren Plan.

Sie ließ ihren Marſchall, Vieke Behr genannt, einen nahen Verwandten und Freund des erſchlagenen Kurt von Bonow kommen, und theilte ihm mit, was ſie erſonnen hatte. Vieke Behr verſprach mit Hand und Mund die Ausführung, eilte zurück, und ließ ſeine Knappen und Knechte ſich rüſten.

Die beiden Bürgermeiſter von Stralſund waren klug genug, zu merken, daß dem Frieden nicht ſehr zu trauen ſei. Sie ſchützten Amtsgeſchäfte vor, und wußten auch dergleichen aufzufinden, ſo daß ſie ihr zu Hauſe bleiben hinreichend gegen Herrn Degener entſchuldigten. Deshalb machte ſich dieſer allein auf, und kam nach der Mühle in Begleitung einiger Knechte. Er fand den Herzog Wartislav daſelbſt, und trug ihm ſein Anliegen vor. Der Herzog verſprach ihm ſeinen Schutz und ſeine Vermittelung, und überlegte mit ihm die zu ergreifenden Maaßregeln. Als ſie darüber ins Klare gekommen, lud der Herzog Herrn Degener zu Gaſte, und führte ihn zu Tiſche. Seine Begleitung nahm an dem Mahle Theil, und Degener, ſein gutes Glück ſegnend, voll neuer Hoffnung in die Zukunft blickend, wurde frölich und guter Dinge. Der mitgebrachte Wein erheiterte die Köpfe, und die kleine Geſellſchaft überließ ſich der fröhlichſten Laune. Da trat ein Knecht ins Zimmer, und verkündigte, es nahe ſich ein Reiterzug mit Hauptleuten an der Spitze. Degener, wie in böſer Ahnung, ſprang auf, und rief: Herr Herzog, ich fürchte, ich bin hier nicht ſicher. Der Herzog beruhigte ihn, und wies ihn auf ſeinen Schutz hin, aber gleich darauf erhob ſich draußen großes Geſchrei, die Reiter fielen in die Mühle, beſetzten das Haus, und drangen gewaltſam in die Zimmer. Jetzt erſchrack der Herzog nicht minder, als Degener und die ganze Geſellſchaft; ſie ſuchten zu entſpringen. Allein es war zu ſpät. Der Marſchall Vieke Behr drang von Geharniſchten gefolgt mit entblößtem Schwerdt ins Zimmer, und verſetzte Herrn Degener von Buggenhagen einen furchtbaren Hieb über den Kopf, durch den er ihm den Schädel ſpaltete, daß er ſogleich zur Erden ſank. Noch gab er Zeichen des Lebens von ſich, aber jetzt ſchlugen die Andern auf ihn ein, und tödteten ihn völlig.

Dem Herzog war es gelungen, zu entkommen, denn es war auf ihn nicht abgeſehen, was er freilich nicht wußte. Die Seinigen hatten ihn im Hofe auf ein Pferd geholfen, und er entfloh

zunächſt nach Barth, wobei er ſich Glück wünſchte, daß er noch ſo gut davon gekommen ſei. Indeſſen erfuhr er bald, daß die Herzogin den Streich angeſtiftet, und man gegen ihn nichts habe unternehmen wollen. Die Sache verdroß ihn gar ſehr, denn unſtreitig wußte die Fürſtin, daß er dem Degener Schutz und ſicheres Geleit verſprochen hatte, das nun ohne ſeine Schuld gebrochen, und ſein fürſtliches Wort gewiſſermaßen verhöhnet war. So heftig er erzürnt war, ſo wagte er es jedoch nicht, etwas gegen die Fürſtin zu unternehmen; dagegen aber nahm er ſich vor, den Frevel an den Thätern zu rächen, und es dieſen entgelten zu laſſen, daß ſie ſich zu dem Verbrechen hergegeben.

Vieke Behr war nach vollbrachter That zur Herzogin Agnes zurückgekehrt, und hatte ihr die Vollziehung ihres Auftrages angezeigt. Er war mit der leidenſchaftlichen Wärme des Gefühls befriedigter Rache aufgenommen worden. Sein eigenes Gefühl begegnete dem ihrigen, die Seele Kurt von Bonows konnte nun Ruhe finden. Aber freilich mußte man die Rache der Angehörigen und Freunde Degeners von Buggenhagen fürchten, und jedes Zögern war gefährlich. Auf ſeinem Schloſſe war Vieke Behr nicht ſicher genug; die Herzogin ſelber trug ihm an, ſich auf ihr Schloß Uſedom, das ihr als Leibgedinge gehörte, zu flüchten, wo er wahrſcheinlich ungefährdet bleiben würde. Mit den vornehmſten ſeiner Mithelfer ging er dahin ab.

Nicht minder als Herzog Wartislav nahmen die Bewohner von Stralſund, welche dem Degener von Buggenhagen bisher Schutz gewährt hatten, ſich die Sache zu Herzen. So wie ſie Nachricht davon erhielten, ſandten ſie Botſchaft in das Schloß des Erſchlagenen, und ließen die Leute warnen, auf ihrer Hut zu ſein. Alle aber, welche bei der That mitgeholfen hatten, wurden im Sunde für friedelos erklärt. Herzog Wartislav ließ den Schildknappen des erſchlagenen Degener und einige ſeiner Leute aufſitzen, und ritt mit ihnen zu allen Freunden des Ermordeten, um ſie zur Rache gegen ſeine Mörder aufzufordern. [1])

---

[1]) Rufus in der Chronik bei Grotuff Thl. II. S. 512 iſt hier in einem Mißverſtändniſſe begriffen.

So weit war die Angelegenheit zu der hier in Rede ſtehenden Zeit gediehen. Wir wollen jedoch ihren Verfolg hier anticipiren, um den Zuſammenhang nicht zu unterbrechen, denn ſie endete bald nachher. Die Einwohner von Stralſund beredeten die von Greifswalde, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen, und ſich des Herzogs anzunehmen. Beide Städte zogen wohl gerüſtet aus nach Ueſedom, denn man hatte erfahren, wo ſich die Mörder Degeners aufhielten. Zu dieſer Zeit befand ſich die Herzogin Agnes nicht daſelbſt. Sie umlegten das Schloß, und zerſchoſſen es dermaßen, daß es der Marſchall nicht mehr zu halten vermochte; endlich ſtürmten ſie. Vieke Behr überzeugte ſich, daß das Schloß nicht mehr zu halten war; für dieſen Fall hatte er ſich vorgeſehen. Er überließ die Fortſetzung des Kampfes ſeinen Leuten, und ſchlich ſich mit ſeinen Getreuen durch eine verborgene Pforte zum Ufer des Ueſedomſchen Sees. Hier beſtiegen ſie einen Fiſcherkahn, und ruderten davon. Zu ſpät bemerkte der Feind das Fahrzeug auf der wallenden Fläche, und ſchickte ihnen ſeine Flüche nach.

Der Kahn hatte zwar nicht mehr Menſchen, als er gerade tragen konnte, allein man hatte nicht überlegt, daß alle ſchwer gewappnet waren, und daher kam es, daß das Fahrzeug bis an den Bord im Waſſer lag. In der Nähe des Ufers, wo die Wellen klein waren ging es, aber als man eine größere Tiefe und die breitere Fläche erreicht hatte, erhoben ſich die Wogen mächtiger, ſchlugen über den Bord weg, füllten es mit Waſſer, und nun ſank es unaufhaltſam. Es ging mit Allem was es enthielt unter, und die ſchweren Rüſtungen ließen an keine Rettung denken.

Unterdeſſen war das Schloß genommen, und man hatte noch ſechszehn von denen gefangen, welche bei dem Morde geholfen. Man ſuchte an der Stelle, wo das Boot verſunken war, nach, und fiſchte den Körper des Marſchalls Vieke Behr auf. Er wurde mit den Gefangenen nach Stralſund transportirt, es war außer den erwähnten 16 noch ſo ziemlich die ganze Beſatzung des Schloſſes gefangen. Hier verfuhr man ſehr eilig. Jene ſechszehn, welche bei der That mitgeholfen hatten, wurden mit den Füßen an Pferde gebunden, und ſo durch die Stadt geſchleift, daſſelbe geſchah mit dem todten Körper des Marſchalls. Dann

aber wurden ſie gerädert, und aufs Rad geſtoßen, auch den Körper Vicke Behrs flocht man auf das Rad. Die übrigen Gefangenen gab man los.

Aber man erfuhr, daß noch eine Anzahl von denen, welche bei dem Morde mitgeholfen hatten, nach dem Schloſſe Nüſtrow oder Neſſerow geflüchtet ſeien. Dies Schloß gehörte Gerdt Behr, einem nahen Verwandten, wie es ſcheint, einem Bruder des Marſchalls, und lag in Meklenburg zwiſchen Teſſin und Gnoien, unweit der pommerſchen Grenze. Ohne lange zu verziehen, brachen die Städte auf, rückten in Meklenburg ein, und zogen vor das Haus Nüſtrow, das ſie ſogleich beſtalleten, das heißt, umlegten. Zu ihnen hatten ſich die guten Leute, genannt von Moltke geſellt, und unterſtützten ſie. Man ging mit großer Haſt zu Werke, das Schloß wurde geſtürmt und genommen. Doch ſcheint es, daß diejenigen, welche man ſuchte, ſich geflüchtet hatten. Die Erbitterung war indeſſen ſo groß, daß man das Schloß bis in den Grund niederbrach, völlig zerſtörte, und alle dazu gehörigen Güter verwüſtete.

Die Herzogin war über alle dieſe Greuelthaten zwar heftig erbittert, aber doch nicht in der Lage, etwas Erhebliches gegen die Städte unternehmen zu können. Die jungen Fürſten mochten mit der Sache nichts zu thun haben, und nahmen keine Partheі. So blieb es alſo den Freunden und Angehörigen der Ermordeten und Hingerichteten überlaſſen, wie weit ſie ſich rächen wollten. Faſt der ganze Adel im Lande theilte ſich in Partheien, und es gab eine Menge Fehden, wobei noch einige Häuſer der ſchloßgeſeſſenen Geſchlechter in den Grund gebrochen wurden. Auch die beiden Städte Stralſund und Greifswalde mußten dabei viel leiden, und hatten großen Schaden davon. Die Fehde derſelben mit den Behren von Nüſtrow wurde erſt im Jahre 1423 vertragen, und durch einen Vergleich beigelegt, wobei die Behren von Huchelsdorf, Neuenhaven, Replin, Behrenwalde und Obelitz, die Meklenburger Kerkdorpe zu Bytekow und Granzow, die Quitzows und Lünows, ſo wie die Baſſewitze zu Dalwitz und Baſſewitz die Bürgſchaft übernahmen, und Gerd Behr zu Nüſtrow ſich verpflichten mußte, daß er nie nach Pommern oder Rügen kommen wollte, wenn er nicht eine beſondere Erlaubniß vom Landesfürſten erhalten hatte. Die Herzogin Agnes vergaß den beiden Städten ihr Lebenlang nicht den ver-

übten Frevel, und ließ keine Gelegenheit vorbei, ihnen zu schaden. [1])

Wenige Geschichten bestätigen in so eindringlicher Weise das Wort des Dichters: das aber ist der Fluch der bösen That, daß sie, fortzeugend, Böses muß gebähren! — Es war *unbillig*, daß die von dem Sunde ihren Geistlichen das Einkommen verringerten, ohne sie zu entschädigen, ja nicht einmal sie durch ein festes Einkommen sicher zu stellen. Es war *unrecht*, daß Kurt von Bonow zu Gewaltmitteln griff, um dieser Unbilligkeit abzuhelfen. Es war *böse*, daß die Geistlichen in der Stadt über die draußen verübten Grausamkeiten frohlockten, und ihre Beichtkinder verhöhnten. Es war ein *Vergehen*, daß diese die Geistlichen verbrannten, aber das Vergehen *steigerte* sich auf der anderen Seite, als Kurt von Bonow die Stadt nicht allein auf das Härteste strafen ließ, sondern ihr auch in mannigfachen Kriegen mittelst seiner mächtigen Freunde jeden möglichen Schaden zufügte. Es war ein *Verbrechen*, daß Degener von Buggenhagen ihn ermordete, aber *frevelhafter* war es noch, daß Vieke Behr sich dazu hergab, der Rache einer empfindlich gereizten Frau zu dienen, deren italisch flammendes Blut ihrer deutschen Abkunft spottete. Immer höher steigerte sich die Rache und das Verbrechen; nicht blos der Marschall, auch alle seine Helfershelfer mußten ihre böse That durch einen schauderhaften nicht vom Richter diktirten Spruch büßen, und die Fürstin litt durch die Zerstörung ihres Leibgedinges einen bedeutenden Schaden. Aber auch die beiden Städte büßten schwer für ihre leidenschaftlichen Aufwallungen; fast hätte diese grause Stufenleiter von Vergehen und Verbrechen den Frieden eines ganzen Landes zerstört, und alle Familien in Verwirrung gestürzt. Darum soll der Mensch den Funken sorgfältig hüthen, daß er nicht zur lodernden Flamme, und endlich zur Alles verzehrenden Brunst werde.

Die Zeit rückte heran, wo Friedrich mit dem Heere nach Böhmen aufbrechen wollte. Siegmund war mit einem Heere in Böhmen eingerückt, und ging auf Prag los. Als er vernahm,

---

[1]) Kantzow Pomerania v. Kosegarten Thl. I. S. 461 f. — Rufus Chronik bei Grotuff Thl. II. S. 511. 514. Beide ergänzen einander, ungeachtet der Verwirrung bei Rufus. Schwarz Lehnhistorie von Pommern, S. 488.

welch furchtbare Vertheidigungsmaaßregeln die Huſſiten in Prag nahmen, wo Weiber und Kinder an den Verſchanzungen des Schloſſes arbeiteten, zog er ſich nach Alt-Bunzlau, um die Ankunft des Reichsheeres abzuwarten. In der Zwiſchenzeit zog er mit ſeiner Gemalin Barbara, der Königin Sophia und dem päpſtlichen Legaten in Böhmen umher, von ungariſchen leichten Reitern begleitet, und verfuhr grauſam gegen alle Huſſiten, die er erreichen konnte. Zuletzt ging er nach dem Wiſſehrad, der wie das königliche Schloß in Prag ſich noch in den Händen ſeiner Getreuen befand.

Friedrich wünſchte Wirich von Treutlingens Kräfte anderweitig zu benutzen. Er enthob ihn ſeines bisherigen Poſtens, und ernannte den Ritter Haſſe von Bredow zum Hauptmann in der neuen oder Mittelmark, indem er ihm zugleich das Schloß Liebenwalde übergab, das er gegen Jedermann ſchützen, außerdem aber alle Geſchäfte und Rechte eines Landeshauptmanns ausüben ſollte [1]). Es geſchah dies in der Mitte des Juni, worauf Friedrich ſeinem ſchon vorausgeſandten Heere nach Böhmen folgte.

Er ging durch Meißen nach den böhmiſchen Grenzen, und holte ſein 10000 Mann ſtarkes Heer, welches ſein älteſter Sohn Prinz Johann geführt hatte, in Böhmen ein, wo er es mit dem kaiſerlichen Heere vereinigte. Hier waren bereits die Kurfürſten von Mainz, Cölln, Trier, Kurpfalz, Herzog Albrecht von Oeſterreich, der Markgraf von Meißen, 40 Biſchöfe, Grafen und Herrn nebſt vielen anderen Reichsſtänden mit ihrem Heere zum Kaiſer geſtoßen, der bei Königsſaal, unweit Beraun ſtand. Mit dem ungariſchen und ſchleſiſchen Heere vereint, war die Truppenzahl ſehr groß, denn Papſt Martin V. hatte gegen die Huſſiten das Kreuz predigen laſſen, und noch war eine ſolche Predigt wirkſam. Siegmund führte zwar den Oberbefehl, allein Friedrichs Erfahrenheit in Kriegsſachen ſtand in ſo großem Rufe, daß er nichts ohne ſeinen Rath unternahm, und Friedrich rieth, ſofort auf Prag loszugehen, und ſich der Hauptſtadt des Landes zu bemächtigen, da das Heer, deſſen Stärke auf 150000 Mann angegeben wurde, dazu mehr als hinlänglich ſchien.

---

1) v. Raumer Cod. diplomat. Brandenb. cont. T. I. p. 75.

Siegmund ging darauf nach Prag, und hielt seinen Einzug in das ihm noch ergebene Schloß. Aber in der Stadt erhob sich ein furchtbares Toben, alles, selbst die Weiber rüsteten sich zur Gegenwehr, und die Priester fanatisirten das Volk. In jedem Böhmen vermutheten die Königlichen einen Hussiten, und fiel er in ihre Hände, wurde er verbrannt. Dagegen steckten die Hussiten jeden Deutschen, den sie fingen, in eine ausgepichte Biertonne, und verbrannten sie auf den Wällen Angesichts der Belagerer, kurz, die Wuth war auf beiden Seiten grenzenlos.

Ziska war den Königlichen zuvorgekommen, und hatte den Witkowberg bei Prag besetzen und verschanzen lassen. Es war der Schlüssel zur Hauptstadt, und es lag vor Augen, daß man nicht eher die Stadt nehmen konnte, bis man den Berg genommen hatte. Dies sollten 30000 Meißner zu Roß, nebst 8000 von anderem Kriegsvolk ausführen, während 16000 Königliche vom Wissehrad in die Neustadt Prag einfallen, und eben so viele vom Schlosse aus das Sachsenhaus angreifen, und sich der Brücke versichern sollten. Ein dritter Heerhaufen sollte vom Spitalfeld einen Angriff auf die Altstadt machen. Siegmund stellte sich mit drei Heerhaufen jenseit der Moldau auf, um den Erfolg abzuwarten.

Es war am 14. Juli 1420, wo Kurfürst Friedrich den Witkowberg von den Meißnern angreifen ließ. Ein Graben und ein Thurm war bald genommen. Jetzt mußte ein Erdwall erklommen werden, hinter welchem sich eine hölzerne Brustwehr erhob, die von zwei Weibern, einer Jungfrau und 26 Männern vertheidigt wurde, und wunderbar genug warfen sie das stürmende Heer mit begeisterter Tapferkeit zurück. Eine der Frauen, obgleich ohne Waffen, rief fortdauernd dem kleinen Haufen der Ihrigen Muth zu, daß sie als treue Christen dem Antichrist keinen Fußbreit weichen möchten, bis ein Schuß sie traf, und ihr Heldengeist entfloh. Aber der Sturm wurde von Neuem begonnen, Ziska selber eilte herbei, doch war der Punkt nicht mehr zu halten; mit Mühe rettete sich Ziska aus Feindes Händen mit Hülfe der Seinigen. Schon hielt man den Berg für erstiegen und genommen, da erklangen die Glocken in der Altstadt zum Rettungsgebet, und begeistert nahete sich ein Haufe von 50 Pfeilschützen und Bauern mit Dreschflegeln unter Anführung eines

Prieſters, der das Sakrament emporhielt; ſie kamen den ſtürmenden Meißnern in den Rücken. Dieſe wähnten das ganze Volk hinter ſich, im wahnſinnigen Schrecken kehrten ſie um, und ſtürzten ſich den Berg hinab. Da fuhr Ziska grimmig hinter ihnen her, ein großer Theil fiel ſich zu Tode, 300 wurden durchs Schwerdt erlegt, weit mehrere tödtlich verwundet und gefangen. Die Nacht machte dem Gefechte ein Ende. Siegmund hatte nichts gethan, die Meißner unterſtützen zu laſſen, und ſelbſt die Ausfälle aus den Schlöſſern waren verzögert. Er kehrte voll Verdruß in ſein Lager zurück, während die Prager auf dem Spitalfelde ein großes Dankfeſt feierten. Jener Berg erhielt ſeit dieſem Tage den Namen Ziskaberg, und wurde ſogleich noch ſtärker befeſtigt. Die alte Eiferſucht zwiſchen Böhmen und Deutſchland fing an, ſich ſelber im Lager des Kaiſers zu regen. Friedrich rieth, den Sturm am folgenden Tage noch einmal zu wagen, aber Siegmund wollte nichts davon wiſſen. Statt deſſen hatte er den Verdruß, daß Abends am 19. Juli im Lager ein Feuer auskam, welches einen großen Theil deſſelben und die Sturmleitern verzehrte. Die Umgegend wurde dagegen auf das Furchtbarſte verwüſtet.

Unterdeſſen waren mit den Pragern Unterhandlungen angeknüpft, und dieſe ſtellten als Grundlage des künftigen Friedens folgende Bedingungen: 1) freie Predigt des göttlichen Wortes; 2) die Beibehaltung des Laienkelchs; 3) Einziehung aller Güter der Geiſtlichkeit; 4) Beſtrafung aller Todſünden und Unordnungen in allen Ständen, auch im geiſtlichen, und zwar mit dem Tode. — Siegmund aber verwarf dieſe Bedingungen gänzlich, wofür die Böhmen aus Rache funfzehn Deutſche in Biertonnen Angeſichts der Belagerer verbrannten. Dies, und daß Siegmund nichts Ernſtliches gegen die Böhmen unternehmen wollte, empörte die Deutſchen. Am 28. Juli begab er ſich auf das Schloß, und ließ ſich in der St. Veitskirche vom Biſchof Conrad zum Könige von Böhmen krönen, wobei ihn Friedrich zum Altar geleitete, auch ſchlug er mehrere der Anweſenden zu Rittern. Darauf nahm er die goldenen und ſilbernen Heiligenbilder, und ließ ſie einſchmelzen, um damit ſeine Kriegsvölker zu bezahlen. Im Lager verbreitete ſich die Meinung, Siegmund ſei ein heimlicher Gönner und Helfer der Ketzer. Unter lauten Verwünſchungen ſteckten die Deutſchen am 30. Juli ihr Lager

in Brand, brachen auf, und zogen heim. Siegmund flüchtete sich mit seinen ungarischen Reitern nach Kuttenberg. Sein Kriegsvolk bezahlte er damit, daß er ihm Erlaubniß gab, auf den Gütern des hussitischen Adels zu plündern. Unter diesen Umständen kam Friedrich früher nach der Mark zurück, als er es vermuthet hatte. Sehen wir zuvor, wie es unterdessen in der Mark stand.

Noch ehe Friedrich nach Böhmen gegangen war, während er noch im Juni mit den Pommern zu thun hatte, erhielt er in Angermünde, wo er sich aufhielt, die Nachricht, daß sein einziger Bruder, Johann von Plassenburg am 11. Juni gestorben sei. So sehr diese Nachricht ihn betrübte, so setzte sie ihn noch auf eine andere Weise in Verlegenheit. Er war seines Bruders einziger Erbe, und dessen weitläufige Länder fielen ihm zu. Bei der großen Aufregung, die in jenen Gegenden herrschte, bei den Unruhen und Wirren, welche der Kampf zwischen den bairischen Herzogen herbeigeführt hatte, war es nöthig, jene Länder in Besitz zu nehmen, den Vasallen und Lehnleuten ihre Lehen zu ertheilen, und an Ort und Stelle die nöthigen Maaßregeln zu treffen. Sein ältester Prinz Johann war bereits mit dem Heere nach Böhmen aufgebrochen, er selber mußte innerhalb der nächsten acht Tage folgen. Was sollte er unter diesen Umständen beginnen? Er schrieb an seine Gemahlin Elisabeth nach Taugermünde, sie möchte sich sogleich nach Plassenburg begeben, die ihm zugefallenen Länder in Besitz nehmen, und die Lehen ertheilen, eine besondere Vollmacht würde er noch in Angermünde ausfertigen und nachschicken lassen [1]). Einige fränkische Ritter aber erhielten den Auftrag, die Kurfürstin zu begleiten und ihr zur Seite zu stehen.

Die Kurfürstin reisete sogleich ab. Als sie dort angekommen war, schrieb sie ihrem Gemahl umständlich, wie mißlich und gefährlich die Sachen dort ständen. Dies Schreiben traf ihn in Böhmen. Er bevollmächtigte daher die Kurfürstin, in diesen gefährlichen Zeiten die Regierung jener Länder selber zu führen, welchem Auftrage sie sich mit großem Geschicke und hellem Verstande unterzog. Friedrich hatte in einem offenen Briefe, der von

---

1) Gundling Leben Friedrichs Th. I. S. 155.

Tangermünde aus am 28. Juli datirt war, wo er ſich jedoch noch in Prag befand, auf den Scheltbrief des Herzogs Ludwig geantwortet, in welchem er ſich zu Recht vor dem Kaiſer und den Kurfürſten erbietet, daneben aber dem Herzoge ſeine Schmähungen und Anzüglichkeiten verweiſet. An dem nämlichen Tage aber hatte Herzog Ludwig der Jüngere, der Sohn des älteren Herzogs von Baiern-Ingolſtadt dem Kurfürſten Friedrich öffentlich abgeſagt. Kaspar der Törringer und die von Maxelrain, von Pinzenau und von Leiningen thaten daſſelbe, und fielen in die Länder des Kurfürſten ein.

Die Kurfürſtin wandte ſich an Graf Wilhelm von Hennеberg mit der Bitte, kraft ſeines Bündniſſes mit ihrem Gemahle Herzog Ludwig dem Jüngeren den Krieg anzukündigen, daſſelbe that ſie mit dem Kurfürſten von der Pfalz und dem Biſchofe von Würzburg, ſo wie mit vielen Reichsſtädten. Dieſe fanden ſich mit ihren Leuten ein, und nun tobte der Krieg von beiden Seiten.

Während der Abweſenheit des Kurfürſten hatten die Städte Hamburg und Lübek in Folge ihres Bündniſſes mit ihm am 10. Juli das Schloß Bergedorf umlegt. Sie thaten dies mit 800 Wappnern zu Pferde, zwei tauſend zu Fuß, und tauſend Schützen. Auch hatten ſie viele große Donnerbüchſen bei ſich und eine Menge Sturmgeräthſchaften. Sie nahmen ſogleich den zum Schloſſe gehörigen Flecken, und brannten ihn nieder, denn Flecken und Schloß gehörte zu Lauenburg. Vier Tage lang wurde das Schloß aus den Donnerbüchſen beſchoſſen, daß die, welche darin waren, nicht wußten, wo ſie ſich bergen ſollten, und nirgend Schutz und Ruhe finden konnten, denn die Kugeln zerſchlugen Dach und Mauern. Am fünften Tage theerten ſie ein vorgelegtes hölzernes Bollwerk, und brannten daſſelbe aus. Jetzt mußten diejenigen, welche es bisher vertheidigt hatten, ſich in das Schloß zurückziehen; die Städter aber beſetzten das Bollwerk, und fingen an, die Mauern zu ſtürmen. Nun überzeugten ſich die im Schloſſe, daß ſie daſſelbe nicht halten konnten, auch durften ſie auf keinen Entſatz von Seiten Herzog Erichs rechnen. Sie erboten ſich daher, das Schloß zu übergeben, wenn man ihnen freien Abzug mit all ihrem Gute geſtattete. Das wurde bewilligt, und ſo zogen einige vierzig Mannen ab, und übergaben das Schloß dem Bürgermeiſter Herrn Jordan Pleskow von Lü-

beck und Herrn Heinrich Hoyer von Hamburg. Die Städte besetzten sogleich das Schloß, und steckten ihre Banner auf, setzten Hauptleute darauf, und bewahrten es zu getreuer Hand der Städte. Jetzt entsandten sie einen Theil ihres Volkes die Elbe entlang, um sich des Schlosses Rypenburg zu bemächtigen. Die aber darinnen waren, wollten es auf keinen Sturm ankommen lassen, sondern übergaben es sogleich, weil sie sich überzeugten, daß sie das Schloß nicht halten konnten. Auch hier wehete nun das Banner der siegreichen Städte. Von hier zogen sie vor die Feste Kordewerde oder Kúdworde, und brachen sie gänzlich nieder [1]).

Diese Unfälle machten die Herzoge von Lauenburg geschmeidig, und ungeachtet die Meklenburger noch gerüstet standen, wagten sie doch nichts zu unternehmen, besonders, da Friedrichs Anwesenheit sie schreckte. Indessen machte der heftige Krieg, der seine fränkischen Besitzungen verheerte, es dem Kurfürsten ebenfalls wünschenswerth, Frieden in der Mark zu haben. Er hatte im Frühlinge dieses Jahres seine beiden Prinzessinnen Cäcilia und Magdalena verlobt, erstere mit dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig, letztere mit dem Herzoge Friedrich zu Lüneburg. Dadurch war ihm das braunschweigische Haus sehr zugethan worden, und Friedrich wußte es so einzuleiten, daß Herzog Wilhelm von Braunschweig, sein künftiger Schwiegersohn, mit dem Herzoge Bernhard von Braunschweig die Vermittelung zwischen den kriegführenden Partheien übernahm, und endlich alle es auf das schiedsrichterliche Urtheil jener ankommen lassen wollten. So kam denn endlich am 23. August folgender compromissarischer Vergleich zu Stande.

Herzog Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg wird von den kriegführenden Partheien auf den Rath Friedrichs zum Schiedsrichter ernannt. Auf der einen Seite steht Friedrich mit allen seinen Herren, Mannen und Städten; auf der andern die Herzoge Otto und Casimir von Stettin; die Herzoge Johann und Albrecht, Johann, ihr gefangener Vetter, und Herzog Ulrichs Kinder, sämmtlich Herzoge von Meklenburg; Wartislaff, Herzog zu Stettin und Fürst zu Rügen; Herzog Erich und seine Brü-

1) Detmar Chronik bei Eromff Th. II S. 25 ff.

der von Sachsen-Lauenburg; Balthasar, Herrn Wilhelms Bruder und Herr Christoff ihr Vetter, sämmtlich Fürsten zu Wenden. Zwischen den Partheien wird festgesetzt: alle Zwietracht und Ansprüche sollen die Herzoge Bernhard und Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg schlichten und entscheiden, und Jedem zu seinem Rechte verhelfen. Die Partheien sollen ihre Ansprüche und Klagen schriftlich und besiegelt am S. Martinstage (11. Nov.) einreichen in Wittstock, und sie in Gegenwart der Rathmannen auswechseln und übergeben. Gegen die Anschuldigungen und Klagen sollen dann beide Partheien ihre Antworten aufsetzen, und die besiegelten Klagen und Beantwortungen sollen am heil. Drei Königstage dem Amtmann zu Lüchow übersendet werden. Hiernach sollen dann die beiden Schiedsrichter den Ausspruch thun, in besiegelter Schrift, in Gegenwart aller genannten Fürsten auf den nächsten St. Johannistag (24. Juni 1421) zu Perleberg. Sollte einer der Herren Schiedsrichter unterdessen mit Tode abgehen, so soll der andere den Ausspruch thun, und dazu bevollmächtigt sein, und was so entschieden wird, soll zwischen dem Johannistage bis zum Jakobitage vollzogen werden. Die Schiedsrichter betrachten sich als Bevollmächtigte zur Freundschaft mit beider Partheien Wissen und Willen. Auch sollen hierauf alle Gefangenen Tag haben, an beiden Seiten, Ritter und Knechte auf ihr Ehrenwort, Bürger und Bauern, wenn man ihnen nicht glauben will, auf Bürgschaft, sonderlich der gefangene Herzog, sofern er sich verbürgt, und dem Kurfürsten das versichert wird, mit allen seinen Mannen und Städten, wie das beredet sein wird auf den obgenannten Johannistag im Mitsommer ꝛc. Hierauf sollen die Herren von beiden Partheien Einer dem Andern von Stund an eine Sühne geloben und geben, und diese mit Fehden und andern Sachen von jetzigem Bartholomäustage an bis über drei Jahr auf keine Weise brechen noch brechen lassen. Auch soll keiner des andern Feinde hausen oder hegen. In diese Sühne schließt mit ein der Markgraf von Brandenburg die Bischöfe von Brandenburg, Havelberg und Lebus, den Grafen und Herren zu Ruppin, Caspar Gans von Putlitz und ihre Lande und Leute. Auch ziehen die stettinschen und meklenburgischen Herren in dieselbe Sühne und Frieden die Bischöfe zu Cammin und Schwerin und ihre Stifte. Auch sollen die Herren von bei-

den Partheien dieſe Artikel verbriefen und beſiegeln bei ihrem fürſtlichen Wort und an Eides Statt, alle Punkte getreu zu halten. Dies ſoll jeder vor zehn ſeiner Mannen und zweien Bürgermeiſtern als Zeugen geloben.

Da dieſe Procedur allgemeine Zuſtimmung erhielt, ſo gelobte Friedrich am 2. September 1420 zu Tangermünde das Eingegangene zu halten [1]).

1) Urkunde in Gerken Cod. diplom. Brandenb. T. VII. p. 407 f. und in deſſen Diplom. vet. March. T. I. p. 630—637.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Unterdessen aber hatte sich schon wieder ein neues Aergerniß ereignet. Wir haben schon früher mehrmals des mächtigen und reichen Heise von Steinfurth erwähnt, der, eine Zeitlang mit Johann von Quitzow verbunden, Brandenburg befehdete, später bei der Belagerung von Sandau erwähnt, und endlich von dem Erzbischofe von Magdeburg wegen der Fehde mit dem Kurfürsten Friedrich nach Constanz an Siegmund geschickt wurde. Von je an war er ein abgesagter Feind der Mark Brandenburg, und nicht leicht ließ er eine Gelegenheit vorbei gehen, wo er ihr schaden konnte. Sein kriegerischer Sinn ließ ihn in der Wahl seiner Waffengenossen nicht eben gar zu sorgfältig zu Werke gehen, und jeder Haudegen war ihm willkommen, wenn auch der Ruf dessen, der ihn führte, mit Ausnahme der Tapferkeit, nicht eben löblich war. Sein großer Reichthum — denn er besaß zu jener Zeit zwanzig Dörfer — ließ ihn jede Laune befriedigen, und machte ihn zu einem Nothhelfer in allen Geldverlegenheiten, sowohl für seinen Landesherren, dem Erzbischof von Magdeburg, als auch für die ganze Umgegend. Er wußte, daß er sich viel erlauben durfte, und machte von dieser stillschweigenden Erlaubniß hinreichenden und vielfachen Gebrauch. Sein alter Haß gegen die Mark hatte sich auf den Kurfürsten Friedrich übertragen. Er äußerte ihn fortdauernd dadurch, daß er die durch das Magdeburgische ziehenden märkischen Kaufleute und ihre Güter überfiel und plünderte. Vergebens hatte der Kurfürst bei dem Erzbischofe Klage geführt. Er war selber kein besonderer Freund der Mark und Friedrichs, und ließ sich die Abstellung der Ungebührnisse wenig angelegen sein. Zunächst hätte nun der Hauptmann der Altmark den immerwährenden Befehdungen steuern sollen. Zu dieser Zeit war es Gebhard von Alvensleben, der früher, wie wir erzählt haben, sich mit den Quitzows gegen den Kurfürsten verbunden hatte. Friedrich löſete im J. 1414 von ihm das Schloß Gardelegen, nebst der Vogtei und allem Zubehör

für die Summe von 200 Schock böhmiſcher Groſchen ein, welche von Heiſen von Steinfurth geliehen waren, dem das Schloß dagegen am 18. März wiederkäuflich verſchrieben wurde. Dagegen lieh Gebhard von Alvensleben die empfangene Summe von 200 Schock dem Burggrafen, der darüber am 24. Mai einen Schuldſchein ausſtellte. Friedrich glaubte auf dieſem Wege drei verſchiedene Zwecke zu erreichen, einmal nämlich, den Gebhard für ſeine Widerſetzlichkeit durch den Verluſt des Schloſſes und der Vogtei zu beſtrafen, anderentheils aber ſich ihn zu gewinnen, indem er ſich von ihm eine Gefälligkeit erweiſen ließ, drittens aber den Heiſe von Steinfurth mit der Mark und ſich in friedliche Verhältniſſe zu ſetzen. So gut ihm das erſtere gelang, ſo gänzlich ſchlug das letztere fehl. Heiſe war nicht zu zähmen, und blieb als Märker, was er geweſen war, ein beſtändiger Feind Friedrichs und der Mark.

Als der Markgraf ſich überzeugt hatte, daß er nicht umzuſchaffen ſei, hielt er es für gerathener, einen ſo gefährlichen Mann lieber außerhalb als innerhalb des Landes zu haben. Er kaufte daher Schloß und Vogtei Gardelegen von Heiſe im Frühjahre 1416 zurück, und da Gebhard von Alvensleben ſich jetzt als ein ihm völlig ergebener Mann ausgewieſen hatte, ſo verpfändete er ihm Beides von Neuem für die Summe von 800 rheiniſchen Gulden, welche damals der Summe von 200 Schock böhmiſchen Groſchen gleich erachtet wurde. Gebhard zahlte nur 600 Gulden, denn 200 Gulden war ihm der Markgraf für geleiſtete Dienſte ſchuldig, und ſie wurden hierbei angerechnet. Zugleich aber ernannte ihn Friedrich zum Hauptmann der Altmark. Beides geſchah am 16. Mai 1416 [1]).

Heiſe ſtand mit den Alvensleben in ſehr nahen freundſchaftlichen Verhältniſſen, und war mit mehreren ihrer Glieder ſehr eng verbunden. Um ſo öfter ſetzten die Feindſeligkeiten Heiſe's gegen die Altmark den Landeshauptmann Gebhard in Verlegenheit, der ſie nicht verhindern konnte, und doch von dem Landesherrn und ſeiner Amtspflicht dazu aufgefordert war. Schon mehrfach hatten dieſe Unannehmlichkeiten einen ſo ernſthaften Charakter angenommen, daß Gebhard, trotz des Wohlwollens des Kurfürſten, um ſeinen Abſchied eingekommen war. Friedrich

[1]) Wohlbrück, Alvensleben Th. I. Zuſätze S. 4.

hatte sein Gesuch nicht bewilligt, und Heise fuhr fort, die Mark und namentlich auch die altmärkischen Kaufleute feindlich zu behandeln. Seit der Zeit aber, wo zwischen Brandenburg und Braunschweig ein freundschaftliches Verhältniß bestand, und Herzog Wilhelm zum künftigen Schwiegersohn des Kurfürsten ernannt war, behandelte er auch Braunschweig feindlich, und nahm allen Kaufleuten dieses Landes, die nach Magdeburg zogen, die Güter weg.

Immer bunter wurden die Klagen über diesen Unfug, Herzog Wilhelm wie Friedrich beschwerten sich bei dem Erzbischofe, und verlangten Abstellung desselben. Der Erzbischof antwortete, daß dies eine Privatfehde sei, in die er sich nicht mischen könne. Friedrich befahl seinem Landeshauptmann Gebhard, er solle Maaßregeln ergreifen, dem Unfuge zu steuern. Dieser stellte sein Unvermögen vor, gegen Heise etwas unternehmen zu können, und bat nochmals um seinen Abschied. Es blieb beim Alten, und Heise trieb sein Wesen übermüthiger, denn je. Da entbrannte Friedrichs Zorn; er schrieb an Herzog Wilhelm, und forderte ihn auf, gemeinschaftlich mit ihm dem Heise zu Leibe zu gehen, selbst auf die Gefahr, daß es darüber zum Kriege mit Magdeburg kommen könne, denn es sei ihm unmöglich, den Unfug des Heise fernerhin noch ruhig mit anzusehen. Beide Fürsten boten ihre Vasallen auf, und sagten dem Heise ab.

Dies kam dem Erzbischofe sehr ungelegen, welcher nicht gern die klägliche Rolle eines Oberherrn spielen mochte, der ruhig zusähe, wie fremde Fürsten einen seiner Vasallen züchtigten. Er bemühete sich, den Krieg zu hintertreiben, obwohl seine Mühe vergebens war. Die Lehnsaufgebote sammelten sich bei Tangermünde, wo auch Gans von Putlitz sich einfand, und am 2. September brach Friedrich mit ihnen auf. Am anderen Tage kam er vor dem Städtchen Alvensleben an, wo er mit dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig und dessen Heer sich vereinigte. Beide Heere zusammen bestanden aus der ansehnlichen Zahl von 8000 Mann.

Das damalige Städtchen, jetzt ein Dorf, Markt Alvensleben genannt, lag an der Bever, drei Meilen nordwestlich von Magdeburg, eine Meile südwestlich von Neu-Haldensleben. Es war nur klein, und zog sich die nördlich des Flusses gelegene Anhöhe hinauf, war aber dennoch, nach damaliger Gewohnheit, mit

Wall, Graben und einer Mauer mit einem steinernen Thorthurme verſehen, umgeben. In der Mitte ſtand die Jacobikirche von Stein erbaut, mit einem Thurme und einer gewölbten Sacriſtei oder Gehrkammer. Nur ein, mit einer Oberpräbende verſehener Domherr zu Halberſtadt durfte hier Pfarrer ſein, der den Gottesdienſt aber durch einen Pfarrverweſer verwalten ließ. Zugleich war dieſe Kirche der Sitz eines Archidiaconates des Bisthums Halberſtadt. Weſtlich, nahe am Orte lag die ſogenannte Biſchofsburg auf dem Laubenberge, ein ſehr anſehnliches feſtes Schloß, in deſſen Pfandbeſitz ſich Heiſe von Steinfurth befand, und auf welchem er wohnte. An der einen Seite lag ein tiefes Thal, die übrigen Seiten waren mit dicken Mauern, Wällen und Gräben verſehen. An der Mittagsſeite führte die Einfahrt über eine Zugbrücke durch ein Thorhaus, in welchem der Pförtner wohnte. Es war von dem mit einer Bruſtwehr verſehenen Gemäuer des Zwingers gedeckt. Durch daſſelbe trat man in einen Hof, wo die niedere Dienerſchaft und die Fehdeknechte wohnten, und allerlei Vorräthe verwahrt wurden. Ein zweites Thor führte in den innern Burghof, deſſen Ecken mit hervortretenden Baſteien und Vertheidigungsthürmchen verſehen waren. An dieſem innern Hofraume ſelbſt lagen nun, außer einer Kapelle, die Wohnungen für die Burgmänner, Ritter und Knappen, für den Burggeiſtlichen, den Stallmeiſter und die vorzüglicheren Dienſtleute. Unten umher lagen die Ställe für die Pferde, und an einer Seite ein großer Saal zu Berathungen, Feierlichkeiten und fröhlichen Schmäuſen. Die Baſteien enthielten Rüſtkammern und Waffenvorräthe. In den Höhlungen der dicken Mauern und unter der Erde befanden ſich gewiſſe geheime Räume und Keller zur Verwahrung von Koſtbarkeiten, auch verborgene Gänge, durch welche man ſich im Nothfalle retten konnte. Ein hoher runder Thurm ragte hoch über alle Gebäude und kleine Thürme hervor, von deſſen Zinne man einer weiten Ausſicht über die ganze umliegende Gegend genoß. Seine Mauern waren über 10 Fuß dick, und hatten einen Umfang von mehr als 100 Fuß. Er iſt das Einzige, was ſich von der ſtattlichen Burg bis auf unſere Zeiten erhalten hat. Der unterſte Raum dieſes Thurmes bildete das Burgverließ. Oben enthielt er mehrere Gewölbe, und in der Mitte ein Loch, durch welches die Gefangenen hinabgelaſſen oder heraufgezogen wurden. Der alte Eingang zum Thurm war in einer

gewiſſen Höhe befindlich, und ſtand mit dem nahen Hauptgebäude, dem eigentlichen Schloſſe, durch eine Fallbrücke in Verbindung, welche nur herabgelaſſen wurde, wenn man hinüber wollte, ſonſt aber ſtets aufgezogen blieb. Vor der Burg lagen die Wirthſchaftsgebäude und die Schäferei, welche letztere noch jetzt ihren alten Platz behauptet [1]). Vor der Schloßpforte befand ſich eine ſogenannte Laube von Holz, wie es damals vor vielen Gebäuden üblich war. Einer alten Stiftung zufolge mußten die beiden Halbgerichtsdörfer Uthmöden und Zöbbnitz alljährlich zu Pfingſten 4 Fuder Mayen bringen, um dieſe Laube damit aufzuputzen [2]). Die im Innern der Burg liegende Kapelle war der heiligen Jungfrau gewidmet, und gut dotirt. Bald nach der hier in Rede ſtehenden Zeit bildete ſich dabei eine Kalandsgeſellſchaft.

Hinter dieſer Biſchofsburg lag, nur durch Wall und Graben von ihr getrennt, aber etwas höher, die Markgrafenburg, in früheſter Zeit den Markgrafen von Brandenburg gehörig. Sie war der vorgedachten in vieler Hinſicht ähnlich; auch hier erhob ſich ein hoher runder Wartthurm in der Mitte, neben dem ein Brunnen 66 Ellen tief in einen Steinfelſen gehauen war. Späterhin iſt auf dieſer Stelle die noch jetzt ſogenannte Veltheimsburg erbaut worden. Zu der Zeit, von welcher wir hier ſprechen, befand ſie ſich in den Händen Herwigs von Dannitz [3]).

Auf dem der Biſchofsburg weſtwärts gegenüberſtehenden Berge, in geringer Entfernung von jener ſtand eine dritte Burg von geringerer Bedeutung, welche dermalen Georg von Berwinkel inne hatte, der ein ziemlich luſtiges Leben führte. Unfern von der Burg lag die alte Kirche des Dorfes Alvensleben [4]), welches letztere ſpäter nach einer ganz andern Stelle verpflanzt wurde, und damals weſtlich von Markt Alvensleben an der Bever ſich ausdehnte, eine Viertelſtunde davon entfernt [5]). Die Kirche deſſelben war dem heil. Stephan gewidmet. — Außerdem lagen am Fuße der Biſchofsburg an der Bever entlang eine Anzahl ſogenannter Thurmhöfe und freier Sattelhöfe. Die früheren Burgmänner hatten ſich nämlich hier eigene Güter verſchafft,

1) Behrens Neuhaldenslebenſche Chronik Th. II. S. 163 f.
2) A. a. O. S. 182.
3) A. a. O. S. 189.
4) A. a. O. S. 186.
5) A. a. O. S. 210.

die ſie als freie Burglehne erblich beſaßen. Hier hatten die Familien Ekenbardeleve, Pilze, Wellen, Hordorpe und andere ihre Höfe, welche, als adliche Lehne, das Vorrecht hatten, einen Thurm, gewöhnlich von viereckiger Form, zur Sicherheit und Ehre, über die übrigen Gebäude hervorragen zu laſſen [1]). Dieſe Höfe zogen ſich bis in das Dorf, und gaben dem Thale einen eigenen Charakter, deſſen viele Thürme mehr an ein italiſches, als an ein deutſches Dorf erinnerten, ſo wie denn auch jene drei Burgen auf den Höhen und die am Hügel ſich hinaufziehende kleine ummauerte Stadt den Anblick eigenthümlich geſtalteten. Neben dem Thurmhofe der Herren von Ekenbardeleve, oder wie ſie ſich ſpäter nannten, Eichenbarleben lag eine Kapelle St. Godeberts, bei welcher der fromme Ritter Ulrich von Ekenbardeleve einen eigenen Pfarrer angeſtellt hatte. Sie wurde ſpäter die Kirche des deplacirten jetzigen Dorfes Alvensleben [2]).

Friedrichs brandenburgiſche und Wilhelms braunſchweigiſche Schaaren rückten heran, und bald wimmelten die Höhen wie das Thal von der wogenden Maſſe der Krieger. Große Steinbüchſen und anderes Sturmgeräth mit einer bedeutenden Zahl von Heerwagen wurden aufgefahren, und rings um die Biſchofsburg vertheilt. Heiſe von Steinfurth beſchauete mit ſeinen verbündeten Freunden Conrad von Warberg, Gebhard von Plotho — derſelbe, den Friedrich aus Johann von Quitzows Kerker in Plaue befreit hatte — und Ludolph von Alvensleben aus Calvörde die anziehenden Schaaren. Als die erſten erſchienen waren, hatte er viel über ſie geſpöttelt und gewitzelt. Als aber der Zug kein Ende nahm, und Banner auf Banner, Wagen auf Wagen folgte, wurde er ernſthaft, und konnte ſeine Betroffenheit nicht verbergen. Auch ſeine Freunde machten bedenkliche Mienen, und meinten, das Spiel ſei ſehr gewagt. Heiſe ſchimpfte unendlich, und mochte zuletzt von ſeinen Feinden nichts mehr ſehen, er ging ins Schloß und ſchritt in großer Bewegung auf und nieder. Seine Freunde ſetzten ſich zu den Bechern und ſchwiegen.

Heißt das Krieg führen? ſchrie Heiſe, und ſchlug auf den Tiſch; mit einem ſolchen Heere kommt der Brandenburger gegen einen einzelnen Mann? — Damit ſteckt er den Mächtigſten in

---

1) A. a. O. S. 170. 198. 212. 221. 222.
2) A. a. O. S. 212 f.

die Taſche, wehrlos, denn wem kann es einfallen, ſich gegen eine ſolche Menge zu wehren? — Pfui Teufel! — Warum kommt er nicht ſo ſtark, wie unſer Einer iſt? Dann könnte man doch ſehen, wer Recht hätte, und wen das Kriegsglück begünſtigte? Mord Element, habe die Nürnberger immer für manierliche Leute gehalten, aber das iſt, hol mich der Teufel, nicht manierlich.

Ludolph v. Alvensleben. Nun, wenn ers kann, iſt dagegen wohl nicht viel zu ſagen. Wenn du einen Kaufmann überfällſt, zählſt du deine Leute auch nicht gegen die ſeinigen ab.

Heiſe. Ein Kaufmann! Seht einmal, mich mit ſo einem Lumpenkerl zu vergleichen! Darum iſt er eben ein Kaufmann und nichts anders. Der darf von Gegenwehr nicht reden, ſo wenig als ein Fuchs, wenn er gejagt wird. Beißt er, ſo kriegt er eins auf die Naſe. Doch Unſereins ſoll ſich wehren, wenn man angegriffen wird — aber — da ſchau mal hinaus, und wehre dich gegen Tauſend! Es iſt niederträchtig, himmelſchreiend, Gift ſollte der Himmel regnen laſſen auf das Ungeziefer, daß es fiele, wie die Fliegen in der Kälte.

Gebhard v. Plotho. Euer Reden nutzt zu gar nichts. Ueberlegt lieber, was wir zu beginnen haben, wenn wir uns nicht vertheidigen können.

Alvensleben. Da iſt wohl nicht viel zu überlegen. Wer ſich nicht wehren kann, muß ſich ergeben.

Heiſe v. Steinfurth. Ergeben? — die Peſtilenz auf euern Kopf! Das ſollte dem Markgrafen wohl gefallen! Ich ergebe mich nicht.

Alvensleben. Dann müßt ihr das Schloß zuſammen ſchießen, und euch unter den Trümmern begraben laſſen.

Heiſe. Das werde ich auch nicht. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Zuerſt vertheidigen wir uns, ſo gut wir können und mögen. Wenns nicht mehr geht, flüchten wir durch einen verborgenen Gang, und eilen nach Magdeburg. Dort muß uns der Erzbiſchof ſchützen, und uns die Feinde vertreiben.

Plotho. Dahin, fürchte ich, wird es bald genug kommen. Und was wird mit eurer Hausfrau?

Heiſe. Sie bleibt hier, bis wir das Schloß entſetzen. So lange hält ſich das Schloß, und darum kein Wort von Uebergabe. Laß ſehen, was der Markgraf kann. Aber ehe es völlig

dunkel wird, laßt uns noch einmal auf die Zinne des Thurmes steigen, und uns umsehen. Man kann nicht wissen, wozu es gut ist.

Sie stiegen hinauf. Rings um das Schloß bis in beträchtliche Ferne war ein lebhaftes Gewühl, und überall erhoben sich die Zelte. Regelmäßig vertheilt standen dahinter die Haufen der Wagen. Weiter vor arbeitete man an Schanzen für das Geschütz. Hier und da flammten bereits die Wachtfeuer auf. Wäre die Aussicht nicht so bedenklich gewesen, man hätte sie schön finden können, denn die drei Burgen, mit dem Städtchen, dem Dorfe, und den Thurmhöfen unterbrachen das kriegerische Gewühl auf höchst malerische, und dabei doch zum Ganzen passende Weise. Von jedem Thurme flatterte ein Banner, wie vor den Zelten der Hauptleute.

Die Nacht unterbrach die Arbeiten, aber kaum kräheten die Hähne im Dorfe, kaum begann der Horizont im Osten sich zu röthen, so war im Lager wieder waches Leben. Einige Stunden später donnerte die erste Steinbüchse ihren Morgengruß. Die Kugel schlug durch das Dach von Heises Schloß, dessen Ziegel hoch aufsplitterten und weit umher stäubten. Heise beantwortete den Gruß sogleich auf ähnliche Weise mit eherner Kehle, und sandte dem Feinde als Ersatz ebenfalls eine Kugel zu, denn so sehr hatte sich während des Zeitraums, den unsere Geschichte umfaßt, die Kriegskunst geändert, und das Geschütz verbreitet, daß schon nicht leicht mehr ein ansehnliches Schloß gefunden wurde, welches der Stein- und Donnerbüchsen gänzlich entbehrte. Auch nahm man sich jetzt schon in Acht, in großen Haufen einem solchen Schlosse oder einer Stadt zu nahen, wie es die Pommern bei Strasburg noch gethan hatten. Schon fing man an, sich durch schief gezogene Laufgräben, deren Erdaufwurf dem feindlichen Geschütze zugekehrt war, gegen dessen Verwüstungen zu schützen, und mittelst derselben sich innerhalb des Bereichs der Kugeln dem angegriffenen Platze zu nähern. Es war der Wendepunkt der alten und neuen Kriegskunst.

Das Schießen wurde in langen Intervallen langsam von beiden Seiten fortgesetzt. Noch konnte nichts Ernstliches unternommen werden, bis nicht einige Vorarbeiten beendigt waren. Es war heute Mittwoch der 4. September.

Die Priegnitzer standen östlich vom Dorfe Alvensleben. Es

war gegen Mittag, und in allen Kesseln dampften die Fleischportionen mit dem Gemüse, mit deren Zubereitung theils sich die Knechte, theils die sogenannten Huren beschäftigten. Letztere standen unter der Zucht eines eigenen Aufsehers, der der Hurenweibel genannt wurde. Er lief umher, und spähete mit scharfem Auge, ob alles ordentlich und vorschriftsmäßig zugehe. Die übrigen Knechte putzten ihre Waffen oder ihre Pferde, andere spielten Karten oder Würfel, und waren darin gar sehr vertieft. Wenn aber die nicht gar weit davon stehende Steinbüchse abgefeuert wurde, begleiteten sie ihren Knall mit einem einstimmigen Bum!

Da kamen drei Ritter geritten, jeder in Begleitung eines Knechts; alle drei waren grün, und völlig übereinstimmend gekleidet, und diese Farbe ließ schon vermuthen, daß man mit fahrenden Rittern zu thun hatte. Der eine führte auf seinem Schilde die Sonne, der andere den Mond, der dritte Sterne. Es war üblich, daß der fahrende Ritter sein Wappen wie seinen Namen verbarg, und gewöhnlich wurde er nur nach dem Zeichen seines Schildes genannt. Als sie sich näherten, machte man ihnen ehrfurchtsvoll Platz, denn es galt für verdienstlich, eine solche Fahrt zu machen, und fahrende Ritter bedurften weiter keiner Empfehlung.

Führt uns zu dem Feldobersten dieses Haufens, rief der eine Ritter, und dienstwillig lief ein Knecht voraus, und führte sie zu dem Zelte des Gans von Putlitz, der auf die Meldung heraustrat.

Grüßen euch Gott und seine Heiligen, edler Herr, sprach der älteste der fahrenden Ritter, der etwa 30 Jahr zählen mochte. Wir drei sind, wie ihr sehet, auf Aventure ausgeritten, da wir vor Kurzem die goldenen Sporen erhalten, und haben gelobt, das zu thun ein Jahr lang und einen Tag, zu retten den Unterdrückten, beizustehen dem Schwachen, Unrecht abzuhelfen, Ritterſitte zu lernen, uns in ritterlichen Künsten zu üben, und uns durch Beobachtung wackerer Ritterthaten zu vervollkommnen, daneben die Sitte der Höfe kennen zu lernen, und über rühmliche Thaten und tapfere Helden so viel zu vernehmen, daß wir uns ihr Beispiel zur Nachahmung gereichen lassen können. Jetzt kommen wir vom Hofe des Markgrafen von Meißen, und unterwegs vernahmen wir von eurem Vorhaben. Das ist Alles, was wir euch sagen dürfen. Mög' es eurer Wißbegier genügen.

Gans v. Putlitz. Seid willkommen, ihr Herren, und der besten Aufnahme, wie sie im Kriegslager möglich ist, gewärtig. Euern Zweck kann ich nur loben. Wahrscheinlich seid ihr gewilligt, eure Kräfte in diesem gerechten Kriege unserm Herrn, dem Markgrafen Friedrich, zu widmen?

Sternenritter. Wir wünschen sie der gerechten Sache zu widmen, und nach euern Worten wäre es unhöflich zu zweifeln, daß sie auf des Markgrafen Seite ist.

Gans v. P. Nicht aus Höflichkeit sollt ihr glauben, sondern aus Ueberzeugung. Vor Allem aber tretet in mein Zelt, und laßt euch an dem einfachen Mahle genügen, das mit euch zu theilen mir Freude sein wird.

Die drei Ritter traten ein, und Putlitz gab zugleich Befehl, für ihre Knechte und Pferde Sorge zu tragen. Vollkommen überzeugt von dem Rechte des Kurfürsten standen sie von der Tafel auf, und baten, ihnen zu gestatten, daß sie die Fehde auf Seiten Friedrichs mitmachen könnten.

Gans v. P. Ich bin euch dafür sehr verbunden, und werde für euch und eure Leute an schicklicher Stelle sogleich ein Zelt aufschlagen lassen.

Es kam in der Nähe der St. Godeberts Kapelle zu stehen, und unsere drei Ritter bezogen es. Bald erhielten sie Besuche von den Hauptleuten, und machten Bekanntschaften, obwohl sie selbst unbekannt blieben. Ihrer Aussprache nach schienen sie aus Oesterreich zu sein. Bei diesen Unterredungen erfuhren sie noch Manches von Heise von Steinfurth, worüber sie sich sehr entrüsteten, unter Anderem auch Folgendes. Einer von dem Knesebeck aus der Altmark war mit einigen anderen von Adel und einer Anzahl von Knechten nach dem Magdeburgischen geritten, wo er Geschäfte hatte. Da überfällt sie unterweges Heise von Steinfurth mit seinen Leuten aus einem Hinterhalte, und greift sie an, daß sie kaum Zeit haben, ihre Waffen zur Hand zu nehmen. Es kam zum Gefechte, in der Ueberraschung waren sechs Knechte Knesebecks niedergeworfen worden, und Heise zog mit ihren Pferden davon. Allgemein behauptete man, er habe sie nicht mit Ehren genommen, denn Knesebeck versicherte, keinen Absagebrief von Heise empfangen zu haben, und ungewarnt überfallen worden zu sein, indem er sich keiner Feindschaft bewußt gewesen wäre. Heise aber behauptete, den Absagebrief abgesandt zu ha-

ben, und daß er wiſſe, er ſei richtig abgeliefert worden, welches letztere jedoch allgemein bezweifelt wurde.

Im Laufe dieſer Geſpräche erfuhren ſie denn auch, daß bei dieſer Abtheilung des Heeres ein ſchwarzer Ritter ſich befinde, den Niemand kenne, und der wahrſcheinlich ebenfalls ein fahrender Ritter ſei, obwohl er ſich ſo ſehr verberge, wie es ſonſt fahrende Ritter nicht leicht thäten, denn er zeige nicht einmal ſein Geſicht. Das erregte ihre Neugier, und ſie nahmen ſich vor, dem Ritter ihren Beſuch zu machen. — Sie ließen ſich nach ſeinem Zelte führen. Er ſaß unfern deſſelben auf einem Klotze. Als er ſie kommen ſah, und ihre Abſicht errieth, ging er ins Zelt, in das ſie gleich nachher eintraten.

Verzeiht, ſprach der eine von ihnen, daß wir euch läſtig fallen; allein wir vermuthen, daß eure Lage der unſrigen ähnlich iſt, und als Gefährten wollten wir euch unſern Gruß nicht ſchuldig bleiben, wenn wir auch, wie es ſcheint, darauf verzichten müſſen, eure Bekanntſchaft zu machen.

Der ſchwarze Ritter. Ihr habt Recht, ich darf mich euch nicht zu erkennen geben, ja, wäret ihr nicht fremd in dieſem Lande, ich müßte es ſogar meiden, mit euch zu reden. Doch heiße ich euch willkommen. Setzt euch, und verſchmähet nicht einen Trunk, den euch mein Diener reichen wird.

Mondritter. Seid auch ihr der fahrenden Ritterſchaft befliſſen?

Der ſchwarze Ritter. Nicht in dem Sinne wie ihr. Mich hat mannigfaches Unglück vermocht, mit den Menſchen allen Verkehr abzubrechen, und nur ein Gelübde zwingt mich, noch eine Zeitlang mich in des Krieges Wirren zu ſtürzen, aber dies unbekannt und unerkannt thun zu müſſen.

Mondritter. Armer Mann, da ſeid ihr weit von dem friſchen Leben des fahrenden Ritters entfernt. Das Unglück muß euch hart angepackt haben, ehe ihr zu dieſem Entſchluſſe gekommen ſeid.

D. ſchw. Ritter. Erlaubt mir darüber zu ſchweigen.

Sternenritter. Wir ehren euer Schweigen, und wollen nicht weiter in euch dringen, ungeachtet uns das leid thut. Denn wir wollen uns das Leben wackerer Krieger zur Nacheiferung gereichen laſſen, und wo man es nicht ſelber beobachten kann,

muß die Erzählung an die Stelle treten, und ich erführe gar gern mehr von euch.

Sonnenritter. Dürfen wir euch öfter besuchen?

D. schw. Ritter. Verzeiht. Mein Gelübde verstattet mir nur, mit Unbekannten Einiges zu sprechen. So wie ihr wiederkehrt, seid ihr Bekannte, ob mir auch der Name fehlt.

Sonnenritter. Wir verstehen, und achten euch und euer Gelübde zu hoch, um ferner in euch zu dringen. Wo wir euch aber dienstlich sein können, da rechnet auf unsere Hülfe, und gebt uns Gelegenheit, euch Dienste zu erweisen.

Die drei beurlaubten sich, und gingen. Der schwarze Ritter stand eine Weile sinnend, dann schritt er im Zelte auf und nieder, und versank in Nachdenken.

Am Tage hatte sich in der Lage der Sachen nichts geändert. Die Nacht senkte ihren Schleier herab auf die müde Erde, es wurde stiller, selbst der eherne Mund der Donnerbüchsen verstummte, und in der weiten Stadt von Leinwand streckten sich Ritter und Knechte aufs Stroh, und schlossen die Augen, während manche Kriegsgurgel in wunderlichen Tönen erdröhnte, daß schüchtern selbst die Mäuse sich darob entsetzten. Nur in den Wachtzelten klapperten noch die Würfel, fluchten rauhe Stimmen, donnerten die Fäuste auf den Tischen, und kreischten weibliche Kehlen, bis endlich auch hier Ruhe eintrat, und nur die Wachtposten mit ihrem gleichmäßigen Auf- und Abschreiten die nächtliche Stille unterbrachen. Aber in Gans von Putlitz Zelt war noch Licht. Der schwarze Ritter saß bei ihm, und beide unterhielten sich leise, aber sehr angelegentlich.

Schon war die Mitternachtsstunde vorüber, als plötzlich gewaltiges Lärmgeschrei ertönte. Gleich darauf wirbelten die Trommeln, schmetterten die Trompeten, und in allen Zelten wurde es lebendig. Gans und der schwarze Ritter waren aufgesprungen, und hinausgetreten. Der Feind machte aus der Burg einen Ausfall, und zwar gerade nach der Seite hin, wo die Priegnitzer standen. Ein zweiter Haufen ging auf die Mittelmärker los. Unmittelbar darauf entwickelte sich das Gefecht. Allein er fand die Schaaren schon gerüstet vor dem Lager, in welches man ihn gar nicht hinein ließ. Gar bald wurde er geworfen, und mußte sich in die Burg zurückziehen, nachdem er eine Anzahl Leute verloren. Aber es ergab sich, daß auch er einige Gefangene ge-

macht hatte, namentlich Heinrich von Lindstätten und zwei Knechte des Itzenplitz. Die drei fahrenden Ritter hatten sich im Gefechte sehr ausgezeichnet, von Allen aber hatte der schwarze Ritter am tapfersten gefochten, und jene drei sagten ihm darüber viel Schmeichelhaftes, was er schweigend anhörte.

Heise von Steinfurth hatte sich von diesem Ausfalle viel versprochen; er war mißglückt, und sein Muth sank gewaltig. Wir haben keine Zeit zu verlieren, sprach er, wir müssen nach Magdeburg. Der Erzbischof muß Hülfe schaffen. — Er ordnete für die Vertheidigung das Nöthige an, nahm dann von seiner Hausfrau Rixa Abschied, und schlich mit seinen drei Freunden durch verborgene Gänge davon. Es gelang ihnen, unbemerkt die feindliche Linie zu passiren, und sie kamen in Magdeburg an, ohne daß der Feind von ihrer Abwesenheit etwas erfuhr.

Sie fanden den Erzbischof Günther in hohem Grade erbittert über Friedrichs Verfahren, und gar leicht wurde es ihnen, seinen Zorn zur hellen Flamme anzufachen. Verlaßt euch darauf, rief er endlich, ich schaffe euch das Schloß wieder, mag es der Markgraf genommen haben, oder nicht. Ich biete sogleich die Bürger von Magdeburg und Halle auf, und ziehe mit ihnen nach Alvensleben, und ich vertreibe ihn auch, sei es vor oder aus dem Schlosse. Und sofort ließ er die Aufgebotsbriefe ausfertigen und absenden. Aber als der Rath der Stadt Magdeburg die Aufgebotsbriefe erhielt, schien ihm des Erzbischofs Unternehmen weit mehr von der Leidenschaft, als von der Vernunft eingegeben zu sein. Er fand große Bedenklichkeiten dabei, und schickte am anderen Tage, den Freitag, eine Deputation an den Erzbischof, um ihm Vorstellungen zu machen. Sie zeigte ihm, daß das Aufgebot von Magdeburg und Halle nicht stark genug sei, um irgend etwas Erfolgreiches gegen das mächtige Heer von 8000 Mann der beiden Fürsten unternehmen zu können. Es sei im Gegentheile mehr als wahrscheinlich, daß das magdeburgische Heer vollständig geschlagen würde, und dann wäre das Unglück groß, weil man den siegreichen Feind bereits im Lande habe, und der Krieg damit begönne, womit ein anderer im schlimmsten Falle endigte. Ihrer Meinung nach, könnte die Sache gar nicht auf dem Wege der Waffen, sondern nur auf dem der Unterhandlung beigelegt werden, wobei aber freilich Heise von Steinfurth nach-

geben, und Bürgſchaften ſtellen müßte, daß er künftig den Fürſten zu keinen Beſchwerden Veranlaſſung geben wolle.

Günther brauſete heftig auf, und wollte von einer Zurücknahme des Aufgebots ſo wenig wiſſen, als von Unterhandlungen. Nichtsdeſtoweniger mußte er zugeben, daß ſein Heer bei Weitem nicht ſo ſtark ſei, als das der verbundenen Fürſten, aber er behauptete auch, daß von Unterhandlungen mit Friedrich nichts zu erwarten ſei. Die Rathmannen baten ihn, wenigſtens den Weg der Unterhandlungen zu verſuchen, dann könne er immer noch thun, was ihm das Beſte ſcheine, aber er wollte davon nichts wiſſen, und erklärte, er halte es für ſeiner nicht würdig, da zu unterhandeln, wo das Schwerdt entſcheiden könne.

Die Rathmannen geriethen in Verlegenheit, als der Starrſinn des Erzbiſchofs keinem Mittel weichen wollte, und das Gefährliche ſeines Beginnens dennoch nicht abgeleugnet werden konnte. Sie ſchlugen ihm darum vor, die Anſtifter dieſes Unheils, Heiſen von Steinfurth und ſeine Verbündeten, mit dem Kurfürſten unterhandeln zu laſſen, aber dem Rathe zu erlauben, daß er die Vermittelung übernähme. Das ſchien dem Erzbiſchofe zuletzt auch rathſam zu ſein, und er erſuchte die Rathmänner, das Erforderliche einzuleiten.

Am folgenden Tage, Sonnabend den 7. September, ſchickte der Rath ſeinen Syndikus, den uns ſchon von Brandenburg her bekannten Engelbert Wuſterwitz in das Lager des Kurfürſten, um mit ihm und Herzog Wilhelm zu unterhandeln. Friedrich erfuhr erſt von ihm, daß Heiſe von Steinfurth mit ſeinen Verbündeten in Magdeburg ſei, denn bis dahin hatte ſich das Schloß noch regelmäßig gewehrt. Die Nachricht überraſchte ihn, und war ihm ſehr unlieb. Er hatte gewünſcht, daß Heiſe in ſeine Hände fallen möchte, dann konnte er ihm die Bedingungen vorſchreiben. Dem war Heiſe nun entgangen, und die fortgeſetzte Belagerung des Schloſſes konnte zwar letzteres, nicht aber erſteren ihm in die Hände liefern. Wuſterwitz ſprach viel von den großen Rüſtungen des Erzbiſchofs, über welche ſich Friedrich heftig erzürnte. Endlich aber gelang es ſeiner Beredtſamkeit doch, Friedrich zu vermögen, mit den vier Verbündeten perſönlich zu unterhandeln, und ihnen ein ſicheres Geleite auszuwirken, auch eine einſtweilige Einſtellung der Feindſeligkeiten auf beiden Sei-

ten zu vermitteln. Erſt am folgenden Tage, Sonntag den 8., konnte er nach Magdeburg zurückkehren.

Es war heute nicht bloß Sonntag, ſondern auch das Geburtsfeſt unſerer lieben Frau. Die Kapelle St. Godeberts, wie die Kirche im Dorfe Alvensleben waren darum ungemein beſucht, denn die Waffen ruheten, und Jedem war gegönnt, dem Gottesdienſte beizuwohnen. Ringsum tönte Glockenklang aus allen Dörfern, und feſtlich geſchmückt zogen die Landleute über Feld und Flur den Kirchen zu.

Auch unſer ſchwarzer Ritter wanderte der St. Godebertskapelle zu, begleitet von ſeinem Knechte. Als er ankam, fand er die kleine Kapelle bereits ſo voll Menſchen, daß es nicht möglich war, hineinzukommen. Er ſprach daher ein Gebet, und wandte ſich, um einen Gang durchs Lager zu machen, zu welchem das ſchöne Wetter unwillkührlich einladete. Nicht gar weit war er gegangen, als er den Platz erreichte, auf welchem die aus der Umgegend herbeigeſtrömten Verkäufer ihre Waaren feil hielten, und ungeachtet des Feſttages und Gottesdienſtes war es hier ſehr lebendig, denn es beſtand keine Vorſchrift, den Handel deshalb zu unterbrechen. Im Gegentheile war jede kirchliche Feierlichkeit immer mit einer Art Jahrmarkt verbunden, woher dieſe zum Theil noch den Namen der Meſſen führen, und die Kirche betrachtete das damit verknüpfte rege Leben mehr als eine Erhöhung, denn als eine Störung der Feierlichkeit.

Schon war er aus dem Bereiche der Buden in den der Wagen gerathen, wo Lebensmittel aller Art feilgeboten wurden, als er ſich plötzlich von ſeinem Knechte aufgehalten fühlte. — Herr, ſprach dieſer, ich weiß nicht, ob ich recht geſehen habe, und meinen Augen trauen ſoll; aber ich muß es euch zeigen, kehrt darum einige Schritte zurück, ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll.

Der ſchw. Ritter. Was iſts? Du wirſt doch nicht am hellen Tage Geſpenſter ſehen?

Knecht. Viel anders iſt es nicht. Kommt nur mit.

Er führte ihn einige zwanzig Schritte, und blieb vor einem Bauerwagen ſtehen, auf welchem eine Bauerfrau ſaß. Ein Knecht legte eben den Pferden Heu vor.

Knecht. Seht euch einmal die Bauersfrau ordentlich an, Herr!

Der schw. Ritter. Nun, was soll ich daran sehen? Da finde ich nichts Bemerkenswerthes.

Knecht. Wartet nur, bis sie das Gesicht her wendet. — Da, jetzt!

Der Ritter starrete hin, und trat betroffen einen Schritt zurück. — Spielt mir die Hölle ein Blendwerk vor? schrie er, laut genug, um von der Bäuerin verstanden zu werden, die ihn bemerkt und scharf betrachtet hatte. Im nämlichen Augenblicke entfärbte sie sich, breitete die Arme aus, und schrie: er ist es, er ist es! Ja, ja, ich kenne seine Stimme, es ist — —

Aber eben war der Bauer, der die Pferde gefüttert hatte, auf sie zugesprungen, und hielt ihr den Mund zu. Um Gotteswillen, mäßigt euch, flüsterte er, bedenkt, daß ihr nicht allein seid.

Der schwarze Ritter war während ihrer Ausrufungen an den Wagen getreten, und stieß den Bauer zurück. Nein, rief er, ich täusche mich nicht, du bist Agnes, mein theures Weib. Aber sprich, wie kommst du hierher, und wie zu dieser Verwandlung?

Agnes. Um dich aufzusuchen, und dich wiederzusehen. Dank den Heiligen, daß es mir gelungen! O Gott, bist du denn noch gesund, mein Johann?

Johann. Wohl bin ich. Aber ich begreife noch nicht — —

Agnes. Ich erfuhr, daß Gans von Putlitz hierher ziehen würde, und vermuthete, du würdest mitziehen. Da konnte ich meine Sehnsucht nicht bemeistern, wir miethteten einen Bauerwagen, Dietrich und Cuno kleideten sich als Bauern, ich als Bauerweib, wir kauften in Magdeburg ein Paar Säcke Mehl, und zogen hierher, unter dem Vorwande, unser Mehl zu verkaufen, aber eigentlich, um von dir Nachrichten einzuziehen. Dietrich ist eben deshalb ins Lager gegangen, Cuno steht hier. Ach, es hat mir geahnet, daß ich dich finden würde. Gestern sind wir angekommen.

Dietrich Schwalbe. Herr, man wird aufmerksam auf euch. Ihr müßt fort.

Johann. Du hast recht. Hier kann ich nicht länger verweilen. Wo aber kann ich dich ungesehen sprechen?

Agnes. Nach dem Gottesdienste dort in der Kapelle warte meiner.

Johann ging in großer Aufregung gegen die Kapelle hin.

Kaum hatte er ſie erreicht, als der Sternenritter ihm die Hand reichte, und ſprach: Grüß euch Gott, und nehmts nicht übel, wenn ich euch anrede, aber ihr ſcheint weniger ſchweigſam, als man von euch ſagt.

Johann. Warum das?

Sternenritter. Ihr habt euch ja mit der Bäuerin recht zärtlich und angelegentlich unterhalten.

Johann. Ich kann nicht leiden, daß ihr meine Gänge beobachtet.

Sternenritter. Scheltet den Zufall, der mich unwillkürlich zu eurem Beobachter gemacht hat. Auch war es ja heller Tag und offenes Feld, und dort mußtet ihr nicht ſtehen, wenn ihr ungeſehen ſein wolltet. War das eure Abſicht, ſo verzeiht.

Johann. Eigentlich nein, doch auch ja, wie ihr wollt.

Sternenritter. Seltſame Antwort! Ihr ſcheint verwirrt, als hätte man euch bei einem Liebesabenteuer ertappt. Dazu war aber die Bäuerin doch weder hübſch noch jung genug. Auch will ſich das mit der Farbe eurer Kleidung nicht vertragen. Doch, ich mag nicht entdecken, was ihr verhehlen wollt, ich weiß meine Neugier zu zügeln, und habe Schweigen gelernt. Lebt wohl.

Johann. Hört, Ritter, es fällt mir da ein Gedanke ein! Sind eure Gefährten im Zelte?

Sternenritter. Nein, ſie ſtreifen im Lager umher.

Johann. Leihet mir euer Zelt auf eine halbe Stunde. Ich muß die Bäuerin allein, ungeſehen und unbelauſcht ſprechen. Euer Zelt liegt nahe, das meinige iſt entfernt. Darf ich auf eure Gefälligkeit und Verſchwiegenheit rechnen?

Sternenritter. Auf beides, ihr habt mein Wort, und ich ſelber will Schildwacht ſtehen, damit ihr ungeſtört bleibet. Sollte man aber wahrhaftig nicht glauben, ihr wolltet ein Liebesabenteuer beſtehen? Hört einmal, mir iſt doch das Bauerweib nicht älter vorgekommen, als ſie iſt? — Dann muß ich mein Wort zurücknehmen.

Johann. Ich gebe euch mein Wort, es iſt von keinem Liebesabenteuer und von nichts Unziemlichen die Rede.

Sternenritter. Gut, dann beſteht mein Wort in ſeiner Kraft. Laßt ſie nur kommen.

Johann gab Dietrich Schwalbe den Auftrag, in der Kapelle

zu warten, und Agnes nach dem Zelte zu geleiten. Er selber ging mit dem Ritter voraus, und trat in das Zelt ein. Eine Viertelstunde später kam Schwalbe mit Agnes, und führte sie in das Zelt.

Ihr Gespräch war so unbelauscht, daß wir nicht ein Wörtchen davon erfahren haben, denn der Sternenritter hielt strenge Wacht, und ließ Niemanden hinein. Die halbe Stunde wurde zu einer ganzen, er ließ es sich nicht verdrießen, doch war er froh, daß seine Gefährten noch ausblieben. Endlich trat Agnes heraus, und schlich nach ihrem Wagen zurück. Jetzt schlüpfte der Sternenritter ins Zelt, und bald nachher ging Johann mit Dietrich Schwalbe des Weges, den sie gekommen waren.

Gegen Abend kamen die vier Verbündeten von Magdeburg in Begleitung von Engelbert Wusterwitz an. Sie wurden sogleich zum Kurfürsten Friedrich geführt, der sie immer noch freundlicher empfing, als sie sich dessen versehen hatten. Es wurde bestimmt, daß die geschäftlichen Verhandlungen morgen unter der Laube vor der Bischofsburg vorgenommen werden sollten [1]). Auf ihr Wort wurde ihnen gestattet, die Nacht im Schlosse zuzubringen.

Des nächsten Tages, Montag den 9. September, fanden sich die Führer des Heeres ein, und die Thore der Burg wurden ihnen geöffnet. Mit den gewohnten Feierlichkeiten wurde wegen des Friedens unterhandelt, wobei sich Engelbert Wusterwitz unendliche Mühe gab, ihn zu Stande zu bringen. Noch nie hatte die hölzerne Laube, welche dicht mit den vertrockneten Pfingstmaien bekleidet war, ein so vornehmes Personale beherbergt. Die Verhandlungen dauerten sehr lange, man konnte sich über die Bedingungen nicht einigen, es wurde Mittag, ja die Sonne senkte sich bereits, und noch immer war an keine Einigung zu denken. Da kamen zuletzt die Partheien überein, den Streit durch Schiedsrichter entscheiden zu lassen, eine Weise, die Friedrich sehr liebte. Es wurde festgesetzt, über die Personen sich künftig zu einigen, bis zur Schlichtung des Streits in angegebener Weise aber alle Feindseligkeiten von beiden Seiten einzustellen. Damit war wenigstens ein temporärer Friede zu Stande gebracht, er wurde verbrieft und versiegelt, und als die Heerführer in das Lager

1) Behrens Neu-Haldenslebensche Chronik Th. II. S. 182.

zurückkehrten, wurde sogleich der Befehl zum Aufbruch gegeben. Noch in dieser Nacht zogen die Heere von dannen. So ging das drohende Unwetter unschädlicher vorüber, als man gefürchtet hatte [1]).

Am 21. September war wieder wegen der von dem Erzbischofe von Magdeburg gestellten Schuldforderung ein Tag zu Zerbst, wohin sich der Markgraf mit einem Gefolge begab. Auch Gans von Putlitz war dahin beschieden, fand sich aber nicht ein. Die Verhandlungen mit dem Erzbischofe führten zu keinem Ende. Endlich wurde festgesetzt, daß man es auf schiedsrichterliche Entscheidung ankommen lassen wolle, und zum Schiedsrichter wurde Albrecht Schenk von Landsberg auf Teupitz nebst einigen Andern ernannt, welche den Ausspruch auf den 1. April künftigen Jahres zu Jüterbock thun sollten. Zugleich verpflichteten sich mehrere magdeburgische Edelleute, daß sie den Frieden nicht übertreten wollten [2]). Caspar Gans von Putlitz aber entschuldigte sein Ausbleiben vier Wochen später bei dem Kurfürsten durch einen Brief, in welchem er von Golzow berichtet, daß er durch eine falsche Nachricht getäuscht worden sei [3]).

---

1) Behrens a. a. O. S. 171. — Rathmann Gesch. v. Magdeburg Th. III. S. 56. — Wusterwitz beim Hafftz II. §. 27. Angelus Ann. march. p. 303.
2) v Raumer Cod. diplom. brandenb. cont. T. I. p. 71. Anmerk.
3) A. a. O. S. 77.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

In Baiern hatte der Krieg unterdeſſen fortgetobt. Ludwig der Aeltere hatte einen zweiten heftigen Schmähbrief gegen den Kurfürſten erlaſſen, und dieſer fand es am gerathenſten, nicht bloß, wie bisher, gegen Ludwig den Jüngern zu kriegen, ſondern den Krieg auch jenem zu erklären, der bisher aus dem Hinterhalte ſeinen Sohn, und nicht minder die Pommern und Meklenburger gegen den Kurfürſten aufgehetzt hatte. Er gab ſeiner Gemahlin im Geheimen davon Nachricht. Darauf erklärte dieſe mit dem bei ihr befindlichen Kurprinzen Johann, nebſt dem Landhofmeiſter der kurfürſtl. fränkiſchen Länder und allen ihren Vaſallen Ludwig dem Aeltern den Krieg, und von beiden Seiten begannen die Feindſeligkeiten. Von Seiten der baierſchen Parthei wurde mit Brand und Raub in den kurfürſtlichen Ländern unmenſchlich gehauſet, und förmliches Mordbrennerweſen getrieben. Darüber fühlten ſich die fränkiſchen Ritter Götz von Berlichingen und Horneck von Hornberg ſo empört, daß ſie bei den baierſchen Herzogen förmlich und öffentlich Proteſt gegen dies unritterliche Weſen führten, das gegen allen Kriegsgebrauch ſei. Ludwig der Aeltere antwortete mit einem Schmähbrief, und ſagte, daß ihn der Krieg ſeines Sohnes gar nichts anginge, indeſſen wolle er verſuchen, ob er ihn beſtimmen könne, dieſe nächtlichen Brände zu unterlaſſen. — Unterdeſſen war jedoch Kaiſer Siegmund bange geworden, daß der heftig fortwüthende Krieg ſeinen Abſichten auf Böhmen hinderlich in den Weg treten möchte, indem Friedrich und ſeine Bundsgenoſſen ihn nicht unterſtützen konnten, wenn ſie in Baiern ſchon vollauf zu thun fänden. Er ſchickte deshalb ſeinen und des Reiches Hofrichter Graf Hans von Lupffen, den wir bereits in Conſtanz erwähnt haben, nach Franken, und unter Vermittelung des Deutſchmeiſters Eberhard von Saunsheim und des Marſchalls von Pappenheim brachte er es kraft kaiſerlicher Vollmacht in der That dahin, daß zwiſchen den

kriegführenden Partheien am 16. September ein Waffenstillstand geschlossen wurde, der bis Weihnachten dauern sollte. Auf Martini sollten alle kriegführenden Herren sich in Nürnberg einfinden, und rechtliche Entscheidung von dem Kaiser erwarten und nehmen [1]). Indessen betraf dieser Waffenstillstand nicht Ludwig den Jüngern, mit dem der Krieg fortdauerte. Die Kurfürstin aber überließ die Führung desselben ihren Heerführern, und reisete nach der Mark zurück.

Im Herbste dieses Jahres sandte der König Wladislaus Jagello seinen vertrautesten Rath, den Woywoden von Posen, Sandivog von Ostrorog nach Berlin, um wegen der Loslassung der bei Angermünde gefangenen Polen, welche in verschiedenen Städten der Mark untergebracht waren, mit dem Kurfürsten zu unterhandeln. Friedrichs tiefgehende Politik ließ nicht leicht einen Umstand unbenutzt, der so gut wie dieser in seine Plane paßte. Er nahm den Woywoden überaus stattlich auf, und wußte ihn gänzlich für sich zu gewinnen. Die Wichtigkeit dieser anscheinend wenig bedeutenden Begebenheit wird unsern Lesern einleuchten, wenn wir ihnen die damalige Lage der Dinge etwas näher vor Augen rücken.

Schon öfter ist erwähnt worden, daß es Friedrichs ernstliches Bemühen war, alles was früher zur Mark Brandenburg gehört hatte, wieder zu erwerben. Wir haben erzählt, wie der größte Theil des Landes über der Oder nach und nach in die Hände der deutschen Ordensritter gekommen. Nicht ohne Schmerz betrachtete Friedrich diese ihm abwendig gemachten Landestheile, und gab die Hoffnung nicht auf, sie wieder zu erwerben. Allein auf dem Wege des Rückkaufs war nicht daran zu denken, denn der Orden hielt seine Besitzungen sehr fest; nur auf dem der Eroberung. Der Orden, der Friedrich vielfach Ursache zu Klagen gab, war mächtig, und ohne Polens Hülfe war kein glücklicher Erfolg zu hoffen. Ein Bündniß mit Polen gegen den Orden war daher auf alle Fälle wünschenswerth. Es schien ohne Schwierigkeiten geschlossen werden zu können, und war natürlich, denn Polen und die Mark waren Grenzländer. Längst hatte Friedrich darum ein Bündniß mit dem mächtigen Polen ge-

---

[1]) Gundling Leben Friedrichs I. S. 160 f.

wünſcht, natürlich war ihm der Anknüpfungspunkt höchſt willkommen.

Allein es kamen noch andere Umſtände hinzu, welche gerade jetzt einem ſolchen Bündniſſe eine große Wichtigkeit verliehen. Wladislaus Jagello war von Breslau her auf Kaiſer Siegmund höchſt erzürnt. Er ſuchte jetzt ſeine Anſprüche auf Schleſien hervor, das damals zu Böhmen gehörte, und machte dieſe geltend. Leicht konnte daraus ein Krieg entſtehen, der ihn, bei Siegmunds bedrängter Lage, in den Beſitz von Schleſien ſetzte, das als der Schlüſſel zu Böhmen betrachtet wurde. Wladislaus Jagello war als Heide geboren und erzogen, und erſt als Mann bei ſeiner Verheirathung Chriſt geworden. Er ſah darum vieles mit vorurtheilsfreieren Augen an, und erkannte gar bald die Unzahl von Mißbräuchen, die ſich in die Kirche und bei der Geiſtlichkeit eingeſchlichen hatten. Kein Wunder, wenn die huſſitiſchen Lehren bei ihm Anklang fanden, und er dieſe ganz vernünftig fand. Er ließ ſich ſogar huſſitiſche Lehrer nach Polen kommen, und gebrauchte den Vorwand, daß ſie ihn in der Aſtrologie unterrichten ſollten. Dies, und ſein Zorn gegen Siegmund wandte ihm die Herzen der Böhmen zu, und ließ ſie in ihm eine Stütze für ihren bedroheten Glauben und ihre politiſche Exiſtenz finden. Schon ſprach man in Böhmen laut davon, daß man ihn zum Könige wählen wollte, und auch in Mähren war man für dieſen Plan, deſſen Gelingen kaum zweifelhaft ſchien. In dieſem Falle aber war Wladislaus Jagello ein überaus mächtiger Nachbar, der dann das große Königreich Polen, das Königreich Böhmen, das Großherzogthum Litthauen, das Markgrafthum Mähren und das Herzogthum Schleſien beherrſchte. Die Gelegenheit, ſich mit ihm gut und freundnachbarlich zu ſtellen, durfte nicht hinausgeſchoben werden, bis die Nothwendigkeit ſie gebot; die Klugheit verlangte früher einzuſchreiten.

Es war dabei keineswegs Friedrichs Abſicht, die Sache Siegmunds aufzugeben. Aber gewiß war es, daß er ihr durch Vermittelung und kluge Leitung nützlicher werden konnte, wenn er mit dem mächtigen Polenkönige gut ſtand, als unter feindlichen Verhältniſſen. Jedenfalls war eine möglichſt nahe Verbindung mit Wladislaus zu wünſchen und herbeizuführen, und dazu waren folgende Elemente gegeben.

Friedrichs älteſter Sohn Johann war bekanntlich mit Bar-

bara, der Tochter Kurfürst Rudolfs von Sachsen verheirathet, eine Ehe, welche Siegmund selber eingeleitet, und wobei er dem Prinzen eine Art von Anwartschaft auf die Kur von Sachsen verliehen, und ihm auch eine ansehnliche Summe darauf verschrieben hatte [1]). Nach Rudolfs Tode war sein Bruder Albert Kurfürst geworden, ein hochbetagter Mann, der keine Leibeserben hatte, und nicht lange mehr leben konnte. Prinz Johann mußte, auf seine Heirath fußend, auf Sachsen sehen, und konnte, wenn wegen der Mark etwas zu entschädigen war, immer später noch entschädigt werden.

Dagegen sollte sein zweiter Prinz Friedrich die Mark übernehmen, und Siegmund ihm die Kurwürde ertheilen. Starb Siegmund einst, der keinen Sohn hatte, so konnten sich für Friedrich neue große Aussichten eröffnen. Er durfte es sich ohne Eitelkeit sagen, er war der angesehenste deutsche Fürst, er war bereits des Kaisers Statthalter gewesen, kaum war daran zu zweifeln, daß das deutsche Reich ihn zu Siegmunds Nachfolger erwählen würde, die meisten Kurstimmen hatte er entschieden für sich, wenn jeder seiner vorgenannten Söhne eine Kurwürde besaß. Dann konnte es nicht schwer halten, Prinz Johann die deutsche Königswürde zuzuwenden, wobei er sich über den Verlust der Mark leicht trösten konnte. Dies alles mußte jedoch weiterem Ermessen und der Zeit anheimgegeben werden. Vor Allem aber war es nöthig, dem Prinzen Friedrich selber eine größere Bedeutung zu geben, und mittelst seiner zugleich die gewünschte Verbindung mit Polen zu knüpfen, und dies konnte nicht sicherer geschehen, als wenn Prinz Friedrich die Prinzessin Hedwig von Polen, Wladislaus Jagellos Tochter, heirathete.

Man muß gestehen, daß Friedrichs politische Combinationen sehr tief und umfassend waren, und daß sie für die höchste Größe im Hintergrunde der Zeiten nicht bloß Spielraum ließen, sondern sie gradehin beabsichtigten und berücksichtigten. Diese großartigen Combinationen, welche sich überall mit den tief gewurzeltesten Gestaltungen der Zeit in Einklang und Harmonie zu setzen suchten, und dennoch mit bildender Kraft eine neue Form der Dinge und der Verhältnisse herbeiführten, legten den festen Grund zur Größe des Hohenzollerschen Hauses, wenngleich sie in viel anderer

[1]) Gundling Leben Friedrichs I. S. 209.

Art verwirklicht wurde, als sie beabsichtigt war. Das aber ist der Segen einer tüchtigen Grundlage, daß sie, wie auch die vielgestaltende Zeit in ihren Formen wechselt, stets Großes in sich wurzeln läßt, es mit Lebenskraft durchdringt, und es selbst in den Stürmen des Geschickes aufrecht zu erhalten weiß.

Friedrich wußte dem Woywoden Sandivog von Ostrorog das Vortheilhafte eines Bündnisses mit Polen so einleuchtend zu machen, daß dieser lebhaft davon ergriffen wurde. Voll von diesen Planen, beglückt durch die ihm gewordene Aufnahme, hingerissen von Friedrichs glänzenden Eigenschaften, reisete er nach Krakau zurück, wo es ihm bald gelang, mittelst seiner Begeisterung in der Brust des Polenkönigs ein freundschaftliches Wohlwollen für den Kurfürsten anzuregen. Eine Folge davon war eine Einladung des Königs an Friedrich, ihn mit seiner Familie auf Ostern in Krakau zu besuchen, wo alles Uebrige weiter beredet werden sollte, und dieser nahm die Einladung gern an.

Friedrich war am 6. November mit Wirich von Treutlingen und dem Bischof Johann von Lebus in Frankfurt an der Oder [1]). Am 24. November wählte die gemäßigte Parthei in Böhmen im Widerspruch mit den übrigen den König von Polen zum König von Böhmen, und fertigte eine Gesandschaft nach Krakau ab, die den König zu Volbar traf. Er war nicht abgeneigt, sagte aber auch nicht zu, und wollte die Sache zuvor mit seinem Bruder dem Großfürsten Witold besprechen, und einen Reichstag berufen. Siegmund schrieb sogleich an Friedrich, und ersuchte diesen, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, um den Polenkönig zu vermögen, die Wahl abzulehnen, was Friedrich auch versprach. Siegmund und seine Tochter wurden von den Böhmen als ewig von der Krone ausgeschlossen erklärt.

König Wladislaus von Polen hatte die Aufmerksamkeit gehabt, den Staroſten Severin Sack nach Berlin zu schicken, um die kurfürstliche Familie auf ihrer Reise nach Krakau zu geleiten. Friedrich beschloß, seine Familie vorausreisen zu lassen, aber er hatte Sorge getragen, in Krakau mit Glanz auftreten zu können, und zu dem Ende mehrere Fürsten eingeladen, mit ihm dahin zu gehen. Am 14. Februar 1421 [2]) reisete die Kurfürstin

---

[1]) Wohlbrück Gesch. v. Lebus Th. II. S. 190.

[2]) Wohlbrück Gesch. v. Lebus Th. II. S. 189. (1420 muß in der von

Eliſabeth mit ihrem zweiten Prinzen Friedrich, damals 7¼ Jahr alt, und in Begleitung der Herzoge von Lüneburg und Braunſchweig, ihren künftigen Schwiegerſöhnen, des Herzogs Heinrich von Baiern, Herrn Caspar Gans von Putlitz, und des vorgedachten polniſchen Staroſten Severin Sack ab, und kamen anderen Tages den 15. nach Frankfurt an der Oder, wo das zweite Nachtquartier gehalten wurde. Die von der Stadt dargebrachten Geſchenke betrugen 32 Schock und 18 Groſchen [1]).

Friedrich reiſete mit einem höchſt glänzenden Gefolge einige Tage ſpäter ab, und ſcheint ſeine Gemahlin noch eingeholt zu haben. König Wladislaus, umgeben von den Großen ſeines Reiches, war ſeinen hohen Gäſten bis Pridnizk entgegen gegangen, und führte ſie unter den größten Ehrenbezeugungen nach Krakau. Wladislaus zeigte ſich in ſeinem vollen Glanze; ein prächtiges Feſt ſchloß ſich an das andere, und unſere hohe fürſtliche Familie war mit ihrem Aufenthalte in dem königlichen Krakau um ſo mehr zufrieden, als Wladislaus bereits ſich geneigt erklärt hatte, auf die beabſichtigte Heirath einzugehen.

Mittlerweile hatte Kaiſer Siegmund von dieſer Heirath vernommen, und erſchrak über die Folgen. Ohne die Sache von der anderen Seite zu betrachten, wurde er neidiſch über Friedrichs Glück, und wohl einſehend, daß auch ihm die Freundſchaft des Polenkönigs nützlich werden konnte, ging er darauf aus, ſie für ſich zu erwerben. Er ſchrieb am 2. März an Wladislaus, und bot ihm ſeine einzige elfjährige Tochter Eliſabeth zur Gemalin an, wodurch der König nicht nur Schleſien, das er von dem Kaiſer verlangte, ſondern einſt auch Ungarn und Böhmen bekommen könnte. Ja, er ging ſogar ſo weit, dem Könige zu ſagen: wenn ihm etwa ſeine Tochter wegen ihrer großen Jugend nicht anſtände, ſo könnte er ja die Königin Sophia, ſeines Bruders Wenzel nachgelaſſene Wittwe heirathen, welcher er das Herzogthum Schleſien nebſt 200000 ungar. Goldgulden zum Heirathsgut mitgeben wollte [2]).

Kurfürſt Friedrich ſchrieb ſogleich an den Kaiſer, und machte ihn auf das Gefährliche ſeiner Maaßregeln aufmerkſam. Er

---

Wohlbrück benutzten Regiſtratur ein Schreibfehler geweſen ſein). Es war bisher unbekannt, daß die Kurfürſtin und der Prinz mit in Krakau geweſen ſind.

1) A. a. O. S. 190.

2) Gundling Leben Friedrichs Th. 1. S. 185.

zeigte ihm, welch ein Unglück daraus hervorgehen würde, wenn Wladislaus die böhmiſche Krone annähme, und während er ſich, ſeinem Verſprechen gemäß, bemühet habe, den König zu bewegen, auf die Anträge der Böhmen nicht einzugehen, wolle der Kaiſer jetzt ſelber den König in den Beſitz von Böhmen ſetzen. Erhielte Wladislaus Böhmen, ſo würde die huſſitiſche Lehre ſich auch in Polen und Litthauen ausbreiten, und an ihre Unterdrückung wäre dann nicht mehr zu denken. Am ſicherſten würden Wladislaus Abſichten auf Böhmen hintertrieben, wenn er ſich mit Brandenburg verbände, und ſeine Tochter an den Markgrafen Friedrich verheirathete. Dies wäre für Polen, wie für Brandenburg, gleich vortheilhaft, und zugleich würden dabei die Angelegenheiten des deutſchen Reichs am meiſten gefördert.

Siegmund war wieder ruhig genug geworden, um Friedrichs Gründe wichtig zu finden. Er ſchrieb an den Papſt, und theilte ihm mit, wie die Sachen lägen. Der Papſt fand Friedrichs Abſichten völlig mit den ſeinigen harmonirend. Der päpſtliche Nuntius in Krakau wurde deshalb beauftragt, die Heirathsangelegenheit ſofort durch die polniſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe in Richtigkeit bringen zu laſſen. Friedrich ließ die Sache bei dem Könige durch Wirich von Treutlingen noch weiter verfolgen, und wußte unterdeſſen die polniſchen Großen auf ſeine Seite zu ziehen, auf deren gutem Willen dabei viel ankam. Zum Abſchluß der Traktaten war die Einwilligung der Reichsſtände nothwendig. Sie wurden gleich nach dem Oſterfeſte, welches auf den 23. März fiel, zuſammen berufen, und nach funfzehntägiger Berathung, in welcher Wladislaus die Wahl zum böhmiſchen Könige zurückgewieſen hatte, kam am 8. April ein doppelter Vergleich zu Stande, deſſen Urkunden mit dem großen königlich-polniſchen und kurfürſtlich-brandenburgiſchen Majeſtäts-Inſiegel behangen wurden. Nach dem erſten dieſer Traktate wurde feſtgeſetzt, daß Markgraf Friedrich der Jüngere die Prinzeſſin Hedwig zur Gemalin bekommen ſollte, ſobald ſie das erforderliche Alter erreicht haben würde. Ihre Mitgabe ſollte in 100,000 Dukaten beſtehen, welche aber zurückfielen, wenn die Prinzeſſin ohne Erben verſtürbe. Im Falle König Wladislaus ohne männliche Erben ſterben ſollte, würde Polen und Litthauen an Markgraf Friedrich fallen, auch wenn die Prinzeſſin keine Kinder erhielte. Von Seiten des Kurfürſten wurde der Prinzeſſin ebenfalls ein anſehn-

liches Leibgedinge ausgesetzt, aber auch dies fiel zurück, wenn die Prinzessin ohne Kinder stürbe. Sollte Markgraf Friedrich aber sterben, so würde der Prinzessin das Leibgedinge dennoch angewiesen werden. Dieser Traktat führte als Zeugen eine Menge polnischer Magnaten auf. Brandenburgischer Seits sind als Zeugen genannt die Herren, welche mit dem Kurfürsten nach Polen gekommen waren, und die man hierdurch kennen lernt, nämlich: der Kurprinz Johann — der demnach aus Franken abberufen war, um die Reise mitzumachen — Johann von Waldow, Bischof zu Lebus und Brandenburg, Busso von Alvensleben, Heermeister des ritterlichen St. Johanniterordens der Mark ꝛc. [1]), Albrecht Graf von Lindow und Herr zu Ruppin, Johann von Torgau, Herr zu Zossen, Otto Wend von Ileburg, Günzel von Bartensleben, Balthasar von Schlieben, Comthur des Johanniterordens zu Lietzen, Heinrich von Oniz, Matthias von Uchtenhagen, Dietrich Ram, Leibarzt des Kurfürsten, Johannes Cämmerer, Licentiat in geistlichen Rechten, und Johann von Nustetten (?) [2]). Dies Verzeichniß ergiebt, daß Friedrich ziemlich das Erlesenste, was die Mark an hohem Adel zählte, mit nach Krakau genommen hatte, und gewiß war die Versammlung, wenn man die Begleitung der Kurfürstin mit dazu nimmt, sehr glänzend. Zugleich aber zeigt diese Auswahl, welch einen hohen Werth Friedrich auf diesen Besuch setzte. Der zweite Vertrag besagte: daß König Wladislaus und sein Bruder Witold von Litthauen sich mit Friedrich verbunden hätten wider die Kreuzherren oder deutschen Ordensritter. Käme es zum Feldzuge, so sollten beide verbundene Theile drei Monate nach der Ankündigung ihre Heere stellen, und was gewonnen würde, sollte man nach Anzahl der gestellten Leute theilen. Auch sollten die päpstlichen Festsetzungen, Abmahnungen und Gebote, den Krieg gegen die deutschen Ritter betreffend, von beiden Theilen unbeachtet bleiben, bis diese Gehorsam leisteten [3]).

Nachdem diese Verhandlungen beendigt waren, beschenkte Friedrich die polnischen Magnaten mit Pferden und kostbaren

---

1) Wohlbrück hat dies in seiner Gesch. der v. Alvensleben Th. I. S. 390. übersehen.

2) Gundling Leben Friedrichs I. S. 188. Die Namen sind bei ihm zum Theil sehr leichtsinnig behandelt.

3) Gundling a. a. O. S. 189.

Rüſtungen auf das Stattlichſte, und nahm von dem Könige und ſeinem Hofe Abſchied. Der König gab ihm zu Pferde das Geleite bis Pridnizk, und ließ den Kurfürſten zur rechten Hand reiten [1]). Dann kehrte der König zurück, und Friedrich ſetzte mit ſeinem Gefolge die Reiſe fort. Am 28. April war er in Droſſen [2]), wo er eine Urkunde erließ, und bald darauf in Berlin. Die Kurfürſtin Eliſabeth ging mit dem Herzog Heinrich von Baiern ſogleich nach Franken.

Kaum war Friedrich in der Mark angelangt, ſo beſchickte er vereinigt mit dem Könige von Polen und dem Großfürſten von Litthauen die deutſchen Ordensritter, um die an ſich geriſſenen Ländereien herauszugeben, namentlich verlangte Friedrich das Land über der Oder gegen Zahlung der Summe, für welche Siegmund ihnen daſſelbe verpfändet hätte, zurück. Der deutſche Orden lehnte die Forderung ab, und Friedrich verklagte ihn nun bei dem Kaiſer, ſo wie bei dem Papſte, zugleich aber rüſtete er ſich ſehr ſtark, um ſeinen Unterhandlungen Nachdruck zu geben. Papſt Martin ſcheuete einen Krieg mit dem Orden, und trug ſeinen Nuntius Antonio Zeni auf, Alles anzuwenden, um ihn zu verhindern. Seinen Bemühungen glückte es auch, einen Vergleich einzuleiten, doch gaben die Kreuzherrn das Land über der Oder nicht heraus, ſondern bezogen ſich auf die von Siegmund geforderte Auseinanderſetzung, indem ſie vor Kaiſer und Reich deshalb antworten wollten [3]).

Am 4. Mai hatte Friedrich, wahrſcheinlich wegen der Rüſtungen gegen die Kreuzherren, einen Landtag zu Berlin [4]). Unmittelbar darauf ging er mit dem Prinzen Johann nach Wittenberg zum Kurfürſten Albrecht von Sachſen, wo ſeiner eine wichtige Verhandlung wartete, die von beſonderem Intereſſe iſt, weil ſie zeigt, welche Maaßregeln er ergriff, um den kleinen Kriegen und Befehdungen zu ſteuern, und denen wir es zum Theil verdanken, daß jener frühere Zuſtand der Dinge nach und nach aufgehört hat. Wir verweiſen, wegen ihrer Weitläuftigkeit, jedoch auf die Urkunde [5]).

---

[1]) Gundling Leben Friedrichs I. S. 190.

[2]) Wohlbrück Geſch. von Lebus Th. II. S. 191. (nicht auf der Hinreiſe nach Polen, wie Wohlbrück ſagt).

[3]) Gundling a. a. O. S. 191.

[4]) Garcaeus edit. Krausii p. 173.

[5]) Gerken Cod. diplom. Brandenb. T. VIII. p. 417—425.

Die Kurfürstin Elisabeth fand bei ihrer Ankunft in Franken die Kriegsangelegenheiten in der bedenklichsten Verwirrung, und schickte am 10. Mai einige Räthe nach Tangermünde an Friedrich, um ihm Kenntniß von der Lage der Sachen zu geben, und ihm vorzustellen, wie dringend nöthig es sei, daß er selber nach Franken komme. Letzteres war allerdings richtig, aber Friedrich hatte noch zu viel in der Mark zu thun, als daß er ihrem Wunsche willfahren konnte.

Friedrich war am 23. Juni in Frankfurt an der Oder, wo er in einem Erlasse erklärte, daß die Stadt Frankfurt während seiner Abwesenheit aus der Mark und überhaupt in der neuesten Zeit während der Kriege einen so großen Kostenaufwand durch Stellung und Unterhaltung bewaffneter Söldner zu machen gehabt, zugleich aber auch an der Einnahme von ihren Zöllen und von der Waarenniederlage solche Ausfälle erlitten habe, daß sie in eine drückende Schuldenlast gerathen sei. Er ertheile ihr deshalb die Begnadigung, neun volle Jahre hindurch wegen Schulden von niemand irgendwo anders, als bei dem Landesherrn selbst oder dessen Statthalter belangt werden zu können [1]). Friedrich reisete noch denselben Tag früh ab, denn morgen war Johannistag, und auf ihn war der Fürstentag in Perleberg anberaumt. Der Stadt hatte diesmal die Auslösung des Kurfürsten — das heißt die Bezahlung seiner Rechnung in der von ihm bewohnten Herberge — $10\frac{1}{2}$ Schock Groschen gekostet [2]).

Der Kurfürst war die Nacht hindurch gereiset, und kam am Johannistage zu rechter Zeit in Perleberg an. Friedrich fand hier bereits vor: den Herzog Wilhelm von Lüneburg, den Herzog Casimir von Pommern Stettin, die Herzoge Johann und Albrecht von Meklenburg, den Herzog Erich von Lauenburg, den Fürsten Balthasar von Wenden, und die Sendeboten der Städte Lübek, Hamburg, Rostock, Lüneburg und Wismar, sämmtlich mit ansehnlichem Gefolge. Auch Caspar Gans von Putlitz war zugegen [3]). In Folge der früheren Festsetzungen waren Klagen und Antworten zur rechten Zeit und auf vorgeschriebenem Wege eingeliefert worden, wie das der früher mitgetheilte Vertrag bestimmt

---

[1]) Wohlbrück Gesch. v. Lebus Th. II. S. 191 f
[2]) A. a. O.
[3]) Detmar Chronik bei Grotuff Th. II. S. 26.

hatte. Herzog Wilhelm ſprach nun das ſchiedsrichterliche Urtheil in folgender Weiſe:

Zwiſchen dem Kurfürſten und den Herzogen von Pommern erkannte er für Recht, daß der Kurfürſt an Pommern wegen Boitzenburg und Zehdenick die Summe von 2000 Schock böhmiſcher Groſchen, und wegen der übrigen Forderungen die Summe von 3000 Schock bezahlen ſolle, womit ſodann der Streit beigelegt, und alle Zwiſtigkeiten ausgeglichen ſein würden [1]).

Zwiſchen dem Kurfürſten und den Herzogen von Meklenburg: der Kurfürſt ſoll den gefangenen Herzog Johann frei laſſen, die Meklenburger aber ſollen die Lehnsherrlichkeit Brandenburgs über das Fürſtenthum Wenden anerkennen.

Darüber erhoben ſich Diskuſſionen. Die meklenburgiſchen Fürſten weigerten ſich dieſer Anerkenntniß, und wollten dafür keine Bürgſchaften ausſtellen. Um deswillen erklärte Friedrich, daß er auch den Herzog Johann noch nicht frei geben könnte. Man kam endlich überein, daß dieſe Angelegenheiten durch beſondere Verhandlungen erledigt werden ſollten [2]).

Sowohl von Seiten der Pommern und der Meklenburger als des Kurfürſten, werden alle Gefangenen freigegeben. Es wurde dies — den Herzog Johann ausgenommen — zugeſtanden.

Zwiſchen den Herzogen von Lauenburg und den Hanſeſtädten Lübek und Hamburg wurde der Streit ebenfalls geſchlichtet [3]).

So ſchienen denn nun dieſe verdrießlichen Händel größtentheils beigelegt zu ſein, und Friedrich durfte ſich der Hoffnung überlaſſen, die Ruhe der Mark einigermaßen auf längere Zeit geſichert zu ſehen, wenn auch mit Meklenburg die Zwiſtigkeiten noch nicht beigelegt waren. Dieſe Ruhe war um ſo nöthiger, als Friedrich wohl einſah, er würde es nicht vermeiden können, nach Franken ſowohl als auch nach Böhmen gehen zu müſſen, denn in beiden Ländern ſtanden die Sachen ſehr ſchlecht; die Kurfürſtin ſandte am 25. Juni abermals einen Knappen mit einem Schreiben an den Kurfürſten, und bat ihn dringend, nach Franken zu kommen. Selbſt ſeine Bundesgenoſſen würden irre an ihm, daß er bei ihn ſo nahe berührenden Angelegenheiten ent-

---

1) Gundling Leben Friedrichs S. 152.
2) A. a. O.
3) Delmar Chronik bei Greuff Th. II. S. 27.

fernt bliebe. Es sei ein Fürstentag auf den 1. Juli in Nürnberg angesetzt, wohin Herzog Ludwig kommen würde. Ihr Bruder Herzog Heinrich habe das feste Schloß Schwaben erobert, und vierzig von Adel darauf zu Gefangenen gemacht, auch sei heute die Stadt Freistadt eingenommen ꝛc. — Der gedachte Fürstentag aber trug so wenig Frucht, als die früheren [1]). Indessen traf Friedrich nunmehr Veranstaltungen, um mit einem Heere baldmöglichst nach Franken aufzubrechen.

Gans von Putlitz hatte unterdessen keine Gelegenheit vorübergehen lassen, seinem Freunde Johann von Quitzow bei dem Kurfürsten nützlich zu werden. Auf der Reise nach Krakau hatte er dem Kurfürsten gestanden, daß der schwarze Ritter, dessen Tapferkeit er in dem pommerschen Feldzuge sowohl als vor Schloß Alvensleben rühmlichst anerkannt habe, kein anderer sei, als Johann, der auf diese Weise, wie der alte Gebrauch es verlange, sich der Reichsacht zu entledigen wünsche, wozu herkömmlich nur erforderlich sei, für seinen Landesherrn sechs Wochen lang zu streiten, und ihm im Kriege zu folgen [2]), während Johann dies bereits viel länger gethan habe. Friedrich hatte diese Nachricht nicht mißfällig aufgenommen.

Als Friedrich nach der Mark zurückgekehrt war, hatte Gans von Putlitz es gewagt, ihn um die Begnadigung Johanns von Quitzow zu bitten. Der Kurfürst antwortete ausweichend: er wisse nicht, ob er dem Lande damit einen Dienst thun würde. Jetzt setzte Caspar seine vielen Freunde in der Mark, und selbst die Städte in Bewegung, bei dem Kurfürsten fürzubitten, und das hatte endlich den Erfolg, daß Friedrich geneigt war, ihren Bitten zu willfahren. Er ließ Gans von Putlitz wissen, daß er Johann zu Gnaden annehmen wolle, wenn er verspräche, ihm fürder treu und dienstlich zu sein. Zu dem Ende solle er ihn zum 6. Juli nach Berlin bescheiden, wo er ihn zu sprechen wünsche. Caspar hatte nichts Eiligeres zu thun, als an Johann zu schreiben, der sich auf den putlitzischen Gütern in der Priegnitz verborgen aufhielt. Zugleich übersandte er ihm das von dem Kurfürsten ausgestellte sichere Geleit.

Am Sonnabend den 5. Juli war ein heißer Tag gewesen.

---

[1]) Gundling Leben Friedrichs I. S. 174—179.
[2]) Sachsenspiegel Buch I. Art. 38. B. III. Art. 34.

Schon warf die Sonne längere Schatten, als Johann von Quitzow in Begleitung von Dietrich Schwalbe auf dem Wege von Spandau nach Lietzow dahin ritt, ziemlich ermüdet, denn er war heute schon sehr früh aufgebrochen. Endlich hatte er den Punkt erreicht, wo der Weg sich die Höhe hinabzieht, und in geringer Entfernung vor ihm lag das dem Jungfrauenkloster in Spandau gehörige Dorf Lietzow an der Spree, das jetzt ein Theil von Charlottenburg ist.

Grade gegenüber lag der kasowsche Werder, jetzt nur noch als Wiese vorhanden, mit dem Hofe Kasow, der den Nonnen in Spandau ebenfalls gehörte. Am Eingange von Lietzow stand eine Klus oder Klause, nämlich eine gemauerte Nische mit einem Heiligenbilde, das die spandauischen Nonnen zur Verehrung der Gläubigen hatten errichten lassen. Eine alte Frau lag davor und betete. Als die Reiter heran kamen, wandte sie sich um, und bettelte. Dietrich Schwalbe suchte eine Gabe zusammen, und sprach: da Weib, nimm, aber bete für den Herrn, daß es ihm gut gehe, er hat Schweres vor.

Sie ritten durch das Dorf, und dann in die köllnische Stadtheide — dem jetzigen Thiergarten — ein, und zwar westlich von da, wo jetzt die Fasanerie liegt; der Weg führte hindurch, dann trat er wieder aus dem Walde, und zog sich am Rande desselben fort, so, daß das Gebüsch immer zur Linken ihn begleitete.

Die Straße führte nach manchen Krümmungen endlich gerade auf den St. Gertraudskirchhof zu, wandte sich dann, und ging an dessen Mauer hin zum teltowschen Thore. Unsere Reiter zogen hindurch, und befanden sich bald auf dem alten oder Molkenmarkte jenseits des Mühlendamms. Da stand die alte Rolandssäule in der Form eines geharnischten Mannes, und sah Johann an, wie das erste Mal, als er mit seinem Bruder Dietrich nach Berlin gekommen war, da lag der Kirchhof von St. Nicolai mit seinen vielen Buden an der Mauer und seinem steinernen Christusbilde auf derselben. Sah es doch aus, als wäre hier alles beim Alten geblieben, und doch — wie viel hatte sich verändert! Bald befanden sich unsere Reisenden in ihrer Herberge. Noch denselben Abend ging Johann zu Caspar Gans von Putlitz. Er fand bei ihm Hasse und seinen Schwager Achim von Bredow, so wie Bernhard von der Schulenburg. Sein Zu-

sammentreffen mit ersten Beiden war ihm sehr lieb, denn er hatte sie lange nicht gesehen. Mit Behutsamkeit gaben sie ihm Verhaltungsregeln wegen seines Benehmens gegen den Kurfürsten, dem er morgen vorgestellt werden sollte, und dies schien um so nöthiger, als Johann trotz aller Bemühungen seines Freundes Caspar noch immer den Charakter Friedrichs nicht begriff. Ein nahes Anschließen an die Person des Fürsten war hiernach nicht von ihm zu erwarten, und lag nicht in seinen Wünschen. Um so mehr aber kam es darauf an, in seinen Aeußerungen gegen Friedrich behutsam zu sein. Daß er die ihm gegebenen Weisungen beachten würde, war von seinem Verstande zu erwarten.

Am andern Tage war Sonntag. Vor der Messe sollte er sich bei dem Kurfürsten einfinden. Er kleidete sich daher früh an, und ging zu Gans von Putlitz. Es war eine schwüle und stille Luft, und im Süden zogen sich schwarze Wetterwolken am Horizonte zusammen. Es stieg ein Morgengewitter herauf, und dumpf rollte der Donner schon in der Ferne.

Gans von Putlitz warf sein Schwerdt über die Schultern, drückte den Helm auf den Kopf, und zog sich die Handschuhe an. Dann schritten sie die Heiligegeiststraße hinunter, bis zur jetzigen Königsstraße, deren linke Seite „an der langen Brücke im Heiligengeist-Viertel," bis zur Spandauerstraße hin, genannt wurde. Der übrige Theil hieß die oderbergsche Straße. Durch diese gelangten sie in die Brüder- oder jetzige Klosterstraße und zum hohen Hause des Kurfürsten.

Sie stiegen die steinerne Treppe hinauf, traten in einen Gang, und gleich darauf in einen ziemlich großen Saal, mit vergoldeten Ledertapeten bekleidet. Achim und Ritter Hasse von Bredow, Bertram von Bredow, Hans von Uchtenhagen, Otto von Lossow, jetziger Hauptmann des Schlosses Köpenik, Otto von Schlieben und viele Andere waren in diesem Saale versammelt, von welchen Johann von Quitzow mehrere nicht kannte. Auch blieb zum Kennenlernen keine Zeit, denn unmittelbar darauf trat der Kurfürst durch die Thür in der schmaleren Seitenwand herein. Er war geharnischt, aber mit entblößtem Kopfe, den Helm unterm Arme.

Er trat einige Schritte vor und sprach: ich grüße euch, ihr Herren, was Alle mit einer tiefen Verbeugung erwiederten. Dann fuhr er fort: auch euch grüße ich, Johann von Quitzow. Herr Caspar Gans hat uns euren Wunsch vorgetragen, und eure

Reue, auch hat er geſagt, was ihr bereits gethan habt, um euch aus des Reiches Oberacht zu ziehen, und wir haben das nicht mit Mißfallen vernommen.

Gans von Putlitz faßte Johanns Hand, auf die andere Seite trat Achim von Bredow, und alle drei naheten ſich dem Kurfürſten bis auf einige Schritte. Dann beugten ſie das Knie vor ihm, und Gans von Putlitz ſprach: Gnädigſter Herr und Kurfürſt! Johann von Quitzow hat erkannt, wie ſehr er gegen euch gefehlt und ſich vergangen, und wie gerecht euer Zorn gegen ihn geweſen. Er kommt, euch ſeine Reue zu geſtehen, und euch zu bitten, ihn wieder zu Gnaden anzunehmen, und des Kaiſers Acht von ihm zu thun, indem er verſpricht, künftig ſtets und immer euch treu ergeben und gewärtig zu ſein.

Achim von Bredow. Auch will er durch künftige gute Dienſte beweiſen, daß er fürder nur euer und des Landes Wohl beabſichtigt, und was er früher gethan, vergeſſen machen.

Friedrich. Iſt, was eure Freunde ausſprechen, eure Meinung, Johannes Quitzow? —

Johann. Sie iſt es, gnädigſter Herr, ich bereue und will gut machen, wenn ihr mir eure Gnade ſchenkt.

Friedrich. Stehet auf und reicht mir eure Hand. So wollen wir denn dazu thun, daß des Reiches Acht von euch genommen werde, und von jetzt an ſoll ſie der That nach ohne Kraft an euch ſein, bis ſie auch durch des Kaiſers Wort von euch genommen wird. Wir ſtellen euch wieder her als einen unbeſcholtenen Mann, und wie das Gewitter vorüber zieht, deſſen Wolken dort am Horizont verſchwinden, und dann nicht mehr ſchaden können, ſo ſoll in Hoffnung auf eure künftigen guten Dienſte, eure frühere Miſſethat todt ſein, und euch nicht Schaden bringen.

Johann. Empfangt meinen Dank, gnädigſter Herr, für eure Wohlthat.

Friedrich. Eure mir verfallenen Güter befinden ſich meiſt in anderen Händen, und ich kann ſie euch nicht zurück geben. Dagegen will ich euch das Schloß Lenzen mit ſeinem Zubehör verpfänden, und ſo viel zulegen, daß es als eine ziemliche Entſchädigung für eure und eures Bruders Güter wird betrachtet werden können. Allein es wird euch nicht Wunder nehmen, wenn ich mich mit euch ſicher zu ſtellen ſuche, und darum verpfände

ich euch nicht allein jene Güter, sondern zu getreuer Hand euch und euren Freunden, und ihr möget mir unter meinen Mannen solche nennen, welche ihr zu getreuer Hand wünscht, und welche mir anstehen.

Johann. Vor allem erlaubt mir zu bitten, daß ihr mir und meiner ehelichen Hausfrau Agnesen, meines Bruders Kindern und unsern Erben, diese Güter verpfändet.

Friedrich. Zugestanden.

Johann. Zu getreuer Hand schlage ich vor den Edlen Caspar Gans Herrn zu Puttlitz.

Friedrich. Gut, aber ihr müßt mir sechs zur getreuen Hand nennen.

Johann. Den Ritter Achim von Bredow, Claus von Quitzow zu Sandow, Claus von Quitzow zu Stavenow, Hans von Rohr zur Meienburg, und den jungen Matthias von Bredow zu Cremmen.

Friedrich. Sie sind mir sämmtlich recht und genehm. Das Geschäft wollen wir morgen zur selben Stunde wie heute beendigen. — Er grüßte und ging in sein Zimmer zurück.

Johann fühlte sich beklommen, es war, als drücke ihn etwas nieder. Die Anwesenden drängten sich um ihn herum, und brachten ihre Glückwünsche dar. Er hörte sie ohne rechte Theilnahme an, und dankte mit süßsauerm Gesichte. Sobald als möglich lenkte er das Gespräch auf andere Gegenstände. — Bald nachher meldete ein Edelknabe, daß der Kurfürst zur Messe gehe. Alle verließen das Zimmer, und begleiteten ihn zur Franziskaner Klosterkirche, welche damals die Stelle der Hofkirche vertrat. Das Gewitter hatte sich unterdessen völlig verzogen.

Nach geendigtem Gottesdienste folgte ein Theil der Herren, der bei Caspar Gans zu Tische geladen war, demselben nach seiner Behausung. So sehr man sich anstrengte, heiter zu sein, so wollte es doch nicht gelingen, Johann von Quitzow fröhlich zu stimmen. Er blieb ernst, ja er schien mißmüthig zu sein. Caspar hüthete sich wohl, nach der Ursach zu fragen, denn Johanns Antwort hätte leicht gemißdeutet, vielleicht auch gemißbraucht werden können.

Am anderen Tage, den 7. Juli, fand sich Johann von Quitzow zur rechten Zeit im hohen Hause ein, und mit ihm die,

welche geſtern dort verſammelt waren. Auch die vier geſtern angekommenen Meklenburger fanden ſich ein.

Friedrich erſchien, und ſofort begannen die Verhandlungen. Als Reſultat ergab ſich endlich Folgendes:

Johann von Quitzow leiſtet dem Kurfürſten den gewöhnlichen Vaſalleneid.

Der Kurfürſt ſtellt eine Urkunde aus, kraft welcher er bekennt, um fleißiger Bitte ſeiner Herren, Mannen und Städte der Mark Willen, und wegen der getreuen Dienſte, welche ſein lieber getreuer Hans von Quitzow ihm und ſeinen Landen in künftigen Zeiten thun ſoll und mag, ihm und Agneſen, ſeiner ehelichen Hausfrau, Dietrich und Cuno, ſeines ſeligen Bruders Kindern und ihren rechten Erben, und zu getreuer Hand den ſchon früher genannten ſechs Mannen zu geben 3000 Schock Böhm. Groſchen wegen deſſen Verzichtleiſtung und Abtretung aller Schlöſſer, Städte, Dörfer, Güter und Gerechtigkeiten, welche er und ſein ſeliger Bruder in der Neuen Mark gehabt haben [1]). Dieſe Summe wird ihm und den Genannten auf Schloß und Stadt Lenzen verſchrieben mit deſſen Zubehör, ſo daß ihm für dieſe Summe das Alles mit ſeinen Einwohnern übergeben wird, um es auf eigene Koſten ohne Rechnungslegung zu behüten und zu beſchirmen, aber auch den Leuten keine neuen Laſten aufzulegen. Darauf ſollen die Bürger zu Lenzen dem Johann von Quitzow, ſeinen Erben und Getreueshanden zu ihrem Gelde pfandesweiſe huldigen und ſchwören, ſeiner ſo lange gewärtig zu ſein, bis die 3000 Schock Groſchen bezahlt ſind. Die übrigen Bedingungen ſind ſolche, welche gewöhnlich mit dem Pfandbeſitze eines Schloſſes verbunden waren [2]). Ferner übergab Friedrich an Johann und die vorgedachten Perſonen einen Schuldbrief über 1000 Schock Böhm. Groſchen, und verſprach, dieſelben in halbjährlichen Terminen, jährlich mit 100 Schock Böhm. Groſchen zu verzinſen, — denn 10 Procent waren damals durchgängig üblich, — entweder auf dem Schloſſe Putlitz, oder in irgend einer anderen Stadt der Priegnitz. Nach drei Jahren will der Kurfürſt, wenn Johann und die Anderen es

---

1) Die Güter in der Priegnitz ſcheinen demnach in natura wieder zurückgegeben zu ſein, denn hier iſt nur von den mittelmärkiſchen Gütern die Rede.

2) Urkunde in v. Raumer Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. p. 71.

verlangen, nach halbjähriger Kündigung das ganze Kapital bezahlen [1]).

Außerdem verschrieb Friedrich dem Johann von Quitzow durch einen besonderen Brief ein Angefälle auf funfzig Stück Geldes an Lehngut im Lande der Mark zu Brandenburg, wo ein solches zuerst offen werden sollte; alsdann wollte er Johann und seines Bruders Kinder Dietrich und Cuno damit belehnen [2]).

Letzteres war ein Versprechen, das indessen, so lange Johann lebte, nicht erfüllt wurde. Der ganze Werth der von Friedrich gezahlten Entschädigung für die von den Quitzows in der Mittelmark besessenen Güter beträgt demnach, — wenn nicht andere Entschädigungen unbekannt geblieben sind, — 4000 Schock Böhm. Groschen, welche nach den jetzigen Preisen einem Werthe von etwa 200000 Thalern gleich gesetzt werden können. Eine solche Summe gewährte damals etwa 400 Schock Böhm. Groschen jährliche Einkünfte, oder nach jetzigem Werthe ziemlich genau 20000 Thaler. Schwerlich aber erreicht die Entschädigung den Werth dessen, was die Quitzows verloren hatten, denn Friesack allein war von Dietrich mit 2000 Schock bezahlt worden; Rathenow, Plauen und Beuthen waren zusammen genommen ohne Zweifel mehr werth, als Friesack allein. Indessen ist zu erwägen, daß Johann auf gar keine Restitution Ansprüche zu machen hatte, und als bloßer Gnadenbeweis war die Dotation sehr ansehnlich. Die Priegnitzischen Güter wurden, wie erwähnt, wahrscheinlich zurückgegeben, denn noch lange nachher befand sich die Familie im Besitz derselben.

Mit Gans von Putlitz waren noch eine Menge Abrechnungen zu halten, die aus der Zeit herrührten, wo er unter Jobst Hauptmann der Altmark gewesen, als auch aus der, wo er unter Friedrich die Hauptmannschaft der Priegnitz verwaltet hatte. Desgleichen hatte er für Friedrich die Schlösser Lenzen und Gorlosen inne gehabt und verwaltet. Nach vollständiger Berechnung zahlte ihm Friedrich am heutigen Tage (7. Juli) 922 Schock und 54 Böhm. Groschen, und Caspar Gans quittirte darüber, daß damit alle seine Forderungen abgethan seien, aus-

[1]) Urkunde a. a. O. p. 73.
[2]) Urkunde a. a. O. S. 74. — Ein Stück Geldes war eine halbe Mark Brandenb. Silbers oder 20 Schillinge, oder 28 Böhm. Groschen.

genommen das, was er im Namen ſeines gnädigen Herrn von den in Angermünde gehaltenen Gefangenen zu erwarten habe, was aber von des Kurfürſten Gnade abhange. Er will zugleich alle Briefſchaften und Papiere, welche ſeine Hauptmannſchaft in der alten Mark und Priegnitz, ſo wie Schloß und Stadt Lenzen betreffen, ſeinem gnädigen Herrn ausliefern [1]).

Noch an demſelben Tage entließ Friedrich den Gebhard von Alvensleben auf ſein wiederholtes Anſuchen von ſeinem Amte als Landeshauptmann der Altmark. Friedrich hatte ihm ſchon früher aufgegeben, Cuno von Lüderitz zu bewegen, daß er das Amt annehme. Der Kurfürſt entbot deshalb den Cuno von Lüderitz zu ſich nach Berlin, und übertrug ihm das Amt. Friedrich zeigte dies dem Gebhard von Alvensleben an, damit er ſich nach ſeinem Begehr nun deſto beſſer zu dem Zuge auf die Ketzer anſchicken, und mit Friedrich ziehen könne, denn dieſer war allerdings geſonnen, noch einmal Siegmund zu Hülfe zu ziehen. Zugleich wies er ihn an, dem Cuno von Lüderitz alle Auskunft und Anweiſung zu geben, welche dieſer in Bezug auf ſein neues Amt wünſchen möchte [2]). Außerdem ſtellete der Kurfürſt eine Urkunde aus, in welcher er bekennt, Cuno von Lüderitz ſein Schloß Tangermünde mit der Hauptmannſchaft in der Alten Mark amtmannsweiſe übergeben zu haben, daß er beides auf eigene Koſten verweſen und beſchützen ſoll nach beſtem Vermögen. Dafür ſoll er dies Jahr 200 Schock Böhm. Groſchen beziehen, und alle Renten und Nutzungen, die zu dem Schloſſe gehören [3]).

Am anderen Tage, den 8. Juli, ließ Friedrich den Claus von Quitzow aus Stavenow, den alten und jungen Boldewin von dem Kruge und ihren Vetter Thomas von dem Kruge vor ſich kommen, um ſich mit ihnen wegen des von ihm eroberten Schloſſes Gorlofen abzufinden. Er ſtellte ihnen einen Schuldbrief aus über 440 Schock, die er ihnen auf nächſtkommende Pfingſten bezahlen will, jedoch mit dem Beding, daß ſie das Geld in der Mark anlegen, und dafür in der Zwiſchenzeit offen gewordene Lehngüter in der Mark kaufen, und ihm und ſeinen Erben Vaſallendienſte leiſten. Geſchieht dies nicht, ſo bleibt das Geld dem Markgrafen 3 Jahre auf Zins ſtehen, ſo daß es ih

1) Urkunde in v. Raumer Cod. diplom. brandenb. cont. T. I. p. 75.
2) v. Raumer a. a. O. S. 137.
3) A. a. O. S. 136, 137.

nen jährlich auf Pfingsten mit 40 Schock verzinset wird. Wollen sie dann das Geld haben und anlegen, so müssen sie ein Vierteljahr vorher kündigen. Darauf begaben sie sich aller Ansprüche auf das Schloß Gorlosen und seinen Zubehör [1]).

Johann von Quitzow ging unmittelbar von Berlin nach Magdeburg. Noch wußte Agnes nichts von der Veränderung seiner Lage; sie war daher nicht wenig verwundert, ihn so unerwartet ins Zimmer treten zu sehen, noch mehr aber erstaunte sie, als sie vernahm, was geschehen. Kaum konnte sie sich in die neue Lage finden. Dennoch gewährte ihr die Veränderung eine große Freude, und öffnete ihr eine neue Aussicht in eine ihr befreundete Lebensweise, die sie jetzt seit mehr als sieben Jahren entbehrt hatte. Es war ihr, als ob ein schwerer, unangenehmer Traum von ihr genommen sei, und sie erwache. Sieben Jahre ihres Lebens waren ihr fast ganz verloren gegangen. — Johann machte dem Erzbischofe seinen Besuch, dankte ihm für den Schutz, den er seiner Hausfrau hatte angedeihen lassen, nahm dann von seinem Bruder Henning Abschied, und zog mit seiner Frau und seinen Neffen nach Quitzhövel.

Einige Tage hielt sich Johann in Quitzhövel auf, dann ging er nach Lenzen. Das Schloß wurde ihm mit allem was dazu gehörte übergeben, und die Bürger von Lenzen schworen ihm zu seinem Gelde eine Huldigung.

Die Stadt lag damals zwischen zwei jetzt verschwundenen Seen, rings umgeben von Bruch und Sumpf. Eine feste 10 Fuß hohe Mauer mit viereckigen Thürmen umschloß sie, und ging von der Burg bis zu einem festen Thorthurm, durch welchen früher ein Thor geführt hatte. Von hier zog sie sich nach dem Bergthore und hinter den Scheunen und Stallungen der Hamburgerstraße bis zum Thorthurme des Heidethores. Ein doppelter Graben umgab die Mauer vom Bergthore bis zum Heidethore, sie selber ging nach dem Scharfrichterthurme, zum Seethore, welches nach dem Wasser führte. Nun zog sie sich zum Burgthore fort, welches ebenfalls überbaut war, und aus welchem man mittelst einer Zugbrücke nach dem Schlosse gelangte. Ein Kanal von einem Ende des Sees zum andern war um die

[1]) v. Raumer a. a. O. S. 74.

Stadt geführt, ein zweiter ging durch die Stadt, und theilte ſie in zwei Theile. Außen lag der Korbitz oder Kietz.

In der Stadt befand ſich die Katharinenkirche mit 13 Altären und guten Einkünften. Früher hatte hier auch ein Kloſter beſtanden, von deſſen Gebäuden noch Einiges vorhanden war, und jetzt den Kalandsbrüdern gehörte. Vor dem Bergthore lag auf dem Marienberge die ſchon früher erwähnte Marienkapelle, vor dem Heidethore eine Kapelle und Hoſpital St. Gertrudis. Eine dritte Kapelle ſtand auf der Stelle der jetzigen Ziegelei. Das Rathhaus war nur ein mittelmäßiges Gebäude.

Die Burg lag hoch, und hing mittelſt der gedachten Zugbrücke, die über einen breiten Graben führte, mit der Stadt zuſammen. Sie war mit ſtarken Mauern, die ein Viereck bildeten, umgeben, und man trat durch einen ſtark gewölbten Thorthurm von zwei Stockwerken, und mit tiefen Kellern verſehen, hinein. Ein runder Thurm von ſehr feſtem Mauerwerk hat ſich noch bis jetzt erhalten, war zwiefach übereinander gewölbt, und hing in der Höhe von 12 Ellen mit dem Hauptgebäude mittelſt einer Fallbrücke zuſammen. Im Süden lehnte ſich eine eigene Burgkapelle an die Mauer. Das Schloß ſcheint mit der Biſchofsburg in Alvensleben große Uebereinſtimmung gehabt zu haben [1]).

Das war nun das Schloß, in welchem Johann von Quitzow ſeine kommenden Tage verleben ſollte. Er mußte ſich geſtehen, es war anſehnlich und bedeutend, und konnte ſelbſt hochgeſpannten Wünſchen genügen. Dazu kam noch, daß nur eine halbe Meile weſtlich entfernt in einer vortrefflichen überaus fruchtbaren Gegend an der Elde und der mekleburgiſchen Grenze das feſte und ſchöne Schloß Eldenburg lag, welches ſchon ſeit alten Zeiten einer Seitenlinie der Quitzows gehörte, die ihrem Ausſterben nahe war, und daß ihm dann dieſes trefflich gelegene Schloß ebenfalls zufiel, mit allen dazu gehörigen ſehr anſehnlichen Gütern.

Markgraf Friedrich ſah ein, daß er nach Franken und nach Böhmen gehen müſſe, wo die Angelegenheiten bedenklich ſtanden, doch wollte er zuvor der Mark den Frieden ſichern. Zu dem Ende fand er ſich am 25. Juli zu Neuſtadt Eberswalde mit den

[1]) Beckmann Beſchreib. der Mark Brandenburg, Thl. V, B. II, Kap. VI. S. 212 ff. — Ulrici, Lenzen und ſeine Bewohner, S. 40, 57, 58, 71, 74, 79.

Herzogen Otto und Caſimir von Stettin und mit Wartislaff zuſammen, und ſchloß mit ihnen einen Frieden von heute an bis zum 24. Auguſt künftigen Jahres, indem er zugleich die märkiſchen drei Biſchöfe, den Grafen von Lindau und Caspar Gans von Putlitz mit hineinzog [1]). Es wurde dies gehörig verbrieft und verſiegelt.

Nicht minder aber war Friedrich wegen der Fürſten von Wenden beſorgt, mit denen es auf dem Fürſtentage zu Perleberg zu keinem Frieden gekommen war. Am 9. Auguſt fand er ſich nochmals in Perleberg ein, und vereinigte ſich dahin mit ihnen, daß beide Partheien ihre Klagen und Anforderungen am 31. Auguſt zu Perleberg in Gegenwart des Rathes ſchriftlich beantworten und begründen wollten. Dann ſollten Klagen und Antworten verſiegelt am 11. Novbr. an den Amtmann zu Lüchow geſendet werden, der ſie ſogleich den Herzogen Bernhard uud Wilhelm von Braunſchweig Lüneburg überſchickt. Letztere beide ſollen dann am nächſtkommenden Sonntage Reminiſcere, den 8. März 1422 zu Perleberg ihren Urtheilsſpruch ſchiedsrichterlich ſchriftlich thun, und wie ſie es entſcheiden, das ſollen beide Partheien halten, und zwiſchen dem genannten Sonntag und Pfingſten ausführen, weswegen beide Partheien verſprechen, entweder in Perſon oder durch bevollmächtigte Räthe bei dem Urtheilsſpruche gegenwärtig zu ſein. Es ſollen alle Gefangene Tag haben zu beiden Theilen, bis auf den Sonntag Reminiſcere künftigen Jahres, und welche Gefangenen damit nicht zufrieden ſein ſollten, von denen ſoll es erlaubt ſein, Schatzung zu nehmen, doch ſoll man ſie in keinen Stock ſpannen. Friedrich verſpricht heilig, alle dieſe Punkte zu halten, und verbürgt ſich mit ſeinen Mannen dafür [2]).

Nun kam es noch darauf an, den Frieden mit Magdeburg zu ſichern. In Bezug auf die noch obwaltenden Streitpunkte waren Kurfürſt Albrecht von Sachſen und Graf Heinrich von Schwarzburg von beiden Seiten zu Schiedsrichtern erkohren. Der Tag, wo ſie den richterlichen Ausſpruch thun ſollten, rückte heran, und Friedrich ging deshalb nach Wittenberg, wo ſich auch Erzbiſchof Günther von Magdeburg einfand. Am 17. Septem-

---

1) Lenz Brandenb. Urkunden S. 535.

2) Gerken Cod. diplom. brandenb. T. VIII. p. 414. — Gerken Diplom. vet. March. T. I. p. 638.

der wurde folgendes entschieden, nachdem die Schiedsrichter ausdrücklich erklären, daß sie das Schiedsamt übernommen haben, weil, wenn die beiden streitenden Fürsten gegen einander rechten wollten, großer Unwille und Unfreundschaft zwischen ihnen entstehen könnte.

Markgraf Friedrich soll Plaue, — das immer noch ein Zankapfel war, — mit den Zubehörungen, wie es Günzel von Bartensleben von des Erzbischof Günthers und Friedrichs wegen inne gehabt hat, inne haben und besitzen, so lange der Erzbischof lebt, ohne daß diese Festsetzung jedoch nachher irgend einem Theile zum Präjudiz gereichen soll. —

Um ferner den Streit wegen der Stadt Görzke zu schlichten, die von beiden Partheien in Anspruch genommen wird, so soll Graf Heinrich von Schwarzburg von beiden Theilen mit denjenigen Ansprüchen und Gerechtigkeiten beliehen werden, die jeder daran zu haben glaubt.

Wegen der Angelegenheit mit Heise von Steinfurth und Ludolf von Alvensleben, so wie wegen alles dessen, was sich vor Alvensleben zugetragen, sollen der Erzbischof und der Markgraf zwischen hier und Michaelistag die Sache selber gründlich untersuchen, und die Theilnehmer verhören, und wie sie das entscheiden, so soll es sich Heise von Steinfurth und Ludolf von Alvensleben gefallen lassen. Auch sollen sie dann entscheiden wegen Heinrich Lindstädten und zween Knechte des Hermann von Itzenplitz, welche Heise von Steinfurth gefangen hat. Diese sollen Tag haben bis zum Michaelistage, so wie Friedrich auch den Gefangenen, die er Heise etwa abgenommen hätte, Tag geben soll.

Wegen der von Knesebecke und der andern, welche Heise von Steinfurth gefangen, und ihnen sechs Pferde abgenommen hat, wird festgesetzt, daß Heise sich auf den Sonntag nach des heiligen Leichnamstag zwischen Tangermünde und Jerichow einfinden und erkennen lassen soll, ob er sie mit Ehren hat. Würden sie ihm abgesprochen, so soll er sie mit ihrer Habe los geben, würden sie ihm zugesprochen, so soll er von dem Markgrafen unangefochten bleiben, dieser aber soll an die Herzoge Bernhard und Wilhelm von Braunschweig Lüneburg schreiben, daß sie die Ihren auf den obgenannten Tag schicken, damit das Erkenntniß einträchtig abgefaßt werde, und Heise's Angelegenheit mit den Fürsten vollständig erledigt werde. Könnten die Herren von Braunschweig die Ihren nicht zu dem vorgedachten Tage

ſenden, ſo wird ein anderer Tag anberaumt, und Markgraf Friedrich wird den Heiſe 8 Tage zuvor davon benachrichtigen, der des Tages wie des Erkenntniſſes warten ſoll. Auch wegen der Wegnahme, die während des letzten zu Zerbſt feſtgeſetzten Friedens ſtatt gefunden haben, ſollen die obgenannten Herren an beiden Theilen die Ihren bevollmächtigt an jenem Sonntage zwiſchen Tangermünde und Jerichow ſenden, um die Wegnahme nach Ausweiſung der Friedebriefe zu unterſuchen [1]).

Nunmehr durfte er die Mark für hinreichend geſichert halten, und er rüſtete ſich daher, mit einem Heere nach Franken aufzubrechen. Im Monat September kam er in der Oberpfalz an, und vereinigte ſein Heer mit dem des Pfalzgrafen Johann, um die Veſte Parkſtein anzugreifen. Es kam endlich zum Sturme, ſie wurde erſtiegen, und mit dem Schwerdte in der Hand genommen. Die weiteren Fortſchritte wurden etwas durch den Mangel an Schießpulver aufgehalten. Indeſſen hatten doch dieſe Unternehmungen den Erfolg, daß eine Anzahl von Ludwigs Bundesgenoſſen, namentlich auch die Stadt Donauwerth, von ihm abfielen, und ſich theils neutral erklärten, theils auf des Kurfürſten Seite traten. Unterdeſſen aber ſchritt Sigismund ein, und verlangte ernſtlich von Herzog Ludwig, daß er den Krieg einſtelle, und ſeine Sache der Entſcheidung des Kaiſers anheim gebe. Auch bei dem Kurfürſten Friedrich drang er auf einen Waffenſtillſtand. Dieſer ſprach ſelber mit dem Kaiſer, und nun wurde dem Herzog Ludwig nochmals verboten, etwas Thätliches zu unternehmen. Friedrich aber folgte dem Kaiſer nach Böhmen, um ihm Hülfe zu leiſten gegen die Huſſiten, denn hier wüthete der Krieg auf die furchtbarſte Weiſe, und Siegmund führte ihn nicht mit Glück, und richtete weder durch Unterhandlungen noch durch ſeine Feldzüge etwas aus. In den erſteren zeigte er ſich eigenſinnig, in den anderen ſaumſelig.

Die Böhmen hatten ihre Hoffnung noch nicht aufgegeben, den König Wladislaus zu vermögen, die böhmiſche Krone anzunehmen, und glaubten Gründe zu haben, ſeine Weigerung nicht für ernſthaft gemeint nehmen zu müſſen. Wladislaus erklärte endlich, daß er nichts dagegen haben würde, wenn ſein Bruder ſich des Reiches Böhmen annehmen wolle. Zu dieſem Ende

[1]) v. Raumer Cod. diplomat. Brandenb. cont. T. 1. p. 69. — Gerken Cod. diplom. Brandenb. T. 1. p. 100.

wurde deſſen Sohn Coributh, Wladislaus Neffe, mit einem anſehnlichen Heere nach Böhmen geſchickt, um ſeines Vaters Sache daſelbſt zu führen. Jetzt hielt Kurfürſt Friedrich dafür, daß er ſich weiter nicht in die böhmiſchen Händel miſchen dürfe, da er mit Wladislaus ſo innig, wie mit Siegmund verbunden war. Er zog ſich deshalb zurück.

Ehe es indeſſen noch ſo weit gekommen war, hatte er ſeinen Prinzen Friedrich unter der Führung des Ritters Wirich von Treutlingen und anderer ehrbarer Leute aus der Mark von Berlin abgehen laſſen, um ſich in Polen mit der polniſchen Sprache und Sitte bekannt zu machen, weil er nach dem geſchloſſenen Bündniſſe nach dem Tode des Königs als Gemal ſeiner Tochter Hedwig dereinſt König von Polen werden ſollte, und als ſolcher mit Sprache und Sitte ſeines Volkes bekannt ſein mußte [1]). Friedrich war jetzt acht Jahre alt. Auch der Biſchof Johann von Waldow, von Lebus und Brandenburg begleitete ihn. Die Reiſe ging über Frankfurt, welchem die Bewirthung des Prinzen und ſeiner Begleitung 3½ Schock Groſchen koſtete. Am 14. April 1422 ſtellt der Biſchof den Prinzen dem Könige zu Radzejewo vor und übergab ihn demſelben [2]), der ſeine Erziehung dem Staroſten Peter Chelmky und dem Dechanten Elias zu Sandomir anvertraute [3]). — Um ſo weniger durfte Friedrich es wagen, mit dem Könige von Polen zu brechen. Er ging deshalb nach Franken, wo ihm Chriſtian von Leiningen mit ſeinen Vaſallen den Frieden abſagte, während der Krieg mit dem Herzoge Ludwig von Ingolſtadt noch fortdauerte. Auch mehrere Andere ſagten noch ab, ſo daß der Kurfürſt mitten in das Kriegsgewühl hinein gerieth. Er eroberte die Stadt Monheim, beſetzte ſie, ließ ſich huldigen, und beſtätigte der Stadt am 9. März ihre Privilegien.

Johann von Quitzow hatte ſich unterdeſſen auf Schloß Lenzen häuslich und ſtandesmäßig eingerichtet, und die nöthige Anzahl von Knechten, Pferden und Waffen angeſchafft, um ſich darauf zu behaupten. Seine beiden Neffen tummelten ſich wacker auf kleinen Streifzügen und Fehden in der Nachbarſchaft, an denen ſie freiwillig Theil nahmen. Agnes, jetzt vierzig Jahre alt, verjüngte ſich anſcheinend in der gewohnten Umgebung, nur

---

1) Haſtiz II, §. 29. — Angelus Ann. march. p. 204.
2) Wohlbrück Geſch. v. Lebus Th. II. S. 139. 192.
3) Gundling Leben Friedrichs I. S. 189.

hatte noch immer die harte und unerwieſene Beſchuldigung, daß ſie auf Anſtiften von Johann und Dietrich Mordbrennereien habe verüben laſſen, ihr Leben getrübt, denn noch war die Sage davon nicht verſchollen, ja die Feinde und Gegner der Quitzows hatten ſie jetzt ſogar gefliſſentlich hervorgeſucht, um die Begnadigung Johanns als eine Unklugheit und Ungerechtigkeit darzuſtellen, und dem Freudenweine ſeiner Familie den Tropfen Wermuth nicht fehlen zu laſſen, den ſie ihm gern beimiſchten. Agnes konnte ſich über dies Gerede kaum zufrieden geben; aber auch Johann war die Sache nicht gleichgültig. Glücklicher Weiſe ereignete ſich gegen Ende des Jahres 1421 ein Umſtand, der Licht in die Sache bringen konnte, und Johann, der durch ſeine Freunde davon Nachricht erhielt, reiſete ſelber nach Brandenburg, um ſeine Angelegenheit perſönlich zu betreiben.

Man hatte einen Uebelthäter eingefangen, der auf Raub und Mord ertappt worden war. Aus ſeinem Verhöre ergab ſich eine Kette von Verbrechen, und unter dieſen viele Mordbrennereien, darunter auch einige wiederholte in dem Dorfe Radewege, welches dem Rathe der Altſtadt Brandenburg gehörte. Gerade wegen der vielen Feuersbrünſte in dieſem Dorfe war Agnes ins Gerede gekommen. Jetzt zeigte ſich aus den Ausſagen des Thäters, wie unſchuldig ſie und die Quitzows daran geweſen waren, und auch wegen der Feuersbrünſte in anderen Dörfern gelang es Johann, ſich rechtmäßig zu vertheidigen, und ſeine und ſeiner Angehörigen Unſchuld darzuthun. Er wurde deshalb am 5. Januar 1422 in aller Form von jedem Verdachte und jeder Mitſchuld an dieſen Feuersbrünſten frei geſprochen [1]). — Erſt jetzt athmete Agnes wieder frei auf, und ein ſchöneres Geſchenk hätte er ihr nicht zum Dreikönigsfeſte mitbringen können, an deſſen Abend er wieder in Lenzen eintraf.

Zu keiner Zeit war der Bund der Hanſa ſo mächtig, als zu dieſer. Gegen achtzig der anſehnlichſten See- und Landſtädte bildeten ihn, und der Bund beherrſchte die Nord- und Oſtſee faſt ausſchließlich. Er hatte mit tauſendfachen Schwierigkeiten und Hinderniſſen zu kämpfen, aber das Glück begünſtigte ihn auf eine auffallende Weiſe. In den Ländern des Norden und Oſten machte er Anſpruch auf den Alleinhandel, in Flandern ſtanden

[1]) Garcaeus edit. Krausii p. 173.

seine Kaufleute im höchsten Ansehen, in England war sein Handel durch die vortheilhaftesten Privilegien geschützt, und der Verkehr der Hansa war durch alle diese Begünstigungen ein wahrhaft großartiger geworden. Sie gestatteten keiner Stadt, die nicht zu dem Bunde gehörte, nach den nordischen Reichen zu handeln, und schlossen überall Verbindungen zur Sicherung ihrer Waarentransporte, zu deren Schutz sie gemeinschaftliche Maaßregeln ergriffen. Bei den so häufigen Fehden zwischen Städten und Adel war es nicht selten eine zur Hansa gehörige Stadt, welcher der Krieg erklärt wurde, und deren Kaufmannsgüter auf den Landstraßen weggenommen wurden. Da sich die übrigen Städte in einem solchen Falle ihrer Bundesgenossen annahmen, und diese Plünderung nicht dulden wollten, so entspannen sich daraus immer wieder neue Fehden, besonders mit den mächtigen Hauptstädten des Hansebundes, mit Lübeck und Hamburg, durch deren Verfahren der Adel seine Rechte oft bitter gekränkt fühlte. Natürlich war das in den ihnen zunächst gelegenen Ländern am meisten der Fall.

Eben jetzt war ein großer Theil des meklenburgischen, priegnitzischen und märkischen Adels von den beiden genannten Städten schwer beleidigt worden, und hielt es seiner Ehre gemäß, auf Abstellung der Maaßregeln zu dringen, welche die Städte gegen ihn ergriffen hatten. Die Verhandlungen führten nicht zum Ziele, sämmtliche Betheiligte hielten deshalb eine Zusammenkunft, und beschlossen, den Städten abzusagen. Auch Johann von Quitzow war mit dabei, denn der Lage seines Schlosses wegen war er bei jenen Maaßregeln stark betheiligt, und litt bei deren Anwendung. Lenzen wurde zum Sammelplatz des Heeres erwählt.

Jetzt erst fand Johann von Quitzow alle Elasticität seines Geistes wieder, denn er bewegte sich in dem gewohnten Elemente. Er rüstete, schaffte Vorräthe an, übte seine Leute und seine Neffen, die den Zug mitmachen sollten, und war überaus thätig. Es war ihm, als ob nach einem langen Winter endlich der Sommer angebrochen wäre. Von dem Kurfürsten war nicht zu fürchten, daß er die Fehde stören würde, denn er war außer Landes, kurz, es schienen Johann die alten Zeiten wiedergekehrt zu sein, und dies Gefühl goß Jugendlust in seine Adern.

Am Donnerstag den 2. April 1422 versammelten sich die Verbündeten, 180 Pferde stark, zu Lenzen, um von hier aus den

Zug zu beginnen. Sie wählten die Anführer desselben, und als solche wurden ernannt: Johann von Quitzow, von dessen Kriegsruhm man sich viel versprach, wobei man auf das Imponirende seines Namens rechnete; Boldewin von dem Kruge, der Jüngere, Reimar von Plessen, einer der reichsten und begüterteſten Edelleute Meklenburgs, dessen Familie sehr mächtig war, und Nikolaus von Rohr von der Meyenburg, ein begüterter und in den Verhandlungen jener Zeit oft genannter Edelmann aus der Priegnitz. Der ganze Haufen war aus Priegnitzern, Märkern und Meklenburgern zusammen gesetzt.

Den beiden mächtigen Hanseſtädten unmittelbar zu Leibe zu gehen, konnte den Anführern dieses Zuges nicht einfallen, denn das hätte auch ein hundertmal so großes Heer nicht vermocht. Es blieb nichts anderes übrig, als ihnen Kaufmannsgüter wegzunehmen, und zu dem Ende eine Gegend zu wählen, wo man Transporte derselben von beiden Städten erwarten durfte. Keine Gegend schien geeigneter, als die zwischen Möllen und Lauenburg, denn über letzteren Ort gingen eine große Menge Waaren in die südlich von der Elbe gelegenen Länder, und hier war darum am ersten auf eine gute Beute zu rechnen. Man beschloß deshalb, sich dahin zu begeben, und ritt am Freitage den 3. April von Lenzen ab.

Am anderen Tage erreichte man den Steckenitz Kanal oder die Delvenau, und überschritt ihn bei dem Dorfe Büchen. Dieser Kanal war von den Lübekern in den Jahren 1391 bis 1398 von dem Möllner See, der neben der, den Lübekern gehörigen Stadt Möllen lag, bis zur Elbe gegraben worden, und verband die Nordsee mit der Ostsee. Vorzugsweise diente er zum Transporte des Lüneburgschen Salzes, doch wurde er natürlich auch für andere Waaren benutzt. Mit den Herzogen von Lauenburg waren darüber Verträge geschlossen, wodurch diesen ein Zoll in Lauenburg zugestanden war; dagegen wurde den Lübekern die ausschließende Benutzung des Kanals zugesichert, und kein Anderer durfte ihn befahren [1]).

Ein Theil unserer Reiter blieb in der Nähe des Kanals, um sich der vorüberfahrenden Schiffe zu bemächtigen, der übrige bei Weitem größere Theil ging vorwärts, und stellte sich in der Ge-

---

[1]) Hanseat. Magazin von Smit B. III. S. 94.

gend der Dörfer Pötrau, Franzhoff und Müſſen auf, um die Lübeker und Hamburger Heerſtraßen zu beobachten.

Schnell aber war die Stadt Lübek von der ihren Kaufleuten drohenden Gefahr benachrichtigt worden. Sie ſandte ſofort eine zahlreiche Abtheilung Bewaffneter nach der bedrohten Gegend, und forderte die Schweſterſtadt Hamburg zur Mitwirkung auf, die ohne Säumen ihr Kriegsvolk eben dahin ſandte. Von dieſen Maaßregeln erfuhren unſere Verbündeten nichts.

Am nächſten Tage wegelagerte man. Leider wollte nichts kommen. Es zeigte ſich kein Wagenzug, der den Städten gehört hätte. Reiter, Wagen und Fußgänger zogen zwar vorüber, aber wegen des Sonntags nur ſparſam, und außerdem gehörten ſie nicht den Städten an. Auch von der Delvenau und den übrigen Haufen kam keine Nachricht eines glücklichen Fanges. Der Palmſonntag verging ohne einen Erfolg. Man hatte alle Widerwärtigkeiten des unangenehmen Aprilwetters im Freien ertragen, und zog bei anbrechender Dämmerung unverrichteter Sache nach Müſſen.

Am nächſten Morgen zogen unſere Bewaffneten auf das Feld und in ihren Verſteck, um die Wege zu bewachen. Aber ſeltſamer Weiſe verging auch der heutige Tag ohne einen Fang. Am folgenden Tage, Dienſtag den 7. April fand eine Unterredung der Anführer ſtatt. Man beſchloß, über die Delvenau zurückzugehen, und ſich dort aufzuſtellen, denn es wurde behauptet, daß die Lübeker Wagenzüge dort ihren Weg gezogen, und über die Palmſchleuſe nach Lauenburg gegangen wären. Man zog deshalb die verſchiedenen Trupps zuſammen, und brach über Patrow auf, um bei Büchen über die Delvenau zu gehen.

Aber noch ehe ſie den Graben erreicht hatten, ſahen ſie das jenſeitige Ufer von Lübekſchem Kriegsvolke beſetzt, ja es ſchien, daß auch das Dorf Büchen beſetzt ſei. Dies war eine höchſt unangenehme Entdeckung. Es wurde ſogleich Halt gemacht, und überlegt, ob es gerathen ſei, den Uebergang zu erzwingen. Allein die Berathung darüber wurde ſchnell aufgegeben, als man bemerkte, daß ſich von Filzen her noch anſehnliche Züge Lübeker dem Dorfe Büchen näherten. Offenbar waren die Lübeker übermächtig.

Wir dürfen nicht über den Graben gehen, rief Johann von Quitzow, laßt uns diesſeits bleiben, und uns gegen Norden wen-

den, um gegen Möllen vorzurücken. Raſch gab man den Haufen dieſe Richtung, und erreichte ſo das Dorf Müſſen. Kaum aber verließ man es, ſo ſahe man von Sams her große Haufen Bewaffneter ſich nahen, die man als Hamburgiſches Kriegsvolk erkannte.

In ſchnellem Trabe ging es durch das Dorf Müſſen zurück nach Franzdorf. Aber ehe man das letztere erreicht hatte, ſah man die Hamburger ſchon aus Müſſen hervorbrechen, und die Lübecker aus Patrow. Man hatte die Feinde im Rücken und in der Flanke, und ſelbſt dem gemeinſten Knechte wurde es deutlich, in welch einer gefährlichen Lage man ſteckte. Vorläufig tobte, fluchte und ſchrie alles durcheinander; aber inſtinktartig eilte man ſo ſchnell als möglich vorwärts, um ſo mehr, als der Weg nach Lütow ſich rechts wendete, und von Patrow entfernte.

Wir vermögen uns auf freiem Felde nicht gegen die Städter zu halten, ſprach Johann von Quitzow, wir müſſen ein Schloß zu erreichen ſuchen, und uns da hinein werfen, koſte es was es wolle. Am nächſten liegt uns die Lauenburg. Mein Rath iſt, wir wenden uns dahin, und begehren von dem Herzoge Aufnahme.

Es gab allerdings keinen beſſeren Rath, und ſo gefährlich auch das Mittel war, ſo mußte man ſich dennoch dazu bequemen. Man behielt die eingeſchlagene Richtung bei, und nach einer Stunde lag die Stadt Lauenburg an der Elbe mit ihrem auf einem Berge gelegenen ſtattlichen Schloſſe der Herzoge vor ihnen, das drohend in die Ferne blickte. Es war von keinem Graben umgeben.

Als ſie ſich dem Schloſſe näherten, wurde das Fallgatter herabgelaſſen, und bewaffnete Männer erſchienen auf den Mauern. Johann von Quitzow ritt heran, und verkündigte dem Thorwächter, daß ſie keine feindliche Abſichten hätten, ſondern um freundliche Aufnahme bäten, weil ſie von ihren Feinden verfolgt würden.

Der Thorwächter ließ dem Herzoge die Meldung machen, und gleich nachher erſchien der Herzog Erich ſelber über dem Thore. Johann wiederholte ſein Geſuch.

Herzog. Fremden Bewaffneten kann ich keinen Schutz in meinem Schloſſe gewähren, am wenigſten gegen die Seeſtädte.

Auch wißt ihr wohl, daß das nur unter Verbündeten Sitte iſt. Unſer Schloß kann euch daher kein offen Schloß ſein. Ohnehin kenne ich eure Abſichten nicht.

Johann. Sie ſind, wie ich euch auf Treu und Glauben verſichern kann, nicht gegen euch gerichtet. Aber wir entgehen ſonſt unſeren Feinden nicht, die uns verfolgen, und ſo nahe ſein müſſen, daß ihr ſie ohne Zweifel von eurem Burgthurme ſchon ſehen könnt. Sie ſind uns übermächtig, denn wir haben es mit Lübek und Hamburg zu thun.

Herzog. Ihr habt ſchlimme Gegner, aber ich kann euch nicht helfen, ſo gern ich möchte. Sucht ihnen auf andere Weiſe zu entgehen.

Dieſe Weigerung war vorausgeſehen, und man hatte den Fall bereits beſprochen. Wohlan denn, rief Johann, ſo geben wir uns euch auf Treu und Glauben gefangen, wenn ihr uns bei euern Treuen gelobt, daß uns an Leib und Leben kein Schade geſchehen ſoll.

Herzog. Das ſei euch zugeſtanden. Reitet zurück zu den Eurigen, und verkündigt ihnen das. Dann ſendet einen nach dem andern zum Thore her; doch nie zwei zugleich, und Jeder, der in das Thor einreitet, giebt ſein Schwerdt an meine Diener ab. Nun eilt euch!

Es geſchah, wie der Herzog es angeordnet hatte, und als man erſt bemerkte, daß keine feindſeligen Abſichten vorwalteten, ging die Sache ziemlich raſch. Herzog Erich ließ die Anführer zu ſich entbieten, und vernahm von ihnen das Nähere. Aber noch während dieſer Rede ſignaliſirte der Thürmer heranrückende Bewaffnete. Der Herzog winkte einen Knappen, der ſich entfernte, und gleich darauf mit der Meldung wieder hereintrat: Es iſt Lübekſches und Hamburgiſches Kriegsvolk.

Seid ruhig, ſprach der Herzog, und begebt euch in die Gemächer, welche ich euch anweiſen laſſen werde. Unter meinem Schutze habt ihr nichts zu fürchten.

Johann verließ mit ſeinen Begleitern den Herzog, und wurde mit ihnen in ein anſtändiges Zimmer geführt. Alle waren ſehr niedergeſchlagen.

Unterdeſſen hatten ſich die Kriegsvölker der Städte in einiger Entfernung um das Schloß gelegt, und erließen eine Aufforderung an den Herzog Erich, ihnen ihre Feinde herauszugeben.

Dies Anſinnen lehnte der Herzog ab, indem er ſagte: er könne Leute, die ſich auf gutem Glauben in ſeinen Schutz begeben hätten, nicht auf ſolche Weiſe verrathen. Ohnehin ſei ihm unbekannt, daß ſeine Schützlinge Feinde der Städte wären. So viel er wiſſe, hätten ſie ſich keine Feindſeligkeiten gegen dieſelben zu ſchulden kommen laſſen, und er könne ſonach ihrem Geſuche nicht willfahren.

Der Bote begab ſich zu den feindlichen Haufen zurück, und hinterbrachte ihnen die Antwort des Herzogs. Allein die Städter waren nicht geſonnen, ſich mit einer ſolchen Antwort abfinden zu laſſen. Sie hielten Rath, und fertigten gleich nachher den Boten nochmals nach dem Schloſſe ab. Er ſagte dem Herzoge: es ſei zwar allerdings wahr, daß die Feinde noch nichts gegen die Städte unternommen hätten, allein dies könnte ihnen nicht als ein Verdienſt angerechnet werden, denn wie ſie recht gut wüßten, hätten ſie böſen Willen genug dazu gehabt. Darum wiederholten die vor dem Schloſſe befindlichen Anführer ihr Geſuch, ihnen die Feinde auszuliefern, damit ihnen ihr Recht geſchähe.

Der Herzog, der den beiden Städten nicht ſehr gewogen war, mit denen er erſt vor Kurzem einen Krieg beendigt hatte, der ihn die Schlöſſer Bergedorf und Riepenborg gekoſtet hatte, gerieth in einige Bedrängniß. Er erwiderte: Es könnte ſein, daß ſeine Schützlinge mit feindſeligen Abſichten gegen die Städte gekommen wären, und er müſſe dies nach den beſtimmten Verſicherungen der ſtädtiſchen Anführer glauben. Allein ſo lange ſie nichts Schädliches unternommen, ſondern es bloß gewollt hätten, ſo lange wäre ihnen nichts anzurechnen, denn Gedanken ſeien zollfrei. Da es indeſſen doch ſchiene, als ob die Städte Beſchwerden gegen die in ſein Schloß aufgenommenen Leute zu führen hätten, ſo wolle er dafür ſorgen, daß ſeine Schützlinge ihnen, wo es auch ſei, zu Recht ſtehen ſollten, er erböte ſich auch, die Vermittelung zu übernehmen; da er ihnen aber einmal ſeinen Schutz zugeſagt habe, ſo könne er ſein Wort nicht brechen. Mit dieſem Beſcheide begab ſich der Bote hinweg.

Indeſſen verging kaum eine Stunde, ſo erſchien er zum dritten Male, und verkündigte Folgendes: Die ſtädtiſchen Anführer verlangten durchaus ihre Feinde, und erſuchten den Herzog, wohl zu bedenken, was er thäte. Wer eines Anderen Feind ſchütze und hehle, ſei nach den Rechten und Gewohnheiten nicht

anders, denn ebenfalls als ein Feind zu betrachten, und das Recht verurtheile ihn, wie jenen. Beharre der Herzog auf seinem Entschlusse, die Feinde nicht auszuliefern, so müßten sie ihn als einen Feind der Städte betrachten, und würden ihn demgemäß behandeln.

Herzog Erich befand sich in einer argen Klemme, und wußte nicht, was er beginnen sollte. Er hatte die Hand der mächtigen Städte eben erst zu schmerzlich gefühlt, als daß er es wagen durfte, ihren Aufforderungen Trotz entgegen zu setzen, und von der anderen Seite gab er ebenso ungern seine Gefangenen heraus. Er murmelte einige Flüche zwischen den Zähnen, und bat sich dann zwei Stunden Bedenkzeit aus.

Während diese Unterhandlungen gepflogen wurden, hatten unsere Ritter sich in dem Schlosse umher führen lassen, um dasselbe kennen zu lernen. Boldewin von dem Kruge fand unter den Knechten einen, der früher bei seinem Vater gedient hatte, und der eine große Freude bezeugte, ihn wieder zu sehen. Boldewin blieb bei ihm stehen, und erst nachdem die übrigen ihr Zimmer erreicht hatten, fand auch er sich ein. Die Dämmerung senkte sich bereits herab, als der Herzog die Männer einladen ließ, zu ihm zu kommen.

Er ging in großer Bewegung im Zimmer auf und ab. Endlich, nachdem er offenbar über einen Eingang zu seiner Rede sich den Kopf zerbrochen, blieb er stehen, stampfte mit dem Fuße auf, und rief: So wollt' ich doch, daß — — Da steck ich nun in einer schönen Klemme! Die Städter wollen euch durchaus ausgeliefert haben, und drohen mir, mich als ihren Feind zu behandeln, wenn es nicht geschieht. Ich muß unter allen Umständen den Krieg vermeiden, und dazu giebt es nur ein Mittel. So ungern ich es ergreife, — ich muß, und habe keine Wahl.

Johann v. Quitzow. Wie, verstehe ich euch recht, ihr wollt uns ausliefern?

Herzog. Muß ich denn nicht? Wißt ihr einen anderen Rath zu geben?

Boldewin. Daß du die Pestilenz kriegst! Hab' ichs doch gedacht und voraus gesagt! Haben wir nicht euer Wort? Habt ihr nicht versprochen, uns zu schützen?

Reimar. Ihr wißt, gnädiger Herr, wie die von der Hanse Leute unseres Standes behandeln, wenn sie in ihre Gewalt fallen.

Herzog. Freilich. Aber eben deswegen muß man zuvor eine Uebereinkunft mit ihnen ſchließen, daß euer Leib und Leben geſchont werde.

Boldewin. Da wird ſich das Volk auch daran kehren! Das iſt Pack, Geſindel, da iſt kein Mann von Ehre darunter, die halten nicht Treu und Glauben. Brecht ihr euer Wort gegen uns, breche ich das meinige gegen euch, und ich weiß dann, was ich thue. Ich bin meines Wortes als Gefangener quitt.

Herzog. Immerhin, doch laßt die Andern auch einmal ſprechen. — Wißt ihr mir ſonſt einen guten Rath zu geben?

Alle. Nichts, als daß ihr, wenn es nicht anders ſein kann, uns und unſere Leute nicht anders ausliefert, als gegen die Verſicherung, daß keiner an Leib und Leben geſtraft werde.

Herzog. Gut. Für heute wird die Auslieferung nicht mehr ſtatt finden können, denn es iſt finſter geworden. Die Nacht werdet ihr noch im Schloſſe zubringen. Vielleicht erhält Einer oder der Andere noch einen guten Rath im Traume, möge er ihn dann wohl benutzen. Gute Nacht! —

Unſere Ritter theilten ihren Leuten die ſo eben erhaltene Nachricht mit, und erregten damit ein allgemeines Trauern und Wehklagen. Am betrübteſten aber waren ſie ſelber. Kaum wieder angelangt in ihrem Zimmer, ergoß ſich ihre finſtere Stimmung in den bitterſten Redensarten.

Es iſt nur zu gewiß, rief Boldewin, daß die Städter uns Schonung des Leibes und Lebens verſprechen, aber auch eben ſo gewiß, daß ſie es nicht halten werden.

Claus. Unſer Leben halte ich in ihren Händen keinen Augenblick geſichert. Opfert man uns nicht unter dem Scheine des Rechts hin, ſo geſchieht es in der Form eines Pöbelauflaufs. Was erlauben ſich dieſe übermüthigen Hanſen nicht gegen uns? —

Johann. Das wäre niederträchtig! Von allen Todesarten iſt mir immer die am ſchimpflichſten vorgekommen, durch die Hand des Kaufmanns zu ſterben.

Boldewin. Gewiß, und für edle Herzen das Abſcheulichſte, was ſich denken läßt. Drum ſage ich: machen wir, daß wir wegkommen; hat uns der Herzog ſein Wort nicht gehalten, ſind auch wir des unſrigen quitt.

Johann. Was hilft uns euer Rath? Er iſt verdammt wohlfeil, und jeder hätte ihn geben können.

Boldewin. Ho ho! Nun ſollt ihr einen klugen Kopf kennen lernen. Ich weiß, wie wir wegkommen; ihr habt wohl geſehen, daß ich unten im Hofe einen alten Knecht meines Vaters fand, mit dem ich als Kind oft geſpielt habe. Weil ich nun von Anfang ans Entwiſchen gedacht, ſo habe ich den alten Knecht im Geheimen befragt, ob er mir keine Gelegenheit dazu an die Hand geben könnte. Der hat mir nun vertraut, daß ein geheimer Gang unter der Erde fort bis zur Elbe führe, aber er iſt hier im Hofe durch eine eiſerne Thür verſchloſſen. Wenn wir nun in der Nacht einen Elbkahn bereit halten, ſo ſetzen wir uns in den hinein, und fahren heidi! Der Knecht hat in ſeiner Jugend das Schloſſerhandwerk gelernt, und getraut ſich das Schloß mit einem Dietrich aufzumachen. Was meint ihr nun?

Reimar. Der Vorſchlag läßt ſich hören. Laßt uns denn die Sache gehörig beſprechen.

Man kam überein, nicht eher etwas zu unternehmen, als bis alles im Schloſſe ſchliefe. Alle konnte man auf dieſe Weiſe nicht retten, wenn man das Geheimniß nicht Preis geben wollte. Es konnten daher nur die Anführer und diejenigen, welche es am meiſten vermeiden mußten, in die Hand der Städte zu fallen, auf dieſe Art ſich flüchten, in welche Zahl Johann auch ſeine Neffen und ſeinen Diener Dietrich Schwalbe einſchloß. Zuſammen waren dies 20 Perſonen. Während ſie in das Geheimniß gezogen wurden, beredete ſich Boldewin mit dem alten Knechte, der es übernahm, ein Fahrzeug zu beſtellen, und ſich mit den nöthigen Dietrichen zu verſehen. Jeder bepackte ſich aus ſeinem Ränzel mit ſo viel Geld, als er darin vorfand. Doch geſchah dies alles ſehr verſtohlen, und ein Theil legte ſich ſogar nieder, um keinen Verdacht zu erregen.

Mit Sehnſucht warteten unſere Flüchtlinge, bis es ruhig und ſtill geworden wäre. Schon waren unſere Ritter einige Male bereit geweſen, ihr Zimmer zu verlaſſen, und immer waren ſie durch Geräuſch zurückgehalten. Endlich ſchien alles zu ſchlafen, und nunmehr verließen ſie, wohl bepackt, ihr Schlafgemach.

Allgemach kam einer nach dem andern zur verabredeten Stelle geſchlichen, und bald war alles beiſammen. Leiſe nahete man ſich dem Orte, wo die eiſerne Thür befindlich war. Der

alte Knecht verſuchte ſeine Kunſt, und nach langer Mühe war ſie geöffnet. Jetzt drängte ſich alles hinein, und ſetzte voll friſcher Lebenshoffnung ſeinen Weg in der dichteſten Finſterniß fort. Endlich wehete wieder friſche Luft, und ſie erreichten das Freie. Leiſe und behutſam ſchlich man zum Ufer, und beſtieg das bereit gehaltene Fahrzeug, das ſogleich nach dem jenſeitigen Ufer fuhr, und hier ſeinen Weg fortſetzte.

Das Unternehmen war über Erwartung gelungen. Faſt war es unbegreiflich, daß ſie im Schloß nicht ſchon entdeckt waren, ungeachtet die Stelle, wo die Thür ſich befand, ziemlich verſteckt lag. Boldewin wollte darin erkennen, daß der Herzog ihren Plan vermuthet, und ihn begünſtigt habe, denn daß er den Hanſeſtädten den reichen Fang nicht gönnte, und eine Verkürzung deſſelben nicht ungern ſehn würde, war zu vermuthen.

Unſere Flüchtlinge blieben unangefochten, ſie fuhren die Elbe hinauf, und kamen nach zweien Tagen in Lenzen an, wo ſie das Schiff verließen und nach Hauſe zogen.

Als am anderen Morgen die Gefangenen in der Lauenburg dem ſtädtiſchen Kriegsvolk übergeben werden ſollten, war man nicht wenig erſtaunt, die Anführer zu vermiſſen, bis man entdeckte, wo ſie geblieben waren. Es wurde grimmig viel geflucht, und der Herzog mußte manche böſe Rede hören, allein die Entflohenen kamen drum nicht wieder. Man hielt ſich zuletzt an das, was man vorfand: Lübek nahm von den vorhandenen Gefangenen 80, und ebenſoviel Hamburg, die Pferde und das den Gefangenen und ihren Herren gehörige Gut theilten die ſtädtiſchen Krieger unter ſich. Die Gefangenen wurden nach Lübek und Hamburg geführt, und in die Thürme geſetzt, nach einiger Zeit aber gegen Löſegeld losgelaſſen, nachdem ſie die Urfehde geleiſtet und beſchworen hatten [1]).

---

1) Detmar Chronik bei Grotuff Th. II. S. 30. — Cranz Wandalia Lib. X. Cap. 36. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Abwesenheit des Kurfürsten scheint überhaupt die Veranlassung gewesen zu sein, daß wieder eine Menge kleiner Streitigkeiten auf gewaltsamen Wege entschieden wurden, und der Adel wie die Städte ihrer gewohnten Fehdelust den Zügel schießen ließen. So hatte zu dieser Zeit Hasse von Uchtenhagen eine Fehde mit der Stadt Beerwalde, über deren Ursache und Verlauf uns jedoch nähere Nachrichten fehlen [1]).

Noch unruhiger und bedenklicher standen die Sachen in der Niederlausitz. Mit jedem Tage konnte man eines Einfalles der Hussiten in dieses Land gewärtig sein, und der Landvogt Hans von Polenz hatte darum schon im vorigen Jahre eine Zusammenkunft zwischen Land und Städten zu Lübben veranstaltet, wo sich alles mit einander verband, und auf die Ankunft der Feinde gefaßt zu halten versprach.

So heftig auch die Hussiten bei ihren steten Spaltungen gegen einander wütheten, so standen Siegmunds Angelegenheiten schlechter als je. Am 17. Mai 1422 kam der lithauische Prinz Siegmund Coributh, des Großfürsten Witolds Neffe, mit 5000 Reitern nach Prag, um die Herrschaft zu übernehmen. Er wurde mit Entzücken empfangen, und zum obersten Verweser des Reichs und zum Beschützer desselben gegen innere und äußere Feinde ernannt. Ziska sah dies allerdings sehr ungern, konnte indessen für jetzt nichts dagegen thun. Coributh ging nun den Feinden zu Leibe, und belagerte mit einem mächtigen Heere und großem Belagerungsgeräthe die wichtige Veste Karlstein, zu deren Befehlshaber der Kaiser unsern Hans von Polenz ernannt hatte. Um so mehr durfte die Niederlausitz darauf rechnen, von den Hussiten einen Besuch zu erhalten. Siegmund ersuchte deshalb den Erzbischof Günther von Magdeburg, sich der Lausitz anzu-

[1]) B. d. Hagen Beschreib. d. Geschl. v. Uchtenhagen, S. 25.

nehmen, und dieſer berief Mannen und Städte auf Freitag nach Pfingſten den 5. Juni 1422 nach ſeiner Stadt Jüterbock. Hier verbanden ſich eine Menge adlicher Mannen mit dem Erzbiſchofe zur Vertheidigung gegen die Huſſiten [1]).

Ein eigenes Schickſal traf den Kurfürſten Herzog Albrecht III. von Sachſen. Nach der Gewohnheit ſeines Hofes war er im Sommer auf ein Jagdſchloß gezogen, um es ſich im Freien wohl ſein zu laſſen. Solche Raſt auf Jagdſchlöſſern war an den Höfen nichts Ungewöhnliches und wurde eine Hage, niederdeutſch Hoge, genannt, welches Wort uns noch in dem Worte Behagen wiederklingt. Nicht weit von Wittenberg lag im dichten grünen Walde verſteckt das Schloß Lochau, ſpäterhin Annaburg genannt. Dahin zog er mit ſeiner Gemalin und ſeinen guten Leuten, Männern und Frauen, weil es zu ſolchen Ergötzlichkeiten wohl geeignet war. Hier waren ſie fröhlich und beluſtigten ſich mit Eſſen und Trinken, Tanzen, Jagen und ritterlichen Spielen. Aber mitten in der Nacht, als alles im erſten Schlafe lag, entſtand Feuer in dem hölzernen Gebäude. Es mochte wohl ſchon eine Zeit lang gebrannt haben, als der Kurfürſt von dem entſetzlichen Geſchrei eines Jagdhundes erwachte, der auf Stroh lag, und den die Flamme ergriffen hatte. Das Schloß ſtand bereits ganz in Feuer und auch die Treppen brannten. Kaum behielt der Kurfürſt ſo viel Zeit, ſeine Gemalin zu wecken, und mit ihr nackt aus dem Fenſter zu ſpringen, wodurch es beiden gelang, ſich zu retten. Aber ſehr viele andere vermochten das nicht, und es verbrannten mehrere Ritter mit ihren Frauen, und andere gute Leute, zuſammen 15 Menſchen, die ſehr bedauert wurden. Selbſt der Schaden an Betten, köſtlichen Kleidern und Kleinodien war bedeutend. Die Urſache der Feuersbrunſt blieb unermittelt [2]). War indeſſen der Kurfürſt auch dem Feuer entronnen, ſo hatte doch der heftige Schreck und die Gemüthsbewegung über den harten Verluſt ſo heftig und nachtheilig auf ſeine Geſundheit eingewirkt, daß er ſogleich krank wurde, und einige Tage nachher am 25. Juli ſtarb. Er wurde zu Wittenberg als der letzte ſeines Stammes begraben.

---

1) Gerken Cod. diplom. brandenb. T. II. p. 367. — Neumann Geſch. d. niederl. Landvögte Thl. II. S. 63.

2) Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 513 (unrichtig unter 1420). — Eilers Chronicon Belticense p. 221.

Kurfürst Friedrich war im südlichen Deutschland, als sic
diese wichtige Begebenheit ereignete. Noch immer quälte ma
sich mit Maaßregeln gegen die Hussiten herum, ohne daß es z
einem allgemeinen Beschlusse gekommen wäre. Siegmund wa
theils mit seinen Händeln in Ungarn und Polen beschäftigt, theil
war er kränklich. Nunmehr kam er nach Nürnberg, um eine
Reichstag zu halten. Nach langem Rathschlagen kam man z
letzt überein, um die Kriegskosten aufzubringen, eine Vermögen
steuer auszuschreiben; es sollte der hundertste Pfenning gezal
werden, das heißt, ein Procent. Allein die Städte weigert
sich, und wollten den Fürsten von ihrem Vermögensstande kei
Kunde geben Deshalb wurde ein Anschlag gemacht, wieviel
jeder an Mannschaft zu dem beschlossenen Zuge gegen die Hu
siten stellen sollte. Zu Allerheiligen sollte das Heer im Fe
sein, und Kurfürst Friedrich von Brandenburg wurde zum ob
sten Feldhauptmann ernannt, was Markgraf Friedrich v
Meissen der Streitbare übel nahm, da er bis jetzt gegen die H
siten am meisten gethan hatte. In der That ergab sich n
einem schiedsrichterlichen Ausspruche der Kurfürsten, daß er
einer Summe von 90000 Gulden im Vorschuß war, wofür i
eine Anzahl Orte im Vogtlande und in Böhmen verpfän
wurden.

Kurz nach diesen Verhandlungen erhielt Kurfürst Fried
die Nachricht von dem Tode des Kurfürsten von Sachsen.
erinnerte sich sogleich, daß Kaiser Sigismund seinem älte
Prinzen, dem Markgrafen Johann, als er die Kurprinzessin
Sachsen geheirathet, Hoffnung zur Anwartschaft auf die K
von Sachsen gemacht habe. Der wichtige Moment war gek
men, wo es galt, seinem Prinzen Johann das Kurfürstenth
Sachsen, wie er es längst bedacht hatte, zu erwerben und
sichern. Er gab diesem daher sofort Befehl, das Herzogth
Sachsen zu besetzen, und sich dessen Einwohner huldigen zu l
sen, um den übrigen Prätendenten zuvor zu kommen.

Markgraf Johann gerieth hierdurch in einige Verlegenh
denn eben jetzt, mit dem 24. August, war der Waffenstillst
mit Pommern abgelaufen, und wenn auch noch nichts von ne
Rüstungen oder beabsichtigten Feindseligkeiten der Pommern
lautete, mußte man doch darauf gefaßt sein. Der Markg
entbot darauf einen Theil der märkischen Mannen und Stä

und dieſe ſammelten ſich unter ihre Banner, und zogen mit dieſen den angegebenen Sammlungspunkten zu.

So kam denn auch Johann von Quitzow mit dem priegnitziſchen Adel gezogen, an deſſen Spitze Gans von Putlitz ſtand. Ritter Haſſe von Bredow führte die ukermärkiſchen und mittelmärkiſchen Banner, und als alle verſammelt waren, brach Markgraf Johann von Spandau auf, und führte ſie nach Wittenberg, der Hauptſtadt des Herzogthums Sachſen.

Dieſe, an der Elbe belegene Stadt war ſehr gut befeſtigt, und hatte ein feſtes Schloß, die gewöhnliche Reſidenz des Kurſten. Eine große Menge von Thürmen, theils geiſtlichen Gebäuden, theils den Mauern zugehörig, gab ihr ein ſtattliches Anſehen, auch wurde ſie von einer kriegeriſchen und bewehrten Bürgerſchaft bewohnt. Nicht ohne Beſorgniß nahete man ihr, um ſo angenehmer wurde man überraſcht, als ſich die Thore der Stadt öffneten, und man ſie bereits von Brandenburgern beſetzt fand. Kurfürſt Friedrich ſelber war raſch mit einem kleinen Haufen der Seinigen aus Franken heran gerückt, war vor Wittenberg erſchienen, und von den Bürgern ohne Hinderniß eingelaſſen worden. Auch hatten ſie ihm bereits auf alle Fälle, und in Erwartung deſſen, was weiter kommen würde, eine Huldigung geleiſtet.

Friedrich ſandte nun die ihm zugeführten Truppen in die übrigen Städte und Beſitzungen des verſtorbenen Herzogs von Sachſen, und nahm die Huldigung an. Eine Abtheilung ſchickte er in die Niederlauſitz nach Stadt und Schloß Kalau, welches König Wenzel im Jahre 1414, wie oben angegeben, an Dietrich von Quitzows Schwiegervater, Albrecht Schenken von Landsberg verpfändet hatte, welcher ſein Pfandrecht ſehr bald an den Herzog Rudolph II. von Sachſen übertrug, von welchem es auf deſſen Bruder und Nachfolger, den Herzog Albert, übergegangen war [1]). Daſſelbe geſchah noch mit einigen anderen Ortſchaften. Nachdem dies geſchehen, ging Friedrich nach Berlin, um ſeine Gerechtſame auf diplomatiſchem Wege bei dem Kaiſer nachzuſuchen.

Hier überreichte ihm der Biſchof Johann von Waldow, der in den märkiſchen Geſchichten ſehr bewandert war, eine Denk-

1) Merbach Geſch. d. Kreisſtadt Kalau, S. 73

ſchrift, in welcher er Friedrichs Recht auf das Herzogthum Sachſen hiſtoriſch zu begründen ſuchte, und es beſonders geltend machte, daß daſſelbe früher zu der wendiſchen Mark gehört habe, deren Grenze die Elde ſei, und daß die Ottonen als Markgrafen von Brandenburg das Land wirklich beſeſſen, weshalb es auch zum Sprengel des brandenburgiſchen Biſchofs gehöre [1]). Wollte der Kaiſer das Herzogthum nicht wieder zur Mark ſchlagen, ſo könnte daſſelbe mit der Kurwürde und dem Marſchallamte dem Markgrafen Johann übertragen werden; ſollte das Land aber wieder einen Theil der Mark bilden, ſo würden die beiden letztern Würden freilich davon getrennt werden müſſen, ſie könnten aber dann am zweckmäßigſten den Herzogen von Braunſchweig und Lüneburg übertragen werden, deſſen Vorfahr, Heinrich der Löwe, ſie bereits beſeſſen, und denen größtentheils das Land Niederſachſen gehöre, an welchem die Kurwürde und das Erzmarſchallamt hafte, um ſo mehr, als Heinrich der Löwe ſie unſchuldiger Weiſe verloren habe.

Friedrich, der ſeinen Anſprüchen nicht hinreichend trauen mochte, und auf Siegismund nicht viel rechnen durfte, der ihm ſein Bündniß mit Polen nicht vergeben konnte, war wenigſtens bemüht, wie auch die Angelegenheit ſich wenden mochte, ſie zu ſeinen Gunſten zu wenden. Er konnte vorausſehen, daß die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg aus den angegebenen Gründen als Mitbewerber auftreten würden, und da es möglich war, daß Siegismund in ſeiner jetzigen Stimmung ſich für ſie entſchied, ſo wäre ihm in dieſem Falle nichts lieber geweſen, als wenn das Loos ſeinen künftigen Schwiegerſohn, Herzog Wilhelm von Braunſchweig getroffen hätte. Um hierin eines Sinnes zu handeln, ſchickte er einige ſeiner vertrauten Räthe zu ihm, um gemeinſchaftliche Maaßregeln zu verabreden. In gleichem Sinne hatte Herzog Wilhelm, als die brandenburgiſche Geſandtſchaft in Braunſchweig ankam, bereits einige ſeiner Räthe an den Kurfürſten abgeſchickt. Beide verbanden ſich nun, und ſagten einander ihre Hülfe zu. Hiernach ſchickte nun der Kurfürſt den von Seckendorf mit weitläufigen Schriften an den Kaiſer, welche dieſer auch mit beifälligen Aeußerungen entgegennahm ſo daß Seckendorf bereits gute Hoffnung ſchöpfte.

1) Gundling Leben Friedrichs I. S. 210.

Aber freilich waren die bisher Genannten nicht die einzigen Bewerber. Die Herzoge von Sachsen-Lauenburg waren unmittelbare Abkömmlinge des anhaltinischen Regentenstammes, und die nächsten Verwandten der verstorbenen Herzoge von Sachsen. Mehr als irgend ein anderer durften sie darum darauf rechnen, ihre Bewerbung gelingen zu sehen, die sie rasch und in aller Form geltend machten. Ja sie gingen sogar so weit, eine verfälschte Urkunde einzureichen, um den übrigen Bewerbern den Rang abzulaufen. — Außerdem suchte noch der Kurfürst von der Pfalz Ansprüche auf die Verlassenschaft auf, und machte diese zu Gunsten seines Sohnes geltend.

So freundlich auch der Kaiser sich gegen den von Seckendorf stellte, so merkte dieser doch bald aus den Aeußerungen des kaiserlichen Kanzlers, daß die Sachen nicht standen, wie er es wünschte. Dieser meinte, es ginge nicht, daß zwei Kurfürstenthümer an ein so großes Haus gelangten. Seckendorf erwiederte, es sei bereits doch früher mit Herzog Bernhard und Markgraf Otto der Fall gewesen, außerdem habe der Kurfürst auch Vorschläge gethan, wie diesem Einwurfe zu begegnen sei. Der Kanzler antwortete darauf wenig, meinte aber, der Kaiser habe bei den gegenwärtigen Kriegen viel Geld nöthig gehabt, und es würde besser gewesen sein, wenn er des Kurfürsten Absichten früher gekannt hätte. Jetzt merkte Seckendorf wohl, daß er zu spät gekommen sei, aber noch erhielt er keinen Aufschluß. Er lud deshalb den Kanzler zu sich ein, und hier erfuhr er von ihm, daß die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen sich schon vor drei Jahren um die Anwartschaft auf die Kur und das Land Sachsen beworben, und Friedrich der Streitbare habe das Versprechen darauf von dem Kaiser, so viel er sich erinnere 1420 den 1. August urkundlich erhalten.

Dieser unerwartete Umstand machte alle Plane scheitern, denn von allen Mitbewerbern hatte gerade der Markgraf von Meißen die wenigsten Ansprüche, und an ihn hatte man gar nicht gedacht. Allerdings war er in den Hussitenkriegen der thätigste gewesen, auch war ihm Siegmund eine große Summe schuldig, er war überdies sehr reich, und konnte noch viel vorschießen, lauter Gründe, die bei Siegmund von großem Gewichte waren. Dennoch aber waren alle Mitbewerber durch das Resultat nicht wenig überrascht.

Seckendorf ſchrieb ſogleich an den Kurfürſten, und meldete ihm den Stand der Dinge, der ſehr erbittert war, daß der Kaiſer in einer ſo wichtigen, alle Theile betreffenden Angelegenheit gehandelt hatte, ohne die Kurfürſten zu befragen, und er trug Seckendorf auf, dem Kaiſer darüber ſein Befremden zu äußern. Der Kaiſer entſchuldigte ſich, und bedauerte, daß er nicht früher die Rechte und Anſprüche des Kurfürſten gekannt habe. Uebrigens wäre das Land Wittenberg nur eine kleine Beſitzung, und es würde ſich die Gelegenheit ergeben, den Kurfürſten durch eine Anwartſchaft oder einen Erbvertrag anderweitig zu entſchädigen. Es ſei nicht erhört, und ganz ungewöhnlich, daß Vater und Sohn zwei Kurfürſtenthümer beſitzen ſollten.

Die letzte Entſchuldigung war nun freilich die ſchwächſte von allen, denn er durfte ſich nur erinnern, daß ſein eigener Vater die Kur Böhmen beſaß, während ſein Sohn Wenzel die Kur Brandenburg inne hatte. Die eigentlich bewegenden Gründe behielt er für ſich. Sie waren wohl darin zu finden, daß er eines neuen mächtigen Verbündeten bedurfte, um dem durch Brandenburg verſtärkten Polen gegenüber zu treten, und daß der Markgraf von Meißen ihm viele Dienſte gethan hatte, und bei ſeinem Reichthum noch thun konnte, während er mit Friedrich geſpannt war. So ſehr ſich Friedrich verletzt fühlte, hielt er es doch nach reiflicher Ueberlegung für rathſam, nachzugeben; denn nicht allein gewann es den Anſchein, als würde er mit dem Markgrafen von Meißen bei längerem Widerſtande in einen Krieg verwickelt werden, den er guter Nachbarſchaft wegen ſcheute, anderentheils ſchien auch der Plan mit ſeinem künftigen Schwiegerſohn Wilhelm von Braunſchweig auf große Hinderniſſe zu ſtoßen, dem ſchon jetzt die übrigen Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg den Krieg erklärt hatten. Er gab demnach Seckendorf den Auftrag, den gelindeſten Weg zu gehen, und weder den Kaiſer noch ſeine Gemalin zu erzürnen. Am meiſten erbittert waren darüber die Herzoge von Lauenburg, welche die Ungerechtigkeit, die ihnen widerfahren war, noch lange nachher nicht vergeſſen konnten. An Friedrich ſchrieb der Kaiſer auf eine möglichſt ſchonende und ſanfte Weiſe, — denn offenbar wollte er ihn nicht erzürnen, und verſprach dem Kurfürſten, es dahin zu bringen, daß zwiſchen Sachſen und Brandenburg eine Erbeinigung geſchloſſen werden

ſollte, kraft welcher beide Theile einander beim Abgange in der Regierung folgen ſollten, kurz, ihn auf alle Weiſe zufrieden zu ſtellen.

Am heiligen Dreikönigsfeſte 1423, den 6. Januar, belehnte der Kaiſer zu Presburg Markgraf Friedrich den Streitbaren von Meißen mit dem Herzogthum und der Kur Sachſen, und allen Landen, die Herzog Albrecht beſeſſen, ausgenommen das Schloß Kalau und das Kloſter Dobrilug. Beide wollte er als böhmiſche Lehne betrachtet wiſſen [1]). Zu gleicher Zeit beauftragte er ſeinen Hofrichter, den ſchon früher mehrmals erwähnten Johann von Lupfen, das Herzogthum Sachſen einzunehmen, und wenn es nicht anders ginge, ſelbſt Gewalt zu gebrauchen, und es ſodann dem Markgrafen Friedrich von Meißen zu übergeben, was, auf Friedrichs Beſchwerde, für eine bloße Urkundenformel erklärt wurde. Der Lauſitz befahl er, ſeinem Bevollmächtigten, Johann von Lupfen, behülflich und beiſtändig zu ſein, wenn er ſie dazu anrufen ſollte [2]).

Hans von Lupfen befolgte ſeinen Auftrag, und verlangte von dem Kurfürſten die Räumung des Herzogthums. Dieſer aber begehrte zuvor, mit dem Markgrafen Friedrich von Meißen zu unterhandeln, um ſich mit ihm wegen der Anſprüche ſeines Sohnes und deſſen Gemalin an das Herzogthum, und die theils aus der Verwandtſchaft, theils aus dem Verſprechen Siegismunds hervorgehenden Gerechtſame zu vergleichen. Friedrich von Meißen ſah die Billigkeit dieſes Verlangens ein, worauf ihn Siegismund ſchon aufmerkſam gemacht hatte. Zweifelhaft blieb dabei das Verhältniß mit Kalau. Unſtreitig betrachtete Friedrich die darauf ſtehende Pfandſumme als einen Theil der Erbſchaft, an welche der Markgraf von Meißen um ſo weniger Anſprüche machen könne, als Siegismund das Schloß ohnehin von den ihm zu übergebenden Beſitzungen ausgenommen habe. Johann von Lupfen beſtand dagegen auf die Räumung, und da ſie nicht gutwillig erfolgte, belagerte er das Schloß, und brach nach langem und tapferen Widerſtande deſſen Mauern [3]).

Unterdeſſen war mit der Niederlauſitz eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Kaiſer Siegismund verpfändete nämlich in ſeiner Geldverlegenheit das ganze Fürſtenthum an den Land-

1) Horn Leben Friedrichs d. Streitbaren S. 866.
2) Worbs Invent. dipl. Lusat. inſer. p. 236.
3) Merbach Geſch. von Kalau S. 74.

vogt Hans von Polenz, dem jetzigen Befehlshaber der Veste Karlstein in Böhmen [1]) für 7859 Schock Böhm. Groschen, daß er dasselbe inne haben, halten, genießen und gebrauchen soll, als er und seine Vorfahren, die Könige zu Böhmen, mit allen Renten, Zöllen, Nutzungen ꝛc. Es geschah dies am 6. September des Jahres 1422 [2]). Hans von Polenz stand daher zu diesem Lande jetzt ganz in demselben Verhältnisse, wie früherhin Jobst zur Mark, obgleich er freilich als bloßer Privatmann sein Ansehen nicht so geltend machen konnte, als dieser. Die Oberlehnsherrlichkeit hatte sich Siegmund vorbehalten.

Mit Markgraf Friedrich dem Streitbaren hatten sich die Verhältnisse endlich so gestellt, daß Kurfürst Friedrich nach Wittenberg ging, und am 23. Februar 1423 mit ihm folgenden Vergleich schloß: Kurfürst Friedrich erkennt den Markgrafen Friedrich von Meißen für einen Herzog von Sachsen und Kurfürsten des Reichs. Dieser aber zahlt ihm für seine und seines Sohnes Anforderung 28,000 Mark Silbers, und noch 5500 Schock Böhmisch der Markgräfin Barbara auf ihre Ansprüche auf die Allodien; doch ist davon die fahrende Habe, Gerade und Erbe ausgenommen, die sie ihrer noch lebenden Mutter wegen verlangen konnte. Endlich wird der nunmehrige Kurfürst von Sachsen und das Haus Hessen, das Haus Brandenburg in ihre Erbverbrüderung mit aufnehmen. Nun entließ Kurfürst Friedrich die Unterthanen des ihm geleisteten Huldigungseides, und wies sie an ihren neuen Landesherrn [3]). Am 27. Februar erneuerte er und sein Sohn Johann seine Union mit Meißen [4]).

Damit endigte sich Friedrichs Unternehmung auf das Herzogthum Sachsen immer noch glimpflich genug, denn gar leicht hätte diese Angelegenheit einen höchst gefährlichen Krieg entzünden können. Der Name Sachsen wurde nun zum Theil auf Völker übertragen, welche, wie die Meißner und Thüringer gar nicht dem Stamme der Sachsen entsprossen waren, während er für die eigentlichen Sachsen fast ganz verloren ging.

---

[1]) Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 525.

[2]) v. Raumer Cod. dipl. brandenb. cont. T. I. p. 90. Neumann Gesch. d. niederl. Landvögte Th. I. S. 91. v. Ledebur Archiv Bd. 5. S. 111.

[3]) Buchholz Gesch. d. Kurm. Brandenburg. Th. III. S. 54. v. Raumer a. a. O. p. 146.

[4]) v. Raumer a. a. O.

Caspar Gans von Putlitz war kaum wieder zu Hause angelangt, als er mit der Stadt Rostock in eine ernsthafte Fehde verwickelt wurde, die jedoch nach einiger Zeit durch die Bemühungen des Fürsten Wilhelm von Wenden vermittelt wurde [1]).

Bevor die Sache mit dem Markgrafen von Meißen noch beigelegt war, suchte Friedrich die noch immer schwankenden Verhältnisse mit Meklenburg zu berichtigen. Zu diesem Ende kam er am 6. Februar zu Perleberg mit Herzog Albrecht von Meklenburg zusammen, um wegen der Gefangenen, die sie zu beiden Seiten gemacht hatten, und wegen anderer Gegenstände ihres Zwistes mit einander zu verhandeln. Es lag ihm viel daran, den Streit zu Ende zu bringen. Bisher hatten die meklenburgischen Fürsten stets insgesammt, häufig sogar mit den Pommern verbunden, ihm gegenüber gestanden, und einmüthigen Sinnes alle seine Vergleichsvorschläge abgewiesen. Er hatte sich endlich überzeugt, daß mit der Gesammtheit nicht durchzukommen war, und sehr fein hatte er es dahin zu bringen gewußt, daß Herzog Albrecht mit ihm besonders unterhandeln wollte. Jeder der Fürsten hatte seine Räthe mitgebracht, und man wechselte Gründe und Gegengründe. Statt daß man gehofft hatte, die Parteien würden sich nähern, entfernten sie sich immer mehr, und mit großem Verdruß sah Friedrich voraus, daß das Gezänk der Räthe die ganze von ihm mit so vieler Mühe veranstaltete Zusammenkunft vereiteln würde. Unwillig ergriff er den Herzog Albrecht bei der Hand, und sprach: Laßt die Räthe sich hier zanken und beißen. Kommt mit mir, wir wollen uns selbander berathen. So zog er ihn in ein geheiztes Nebenzimmer (eine Dornetze), und gar bald gelang es hier seiner gewandten Persönlichkeit, den Herzog Albrecht für sich zu gewinnen. Das Resultat war, daß beide mit einander einen lebenslänglichen Frieden schlossen, und daß jeder seine Gefangenen frei und ledig geben wollte, ausgenommen den gefangenen Herzog Johann von Stargard, der noch Gefangener des Kurfürsten bleiben sollte. Demnächst sollte Herzog Albrecht zur Befestigung eines steten Friedens die vierte Prinzessin Tochter des Kurfürsten, Namens Margarethe, heirathen, welcher der Kurfürst 10000 rheinische Gulden mitgeben wollte. Diese wurden dem Herzoge Albrecht auf die ihm früher im Kriege abge-

[1]) v. Lützow pragmat. Gesch. v. Meklenburg Th. II. S. 169.

nommenen Schlöſſer Gorlosen und Dömitz mit der zugehörigen Stadt verſchrieben, und er einſtweilen in den Pfandbeſitz derſelben geſetzt. Das Alles wurde gehörig verbrieft und verſiegelt, ungeachtet zu vermuthen ſteht, daß Albrechts Verwandten ſchwerlich mit dieſen Schritten beſonders zufrieden geweſen ſein mögen [1]).

Friedrich war über den Ausgang dieſer Verhandlungen dagegen um ſo mehr vergnügt, als er damit eines der gefährlichſten gegen ihn gerichteten Bündniſſe geſprengt hatte, und die Zukunft eines ſeiner Kinder berathen ſah. Er traf deswegen glänzende Anſtalten zur Vermählung, welche in Gegenwart vieler Fürſten und Herrn am Pfingſttage den 23. Mai 1423 auf dem Schloſſe zu Tangermünde mit großer Pracht gefeiert wurde. Die Ehe ſegnete der neu ernannte Biſchof Stephan von Brandenburg ein. Kurfürſt Friedrich verlieh ſeinem nunmehrigen Schwiegerſohne, dem Herzog Albrecht von ſonderlicher Liebe und Freundſchaft wegen an dieſem Tage Schloß Gorlosen und Stadt und Schloß Dömitz erblich in aller Maaße und mit allem Rechte, wie er ſie vormals beſeſſen, ehe er ſie erobert hatte [2]). Am dritten Tage reiſete Herzog Albrecht mit ſeiner kaum zehnjährigen Gemalin nach Schwerin, und übergab ſie ſeiner Mutter, der Herzogin Katharina, welche ſie ſo lange in Obhut halten ſollte, bis ſie mannbar ſein würde. Dann ſollte das Beilager gefeiert werden.

Katharina war eine geborene Herzogin von Sachſen-Lauenburg, und mit ihren Brüdern noch heftig erbittert über die denſelben wiederfahrene Ungerechtigkeit in Bezug auf das Kurfürſtenthum Sachſen, wobei ſie ſowohl über den Kaiſer, als auch über den Kurfürſten Friedrich von Brandenburg ſehr übel ſprachen, weil ſie es dieſem nicht verzeihen konnten, daß auch er Anſpruch darauf gemacht hatte. Dazu kam, daß man in Meklenburg ſehr unzufrieden mit dem vom Herzog Albrecht gethanen Schritt war, und ganz unverhohlen ausſprach, er ſei überliſtet worden. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Herzogin Katharina dieſe Anſichten theilte, und man kann hiernach wohl entnehmen, wie das unſchuldige Opfer der Staatskunſt, die junge

---

1) Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 526. — Alb. Cranz Wandalia Lib. X. Cap. 40. — Saxonia Lib. XI. Cap. 10. Angelus Ann. march. p. 204.

2) v. Raumer Cod. diplom. Brand. cont. T. I. p. 65. (Die Jahreszahl muß ohne Zweifel 1423 heißen, denn 1426 war Albrecht ſchon todt).

Prinzessin Margarethe, von ihr aufgenommen und behandelt sein mag.

Kurze Zeit darauf, am 15. Juni (nach Andern am 6. Juni), wurde die Hochzeit der Prinzessin Cäcilie mit dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg zu Berlin, nach Andern zu Lüneburg, eben so festlich und prächtig gefeiert. Es waren auch schöne Ritterspiele, Stechen und andere Lustbarkeiten veranstaltet, die Prinzessin hatte ebenfalls 10,000 rheinische Gulden mit erhalten, über deren Empfang das neue Ehepaar quittirte [1]).

Johann von Waldow, Bischof von Brandenburg und Lebus, war zu Anfang dieses Jahres gestorben, und zu Fürstenwalde begraben. Es wurde jetzt die Würde wieder getrennt. Zum Bischof von Brandenburg wurde Stephan Bödecker, der Sohn eines Böttchers, ein für seine Zeit sehr gelehrter Mann, erwählt. Als Bischof von Lebus aber der bisherige Propst von Berlin und Archidiakonus der Stiftskirche zu Lebus, Johann von Waldow, der Bruder des bisherigen Bischofs, den wir aus früherer Zeit kennen, und der den Kurfürsten auch nach Constanz begleitet hatte [2]). Er konnte sich dieser Standeserhöhung nicht lange freuen, denn er starb schon im folgenden Jahre.

Der Schwiegersohn des Kurfürsten, Herzog Albrecht von Meklenburg, starb unvermuthet gegen Ende dieses Jahres, und damit zerschlugen sich alle Hoffnungen, welche Friedrich auf diese Verbindung gebauet hatte. Es war vorauszusehen, daß der in Perleberg lebenslänglich geschlossene Friede ein Ende hatte. Land und Fürstenhaus waren dadurch fast verwaiset, denn Albrechts Bruderkinder waren noch unmündig. Jetzt übernahm seine Mutter, die Herzogin Katharina, die Regentschaft, eine unternehmende Frau, die mit Muth und Klugheit zu Werke ging. Sie ernannte zwei der mächtigsten Edelleute des Landes, Mathias Arkow und Otto Vieregge zu ihren Räthen, und setzte ihnen, dem ausdrücklichen Wunsche des sterbenden Albrechts gemäß, vier Stadtverordnete von Wismar und Rostock zur Seite. Sie theilte das Land in Aemter, und ernannte in jedem einen fürstlichen Amtmann. Aber in Bezug auf die Mark traten die früheren Verhältnisse ein, besonders mit Mathias Arkow, der jetzt das

[1]) v. Raumer Cod. dipl. Brand. cont. T. I. p. 52. — Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 527. Hastiz II, §. 30. Angelus Ann. march. p. 235.

[2]) Wohlbrück Gesch. v. Lebus Th. II. S. 139.

Factotum der Herzogin, von je an mit dem brandenburgiſchen Adel, beſonders mit Gans von Putlitz verfeindet war. Die zwiſchen Albrecht und dem Kurfürſten abgeſchloſſenen Verträge wurden als beſeitigt angeſehen, und ſeine zehnjährige jungfräuliche Wittwe wollte man ihrem Vater zurückſchicken, und nicht als ſeine Wittwe anerkennen. Dagegen verlangte Friedrich, daß ſeiner Tochter vertragsmäßig ihr Leibgedinge, die Städtchen Wittenburg und Rybnitz mit den Dörfern Hagenow, Picher, Jasnitz und Zubehör als Wittwenſitz angewieſen würden [1]). Dies ſchlug man ab, weil die Prinzeſſin nicht als Gemalin Albrechts zu betrachten ſei, indem er vor dem Beilager geſtorben wäre. Endlich bewilligte man ihr den Beſitz ihres Leibgedinges, aber rieb ſich bei jeder Gelegenheit an ihr, ſo wie eine unangenehme Nachricht kam, und dieſe blieb nicht aus, denn Mecklenburg forderte wieder mit Ernſt die Freilaſſung des Herzogs Johann von Stargard, und Friedrich ſchlug ſie ab, wenn nicht die geforderten Bedingungen erfüllt würden [2]).

Mit dem 19. November begann der Winter, der diesmal überaus heftig war, und unausgeſetzt bis vier Wochen in den Faſten anhielt, das heißt, bis zum 19. März. Die Oſtſee fror bis auf weite Strecken von den Küſten entfernt ſo feſt zu, daß man von Danzig und Preußen auf dem Eiſe bis nach Lübek reiten konnte, auch zwiſchen Lübek und Dänemark war die See feſt gefroren [3]).

Am 4. December ſchloß Friedrich ein Schutzbündniß mit Markgraf Friedrich von Meißen [4]), auch hatte er in dieſem Jahre zum erſtenmale die Freude gehabt, Großvater zu werden, indem ſeinem älteſten Sohne dem Erbprinzen Johann eine Tochter geboren wurde, welche nach der Mutter den Namen Barbara erhielt. Bis daher war Johanns Ehe kinderlos geweſen.

Noch immer konnten die Pommern den Verluſt des Uckerlandes, deſſen größten Theil Friedrich erobert hatte, nicht ver-

[1]) Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 532. Gerken Cod. dipl. Brand. T. VII. p. 187. 190.

[2]) Detmar Chronik bei Grotuff Th. II. S. 26. Markgraf Johann trat im J. 1429 ihr Leibgedinge ab, welches ſeine Schweſter Dorothea bei ihrer Verheirathung mit Herzog Heinrich erhielt. Gerken Cod. dipl. T. VII. p. 186. 189.

[3]) Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 526. — Cranz Wandalia Lib. X. Cap. 40. — Saxonia Lib. XI. Cap. 10.

[4]) v. Raumer Cod. dipl. Brand. cont. p. 146.

ſchmerzen, da ſie es, nicht ganz mit Unrecht, als das Ihrige betrachteten. Kaiſer Karl IV. hatte dem Herzoge Barnim dem Aelteren im Jahre 1355 über alle die Ortſchaften und Güter, welche ihm Markgraf Ludwig der Römer in der Ukermark abgetreten hatte, eine vollſtändige Beſtätigung und Belehnung ertheilt [1]). Friedrich hatte ihnen den Beſitz ſtreitig gemacht, und verlangte dieſe Beſitzungen zurück. Bis daher hatte Kaiſer Siegismund Friedrichs Unternehmungen gegen Pommern gebilligt, und mit welchem Glücke er ſeine Anſprüche durchſetzte, haben wir oben geſehen. Der Fehlſchlag des Kurfürſten auf Sachſen gab den pommerſchen Herzogen wieder Muth, und da es ihnen nicht verborgen blieb, daß Friedrich ſich nicht mehr ſo ſehr wie früher des Kaiſers Gunſt zu erfreuen hatte, ſo ſchien es ihnen an der Zeit zu ſein, ihre Rechte auf die Ukermark bei dem Kaiſer geltend zu machen, weil ſie hofften, nunmehr günſtigeres Gehör zu finden. Herzog Caſimir machte ſich deshalb im Januar 1424 in ſtrenger Kälte von Stettin auf, und ritt nach Ungarn. Siegmund, den er in Ofen fand, nahm ihn ſehr wohl auf, hörte ſeine Beſchwerden freundlich an, und ertheilte ihm am 17. Februar nicht nur einen beſonderen Lehnbrief über alle ſeine Lande, ſondern beſtätigte ihm auch alles dasjenige, was Kaiſer Karl IV. Herzog Barnim III. im Jahre 1357 beſtätigt hatte, ſo wie die unmittelbare Reichsſtandſchaft [2]). Herzog Caſimir ritt vergnügt nach Hauſe, denn er hatte alles erlangt, was er gewünſcht hatte, Kurfürſt Friedrichs Anforderungen an die Ukermark waren nun bloße Anmaßungen, und wollte er ſein Recht behaupten, ſo durfte man ſich auf einen endloſen Krieg gefaßt machen. Kaiſer Siegmund ſchien gänzlich vergeſſen zu haben, was er früher Friedrich verſprochen hatte, ungeachtet er in dem pommerſchen Beſtätigungsbriefe ſagt, daß er dieſe Beſtätigung nicht aus Irrthum oder unvorſichtig, ſondern mit voller Ueberlegung und mit deutlichem Bewußtſein ertheile [3]).

Es läßt ſich denken wie Friedrich dieſen Schritt des Kaiſers, der ihm ſo viel verdankte, aufnahm. Er erklärte, ſeine Anſprüche ließen ſich nicht mit Briefen abweiſen [4]), und weit ent-

---

1) Schwarz Lehnshiſtorie von Pommern, S. 411.
2) A. a. O. S. 510. 511.
3) A. a. O. S. 511. Anm.
4) A. a. O. Anm.

fernt, ſie aufzugeben, zog er keinen Mann aus dem Ukerlande zurück. Die Pommern wurden inne, daß ihnen der Brief des Kaiſers nicht viel half, und daß ſie ſich dennoch das Land wieder erobern müßten. Sie rüſteten ſich deshalb kräftigſt zu einem neuen Feldzuge, und ſuchten ſich durch Bündniſſe zu verſtärken. Beſonders aber regten ſie die mit ihnen nahe verwandten meklenburgiſchen Fürſten an, der Mark abzuſagen, und am früheſten gelang es, die Fürſten von Wenden gegen die Mark in Harniſch zu bringen, und das um ſo leichter, als Fürſt Wilhelm von Wenden, der im vorigen Jahre erſt in der Fehde des Caspar Gans von Putlitz mit Roſtock den Frieden vermittelt hatte, unmittelbar darauf Caspars Feind geworden war. Sofort ſagten auch die übrigen Herren und die Herzogin Katharina den Frieden ab.

Es war ein warmer Sommertag, und in der Burg zu Putlitz, wie in dem Städtchen, ſah es ſehr kriegeriſch aus. Caspar Gans von Putlitz war nicht anweſend, ſondern bei dem Markgrafen Johann in Berlin, wohl aber waren ſeine beiden erwachſenen Söhne Joachim und Balthaſar, nebſt ihrem jüngeren Bruder Otto anweſend, und unterhielten ſich ſehr lebhaft mit dem alten und jungen Claus von Rohr von der Meienburg und Freienſtein, wie mit dem alten und jungen Boldewin von dem Kruge und Claus von Quitzow aus Stavenow, deren Knechte theils in der Burg, theils im Burgflecken mit Putzen und Rüſten beſchäftigt waren. Da öffneten ſich die Thore der Burg von neuem, und an der Spitze eines ziemlichen Haufens Knechte zogen herein Dietrich und Cuno von Quitzow. Sie wurden von den Fenſtern des Schloſſes aus mit einem Freudengeſchrei bewillkommt.

Gott zum Gruß ihr wackern Leute, rief ihnen Joachim von Putlitz zu, als ſie in das Zimmer getreten waren, legt eure Waffen ab, ſetzt euch zu uns her, und laßt euch einen guten kühlen Trunk gefallen.

Dietrich. Es iſt eine ſchwebende Hitze draußen, und die Sonne brennt durch Helm und Harniſch, daß man erſticken könnte. Sie zieht Blaſen auf der Haut.

Achim v. P. Glaubs gern, es haben heut ſchon viele darüber geklagt. Dafür wollen wir den Meklenburgern wieder ein-

heizen, und dort ſolls nicht bloß Blaſen, ſondern Beulen und Kopfnüſſe ſetzen.

Boldewin d. J. Schade, daß es nicht möglich geweſen iſt, etwas Eis vom Winter her aufzuheben. Da wars kalt genug. Und nun ſolche Hitze! Ich wollte, es wäre Winter.

Claus v. Rohr. Und doch habt ihr ihn ſatt genug gehabt; und konntet die Zeit nicht erwarten, bis er abging. Sobald wird nicht wieder ein Winter kommen, der ein ſo prächtiges Eis hatte.

Boldewin d. J. Das iſt wahr. Von Meklenburg bis Dänemark eine einzige feſte Fläche! Es ärgert mich doch ſchändlich, daß wir rüſtigen Leute nicht die ſchöne Gelegenheit wahr genommen haben, und über das Eis nach Dänemark gegangen ſind. Dort hätten wir auf die prächtigſte Weiſe eine beträchtliche Nahme an Vieh gemacht, und hätten ſie über die Oſtſee nach Hauſe getrieben. Denkt euch! Ueber die Oſtſee hin, und über die Oſtſee mit dem Vieh zurückgeritten! Das kommt vielleicht nie wieder vor, das wäre ein beherztes und kühnes Unternehmen geweſen, und hätte uns ewigen Ruhm gebracht bei der Nachwelt. Es iſt Jammerſchade, daß es unterblieben [1]).

Dietrich v. Quitzow. Du haſt ſchon oft darüber gejammert, nun es zu ſpät iſt. Warum haſt du den Gedanken nicht früher gehabt, als es noch Zeit war?

Boldewin. Warum kommen Einem immer die beſten Einfälle nachher? Es iſt ein wunderſchöner Gedanke, es wäre eine That geweſen, die unſeren Namen auf ewige Zeiten berühmt gemacht hätte, und noch nach tauſend Jahren würden kecke Degen bedauert haben, nicht dabei geweſen zu ſein, und nun —— Oder meint ihr nicht? —

Die Uebrigen. Es wäre allerdings ein trefflich Abentheuer geweſen, das großen Ruhm gebracht hätte.

Cuno v. Quitzow. Ich gäbe meinen kleinen Finger darum, hätte ichs mitgemacht.

Dietrich v. Quitzow. Aergern wir uns nicht weiter, wir müſſen nun ſchon andere Wege aufſuchen, uns Ruhm zu erwerben, und ich dächte, wir wären eben auf gutem Wege dazu.

Achim Gans v. Putlitz. Haſt recht, und die Meklen-

1) Wörtlich. — Cranz Saxonia Lib. IX. Cap. 10. Buchholz Geſch. d. Kurmark Brandenburg Th. III. S. 59. (Nicht 1476).

burger ſollen davon zu erzählen haben. Doch halt! Wer reitet denn da ein?

Alle begaben ſich nach den Fenſtern. Mathias von Jagow zog eben mit ſeinem Kriegshaufen ein, und wurde nicht minder mit einem Freudengeſchrei bewillkommt. Raſch hinter einander kamen noch mehrere Fähnlein, auch von Mannen aus der Mittelmark gezogen, denn morgen wollte man aufbrechen.

Des anderen Tages mit Sonnenaufgang regte ſichs lebendig und kriegeriſch im Schloſſe Putlitz. Wohlgemuth und rüſtig ſtiegen Ritter und Knechte zu Pferde, gefolgt von dem nöthigen Fußvolke und einer hinreichenden Zahl von Rüſtwagen. Joachim Gans von Putlitz hatte den Oberbefehl übernommen, und ritt, umgeben von den vornehmſten Mannen des Heeres im kriegeriſchen Schmucke an der Spitze deſſelben.

Es waren diesmal lauter junge Männer, welche auf dieſe Unternehmung ausgezogen waren, denn der alte Boldewin und der alte Claus von Rohr waren zurück geblieben. Man betrachtete den Zug als einen Uebungszug, auf welchem man die jungen Leute ſich ſelber überließ. Es ging darum ſehr munter und fröhlich zu, und man entwarf Pläne zu ſehr abentheuerlichen Unternehmungen, die indeſſen doch wieder aufgegeben wurden.

Schon war man mehrere Tage auf feindlichem Boden, da erhielt man die Nachricht, Mathias Arkow, die rechte Hand der Herzogin Katharina, habe die meklenburgiſchen Mannen beſonders die Bürger der Stadt Wismar aufgeboten, und rücke heran. Man nahm die Nachricht mit einem Freudengeſchrei auf. Am folgenden Tage ſtießen die beiden Heere aufeinander. Es ergab ſich bald, daß die Meklenburger ſtärker waren, als die Märker, allein darin ſah man kein Hinderniß, die angebotene Schlacht zu beginnen. Ohnehin blieb jetzt nichts übrig, als ſich zu ſchlagen, denn die Meklenburger griffen an, und ließen keine Zeit zur Ueberlegung. Voll trunkenen Siegesmuths ſchlugen die Märker darauf los, und arbeiteten wacker in die Feinde hinein; Joachim Gans benahm ſich wie ein guter Anführer, und ging den Seinigen mit tapferem Beiſpiele voran. Mit leidenſchaftlicher Wuth raſeten die märkiſchen Schwerdter, aber die Meklenburger wichen nicht ſo raſch, als es die Märker vermuthet hatten, und der kriegserfahrene Mathias Arkow wußte jeden Vortheil gut zu benutzen. Plötzlich brach

ſeitwärts aus einem Walde noch ein Haufe meklenburgiſcher Reiterei, und fiel den Märkern in den Rücken. Dies entſchied das Treffen, ein Theil der Märker floh, die übrigen wurden gefangen, und unter letzteren auch der Anführer Joachim Gans von Putlitz nebſt den beiden Quitzows und viele gute Leute mit ihnen.

Die Gefangenen wurden dem feindlichen Heerführer Mathias Arkow vorgeführt, in deſſen Geſellſchaft ſich der Biſchof Heinrich von Schwerin befand. Wie gefällt euch die Lektion, ihr jungen Brauſeköpfe? fragte Mathias, ich denke ihr werdet fürs Erſte wohl genug haben, und künftig vor meklenburgiſchen Schwerdtern mehr Achtung zeigen. Ich will diesmal Mitleid mit euch haben, und deshalb gebe ich allen Gefangenen hier auf dem Schlachtfelde Tag, ausgenommen eurem Anführer, der vielleicht nicht zufrieden wäre, wenn er ſobald ſchon aufhören ſollte, meklenburgiſche Luft zu athmen, die er doch ſonſt ſo geliebt hat, daß er ſogar ein Vaſall Meklenburgs iſt. Ihn wird der hochwürdige Biſchof Heinrich nach Bützow führen, damit er deſſen Thürme kennen lernt.

Es geſchah, wie er geſagt hatte. Die Gefangenen erhielten ihre Freiheit. Joachim Gans von Putlitz aber wurde vom Biſchof Heinrich nach der feſten Stadt Bützow geführt, und dort gefänglich in einen Thurm geworfen [1]).

Die Nachricht von dem Unglücke der Priegnitzer verbreitete ſich ſehr ſchnell, ſowohl durch Meklenburg als durch die Mark, und erregte dort großen Jubel, hier tiefe Niedergeſchlagenheit. Caspar Gans von Putlitz reiſete ſogleich nach Hauſe, um die Befreiung ſeines Sohnes einzuleiten. Kurfürſt Friedrich war nach Franken gegangen, und hatte die Statthalterſchaft ſeinem Kurprinzen, dem Markgrafen Johann übertragen. Dieſer entbot ſchnell die Mannen und Städte der Mark, denn mit Sicherheit konnte man vorausſehen, daß die Meklenburger ihren Sieg benutzen und in die Mark einfallen würden. Es war darum nothwendig, ſich ihnen entgegen zu ſtellen.

---

1) Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 537. Cranz Wandalia Lib. XI. Cap. 4. Angelus Annal. march. p. 208. Irrthümlich wird hier der junge Gans von Putlitz Johann genannt, und ſo iſt die Nachricht in die geſchichtlichen Handbücher übergegangen. Es lebte zu dieſer Zeit aber kein Johann Gans von Putlitz, und Caspar hatte nur drei Söhne, Achim, Balthaſar und Otto.

Nach einigen Tagen ſchon waren von den Mannen und Städten der Mittelmark ſo viele verſammelt, daß Markgraf Johann mit ihnen und mit ſeiner gewohnten Umgebung aufbrechen konnte. Noch an demſelben Tage erfuhr man, daß die Fürſten von Wenden, Chriſtoph und Wilhelm, mit einem ſtarken Heere und einem großen Zuge von Proviant- oder wie ſie damals hießen Vitalienwagen, und eben ſo vielen Beutewagen, in die Prieguitz eingefallen wären, und mit dem Lande barbariſch verführen. Dies ſpornte nur um ſo mehr zur Eile, man trieb Pferde, Fußvolk und Wagen an, die Führer brannten vor Begierde, mit den Feinden handgemein zu werden. So erreichte man die Stadt Alt-Ruppin, und das ſchöne Schloß der Grafen, in welchen beiden man Einlaß fand. So weit der Raum es erlaubte, brachte man Führer und Knechte im Schloſſe unter die übrigen erhielten in der Stadt Herberge.

Jetzt ſah es im Schloſſe ſehr kriegeriſch aus, denn der Graf hatte ſeine Mannen und Städte ebenfalls aufgeboten, um ſich dem Zuge des Markgrafen anzuſchließen. Graf Ulrich war im Jahre 1420 geſtorben. Dermalen regierte ſeines Bruders Sohn Graf Albrecht, ein noch junger Mann, die ſchöne Herrſchaft. Er ließ ſich die Bewirthung ſeiner vornehmen Gäſte ſehr angelegen ſein, und konnte es um ſo eher, als in der Regel dieſe Koſten vergütigt wurden. Bald fühlten ſich die angekommenen Gäſte nach dem ſcharfen Ritte recht behaglich, und als ſie ſich entwaffnet und Hunger und Durſt geſtillt hatten, fingen ſie an, ſich umzuſehen, denn noch war die Ermattung zu groß geweſen, als daß man ſich auf mehr als eine flüchtige Begrüßung eingelaſſen hätte. Jetzt erſt reichte man einander die Hand, und wechſelte mehr, als bloße Worte des Grußes, und viele fanden ſich in dem prächtigen großen Ritterſaale zuſammen, die einander lange nicht geſehen hatten. Dicke Wachskerzen beleuchteten ihn, die Wände waren mit kunſtreich geordneten Waffen, mit Ahnenbildern und Wappen ſchön geziert. Am Ende des großen Tiſches ſaß Markgraf Johann, ihm zur Seite links Graf Albrecht, rechts Caspar Gans von Putlitz, ihm zur Seite Johann von Quitzow, Werner von Holzendorf, jetziger Hauptmann von Zehdenick, Ritter Haſſe von Bredow, Achim von Bredow und die mit dem Markgrafen angekommenen Leute, nebſt vielen Anderen.

Es thut mir doch leid, sprach der Markgraf zu Albrecht, daß euer Ohm Graf Ulrich schon hat in die Grube fahren müssen. Es war ein guter Mann, und ich habe ihn sehr gern gehabt.

Albrecht. Er hatte ein gar mitleidiges Herz, und konnte Arme und Nothleidende nicht sehen, ohne ihnen mitzutheilen. Sein Grundsatz war:

Hew ick Geld, so mütt ick gewen,
Andre Stände mütten ook lewen. [1])

Markgraf. Aha! da hat er auch wohl eben nicht gar zu viel an Baarem hinterlassen?

Der Graf zuckte die Schultern, aber ehe er antworten konnte, wurde ein neuer Ankömmling gemeldet, nämlich Henning von Stechow, welcher unmittelbar nachher hereintrat.

Johann von Quitzow eilte auf ihn zu, denn er war erfreut, ihn nach langer Zeit einmal wieder zu sehen. Er gab sich sofort mit ihm ins Gespräch, aber unmittelbar darauf meldete man einen neuen Ankömmling, dessen Name noch mehr Aufsehn erregte. Es war Gerke Suteminn.

Der Graf ließ ihn in das Zimmer führen, denn ungeachtet er nicht von Adel war, so hatten doch seine große Tapferkeit und die Auszeichnungen, welche ihm in Folge derselben zu Theil geworden waren, ihm das Vorrecht verschafft, eben so wie die Doktoren und Geistlichen auch im Kreise der Schildgeborenen gern gesehen, und mit Achtung behandelt zu werden.

Seid mir willkommen Gerke Suteminn, rief ihn Markgraf Johann zu, eure Ankunft prophezeiht mir Gutes.

Suteminn. Mein gnädiger Herr, alle gute Gabe kommt von oben herab, und ich komme nur, weil ich Ew. Gnaden Gutes wünsche.

Johann. Dank für den Wunsch, dem sogleich die That folgt. Setzt euch, laßt euch den Becher füllen, und ruhet euch aus zu neuer Arbeit.

Suteminn. Thut mir die Liebe, nicht davon zu sprechen.

Henning. Man sagt, ihr wäret Geistlicher gewesen.

Suteminn. Ich wurde zum Geistlichen erzogen. Liebe

---

[1]) Hab' ich Geld, so muß ich geben, andre Stände wollen auch leben. — Bratrings Gesch. d. Grafschaft Ruppin S. 203.

zu den Waffen und zu den Frauen verdarben mir die Luſt am geiſtlichen Stande. Tapferkeit und Minne erſchienen mir als das Höchſte im Leben, und beide habe ich ſtets verehrt. Von den Gelübden des Geiſtlichen habe ich mir ſelber nur das Gelübde der Keuſchheit abgelegt.

Henning. Und haltet es?

Suteminn. Und halte es, denn nur ſo kann man die reinen Weiber wahrhaft verehren und lieben. Seid ihr verehlicht?

Henning. Ja, und recht glücklich, mit Maria von Bredow, ſchon ſeit dreizehn Jahren.

Suteminn. Iſt euch die Wechſelung eures Standes niemals leid geworden?

Henning. Zuweilen, o ja, und es iſt mir öfter als Sünde erſchienen, daß ich der heiligen Kirche ein Mitglied entzogen habe. Um das etwa Verſäumte wieder gut zu machen, habe ich darum meinen einzigen Sohn Dietrich für die Kirche beſtimmt [1]).

Suteminn. Gott ſtärke ihn. Die Kirche bedarf tüchtiger Männer.

Markgraf Johann war aufgeſtanden, und trat an Suteminn heran. Ihr ſeid, ſprach er, wie ich höre, ein Freund und Kenner der ſpagiriſchen Kunſt. Iſt dem ſo?

Suteminn. Ich beſchäftige mich in meinen Mußeſtunden damit, gnädiger Herr.

Johann. Das iſt mir ungemein lieb zu hören, denn auch ich bin ein großer Freund dieſer edlen Kunſt.

Suteminn. Euer Gnaden große Kenntniß darin wird weit und breit gerühmt.

Johann. Es fehlt noch viel daran, ehe ſie vollkommen iſt. Noch iſt es mir nicht gelungen, den Mercurium Philoſophorum darzuſtellen, und den Mercurium vivum zu fixiren. Aber hört, was herrſcht dort für Getümmel? —

Beide naheten ſich der Thüre des Saales, wo ſehr lebhaft geſprochen wurde. Es zeigte ſich endlich, daß ſo eben ein Bote von Putlitz gekommen war, der die Nachricht brachte, daß die Fürſten von Wenden geſtern Flecken und Schloß Putlitz ange-

---

[1]) Er war im Jahre 1451 Propſt des Domkapitels zu Brandenburg, und wurde ſpäter daſelbſt Biſchof.

griffen hatten. Vom Schloſſe waren ſie durch Balthaſar Gans von Putlitz, dem zweiten Sohne Caspars, zurückgewieſen worden; den Flecken aber hatten ſie geplündert und niedergebrannt, und waren dann weiter gezogen [1]).

Dieſe Nachricht lenkte ſofort alle Gedanken auf den Krieg, und fachte die Erbitterung lebhaft an. Man gab Caspar von Putlitz das Wort, dieſe Schmach bis zur vollen Genugthuung zu rächen, und alle Gemüther blieben den Abend hindurch mit dieſem Gedanken beſchäftigt.

So wie das Morgenlicht grauete, weckte der ſchmetternde Ruf der Trompeten die Krieger, und raſch entwanden ſie ſich dem Lager, und legten ihre Waffen an. Raſch wurde die Morgenſuppe verzehrt, alles trieb zur Eile, und gar bald ſaßen Ritter und Knechte auf ihren mehr oder weniger geharniſchten Streitroſſen, und trabten durch das mächtige Schloßthor, in welchem noch ein Reſt der fliehenden Nacht zu weilen ſchien, ſo dunkel und kühl prallte das Licht von ſeinen Wänden zurück. Draußen vereinigte man ſich mit den zahlreichen Abtheilungen, welche in der Stadt und Umgegend geweilt hatten. Es war ein anſehnlicher Heereszug, denn die Mannen und Städte der Herrſchaft Ruppin ſchloſſen ſich unter Anführung ihres Herrn, des Grafen Albrecht von Lindow, dem Heerhaufen des Markgrafen Johann an, der mit ſeinen guten Leuten an der Spitze des Heeres ritt.

Auf dem zur Priegnitz gehörigen feſten Schloſſe Fretsdorf oder Friedestorp, auf welchem Steffan Kerzelin, einer der Mannen Friedrichs, Hauptmann war [2]), wurde Mittag gemacht. Menſchen und Thiere bedurften der Erholung. Sie wurde ihnen nur kurze Zeit geſtattet, denn man erhielt die Nachricht, daß die Meklenburger vor dem nur zwei Meilen entfernten Wittſtock alle vor den Thoren belegenen Gebäude abgebrannt, und die Kühe von der Weide getrieben hätten. Alle Dörfer, welche auf ihrem Wege zwiſchen Putlitz und Wittſtock gelegen waren, hätten ſie den Flammen Preis gegeben. Markgraf Johann verſammelte die Führer und Hauptleute des Heeres, den Grafen Albrecht von Lindow, Caspar Gans von Putlitz, Ritter Hans von Waldow, Haſſe von Bredow, Johann von Quitzow und die Anderen um ſich her,

---

[1]) Entzelt Chronicen der Altmark, Bogen X.
[2]) v. Raumer Cod. diplom. brandenb. cont. T. I. p. 106.

und es wurde beſchloſſen, dem Feinde gleich zu Leibe zu gehen, und wenn er Wittſtock verlaſſen haben ſollte, ihm zu folgen.

Demgemäß ſetzte ſich das Heer in Bewegung, und zog auf der Straße nach Wittſtock dahin.

Eiligen Schrittes ſetzte man den Meklenburgern nach, welche der Angabe zufolge, ſich auf Pritzwalk zurückzogen, und durch einen Wald gedeckt waren, der ſie dem Auge entzog. So wie ſich die Ausſicht lichtete, ſtand man vor dem brennenden Dorfe Kemnitz, das der Feind angezündet hatte, um ſeinen Rückzug zu decken. Es war nicht zu paſſiren, und wurde umgangen.

Wie man vermuthet hatte, war der Feind hier ſtehen geblieben, denn das feſte Pritzwalk ſetzte ſeinem Rückzuge Grenzen. Er hatte ſich ſeitwärts von der Straße weggezogen, und ſich ſo aufgeſtellt, daß Alt-Krüſſow auf ſeinem linken, Beveringen auf ſeinem rechten Flügel lag, doch ſtand er vorwärts von beiden Dörfern, zwiſchen welche er ſich zurückziehen konnte. Markgraf Johann ließ ſogleich Halt machen; es war ihm zweifelhaft, ob er die angebotene Schlacht annehmen ſollte, oder nicht. Er berief die Führer und Hauptleute, und forderte ihre Meinung ein. Es war die Frage, ob man nicht Angeſichts des Feindes campiren wolle, denn eines theils ſei die Nacht nahe, und die Zeit für eine Schlacht nicht günſtig, anderen theils ſei der Feind wahrſcheinlich weniger ermüdet.

Gans v. Putlitz. In der Nacht kann uns der Feind entgehen, und wir haben vielleicht weit zu ziehen, ehe wir ihn wieder einholen.

Albrecht v. Lindow. Das Gefecht wird aber nichts entſcheiden, denn die Nacht wird es unterbrechen. Das Kriegsvolk wird noch mehr ermüdet, und kann morgen um ſo weniger thun.

Johann v. Quitzow. Es iſt die Frage, ob das Gefecht nicht entſchieden wird, ehe die Nacht völlig hereinbricht. Auch iſt die Nacht jetzt nicht völlig finſter.

Hans v. Waldow. Wer kann aber in der Nacht ein geſchlagenes Heer verfolgen?

Markgraf Johann. Die Meinungen ſind ſehr getheilt. Laßt uns Sutemius fragen, der in Kriegsſachen gar wohl Beſcheid weiß, und trotz ſeiner Waghalſigkeit vorſichtigen Rath geben ſoll. Es iſt immer eine gute Meinung mehr.

Sutemius wurde herbei gefordert. Meine Meinung, guädi-

ger Herr, iſt, wir gehen ſogleich auf den Feind los. Im Angeſicht des Feindes kann doch kein braver Kerl ſchlafen. Beim Gefechte hat der Feind in der Nacht keine größeren Vortheile als wir, daſſelbe iſt beim Fliehen und Verfolgen der Fall. Die Gelegenheit iſt da, ihn zu faſſen, unſere Stellung iſt gut, und ſind wir genöthigt zu fliehen, wird uns der Wald in unſerm Rücken aufnehmen und Schutz gewähren.

Heinz Cracht. Ein ſo tapferer Mann, wie ihr, wird doch nicht an Flucht denken?

Suteminn. Wer nicht daran denkt, geſchlagen werden zu können, wird ſchwerlich ſiegen.

Johann v. Quitzow. Ich bin ganz der Meinung Suteminn's.

Die Uebrigen. Es ſcheint uns auch am beſten zu ſein, gleich anzufangen.

Eben ſenkte ſich der große feurige Ball des glänzenden Taggeſtirnes hinter die Thürme der Stadt Pritzwalk, welche wunderbar verklärt auf der blutrothen Scheibe daſtanden, und manches Auge folgte der Sonne mit der leiſen Frage: ob ſie wohl für ihn zum letzten Male ſinke, da donnerte die erſte Steinbüchſe des märkiſchen Heeres. Die Schützen traten vor, ſteckten ihre Gabeln in den Boden, legten die Handbüchſen auf, und gaben mit der Lunte Feuer. Auf der feindlichen Seite erwiederte man die Schüſſe, wenn gleich ſchwächer. Man ſchoß damals noch ſehr langſam, das Laden forderte viel Zeit, und obgleich jeder Schuß, wenn er traf, bei der noch nicht abgeſtellten Aufſtellung in Haufen mörderiſcher wirkte, als jetzt, ſo wurde doch nichts durch das Schießen entſchieden.

Man hatte nicht viel Zeit zu verlieren. Die Reiterei rückte vor, und ſtürzte auf den Feind, gefolgt von den dichten Haufen des Fußvolks. Schnell waren die Märker mit den Meklenburgern handgemein, die Reiterei warf bald die Lanzen fort, zu deren Gebrauch der Raum fehlte, und griff zum Schwerdte, zu Streitkolben, Streitäxten und Hundskugeln. Dröhnend erklangen die Schilde und Helme, und furchtbar brüllte der Schlachtruf dazwiſchen. Die Schüſſe waren verſtummt.

Johann von Quitzow focht mit ſeinen Vettern Dietrich und Cuno nebſt Henning von Stechow unfern der Mitte. Ihm gegenüber ſtand ein meklenburgiſcher Hauptmann mit vierzig Ge-

wappneten und dazu gehörigem Volke. Es war Helmich von Pleſſen, ein Mann, den Johann gar wohl kannte, und ein naher Verwandter des Reimar von Pleſſen, mit dem er noch vor Kurzem den Zug ins Lauenburgiſche gethan hatte. Jetzt war indeſſen jene Freundſchaft in Feindſchaft verkehrt, und beide Bekannte ſchlugen auf einander los, als wären ſie von je an die erbittertſten Feinde geweſen. Rechts und links, überall dröhnte der Schlachtlärm ſinnbetäubend. Es blieb für keinen Gedanken Zeit, als den, zuzuſchlagen, für kein Gefühl Raum, als für das der Wuth.

Schon erblichen alle Farben, und an der Himmelsdecke traten die Sterne hervor, da wurde Henning von Stechow an Johann von Quitzows Seite von einem tödtlichen Hiebe getroffen, und ſank vom Pferde. Johann ſah es mit Schrecken. Fahr wohl, wackerer Streiter, ſchrie er, dein Tod ſoll gerächt werden! Und mit furchtbarer Gewalt drangen er und die Seinigen auf Helmich von Pleſſen ein. Dem grimmigen Ungeſtüm der Quitzows waren die Gegner nicht gewachſen; Helmich von Pleſſen ergriff entſetzt die Flucht, und ihm folgten ſeine vierzig Gewappneten [1]). Die Quitzows folgten in geſtrecktem Galopp, und durch die entſtandene Lücke brach ein großer Theil der märkiſchen Reiterei, und nahm die Feinde in den Rücken. Trotz der einreißenden Verwirrung hielten dieſe dennoch Stand, und wehrten ſich tapfer. Da erblickte Suteminn einen Ritter, deſſen glänzend weißer hoher Federbuſch und ſtattliche Rüſtung ihn auch durch die Dunkelheit als einen vornehmen feindlichen Anführer erkennen ließen. Er hieb ſich Bahn bis zu ihm hin, links und rechts fielen die Feinde unter ſeinen zerſchmetternden Streichen, aber immer neue warfen ſich ihm entgegen. Endlich erreichte er ihn, und ſchrie ihm mit einer Donnerſtimme zu; ergebt euch, oder ihr ſeid des Todes! Du irrſt dich, kam die Antwort, fahre du ſelber in die Hölle! Er führte einen wüthenden Hieb auf Suteminn, den dieſer mit ſeinem Schilde auffing; aber unmittelbar darauf ergriff er ſein Schlachtſchwerdt mit beiden Händen, und ungeachtet der Bewegung ſeines Gegners, führte er den gewaltigen Hieb ſo ſicher und feſt, daß dieſer tödlich getroffen vom Pferde ſank. Er hatte die Halsberge durchgeſchlagen, und das Schwerdt war in den Hals tief hineingedrungen.

[1]) Rufus Chronik bei Gromff Thl. II. S. 538.

Es erhob ſich ein furchtbares Geſchrei, aus welchem ſich nur der Jammerruf: Fürſt Chriſtoph iſt erſchlagen! heraushören ließ. Von allen Seiten drangen Meklenburger und Märker herzu, und hageldicht fielen Schwerdt- und Kolbenſchläge auf Suteminn, daß er ſich trotz ſeiner großen Tapferkeit und Stärke ihrer kaum erwehren konnte. Da hieb ſich Johann von Quitzow mit den Seinen zu ihm hin, und ſchaffte ihm Luft; aber immer von neuem wälzte ſich der Feind nach dieſer Stelle, und ſchien Rache nehmen zu wollen an dem, der ihnen den Fürſten erſchlagen hatte. Und abermals ſprengte ein Haufen heran, und in ihrer Mitte ein Ritter, deſſen köſtliche Rüſtung auf einen vornehmen Mann ſchließen ließ. Auf ſeinem Helme erhob ſich ein blauer und ein goldener Flügel, auf ſeinem Schilde blitzte ein goldener Greif im blauen Felde; auch hier trat das Gold in dem Zwielichte leuchtend hervor, aber auch der blau angelaufene Stahl des Schildes blitzte lebhaft genug, um erkannt werden zu können. Es iſt Fürſt Wilhelm von Wenden, rief Johann von Quitzow dem Suteminn zu, er darf uns nicht entgehen. Friſch drauf und dran! — Mit faſt übermenſchlicher Gewalt drängten beide, gefolgt von ihren Leuten, vor, die Umgebung des Fürſten vertheidigte ihn wacker, aber ſie wich, denn ſie vermochte dem raſenden Ungeſtüm nicht lange zu widerſtehen, obgleich Fürſt Wilhelm ſelber mit großer Tapferkeit focht. Schon waren ſeine Leute zurückgedrängt, ſchon war er halb vom Feinde umringt, als Suteminn ihm entgegen ſchrie: ergebt euch, oder ihr theilt eures Bruders Schickſal! Da ſtürzte ſich plötzlich Heinrich von Maltzan mit ſeinem Roſſe zwiſchen den Fürſten und die Märker, und ſchrie, mit aufgehobenem Schwerdte: Hinweg, Herr, ich will mich für euch opfern! Wüthend fiel er Suteminn an, wüthend wurde er von einem zweiten, der ihm gefolgt war, unterſtützt, mit einem kräftigen Hiebe ſchlug Suteminn dem erſten das Schwerdt aus der Hand, daß es hoch hinweg flog, der zweite wurde von den Quitzows vom Pferde geriſſen, beide wurden gefangen genommen, aber Fürſt Wilhelm hatte Zeit gewonnen, ſich der drohenden Gefahr zu entreißen, und war von den Seinigen dem Getümmel entzogen worden.

Aber im meklenburgiſchen Heere verbreitete ſich die Nachricht, auch Fürſt Wilhelm ſei getödtet oder gefangen, und nunmehr leiſteten die Meklenburger keinen Widerſtand. Sie flohen im paniſchen Schrecken, da ohnehin die durchbrochene Lücke den

Märkern einen zu großen Vortheil gewährte. Die Dunkelheit der Nacht begünstigte ihre Flucht, der Sieg war vollständig errungen. Alle Beute der Meklenburger und ihr ganzes Heergeräth fiel in die Hände der Sieger. Mehr als 800 Wagen, theils mit Beute, theils mit Lebensmitteln, theils mit Sturmgeräthen beladen, war von den Brandenburgern erobert [1]).

Markgraf Johann hielt auf dem Schlachtfelde, umgeben von Albrecht Graf von Lindow, Caspar Gans von Putlitz und einem Theile der Hauptleute seines Heeres, da brachten die Quitzows und Suteminn ihre beiden Gefangenen, von deren That der Markgraf schon gehört hatte. Sie stellten sie ihm vor, und übergaben sie in seine Hände.

Es ist zu finster, um genau sehen zu können, sprach der Markgraf, wer von euch ist Heinrich von Maltzan?

Ich bin es, sprach der eine der Gefangenen.

Johann. Und wer ist der andere?

Der Gefangene. Johann von der A, Rathmann von Rostock.

Johann. Ihr seid zwar gefangen, Heinrich von Maltzan, aber eure Gefangenschaft bringt euch mehr Ruhm, als Andern ein Sieg. Ihr seid ein biederer, hochherziger Mann, und eure That wird bewundern, wer davon hört. Es wird euch ein ritterlich Gefängniß zugestanden werden. — Laßt die übrigen Gefangenen gut verwahren, ihr Herren Feldobersten und Hauptleute, bis wir morgen darüber bestimmen können, wir bleiben die Nacht hindurch auf der Wahlstatt. Laßt Wachtfeuer anzünden!

Es geschah nach seinem Willen. Die nahe Heide lieferte Holz genug, ehe eine Viertelstunde verging, flackerten die Feuer längs der ganzen Linie blutroth auf, und beleuchteten schaurig die Scene des Schreckens und Entsetzens. Es währte nicht lange, so lag das ganze Heer um die Feuer gestreckt auf dem Boden und schnarchte, und nur die Wachen und die das Feuer unterhaltenden Jungen, zum Theil von den benachbarten Dörfern, gaben noch Zeugniß, daß neben den Todten auch Lebendige vorhanden seien.

Der Morgen brach an, und wie am Auferstehungsmorgen

---

[1]) Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 537 ff. — Cranz' Wandalia Lib. XI. Cap. 4. — Angelus Ann. march. p. 208. — Beckmann Beschreib. der Churmark Brandenburg, Thl. V, B. II. K. I. S. 18.

erhoben ſich die Schläfer und ſtanden auf zum neuen Leben, doch was auf dem breiten, mit Trümmern beſäeten Streifen vor der Linie lag, erhob ſich nicht.

Markgraf Johann betrachtete die eroberte Beute und die Gefangenen. Ihre Pferde und ſonſtige Habe wurden ſofort unter die Sieger vertheilt. Dann verſammelte der Markgraf die Heerführer und Hauptleute um ſich her, belobte Johann von Quitzow wegen ſeiner Tapferkeit, und ernannte Gerke Suteminn zu ſeinem Rathe [1]).

Jetzt wurde der Befehl zum Aufbruch des Heeres gegeben. Man zog nach dem nahe gelegenen Pritzwalk. Freudenrufe bewillkommten das vaterländiſche mit Eichenlaub geſchmückte Heer, das mit Glockengeläut empfangen wurde. Beſonderes Intereſſe erregten der gewaltige Zug der erbeuteten Wagen und die Gefangenen. In der Kirche St. Nikolai wurde ein feierliches Hochamt gehalten, und das Tedeum geſungen. Dann verkaufte man die Beute, zu welcher ſich Liebhaber genug eingefunden hatten, und da man erfuhr, daß die Meklenburger die Priegnitz verlaſſen hatten, ſo löſete Markgraf Johann ſein Heer am folgenden Tage auf, und Jeder zog nach Hauſe. Johann von Quitzow ging nach ſeinem Schloſſe Lenzen.

Dieſer Sieg hatte die Folge, daß die mekleuburgiſchen Fürſten den Weg der Unterhandlung einſchlugen. Es wurde deshalb ein Tag zu Wittſtock angeſetzt, zu welchem ſich die meklenburgiſchen wie die brandenburgiſchen Abgeſandten einfanden. Erſtere beklagten ſich bitter über den märkiſchen Adel; nach vielen Unterhandlungen kam es zu keinem Vergleiche, und die Abgeordneten reiſeten unverrichteter Sache nach Hauſe [2]). Gans von Putlitz hatte ſeinen Sohn aber ausgelöſet.

Die heftige Schlappe, welche die Fürſten von Wenden erlitten hatten, regte die pommerſchen Herzoge heftig auf. Sie fühlten, daß dies Ereigniß der Mark ein bedeutendes Uebergewicht gab, und dieß hat man ohne Zweifel auch in Meklenburg gefühlt. Mathias Arkow ſcheint beſonders auf die pommerſchen Herzoge Otto und Caſimir von Stettin gewirkt zu haben, und bemüht geweſen zu ſein, ein neues Bündniß zu veranlaſſen, und auch den

---

1) In einer Urkunde Markgraf Johanns vom Jahre 1435 wird Gerke Suteminn Rath genannt S. Gerken Cod. diplom. Brandenb. T. VII. p. 305.

2) Gundling Leben Friedrichs Th. I. S. 185.

jungen Herzog Heinrich, den einzigen Sohn Herzog Ulrichs von Stargard, der noch in den Kinderjahren ſtand, hineinzuziehen. In der Mark erhielt man von dieſen Umtrieben bald genug Kenntniß, und veranlaßte den gefangenen Herzog Johann von Meklenburg-Stargard, von Tangermünde aus, an die pommerſchen Herzoge abrathend zu ſchreiben [1]).

Wir wiſſen nicht, was die Herzoge von Pommern zu dieſem Schreiben geſagt haben, aber ſchwerlich iſt es auf ihr Thun und Laſſen von großem Einfluß geweſen. Es war unterdeſſen Winter geworden und das Jahr 1424 vergangen. Mit dem Frühjahre durfte man neue kriegeriſche Unternehmungen von ihrer Seite erwarten, mit Meklenburg hatten ſie ſich in der That verbunden, namentlich mit dem jungen Herzog Heinrich dem Hageren von Stargard, aber auch die Herzoge von Wolgaſt hatten ſie in das Bündniß gezogen.

---

1) Das Original in v. Raumer Cod. dipl. brandenb. cont. T. I. p. 127.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das erste Viertel des Monats Februar 1425 war vergangen, und wir versetzen uns in die Stadt Prenzlau, dem Hauptorte des Ukerlandes, der sich, wie wir gemeldet haben, in brandenburgischen Händen befand. Im Hause des Bürgermeisters Zabel Grieben schien eine große Verstimmung zu herrschen. Der alte, feste, starrköpfige Mann schritt mit finsterem Gesichte in seinem Zimmer auf und nieder, seine Frau saß in einem hochgepolsterten Sorgenstuhl, und hatte den Kopf auf die Hand gestützt, die achtzehnjährige blühende Tochter Clara, das hübscheste Mädchen der Stadt, saß mit rothgeweinten Augen in einem Winkel, und drehete die Spindel.

Und zum letztenmale sag' ich's, sprach Zabel, ich mag ferner keine weinenden Augen um mich sehen. Was sind sie anders, als schweigende Vorwürfe, daß ich einer kindischen und thörichten Laune nicht nachgeben will, wie es doch meine Pflicht ist? Dank solltest du mir dafür wissen, aber keine Vorwürfe machen.

Die Mutter. Nun, wenn Eins ein Unglück hat, ist es doch natürlich, daß es weint, und das kann man auch Keinem verbieten.

Zabel. Ein Unglück? — Was hat sie denn für ein Unglück? — Ihr Unglück will ich eben nicht, und deshalb habe ichs abgeschlagen. Der Rodinger ist nun einmal kein Mann, der zu meinem Schwiegersohne paßt, und er soll sie nicht haben, ein für allemal sei es gesagt. Es giebt ganz andere Leute in der Welt, die ich mir zu Schwiegersöhnen wünsche.

Die Mutter. Aber Clara nicht zum Manne.

Clara. Wen ich nicht lieben kann, den werde ich nimmer freien.

Zabel. O Unsinn! Als ob eure Liebe zum Glücke gehörte! Hundert Ehen werden geschlossen, wo die Leute sich gern gehabt haben, und sind unglücklich, und tausend werden geschlossen, wo sie einander gleichgültig waren, und sind glücklich. Als

ich deine Mutter freiete, habe ich wahrhaftig nicht daran gedacht, ſie zu lieben, und wir führen dennoch mit einander das glücklichſte Leben.

Die Mutter unterdrückte einen Seufzer.

Was kann es denn für ein Glück ſein, fuhr Zabel fort, dieſen Rodinger zu freien? Er iſt ein hübſcher Kerl, das iſt alles, was man von ihm ſagen kann. Alles Uebrige an ihm, ſein Stand wie ſeine Geſinnungen, ſind mir zuwider. Oberſter Stadtknecht! Iſt das ein Amt, in welchem er ſeine Augen bis zur Tochter eines Bürgermeiſters erheben darf?

Die Mutter. Er kann ja auch noch ſteigen und mehr werden.

Zabel. So lange ich lebe, wahrhaftig nicht. Sein Sinn iſt nicht der meinige, und macht ihn mir verhaßt. Iſt er nicht der gefügigſte Knecht der Brandenburger? Hat er mir nicht erſt vor Kurzem geſagt, er wünſche, daß die brandenburgiſche Herrſchaft ewig dauern möge?

Die Mutter. Er hat Brandenburg mit Eiden gehuldigt, wie du, und hält ſeinen Eid.

Zabel. Wie, ſoll das etwa ein Vorwurf ſein für mich? Habe ich nicht zuvor den Pommern gehuldigt? Haben ſie mich, als meine rechtmäßigen Herren, meines geſchworenen Eides entlaſſen, als ich gezwungen wurde, den Brandenburgern zu ſchwören? Gezwungener Eid, iſt Gott leid, und wenn der erſte Eid nicht gelöſet iſt, ſtirbt der zweite darauf geſetzte ab, wie ein dürres Reis. Prenzlau gehört den Pommern von Gottes und Rechtswegen, und dieſe Brandenburger, welche jetzt Gewalt über uns haben, ſollen mich nicht abhalten, meinen rechtmäßigen Herren die geſchworne Treue zu halten. Wie ich aber denke, ſo muß Jeder denken, und wer es nicht thut, iſt kein Ehrenmann, und nur einem Ehrenmanne gebe ich meine Tochter. Laß ihn doch hingehen zu Otto Hoppe, und dort werben. Seine Barbara hats ihm ja nahe genug gelegt, und der alte Otto wird ihn mit Freuden aufnehmen.

Die Mutter. Wenn er für Otto Hoppe ein Schwiegerſohn iſt, ſo kann er auch für uns gut genug ſein, denn Otto Hoppe iſt ja ebenfalls Bürgermeiſter geweſen.

Zabel. Ei, ſieh doch! Nur mit dem Unterſchiede, daß der alte Hoppe nicht weiß, ob er pommerſch oder brandenburgiſch iſt,

nicht Fiſch, nicht Fleiſch. Er fragt daher nicht danach, mit wem es ſein Schwiegerſohn hält.

Clara. Der Rodinger mag aber die Barbara nicht, ob ſie ihm auch nachſtellen, und die Barbara ihn gern möchte.

Zabel. So! Und das weißt du ſo ſicher? Gut! Mag er ſie nicht, ſo wollen wir ihn nicht, und deine Schuldigkeit iſt, deinem Vater gehorſam zu ſein.

Er verließ das Zimmer, Clara warf die Spindel auf die Seite, und ſich weinend an die Bruſt der Mutter. Dieſe wußte ihr keinen Troſt zu gewähren, und weinte mit ihr recht herzlich. Ich kenne ſeinen eiſernen Sinn, ſprach endlich die Mutter, wenn nicht ein Wunder geſchieht, ändert er ihn nicht. Ach Kind, du weißt noch nicht, wie viel Wünſche, die in einem weiblichen Herzen emporkeimen, gewaltſam erſtickt werden müſſen. Wir ſind zum Leiden und Dulden geboren!

Die Lage der Stadt Prenzlau hatte ihr das widrige Loos bereitet, abwechſelnd bald unter pommerſcher, bald unter brandenburgiſcher Hoheit zu ſtehen. Gegründet oder doch erweitert von einem pommerſchen Fürſten, und früher lange Zeit eine pommerſche Stadt, war es erſt in neueren Zeiten zweifelhaft geworden, zu welcher Herrſchaft ſie ſich bekennen müſſe. Wie es unter ſolchen Umſtänden nicht ausbleiben kann und überall geſchieht, ſo waren auch hier unter den Einwohnern Partheiungen entſtanden; ein Theil derſelben hielt es mit den Pommern, ein anderer mit den Brandenburgern, und beide haßten ſich wüthend. Ein dritter trug den Mantel auf beiden Schultern, und wurde von beiden gehaßt. Es iſt ein unglücklicher Zuſtand, wenn die vielen Veranlaſſungen zu Hader und Zwieſpalt unter den Bewohnern einer Stadt nicht einmal eine Einigung in der Liebe zu dem angeſtammten Herrſcher finden, wenn das Vaterland zweifelhaft wird, und die Frage danach ein Gährungsſtoff zu Zwiſt und Unfrieden wird.

So war es zu dieſer Zeit in Prenzlau, und der Partheienzwiſt griff durch alle Verhältniſſe. Auch der Rath war getheilter Meinung, und ſelbſt von den drei regierenden Bürgermeiſtern waren Zabel Grieben und Claus Beltz erklärte Anhänger der Pommern, der dritte hielt es mit Brandenburg. Allerdings ließen die pommerſch Geſinnten ihre Anhänglichkeit öffentlich nicht blicken, denn der brandenburgiſche Hauptmann in der Stadt

führte ſtrenge Aufſicht, dafür aber wurde im Geheimen um ſo mehr für die Pommern gewirkt.

Michael Rodinger hatte vor einigen Tagen um die Jungfer Grieben werben laſſen, und war von dem Vater ſchnöde abgewieſen worden. Als oberſter Stadtknecht hatte er ein bedeutendes polizeiliches Amt, denn des Raths Knechte ſtanden unter ihm. Er war ein Mann von ſehr günſtiger körperlicher Bildung und großer Stärke, und hatte ſich ſtets als tüchtig bewährt. Dabei war er ein entſchiedener Anhänger Brandenburgs, und ob ihm auch des alten Grieben entgegenſtehende Anſicht nicht unbekannt war, ſo hatte er doch nicht geglaubt, daß ſie zwiſchen ihn und ſeine Liebe treten würde.

Es blieb in der Stadt nicht verborgen, was geſchehen ſei, und von neuem wurden Mittel angewandt, ihn für die Familie des Rathmanns Otto Hoppe zu gewinnen. Barbara mochte den ſchönen Mann wohl leiden, und ihr Vater würde ſeinen Antrag nicht abgewieſen haben. Aber Rodinger war jetzt weniger als je geneigt, an eine andere Liebe zu denken, und mochte von anderen Vorſchlägen nichts hören.

Dagegen mußte Zabel Grieben von ſeinen Freunden manches mißbilligende Wort vernehmen. Sie ſagten es ihm ziemlich rund heraus, er habe unklug gehandelt. Seine Gründe wollten nicht vorhalten, und zuletzt war der Refrain: ich will einmal nicht. Dennoch mochte er in ſeinen eigenen Augen nicht ſich ſelber als ein Eigenſinniger erſcheinen, und ſuchte nach Gründen, ſein Benehmen zu rechtfertigen. Es wollte ihm nicht gelingen, und ſchon wurde es ihm zweifelhaft, ob er recht thue, da kam er auf den Einfall, einen Wahrſager und Nativitätsſteller um Rath zu fragen.

Es lebte zu der Zeit ein Mann in Prenzlau, der in ſeiner Kunſt ſehr geſchickt ſein ſollte. Zabel ließ ihm durch einen Dritten wiſſen, daß er gegen Abend kommen, und über eine wichtige Sache ſeinen Rath einholen wolle; er möge ſich dazu bereit halten. Meiſter Wolfram empfing den Bürgermeiſter ungemein achtungsvoll, und geleitete ihn in ſein Zimmer, in welchem es wunderlich genug ausſah. Deſtillirkolben, Schmelztiegel, ausgeſtopfte Thiere und Ungeheuer aller Art gewährten ſogleich die Ueberzeugung, daß man einen Schauplatz ungewöhnlicher Künſte betreten habe.

Zabel. Mein Anliegen an euch beſteht darin, daß ihr mir ſagen ſollt, ob ich recht gethan, indem ich einen Heirathsantrag zurückgewieſen habe, der meinem Kinde in dieſen Tagen gemacht worden iſt.

Wolfram. Wäre es nicht beſſer geweſen, ihr wäret vorher zu mir gekommen?

Zabel. Das kann euch einerlei ſein. Ich will wiſſen, ob ich gut oder übel gethan habe.

Wolfram. Euer Wille ſoll geſchehen, geſtrenger Herr Bürgermeiſter. Setzt euch hier in dieſen Seſſel, und beantwortet mir zuvor eine Frage. Habt ihr dem Freier noch Hoffnungen gelaſſen?

Zabel. Keine.

Wolfram. Um ſo beſſer, dann wird die Antwort um ſo beſtimmter ſein. Habt die Liebe, und ſchreibt mir hier Jahr, Monat, Tag und Stunde auf dieſen Zettel, wann eure Tochter geboren worden.

Zabel that es, Wolfram ging hinter einen Tiſch, ſchlug ein großes Buch mit aſtrologiſchen Figuren auf, und fing an zu rechnen und zu zeichnen. Es dauerte lange, und Zabeln fing an, die Zeit lang zu währen. Die Kerze braunte immer dunkler, immer weniger deutlich konnte man ſehen, was im Zimmer vorging. Die Ungeheuer ſchienen den Rachen gegen Zabel aufzuſperren, und mit den Augen zu rollen. Dabei ziſchte es im Ofen gar wunderſeltſam, und Zabeln fing an unheimlich zu werden. Eine Stunde mochte wohl ſchon vergangen ſein, da ſtand Wolfram auf und ſprach: Ihr habt recht gethan, geſtrenger Herr Bürgermeiſter, den jetzigen Freier abzuweiſen. Er iſt kein Mann für eure Tochter, obwohl ſie das jetzt nicht einſieht. Aber ich ſage euch, es kommt die Zeit, wo ſie ihn wird freien können, wo er ſie nochmals begehrt, und ſie wird ihn nicht haben wollen.

Zabel. Ha, was ihr ſagt! Er wird ſich ihrer Liebe unwerth machen, ſicherlich, ich habe ihm nie viel Gutes zugetraut. Iſt es ſo?

Wolfram. Den Grund vermag ich nicht zu entziffern. Aber ein anderer Freier wird ſich nahen von Oſten, gar unſcheinbar, und ſeinen Namen kenne ich nicht, ich ſehe nur, die Raupe wird allmälig zum Vogel Greif, und der wird euch angenehmer ſein.

Zabel. Von Osten, — da kann er nur aus Pommern kommen. Habt ihr mir noch mehr zu sagen?

Wolfram. Ich glaube, ihr wolltet nicht mehr wissen?

Zabel. Ganz recht. Habt Dank, und hier ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit.

Zabel ging. In seinen Mantel vermummt schlich er gedankenvoll über die beschneieten Straßen. Sicherlich kommen von ihm noch böse Dinge an den Tag, murmelte er vor sich hin, ich habe ihm darum nie getraut. Wie gut ist es, daß ich nicht gewankt habe.

In der Finsterniß trat ein Mann auf ihn zu, und sprach: Mit Gunst, daß ich fragen mag, wo komme ich nach der Herberge zum rothen Greifen?

Zabel. Die liegt noch eine Strecke weiter, und ich gehe dort vorbei, da könnt ihr mit mir gehen. Die Pommern pflegen gewöhnlich da einzukehren. Seid ihr ein Pommer?

Der Fremde. Nein, aber ich bin fremd in der Stadt, und erst von Brüssow angekommen, wo ich um all das Meinige gekommen, nun will ich sehen, ob mirs hier besser geht.

Zabel. Wie ist denn das zugegangen?

Der Fremde. Habt ihr denn noch nicht gehört, daß die Pommern die Nacht in Brüssow eingefallen sind, und den Ort ausgepocht haben?

Zabel. Nicht möglich! Kein Wort habe ich davon gehört, und ich als Bürgermeister müßte doch —

Der Fremde. Wie, ihr seid Bürgermeister? O da verzeiht, daß ich als ein schlechter Mann so dreist gewesen bin, und euch — —

Zabel. Laßts gut sein. Eure Nachricht ist mir viel werth. Und ihr waret in Brüssow? Wer seid ihr denn?

Der Fremde. Claus Köppen ist mein Name, ich war Tagelöhner in Brüssow. In der Nacht ist alles, was ich hatte, verbrannt. Nun habe ich mich hierher gewendet, und will hier tagelöhnern.

Zabel. Armer Mann. Da habt ihr fürs Erste eine kleine Gabe. Aber sagt mir, werden die Pommern noch weiter gehen? Haben sie ein großes Heer?

Claus. O sie sind sehr mächtig, und haben geschworen, das ganze Uckerland wieder zu nehmen.

Zabel. Dann also auch Prenzlau. Ei das ist eine wichtige Nachricht. Höre, Claus Köppen, morgen früh komm zu mir, dem Bürgermeister Zabel Grieben, ich wohne nicht weit von hier. Du mußt mir noch Mehreres davon erzählen, wie Brüssow genommen wurde, und ich will dir noch eine Gabe reichen. Hier ist deine Herberge. Gott befohlen.

Kaum war Zabel zu Hause gekommen, so erhielt er auch die Nachricht, daß die Herzoge von Pommern in das Ukerland gefallen seien, und Brüssow niedergebrannt hätten. Der Krieg mit der Mark war demnach wieder eröffnet, und nun gab es für ihn gar viel zu thun, denn er wünschte nichts sehnlicher, als die Pommern wieder in Prenzlau zu sehen.

Am andern Morgen fand sich der Tagelöhner Claus Köppen bei Zabel ein, und gewann durch seine Aeußerungen und Erzählungen sein ganzes Wohlwollen. Du scheinst mir zu etwas Besserem bestimmt zu sein, als zum Tagelöhnern, sprach er, und allenfalls bin ich noch der Mann, der etwas aus einem Menschen machen kann. Laß dich nach einigen Tagen wieder bei mir sehen, es kommt eine Zeit, wo wir Leute gebrauchen, und wenn du dich anstellig und zuverlässig zeigst, kann es mit dir recht gut werden.

Die neuen Arbeiten, welche dem Bürgermeister aus den Zeitverhältnissen erwuchsen, ließen ihn die Angelegenheit seiner Tochter fast ganz vergessen. Kaum in flüchtigen Momenten gedachte er derselben, und als er einst seine Tochter wieder mit rothgeweinten Augen erblickte, rief er ihr zu: deine Thränen werden bald aufhören zu fließen, traue meinem Vaterworte, selbst wenn du ihn freien könntest, nimmst du ihn nicht. Clara wußte sich den räthselhaften Sinn nicht zu deuten, aber ihr Glaube an den Werth des Mannes, dem sie ihre Liebe geschenkt hatte, war viel zu fest, als daß er dadurch hätte wankend werden sollen.

Unterdessen ereignete sich ein Vorfall, der Zabeln und Rodinger auf das Vollständigste verfeindete. Der Thorwächter des Blindowschen Thores war gestorben, und der Posten mußte schleunigst besetzt werden. Zabel Grieben dachte sofort an den Tagelöhner Claus Köppen, für den er eine unbegreifliche Vorliebe gefaßt hatte. Rodinger schlug dagegen, wie es seines Amtes war, einen Mann vor, für welchen sich auch der dritte Bürgermeister interessirte. Zabel aber wußte seinen Plan durchzusetzen, und Claus Köppen erhielt die Stelle. Als er Rodinger amtlich von

dieſer Ernennung in Kenntniß ſetzte, ſtellte dieſer vor, wie gewagt es ſei, einen ſo wichtigen Poſten einem Manne anzuvertrauen, den Niemand kenne. Zabel antwortete ſpitz, es wäre nicht das erſte Mal, daß man eine Perſon anſtelle, die man vorher nicht ſo genau gekannt, als man ſie nachher kennen gelernt habe, ja für viele wäre es ein Glück, wenn man ſie niemals kennen gelernt hätte. Ein Wort gab das andere, und der Streit endigte mit harten Worten, und ſelbſt Drohungen, die Rodinger mit blutendem Herzen einſtecken mußte. Aber Claus Köppen bekam die Stelle, und bezog das Thor, um ſeinen Poſten anzutreten.

Unterdeſſen näherte ſich das Kriegsfeuer der Stadt immer mehr, und von ihren Wällen ſah man in der Ferne die aufſteigenden Rauchſäulen. Innerhalb ließ der brandenburgiſche Hauptmann Hans von Arnim bereits Vorkehrungen für den Fall treffen, daß es den Pommern gelüſten möchte, die Stadt anzugreifen. So leicht hatte ſie nichts zu fürchten, denn die Stadt war ſehr feſt, obgleich ohne Schloß. Ihre Mauern waren hoch und ſtark, und mit mehr als ſechzig Weichthürmen beſetzt. Auf der einen Seite hatte ſie dreifache Wälle, auf der andern ſtieß ſie theils an den Ukerſee, theils an einen faſt unwegſamen Sumpf. Sie wurde von einer zahlreichen ſtreitfertigen Bürgerſchaft bewohnt, hatte drei Klöſter, mit Einſchluß der Kloſter- und Hoſpitalkirchen und Kapellen, ſieben Kirchen, unter welchen die Marienkirche mitten in der Stadt mit zwei Thürmen die größte war, fünf Hoſpitäler und ein anſehnliches Rathhaus mit einem Thurme. Auf dem Markte befand ſich eine Rolandsſäule und der Richtſtein. Ein geringes Heer konnte gegen die Stadt bei ihrer Größe nichts unternehmen.

Am Donnerſtage den 15. Februar erſchienen indeſſen die pommerſchen Herzoge Caſimir und Otto mit ihrem, und Herzog Wartislaff mit dem wolgaſtſchen Heere wirklich vor der Stadt, und führten einen anſehnlichen Zug Sturmzeug mit ſich, der es glaublich machte, daß ſie es auf eine Belagerung abgeſehen hätten. Dies erregte in der Stadt bei allen brandenburgiſch Geſinnten große Beſtürzung, während die pommerſch Geſinnten ihre Freude darüber kaum verbergen konnten. Es war heute der Wenige Rinnabend, und ſie nahmen dies zufällige Zuſammentreffen für ein gutes Zeichen.

Hans von Arnim verſammelte noch heute die Bürger auf

dem Markte, und ermahnte sie, Brandenburg die geschworene Treue zu bewahren, und sich dem Feinde als tapfere Männer zu zeigen, wenn er wirklich auf die Stadt etwas unternehmen sollte. Jeder möge sich daher rüsten und bereit halten, wenn seine Hülfe gefordert würde, denn er gedenke die Stadt auf das Aeußerste zu vertheidigen.

Der Eindruck, den diese Rede auf die Gemüther machte, war verschieden. Während ein Theil sie nicht ohne hohen Ernst angehört hatte, konnten die Uebrigen schwer ein spöttisches Lächeln unterdrücken, Andere aber machten sehr bedenkliche und verzagte Gesichter. Voll schwerer Gedanken zerstreuten sich die Bürger.

Zabel Grieben und Claus Beltz gingen mit einander. Als sie sich unbehorcht sahen, sprach Zabel: So wie ich euch kenne, wird die schöne Rede des Hauptmanns euch in euren Gesinnungen nicht wankend machen.

Claus. Verlaßt euch darauf. Es ist ein Unsinn, die Stadt gegen die Pommern vertheidigen zu wollen. Denn thun wir es, und die Pommern nehmen die Stadt, was sicherlich geschieht, so werden unsre Häuser ausgeplündert und niedergebrannt, aber was noch schlimmer ist, wir haben die Pommern, unsre eigentlichen Herren, erbittert, und sie werden es uns lange fühlen lassen. Wer hat dann den Schaden?

Zabel. Ich denke, es wird unter den Bürgern viele geben, welche denken, wie wir. Sie werden keine Narren sein, und gegen die Pommern fechten, und gebt Acht, selbst die, welche es jetzt nicht gern mit den Brandenburgern verderben möchten, werden sich, wenn es gilt, nicht rücken oder rühren. Dessenungeachtet soll ihnen nichts geschenkt sein, und was sie gekocht haben, sollen sie auch ausessen, darauf geb' ich euch mein Wort.

Claus. Nicht mehr als billig. Uebrigens werde ich, wo es angebracht ist, einige Wörtchen fallen lassen, damit die guten Bürger in ihrem blindem Eifer sich bei den Herzogen die Suppe nicht versalzen. Das Wohl der Stadt erfordert solche Winke.

Zabel. Thut das, auch ich will es daran nicht fehlen lassen. Sind nur erst einige böse Tage vorüber, so drücken wir uns freudiger die Hände, als heute.

Am nächsten Tage, den Freitag, fingen die Pommern an, die Stadt zu beschießen. Hans von Arnim antwortete von den Mauerthürmen aus, und blieb dem Feinde nichts schuldig. In

der Stadt nahm man davon wenig Notiz, und die Einwohner trafen alle Veranſtaltungen zu den bevorſtehenden Faſtnachtstagen, als ob man im tiefſten Frieden lebte.

Es ereignete ſich an dieſem Tage nichts Bemerkenswerthes. Aber am folgenden Tage, dem ſogenannten feiſten Sonnabend, ſtellten die Pommern das Schießen ein, und man bemerkte eine ungewöhnliche Bewegung in ihrem Lager. Man gewahrte bald, daß ſie Vorbereitungen trafen, die Stadt anzulaufen. Nunmehr ertönten die Sturmglocken von den Thürmen, um die Bürger auf die Wälle zu rufen. Es fanden ſich nur wenige ein, und trotz des wiederholten Läutens blieb die Zahl ſehr klein.

Es war den Pommern offenbar nur darauf angekommen, die Stadt zu allarmiren, und zu ſehen, auf welchen Widerſtand ſie zu rechnen haben würden. Sie unternahmen nichts Ernſtliches, und zogen wieder in das Lager zurück. Hans von Arnim erkannte, daß ſeine Lage mißlich ſei. Auf eine ſolche Lauigkeit der Bürger war er nicht gefaßt geweſen.

Die Pommern fingen wieder an zu ſchießen, und Prenzlaus Thorthürme antworteten. Doch that man ſich gegenſeitig wenig Schaden. Der nächſte Tag war der feiſte Sonntag, die Herren oder Pfaffen Faſtnacht genannt, und heute ſchwieg das Geſchütz ganz. Hans von Arnim konnte aus dem Verfahren des Feindes nicht recht klug werden. In der Stadt ging es aber, der anſcheinenden Ruhe wegen, um ſo luſtiger zu. Selbſt die Mönche des Franziskaner- und des Dominikaner-Kloſters und einzelne Nonnen des Sabinenkloſters waren auf den Straßen zu finden, und beluſtigten ſich an den Mummereien, ſo wie an dem Stechen, das auf dem Markte gehalten wurde.

Des anderen Tages, am Fraß-Montage oder kleinen Faſtelabend dauerte die Luſt fort, ungeachtet wieder einzelne Schüſſe fielen. Michael Rodinger ſchritt vollſtändig bewaffnet, verdrüßlichen Geſichts durch die Straßen, und auf Zabel Griebens Haus zu.

Er trat hinein, und grüßte den Bürgermeiſter achtungsvoll. Clara ſchlüpfte aber durch eine andere Thür, nicht ohne ihm einen freundlichen und doch klagenden Blick zuzuwerfen. Er brachte unſeren mannhaften Michael Rodinger faſt außer Faſſung, und

nur mit Mühe verbarg er seine Bewegung dem scharfblickenden Auge Zabel Griebens.

Was habt ihr mir zu sagen, fragte Zabel, ich hoffe doch Dienstsachen?

Rodinger. Allerdings, und zwar von der Art, daß ich sie nicht verschweigen darf. Heute früh in der ersten Morgenstunde war ich auf einen Weichthurm gestiegen, seitwärts vom Blindower Thore, vor welchem in der Entfernung, wie ihr wißt, das Hauptbanner der Pommern sich befindet. Es war ruhig, hüben und drüben, aber die Knechte waren auf ihrer Hut. Da wurden vom äußeren Blindower Thorthurm mit einem weißen Tuche Zeichen gemacht, und neben dem Pommerschen Banner wurden die Zeichen erwiedert. Offenbar war es, daß ein Einverständniß zwischen dem Thorwächter und den Pommern statt fand, aber was die Zeichen bedeuteten, habe ich nicht verstehen können.

Zabel. Ist das Alles?

Rodinger. Ich habe nichts weiter zu melden. Mir aber scheinen die Zeichen nichts Gutes zu bedeuten.

Zabel. Ihr habt wohl noch nicht daran gedacht, daß heut der Narren Kirchweih ist?

Rodinger. Herr Bürgermeister, ihr scheint die Sache sehr leicht zu nehmen. Gebt Acht, es kommt die Zeit, wo dieser Claus Köppen als ein Verräther erkannt werden wird.

Zabel. Seid seinetwegen nicht bange. Es kommt eine Zeit, wo noch mancher Andere als etwas viel Schlimmeres erkannt werden wird, daß selbst die, welche bis dahin eine thörigte Neigung zu ihm trugen, sich mit Abscheu von ihm wenden werden, und nun Gott befohlen!

Er ist mit Blindheit geschlagen, murmelte Rodinger, als er die Treppe hinabstieg, — oder will er nicht sehen? — Da sei Gott vor, aber fast gewinnt es den Anschein. Gott, Gott, wie soll das alles enden? Der Montag verging, und der Dienstag, die junge oder rechte Fastnacht kam, und noch immer unternahmen die Pommern nichts Bedeutendes gegen die Stadt. Hans von Arnim wußte nicht, was er daraus machen sollte, und vermuthete, sie erwarteten noch mehr Geschütz oder Belagerungsgeräth. Auch heute war es draußen still, drinnen in der Stadt aber ging es gar laut und lärmend her, denn die Fastnacht war

in vollem Gange. Dampfende fette Kuchen und Speiſen wurden an allen Enden zum Kauf ausgeboten, in allen Häuſern bereitet, man aß, trank und ſchlemmte im Uebermaaß. Als es Abend wurde, zündete man auf den freien Plätzen große Feuer an, ſtellte Spielleute daneben, und tanzte um ſie, zum Theil vermummt umher. Erſt um Mitternacht erloſchen die Feuer, erſt jetzt wurden die Straßen ſtille, und die ſchweren Köpfe ſanken betäubt von den derben Zumuthungen des Tages auf die Kiſſen und in einen dumpfen Schlaf.

Nur wenige Stunden hatten ſie geſchlafen, da ertönte plötzlich die Sturmglocke, Reiter jagten durch die Straßen, und riefen: zu den Waffen! Schlaftrunken und taumelnd fuhren die Bürger aus den Federn. Der Lärm auf der Straße wurde lauter, horch! da klirreten Schwerdter, richtig! der Feind iſt in der Stadt, die Brandenburger ſchlagen ſich mit ihm, er war zum Blindowſchen Thore eingedrungen, und immer noch drängten neue Haufen nach. Heraus ihr Bürger! ſchrieen die Brandenburger, heraus! haltet Brandenburg aufrecht! Aber nur wenige kamen, unter dieſen auch Michael Rodinger, von den übrigen ließ ſich keiner ſehen. Die ſchwache brandenburgiſche Beſatzung focht tapfer, aber ſie konnte der Menge ihrer Feinde nicht widerſtehen. Hans von Arnim wich Schritt vor Schritt, und benutzte jeden Halt zu neuem Widerſtande. Da wurde er ſelber im Gefechte bedeutend verwundet, die Stadt war nicht mehr zu halten, denn er ſelber war bereits bis über die Mitte hinausgedrängt, er überzeugte ſich, daß fernerer Widerſtand unnütz ſei, fluchend gab er ihn auf, und zog mit den Seinigen unverfolgt zum Neuſtädter Thore hinaus, auf den Weg nach ſeinem Schloſſe Boitzenburg [1]). Bald nach Tagesanbruch langte er dort an, müde und matt von der Anſtrengung und dem Blutverluſt, betrübt und zornig über ſein Unglück.

Aber noch hatte er kaum ſeine Waffen abgelegt, als zwölf der reichſten und vornehmſten Bürger von Prenzlau bitten ließen, ihnen Gehör zu geben. Sie waren ſeiner Schaar bei ſeinem Abzuge aus Prenzlau gefolgt, ohne daß er ſie in der Dunkelheit und Verdüſtertheit geſehen hatte. Er kannte ſie wohl, und war über ihr Begehren verwundert. Doch ließ er ſie kommen.

---

[1]) Tag und Umſtände giebt an Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 533.

Alle zwölf, unter welchen auch der Rathmann Otto Hoppe traten ein. Dieſer nahm das Wort für die übrigen, und ſprach: Ihr wißt, Herr Hauptmann, daß wir von jeher treue Anhänger Brandenburgs geweſen ſind, —

Arnim. Daß ich doch nicht wüßte. Ich kann das von keinem von euch rühmen.

Hoppe. Es thut uns leid, von euch ſo ſehr verkannt zu werden. Jedenfalls haben wir für Brandenburg ſo viel gethan, daß wir mit gutem Grunde beſorgen müſſen, die Pommern würden uns ohne Weiteres als ihre Feinde behandeln, und gefangen nehmen und ſchatzen. Wir haben es daher vorgezogen, uns zu flüchten, und wir bitten euch, daß ihr uns ſo lange hier auf eurem Schloſſe Schutz und Unterhalt gewähret, und unſertwegen mit den pommerſchen Herzogen unterhandelt, bis wir frei und ſonder Gefährde nach Prenzlau zu den Unſrigen zurückkehren können. Für das, was wir für Brandenburg gethan haben, iſt es wohl an euch, uns wieder mit den Herzogen zu vertragen.

Arnim. Und es iſt deſſen ſo viel, daß die Herzoge euch mit Recht dafür fangen und ſchatzen könnten?

Alle. Ohne Zweifel.

Arnim. Beſſer Recht aber hat unſer Fürſt der Markgraf, euch zu fangen und zu ſchatzen, als der Herzog von Stettin, dem ihr faul und unehrlich habt eure Stadt euch abgewinnen laſſen [1]). An das Davonlaufen habt ihr gedacht, aber nicht, mir zu Hülfe zu eilen, und eure Stadt zu vertheidigen. Wohlan! das beſſere Recht gelte. — Führt ſie gefangen in den Thurm, gebot er ſeinen Knechten, und Keiner wird eher wieder frei, als bis er eine ehrliche Schatzung gezahlt hat!

Es erhob ſich ein großes Heulen und Wehklagen, es half kein Bitten, kein Beten: Arnim verließ das Zimmer, und die Knechte thaten, wie ihnen befohlen war. Das ſehr feſte, große und ſtattliche Schloß Boitzenburg, eines der mächtigſten jener Zeit, hatte ungemein ſtarke Gefängniſſe, aus denen keine Erlöſung, als nur mit dem Willen des Schloßherrn zu hoffen war. Es lag auf einer Anhöhe in einer reizenden Lage am Hausſee, und beſtand aus einer höchſt wunderlich und barock zuſammen gethürmten, aber höchſt maleriſchen Maſſe von Gebäuden mit

---

1) Wörtlich. Rufus a. a. O. S. 534.

vielen übereinander ſtehenden Giebeln und Erkern. Noch jetzt iſt es eines der intereſſanteſten Schlöſſer der Provinz, obgleich es ſein kriegeriſches Anſehen verloren hat. Daneben liegt der gleichnamige Flecken.

In Prenzlau ſah es heute, am Aſchermittwoch, zwar ſehr lebendig aus, aber doch betrübter, als es die Anhänger der Pommern geglaubt hatten, denn das pommerſche Kriegsvolk betrug ſich ſehr übermüthig. Vormittags wurden die Bürger ſämmtlich nach dem Prediger- oder ſchwarzen Kloſter entboten, um den Herzogen zu huldigen. Es geſchah. Die Bürger waren vor dem Kloſter verſammelt, und die Herzoge ſtanden auf einem herausgebaueten Balkon. Als die Huldigung geleiſtet war, ſprach Herzog Caſimir einige Worte der Ermahnung zur Treue, und verhieß ihnen, daß ſie dann auch gut behandelt werden würden. Da fuhr Herzog Otto dazwiſchen, und ſagte: Ihr wäret warlich werth, daß ihr übel behandelt würdet, ſo viele ihr ſeid. Welch eine Menge Volks! Hättet ihr euch als biedere Leute gewehrt, wäret ihr Männer geweſen, und keine Memmen, wir hätten eure Stadt nie ohne euren Willen gewinnen können [1]).

Wenn dieſe Worte auch dem geraden rechtlichen Sinne Ottos Ehre machen, ſo waren ſie doch, an dieſer Stelle und zu dieſer Zeit geſprochen, höchſt unklug. Er hatte nun einmal das Unglück, alles zu verderben [2]), wie er es bereits bei Strasburg und Angermünde bewieſen. Jene Rede wirkte auf die Bürgerſchaft Prenzlaus entſetzlich erkältend und widerwärtig, ſie ſchüttelte das Volk faſt ſchreckhaft auf, das aus dieſem Munde ganz etwas Anderes zu hören gehofft hatte. Man ſchlug die Augen nieder, und wagte einander kaum anzuſehen. Aber wie es zu geſchehen pflegt, verwandelte ſich das Gefühl der Schaam gar bald in Unwillen gegen den Mann, der ſo ſchonungslos dem Volke den gehofften Tribut der Schmeichelei verweigerte, denn das Volk glaubt in Lagen wie dieſe wohl ein Recht darauf zu haben; eine Huldigung iſt eine Liebeserklärung, die es mit Liebe erwiedert wiſſen will, und nimmer vergißt es, wenn ihm Hohn und Verachtung dafür geboten wird.

Unmittelbar darauf erklärten die Herzoge, daß ſie ſich in der

---

1) Rufus a. a. O. Wörtlich.
2) Kantzow Pomerania Thl. II. S 16.

Stadt nicht aufhalten würden, sondern Claus Köppen zum Hauptmann derselben ernenneten, dessen Befehlen die Bürger Folge und Gehorsam zu leisten hätten. Claus Köppen in Rittertracht, köstlich gewappnet, empfing aus ihren Händen die Urkunde seiner Ernennung. Erstaunt sahen sich die Bürger an, verblüfft standen die Bürgermeister da, und blickten auf den verwandelten Wächter des blindowschen Thores, vor dem sie sich jetzt ehrfurchtsvoll beugten. Die Bürger wurden entlassen, Claus Köppen trat lächelnd an Zabel Grieben hinan, klopfte ihm auf die Schulter, und sprach: Ja ja, Herr Bürgermeister, nicht jeder, der so aussieht, ist auch ein Tagelöhner. Betäubt von all diesen Ereignissen, gekränkt durch die geringe Beachtung seiner Person, welche die Herzoge ihm geschenkt hatten, wankte Zabel nach Hause. Unterwegs hörte er seinen Namen rufen; es war sein College, der dritte Bürgermeister, welcher mit Michael Rodinger im Gespräche begriffen war. Er versuchte, den Ruf zu überhören, allein er wurde wiederholt, und mußte schon zu ihnen hinantreten.

Ihr wißt freilich schon, wer der Thorwächter am blindowschen Thore gewesen ist, sprach der Bürgermeister, aber vielleicht ist euch noch unbekannt geblieben, was während der Nacht vorgegangen ist, und was auch ich so eben erst erfahren habe.

Zabel. Es kommt am Ende wenig darauf an. Geschehen ist geschehen.

Bürgermeister. Doch nicht. Man kann immer für die Zukunft daraus lernen. Erzählt Rodinger!

Rodinger. Als ich in der Nacht die große Ueppigkeit und die Schwelgerei der Bürger sah, und wie fast alle betrunken waren, kam mir plötzlich der Gedanke: wie, wenn die Pommern jetzt plötzlich unter diese Menge führen, was sollte wohl geschehen? Noch schlimmer aber, wenn diese Menge schlafend überfallen würde. Der Gedanke jagte mir eine große Angst ein, —

Zabel. Ich weiß, ihr habt nicht viel Herz.

Rodinger. Doch genug, um das Wohl einer ganzen Stadt nicht leichtsinnig zu verschlafen, und mich einem Abenteurer zu vertrauen.

Zabel warf ihm einen wüthenden Blick zu, und wollte gehen. Sein College ergriff seine Hand und hielt ihn fest.

Rodinger. Es fiel mir ein, daß Claus Köppen, dem ich nie getraut hatte, auf dem blindower Thore saß, und daß er mit den Pom-

mern, wie ich euch, Herr Bürgermeiſter Zabel Grieben, mitgetheilt habe, Zeichen gewechſelt hatte. — Ich entſchloß mich, nicht zu Bette zu gehen, ſondern aufzumerken, und ſo ſchlich ich nach einem der Weichthürme in der Nähe des blindower Thores zu den dort Wache haltenden brandenburgiſchen Söldlingen. Es ſchien uns zuweilen, als ob wir Geräuſch im feindlichen Lager vernähmen, doch war nichts deutlich zu hören. Gegen Mitternacht war der Mond aufgegangen, aber der Himmel trübe, und wenig zu ſehen. Da bemerkten wir gegen vier Uhr plötzlich einen leuchtenden Schein oben am blindower Thorthurme, von unſerm Weichthurme aus konnten wir nicht deutlich ſehen, was es ſei. Ich ging daher an der Mauer fort, bis zum zweiten Weichthurme, der wegen ſeines Vorſprungs deutlicher zu ſehen geſtattete, und bemerkte nun, daß eine hellleuchtende Laterne ausgehangen war. Auch hörte ich jetzt deutlich Bewegung im feindlichen Lager, und als ich das Ohr an die Mauer legte, vernahm ich durch die Dröhnung das Stampfen der Roſſe auf dem gefrorenen Boden, und daß ſich Reiterei nahete. Nun war an dem Vorhaben des Feindes und an der Verrätherei nicht mehr zu zweifeln. Ich lief, was ich vermochte, und machte Lärmen, ja ich zog ſelber die erſte Sturmglocke, leider war es vergebens.

Zabel. Leider, ſagt ihr? Alſo bedauert ihr wohl, daß jetzt die Pommern, denen ihr eben gehuldigt habt, eure Herren geworden ſind? Wie? Iſt euer Eid ein falſcher geweſen?

Bürgermeiſter. Spart eure Wortklaubereien, es giebt noch ganz andere Leute, die falſche Eide geſchworen haben. Ich wünſchte nur, daß ihr wiſſen möchtet, in wieweit euer Schützling Claus bei dieſer Sache betheiliget war, und wir wiſſen jetzt, was wir von denen zu halten haben, die ihr empfehlet.

Wir ſprechen uns weiter, ſchrie Zabel Grieben wüthend, und ſchritt haſtig und ergrimmt von dannen. Ich denke auch, es wird die Zeit noch kommen, rief ihm ſein Gegner nach, drückte Rodinger die Hand, und ging ſeines Weges.

Grieben aber konnte es dem Rodinger nie vergeben, daß dieſer weiter geſehen hatte, als er. Claus hatte ihn angeführt, und er war einfältig genug geweſen, ſich anführen zu laſſen. Konnte er den Rodinger jemals ſehen, ohne an dieſe Beſchämung zu denken? Und dieſer Menſch hatte es ſogar gewagt, nach ſeiner Tochter die Hand auszuſtrecken? Die bitterſten Gefühle er-

wachten in seinem Herzen bei seinem Anblick, und die Gelegenheit, ihn aus der Stadt zu schaffen, war unter den jetzigen Umständen gar leicht gefunden.

Claus Köppen verlangte, daß alle bisherigen Anhänger Brandenburgs angezeigt würden, damit man wisse, auf wen man sich verlassen könne. Es fehlte nicht an Verräthern, ein Theil solcher, welche dafür galten, waren mit Hans von Arnim abgezogen, und Claus lachte herzlich, als er erfuhr, daß diese im Gefängniß saßen. Wahrhaftig, rief er, ich möchte ihm die andere auch noch zusenden, denn er weiß, was ihnen gebührt. Indessen, auch wir haben Gefängnisse, und können Schatzung so gut gebrauchen, als er. Laßt sehen, wen wir zu fassen haben.

Es war noch eine ziemliche Anzahl. Eine strenge Untersuchung fand nicht eben statt. Ein Theil, und darunter die Wohlhabendsten, wurden zu einer Schatzung verurtheilt, und bis zur Zahlung derselben in die Gefängnisse gesetzt, ein anderer Theil wurde aus der Stadt gewiesen, und unter diesen auch Michael Rodinger. Sein Posten wurde mit einem Pommern besetzt.

Als Michael Rodinger mit den übrigen Weggewiesenen aus der Stadt zog, hatte sich ein altes Weib an ihn gedrängt, und ihm verstohlen ein kleines Päckchen in die Hand geschoben. Michael öffnete das Päckchen, als er allein war, und fand darin zwanzig Goldgulden, die er freilich gar gut gebrauchen konnte. Dankbar richteten sich seine Gedanken auf Clara Grieben. Er ahnete nicht, daß es Barbara Hoppe gewesen, welche, im Besitze eines nicht unbedeutenden Vermögens, ihm diesen Tribut ihrer stillen Liebe zukommen ließ, denn noch immer war er das Ideal ihrer jugendlichen Träume von männlicher Vollkommenheit, und wenn er sie auch verschmähete, sie konnte nicht aufhören, ihn zu lieben.

Der armen Clara aber erwuchs eine neue Marter. Claus Köppen hatte mit ihrem Vater täglich zu thun, und kam daher oft in das Haus des Bürgermeisters. Clara hatte sich aus einer Art von natürlichem Instinkte vor ihm verborgen, als aber Claus zum Essen eingeladen wurde, mußte sie sich zeigen, und das schöne reizende Mädchen machte sichtbar auf den Pommern einen tiefen Eindruck. Von da an erzeigte er ihr mit fast auffallender Zudringlichkeit eine Menge Aufmerksamkeiten, welche Clara fast zur Verzweiflung brachten. Ihr Herz hatte gewählt, und war keine

herrenloſe Beute; ſehr natürlich hatte ſie diejenige politiſche Parthei zu der ihrigen gemacht, zu welcher ſich Michael Rodinger bekannte, obgleich ſie anſtand, ſich das zu bekennen, denn ſie hielt es für unrecht, anders zu denken, wie ihr Vater, vor dem ſie ihre Geſinnungen ſorgfältig verbarg; aber ſchon als Pommer war ihr Claus verhaßt. Haſſen konnte ſie Claus Köppen von Grund der Seele, das fühlte ſie, auch fürchten, aber lieben, ſelbſt dulden, nimmermehr!

Und eben dieſer Mann war es, der jetzt um ihre Liebe buhlte, und dem ſie es nicht einmal ſagen durfte, wie ſehr er ihr zuwider war. Als Clara fortfuhr, ſeiner Zudringlichkeit Kälte entgegen zu ſetzen, ſprach der Vater endlich unumwunden mit Clara, und verlangte, ſie ſolle ihm mit Freundlichkeit entgegenkommen, denn Claus Köppen ſei ein Schwiegerſohn nach ſeinem Herzen. Da brach der lang verhaltene Thränenſtrom aus Claras Augen, und ſie erklärte ihrem Vater, ſie könne den Claus nie lieben. Das brauchſt du auch nicht, antwortete der Vater, aber heirathen ſollſt du ihn, ich ſehe ſeiner Brautwerbung binnen Kurzem entgegen. Als Clara erwiderte, daß er ihr unausſtehlich ſei, nannte er das eine abgeſchmackte Weibergrille. Was blieb der armen Clara übrig, als das gewöhnliche Troſtmittel gedrückter weiblicher Herzen, die Thränen?

Markgraf Johann hatte, ſo wie die Pommern in das Uckerland eingefallen waren, Nachricht erhalten, und ſogleich einen Boten mit derſelben nach Franken an den Kurfürſten Friedrich geſandt. Friedrich befand ſich auf ſeiner Burg in Nürnberg, und war über dieſen neuen Krieg, der ihm durch das zweideutige Benehmen des Kaiſers erwuchs, in hohem Grade erbittert. Da in Franken gerade nicht viel zu thun war, überredete er einen Theil der Fürſten, Ritter und guten Leute ſeines fränkiſchen Heeres, mit ihm nach der Mark aufzubrechen, um ſich in Perſon den Pommern entgegen zu ſtellen. Es fanden ſich viele willig, denn man zog gern auf Abenteuer in fremde Länder, wenn es zu Hauſe wenig zu thun gab, und Friedrich langte mit einem großen Haufen dieſer Leute in der Mark an [1]). Hier zog er

1) Der Zweifel der märkiſchen Geſchichtsforſcher, daß der Kurfürſt in Perſon den Krieg gegen Pommern geführt habe, iſt durch die ihnen unbekannte detaillirte Erzählung des Rufus in ſeiner Chronik bei Grotuff Th. II. S. 539. vollſtändig erledigt.

zusammen, was eben wehrhaft war, und entbot die andern, sich in Neustadt-Eberswalde bei seinem Heere zu versammeln. Auch Caspar Gans von Putlitz, Johann von Quitzow mit seinen Neffen, und viele andere fanden sich ein. Der Kurfürst hielt sich nicht lange auf, denn schon war es April geworden, und die Pommern hatten im Ukerlande übel gehauset, und großen Schaden gethan. So wie er eine hinreichende Masse von streitfähigen Leuten, Geschütz, Sturmzeug und Lagergeräthschaften zusammen hatte, zog er mit den Franken und Märkern vereinigt durch Angermünde nach dem pommerschen Grenzschlosse Vierraden, und lagerte sich theils in dem dabei befindlichen offenen Flecken, theils auf dem Felde, um den Feldzug mit dessen Wegnahme zu beginnen.

Die Pommern zogen sich bei der Annäherung des Kurfürsten zurück. Die Herzoge Casimir und Otto hatten aber kaum die Ankunft des Kurfürsten in der Mark erfahren, als sie ihre Bundesgenossen zu schleuniger Hülfe aufboten, und aus Polen, Preußen, Pommern und den anliegenden Ländern, zogen ihnen zahlreiche Hülfsvölker zu [1]).

Unterdessen hatten die auf dem Schlosse Vierraden befindlichen Pommern an die Herzoge einen Boten geschickt, und um Entsatz gebeten, weil das Schloß schwerlich lange würde widerstehen können. Die Herzoge ließen antworten: Sie möchten das Schloß nur wacker vertheidigen, sie hofften, zu rechter Zeit zu kommen. Friedrich hatte das Geschütz aufstellen lassen, und fing an, das Schloß tapfer zu beschießen. Es galt Eile, denn er vernahm, daß die Herzoge ein drohendes Heer zusammen zögen.

Aber was ihn noch mehr zur Eile nöthigte, war die Nachricht, daß in Franken der Krieg kurz nach seiner Abreise wieder ausgebrochen sei. Auch im Heere hatte sich die Nachricht durch die angekommenen Schreiben und Boten verbreitet, und nunmehr fingen die fränkischen Edeln an, ungeduldig zu werden. Was haben wir hier im fremden Lande zu thun, sprachen sie unter einander, während uns daheim unsere Schlösser und Güter niedergebrannt werden? Laßt uns aufbrechen, und zurückkehren, damit wir retten, so viel noch möglich ist. Und ohne langes Säumen trugen sie Friedrich die Bitte vor, sie zu entlassen, damit sie

---

1) Rufus a. a. O.

ſich nach Hauſe begäben, wo ihre Hülfe beſſer angebracht ſei, als hier.

Der Kurfürſt war auf dieſe Wendung der Dinge nicht gefaßt, und kam dadurch in eine üble Lage. Seines jetzigen Heeres Kern beſtand aus der fränkiſchen Ritterſchaft, er hatte hauptſächlich auf ihre Mitwirkung gerechnet, weil er überhaupt viel auf ſie hielt. Eben deshalb, und weil Eile nöthig war, hatte er es für überflüſſig gehalten, ein Aufgebot in gewohnter Form ergehen zu laſſen, die Zahl der Märker war daher nicht groß, und gar viele waren zurück geblieben, weil ſie ſich zurück geſetzt fühlten, und mit der Maaßregel unzufrieden waren, fremdes Kriegsvolk in das Land zu ziehen. Selbſt die bei dem Heere befindlichen Märker mochten mit den Fremden nicht gern verkehren, und es herrſchte zwiſchen beiden Partheien nicht das freundlichſte Vernehmen. Die fränkiſchen Ritter ſtanden in dem Rufe, hochmüthig zu ſein, und ſich etwas viel Beſſeres zu dünken, denn die märkiſchen. Nachdem ſie nun aber gar den Kurfürſten in der Noth verlaſſen wollten, verdarben ſie es völlig bei den Märkern. Die Spannung zwiſchen beiden Theilen des Heeres war groß, und hätte vielleicht nur eines geringen Anlaſſes bedurft, um beide Partheien zu gewaltthätigen Aeußerungen gegen einander, oder auch zum Abzuge nach verſchiedenen Seiten zu bringen.

Es bedurfte Friedrichs ganzer Klugheit, um einer ſolchen Veranlaſſung vorzubeugen, aber eine Stellung des Feldherrn wie dieſe, iſt wahrlich nicht beneidenswerth. Er bat die Franken, noch einige Tage bei ihm auszuharren, bis das Schloß genommen ſein würde, dann wollte er die weitere Führung des Krieges dem Markgrafen Johann übertragen, und ſelber mit ihnen nach Franken ziehen. Man gab endlich nach, und verſprach, noch einige Tage, aber nicht länger, zu bleiben.

Der Donner des Geſchützes erdröhnte jetzt nicht bloß am Tage, ſondern auch des Nachts, denn Friedrich bot alle Kräfte auf, das Schloß zu gewinnen. Dennoch verweigerten die Pommern, es zu übergeben. Seine feſten Mauern widerſtanden beſſer, als man es vermuthet hatte.

Zwei Tage waren wieder vergangen, und den Franken las man die Ungeduld auf dem Geſichte. Viele, hieß es, rüſteten ſich ſchon zum Abzuge. Das Schloß hatte ſoviel gelitten, daß Friedrich hoffte, es durch einen Sturm zu gewinnen, und dieſer

wurde angeordnet. Ohnehin erzählte man, das pommersche Heer sei im Anzuge.

Rasch wurden die nöthigen Befehle ertheilt. Das Geschütz schwieg, doch nicht vom Schlosse her, die Sturmgeräthschaften wurden von der Wagenburg dem Schlosse genähert. Ihr, Gans von Putlitz und Johann von Quitzow, sprach Friedrich, begebt euch mit der priegnitzischen Reiterei über die Welse auf die Straße nach Garz, damit uns nicht etwa eine pommersche Streifpartei überrascht und in der Arbeit hindert. Die pommersche Hauptarmee ist nach meinen Nachrichten noch nicht von Stettin aufgebrochen.

Die Priegnitzer setzten sich in Bewegung, wenig zufrieden, daß man ihnen bei dem Sturm eine so untergeordnete Rolle zugetheilt hatte. Mißvergnügt und still zogen sie durch den einförmigen vierradenschen Forst.

Halt! ertönte plötzlich Johann von Quitzows mächtige Stimme, und alle Pferde standen. Man hatte Aussicht gewonnen, und sah auf den Höhen bei Garz verdächtige Bewegungen. Er sprengte einige hundert Schritt vor, und überzeugte sich schnell, daß die ganze pommersche Heeresmacht seitwärts von ihnen auf den Höhen von Hohen-Selchow und Pinnow dahin zog, und bereits über Pinnow hinweg war. Was sich bei Garz gezeigt hatte, war nur die Nachhut gewesen. Die Fläche zwischen der Haide und Garz war, da sie sehr niedrig liegt, und nur aus Wiesen besteht, vom Frühlingsgewässer überschwemmt.

Schnell wurden einige Knappen nach Vierraden mit dieser Botschaft an den Kurfürsten gesandt. Die Priegnitzer wollten versuchen, ob sie den Feind eine Zeitlang würden aufhalten können. Rasch zog man sich auf einem schmalen Seitenwege nach Südwesten; es war nicht leicht, durch den Wald zu kommen, man erreichte endlich seinen Rand, und stieg den vorliegenden Abhang hinauf. Nördlich vom Dorfe Hohenfeld stellte sich die Reiterei auf, um die einherziehenden Pommern zu empfangen.

Diese waren bis zum Vorwerk Frostenwalde vorgerückt, wo sich der Weg wieder in die Tiefe senkte, und am Rande der Hügelkette und des Waldes fortlief. Hier hätten sie sich Vierraden nähern können, ohne daß sie eher bemerkt worden wären, als bis sie das Dorf Blumenhagen passirt, und dicht davor gestanden hätten, wenn Friedrich nicht die erwähnte Vorsichtsmaaßregel an-

geordnet hätte. Jetzt konnten sie nicht anders, als zuvor die priegnitzische Reiterei aus dem Felde schlagen, denn diese würde sie sonst bei ihrem Zuge von der Seite angegriffen haben.

Muthig und keck rückten die pommerschen Geschwader heran, begleitet von Fußvolk, die Trompeten schmetterten, das Gefecht entwickelte sich, die Priegnitzer fochten wie Verzweifelte. Länger als man bei der Stärke des feindlichen Heeres hätte vermuthen dürfen, hemmten sie dessen Zug, da gelang es nach großer Mühe dem Feinde, die Priegnitzer zu theilen. Johann von Quitzow wurde mit seinen Geschwadern durch das Dorf Hohenfeld gedrängt, Caspar Gans von Putlitz mit den übrigen rechts, auf den Weg nach Blumenhagen. In dieser Theilung wurde es dem Feinde nicht mehr schwer, die Märker vor sich herzutreiben, die sich dennoch stets fechtend zurückzogen. So ging es die ziemlich steile Höhe südlich von Hohenfeld, welche das nördliche Ufer der Welse begrenzt, hinab, und erst hier, wo die Pferde sich weniger halten konnten, riß Unordnung ein. Das Gedränge und Geschrei war fürchterlich; unten lag die Neue Mühle an der Welse, über deren Wehr, neben welchem eine schmale Brücke lag, man hinüber mußte. Der Fluß hatte keine bedeutende Breite, aber man konnte dennoch nicht hindurch reiten. Ein Theil der priegnitzischen Reiter wurde hinein gedrängt, einigen gelang es, schwimmend hindurch zu kommen, andere jagten hart verfolgt über die Brücke, auf welcher das Getümmel fürchterlich war. Johann von Quitzow hielt Stand, bis der größte Theil seiner Leute hinüber war. Erst jetzt zog er sich auf die Brücke zurück, und eben hatte er sie erreicht, als seinem Knechte Dietrich Schwalbe, dem der Helm entfallen war, der Kopf gespalten, und er mit seinem Pferde in die Welse gedrängt wurde. Fahr wohl, mein wackrer Knecht! rief Johann tief bewegt, und sandte durch einen mächtigen Schwerdthieb ihm seinen Mörder nach. Unter fortdauerndem Fechten, sein Pferd geschickt rückwärts zoppend, hatte er endlich die verhängnißvolle Brücke passirt, und die Pommern ließen von ihm ab. Er fand seine Leute im nahen Walde südlich von der Mühle; es schien gar Mancher zu fehlen. Aber Einer fehlte entschieden, für den Johann gern zehn Andere hingegeben hätte. Er weinte ihm eine stille herzliche Thräne, und fürchtete nicht, daß sie seiner Mannlichkeit schaden würde. Dann ordnete er

ſeinen Haufen, und zog am Rande des Gehölzes und der Randow-Wieſe gegen Vierraden.

Kurfürſt Friedrich hatte den Sturm auf das Schloß beginnen laſſen, aber den tapferſten Widerſtand gefunden, denn ſchon hatte man vom Thurm des Schloſſes die heranziehende Hülfe geſehen. Die Mauern waren nicht erſtiegen, man mußte zurück, um neue Kräfte zu ſammeln. Nicht lange währte es, ſo waren die Sturmhaufen wieder geordnet, und auf Balken und Faſchinen, die im Graben bereits das erſtemal angebracht waren, rückten ſie gegen das Schloß an. Die Leitern wurden beſtiegen, und nach langer vergeblicher Anſtrengung war auch der zweite Sturm abgeſchlagen. Die Pommern erhoben ein Freudengeſchrei. Raſch noch einmal drauf und dran, rief Friedrich, der eben die Bothſchaft empfangen hatte, daß die Pommern im Anzuge ſeien, wir müſſen das Schloß haben, koſte es, was es wolle! Die Franken murreten, und ſprachen von vergeblichen Aufopferungen; Friedrichs ungebeugter Sinn richtete die Schwachmüthigen wieder auf, und zum drittenmale ordneten ſich die Sturmhaufen, zum drittenmale wurden die Leitern angeſetzt und beſtiegen. Aber ehe noch etwas entſchieden war, erhoben ſich Rauchſäulen in dem nahe gelegenen Dorfe Blumenhagen, Flammen ſchlugen empor, Gans von Putlitz zog fechtend mit ſeinem Haufen Reiterei heraus auf Vierraden, gefolgt von den Pommern. In einer Viertelſtunde ſchon konnten ſie Vierraden erreicht haben. Kurfürſt Friedrich überzeugte ſich nur zu ſchnell, daß Alles verloren ſei. Er ließ zum Rückzuge blaſen. Die drohende Gefahr war Keinem zu verbergen, eine ungeregelte Flucht riß ein, die Franken voran. Gans von Putlitz überlegte raſch, daß der Feind wahrſcheinlich aus dem Schloſſe einen Ausfall machen werde, ſobald die Märker abzogen, und daß ihm dann der Uebergang über die Welſe geſperrt ſei. Er durfte ſich daher nicht verweilen, und zog mit ſeiner Schaar eilig auf Vierraden, wo er noch zeitig genug ankam, um die Brücke bei der vierradener Mühle unbeſetzt zu finden. Hier ſetzte er ſich wieder, aber jetzt fiel die Zugbrücke des Schloſſes, und heraus ſtürzten die Pommern, und fielen wüthend über die märkiſchen Reiter her. Zugleich aber langte die Vorhut des pommerſchen Heeres an, und nun wurde der Kampf furchtbar. Friedrich ließ Caſparn ſagen: er möge ſich halten, ſo lange wie möglich. Allein dazu war er zu ſchwach und der Feind zu

ſtark. Bald wurde er zurückgedrängt, und fechtend durch die Straßen des Fleckens getrieben. Am Ausgange verſuchte er ſich noch einmal zu ſetzen, denn das märkiſche flüchtende Heer war kaum eine halbe Viertelſtunde weit entfernt, und das kurfürſtliche Banner eines der letzten. Vergebens! Er mußte nach kurzem Widerſtande weichen. Da kam ſeitwärts Johann von Quitzow mit ſeinem Haufen daher. Die Märker ſahen es, und erhoben ein Freudengeſchrei. Schnell ſchloß er ſich Gans von Putlitz an, und jetzt gelang es beſſer, den Pommern zu widerſtehen. Die Märker erhielten Zeit, einen Vorſprung zu gewinnen, und waren bald nicht mehr zu ſehen. Doch ließen die Pommern von ihrer Verfolgung noch nicht ab, und Johann von Quitzow wurde am Schenkel verwundet. Endlich, nicht weit von Schwedt, machten die Pommern Halt, und nunmehr konnten ſie ihren Weg ungehindert fortſetzen. Das Heer war nicht nach Schwedt gezogen, ſondern über Berkholz auf dem Wege nach Felchow. Die Priegnitzer bildeten die Nachhut. Es war gelungen, wieder einige Ordnung in den fliehenden Haufen zu bringen, und gegen Abend langte man in Angermünde an.

Erſt am andern Tage war es möglich, den ganzen großen Verluſt, den das Heer erlitten hatte, zu überſehen. Alles Geſchütz und Sturmgeräth, das ganze Lager, die ganze Wagenburg, nebſt allen ſchwer Verwundeten hatte man zurück gelaſſen [1]). Doch hätte das Unglück noch größer werden können, wenn die Priegnitzer nicht ſo ritterlich Stand gehalten hätten.

Friedrich verſammelte am andern Tage ſein Heer abermals auf dem Markte von Angermünde. Der Kurfürſt hielt in der Mitte zu Pferde, Markgraf Johann ſtand mit den Hauptleuten zu Fuß neben ihm. Die Trompeten und Trommeln gaben das Zeichen der Stille, und Johann ſprach:

Das Heer hat einen Verluſt erlitten, und die Pommern werden nicht ermangeln, ſich einen großen Sieg zuzuſchreiben. Wir ſind dadurch nicht muthlos geworden. Haben wir uns auch zurückziehen müſſen, ſo hat der Feind dennoch Proben märkiſcher Tapferkeit erfahren, die ihm Achtung einflößen müſſen, und denen

[1]) Rufus Chronik bei Gromann Th. II. S. 539.

wir großentheils die Abwendung größeren Unglücks verdanken. Vor Allen habe ich euch, Herr Caspar Gans von Putlitz im Namen des gnädigsten Kurfürsten Dank zu ſagen für eure ritterliche Thaten. Ihr habt gethan, was dem beſten Ritter nur möglich iſt. Aber auch ihr, Johann von Quitzow, habt euch vor Vielen ausgezeichnet, und durch eure guten Dienſte beſonderen Anſpruch auf den Dank des gnädigen Kurfürſten. In ſeinem Auftrage ſoll ich euch den zu erkennen geben durch die Ehre des Ritterſchlages. Tretet vor, um ihn zu empfangen.

Johann von Quitzow wandte ſich um, Lanze und Helm ſeinem Knappen Dietrich Schwalbe zu überreichen, und eine neue Thräne netzte ſein Auge, als er ein fremdes Geſicht hinter ſich ſah. Den Schild am Arme hinkte er vor, ein freudiges Murmeln durchlief die Reihen. Er knieete nicht ohne Anſtrengung vor dem Markgrafen nieder, lehnte ſein Schild gegen die Lende, hielt die Hände wie betend vor ſich und der Markgraf ertheilte ihm den Ritterſchlag.

Johann ſtand nicht ohne fremde Hülfe auf, verbeugte ſich, und trat in die Reihen zurück. Man wünſchte ihm Glück, und die Krieger gingen auseinander, und zogen am nächſten Tage wieder nach ihrer Heimath, denn für jetzt ließ ſich kein neuer Zug unternehmen. Johann überraſchte ſeine Hausfrau nicht wenig durch ſeine neue Würde, auf welche er, nach Allem, was früher geſchehen war, nicht mehr gerechnet hatte.

Friedrich zog mit den fränkiſchen Heeren wieder nach Nürnberg [1]), wo ſeine Gegenwart dringend nothwendig war, und überließ die Beſorgung der märkiſchen Angelegenheiten ſeinem Sohne Johann, eine ſchwierige Aufgabe bei dem verwirrten Zuſtande des Landes. Allein auch Friedrichs Aufgabe in Franken war nicht leicht zu löſen, und eine Theilung der Sorgen und Mühen nothwendig. Wem hätte er ſie ſicherer anvertrauen können, als dem eigenen Sohne, dem wahrſcheinlichen Erben des Landes?

---

[1]) Rufus a. a. O.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Unstreitig hatte Friedrich gehofft, Prenzlau wieder zu befreien, und die Pommern daraus zu vertreiben. Das wechselnde Geschick des Krieges hatte es anders gewollt, und sie saßen jetzt fester als je. Hatten sie schon vorher sich gegen die Einwohner roh und übermüthig betragen, so kannten sie nunmehr darin keine Grenze. Als sie erfuhren, daß Friedrich nach der Mark gekommen sei, leuchtete ihnen die Nothwendigkeit ein, sich in Prenzlau selber einen festen haltbaren Punkt zu schaffen, da kein Schloß vorhanden war; anderentheils war ihnen nicht unbekannt geblieben, wie sehr die Einwohner, dem größeren Theile nach, die brandenburgische Herrschaft zurück ersehnten, wie tief Herzog Otto durch seine Worte die Bürgerschaft erbittert, wie mächtig der Hohn des Kriegsvolks ihren Haß entflammt hatte. Ein solcher befestigter Punkt konnte nöthigen Falls eben so gut gegen den Feind wie gegen die Einwohner gebraucht werden. Kein Gebäude eignete sich besser dazu, als das blindowsche Thor. Von Stettin kam man zuerst zwischen starke Seitenmauern, die zur Vertheidigung eingerichtet waren, durch den ersten Wall, und über den dahinter gelegenen Graben. Darauf ging man durch ein stark gewölbtes Thor, in einem niedrigen festen Gebäude befindlich, das seinen Giebel nach vorn kehrte, hinter welchem unmittelbar ein höheres querstehendes Gebäude mit freistehenden Giebeln anschloß, durch welches das gewölbte gut verwahrte Thor fortsetzte. Das zweite ziemlich hohe Gebäude enthielt nach oben hinauf eine Anzahl zur Vertheidigung eingerichteter Gewölbe nebst dem üblichen Apparat zur Schließung des Thores, zur Bewegung der Fallgatter ꝛc. und dies zusammen genommen bildete das äußere Thor, mittelst welchem man wieder durch einen Wall gelangte, und das durch eine ansehnliche Zahl von Leuten besetzt werden konnte. Zwischen hohen starken Seitenmauern, welche an das letzterwähnte Gebäude anschlossen, kam man wie-

der über einen Graben, bis man endlich durch einen sehr festen runden hohen Thurm mit einem Kranz von Schießscharten, über welchem sich eine hohe Spitze erhob, in die Stadt trat. Dieser letztere Thurm bildete das innere Thor, welches in der Stadtmauer lag, die zu beiden Seiten fortzog. Ihm sehr nahe befand sich rechts in der Mauer ein viereckiger Weichthurm, der leicht noch mit ihm in festere Verbindung zu bringen war [1]). Claus Köppen ließ nun dieses Thor noch bedeutend befestigen, um es als Schloß zur Vertheidigung zu benutzen, und selbst die Bürger mußten dabei Hand anlegen, so sehr sie auch darüber murreten.

Alle diese Umstände waren nicht geeignet, die Herrschaft der Pommern lieb zu gewinnen, und Jedermann bedauerte, ihnen die Stadt so wohlfeilen Kaufs übergeben zu haben. Am meisten litten dabei diejenigen, welche Schuld daran gewesen waren. Sie hatten böse Tage zu verleben, und mögen wohl betrübte Gesichter gemacht haben, denn noch jetzt sagt man in der Stadt und Umgegend von Jemanden, der sich verdrüßlich zeigt: er sieht aus, als ob er Prenzlau verrathen hätte [2]). Am meisten hatten die beiden Bürgermeister Claus Beltz und Zabel Grieben zu leiden, denn ihnen vor Allen war das Unglück der Stadt zugeschrieben.

Die arme Clara verlebte dabei höchst traurige Tage. Claus Köppen hatte wirklich um sie werben lassen, und ihr Vater, der wohl fühlte, daß ihm nichts übrig blieb, als sich mit Pommern so nahe wie möglich zu verbinden, hatte zugesagt, ohne seine Tochter weiter zu fragen. Sie war Braut wider ihren Willen, sie war sogar verlobt worden, ohne daß ihre Thränen etwas geholfen hatten, und die Hochzeit war auf den Tag nach Mariä Himmelfahrt angesetzt worden. Mit dem Vater getrauete sie sich in seiner jetzigen Stimmung gar nicht mehr zu sprechen, und die Trostgründe der Mutter gewährten nichts weniger, als Trost.

Die Erbitterung der Bürger gegen die Pommern und diese gegen jene wuchs mit jedem Tage. Immer verächtlicher wurden die Bürger von dem Kriegsvolke behandelt, und die Besatzung

---

1) Seet Gesch. v. Prenzlau Th. II. S. 7. Vergl. die Abbild. in Merians Topographie der Mark S. 83.

2) Seet Gesch. v. Prenzlau Th. II. S. 6.

des blindowſchen Thores hatte ſich endlich einen ganz beſondern Spaß erſonnen. Sie goſſen nämlich den durch das Thor gehenden Bürgern Gefäße mit Unrath auf den Kopf [1]), und wollten ſich dann über deren Aerger halb todt lachen. Da riß die Geduld der Bürger, man fühlte ſich empört über dieſe Schändlichkeit, und griff zu den Waffen. Die Muthigſten durchſtürmten die Straßen mit dem Rufe: Schlagt die Pommern todt! Die Sturmglocke wurde gezogen, und die Bürger rottirten ſich tobend und ſchreiend zuſammen, und zogen bewaffnet in geſchloſſenen Reihen durch die Straßen.

Die Pommern flüchteten auf das blindower Thor und in die zahlreichen Weichthürme der Stadt. Nur Wenige erwiſchten die Bürger, und dieſen wurde übel mitgeſpielt. Darüber wurde es dunkel, denn der Lärmen hatte ſich gegen Abend erhoben. Die Bürger blieben am blindower Thore ſtehen, und führten in der Nacht Geſchütz in der Beuerſtraße, der jetzigen Bauſtraße auf. Kaum dämmerte der Morgen, ſo fingen ſie an, das Thor zu beſchießen, und droheten, nicht eher abzulaſſen, als bis der ganze Thurm darnieder läge. Nunmehr gaben die Pommern nach; der Befehlshaber, Claus Köppen, fing an zu unterhandeln, und verſprach, diejenigen ſeiner Leute, welche den Unfug getrieben hatten, zu beſtrafen, auch ferner nicht zu dulden, daß die Bürger gemißhandelt oder verhöhnt würden. Wahrſcheinlich hat er die Strafe auf der Stelle vollziehen laſſen müſſen; die Bürger kehrten nun zur gewohnten Ordnung zurück, ohne jedoch mit den Pommern ausgeſöhnt zu ſein.

Markgraf Johann hatte von dieſen Händeln vernommen, und knüpfte mit den Anhängern Brandenburgs ein Verſtändniß an. Er war während dieſer Zeit der Priegnitz zu Hülfe gezogen, welche von den Meklenburgern bedrängt wurde. Bei der Stimmung, welche in der Stadt herrſchte, war es leicht zu bemerken, daß Markgraf Johann von den Bürgern keinen Widerſtand erfahren würde, wenn er die Stadt etwa angreifen wollte. Dagegen aber konnte man gewiß ſein, daß die Pommern die feſte Stadt gut vertheidigen, und die ſtettinſchen Herzoge zu ihrer Unterſtützung herbei eilen würden. Daraus ergab ſich die Nothwendigkeit, unvermuthet vor der Stadt zu erſcheinen, um ſie ent-

[1]) Seet a. a. O. S. 9.

weder durch Ueberrumpelung, oder im Einverſtändniß mit der Bürgerſchaft zu nehmen. Johann traf deshalb die nöthigen Veranſtaltungen. Doch wurde alles möglichſt geheim betrieben.

Das hohe Feſt der Himmelfahrt Mariens, der 15. Auguſt, war gekommen [1]). Die Geſichter leuchteten einmal wieder fröhlich, denn man vergaß während des Feſtes die trübe Zeit. Aber ein Geſicht, dem das wichtigſte und ſchönſte Feſt des Lebens anbrechen ſollte, lächelte nicht fröhlich, ſondern blickte mit tief verweinten Augen auf die köſtlich geſchmückten Kirchgänger, und auf die großen Anſtalten, welche zu der morgen bevorſtehenden Hochzeit, und dem heutigen Vorſchmauſe aller Hochzeitsgäſte angeordnet wurden. Clara war es, welche mit ergebungsvoller Duldung die grauſamen Menſchen ſchalten und walten ließ, ihr war es, als ſollte ſie heute die Henkersmahlzeit halten, um morgen geopfert zu werden.

Gegen Mittag verſammelten ſich die Gäſte, und beglückwünſchten die junge, ach, ſo trüb' ausſehende Braut, und den grämlich darein ſchauenden Bräutigam. Die Tafel war geordnet, und die Trompeten luden zum Mahle. Die Gäſte ließen es ſich trefflich ſchmecken, und wurden bald über alle Maaßen munter. Was hatten ſie ſich darum zu kümmern, daß die Braut faſtete? War es doch heut ein froher Feſttag, war eine Hochzeit doch ein frohes Feſt?

Nach geendigter Mahlzeit gingen die Gäſte zur Kirche, um den Gottesdienſt nicht zu verſäumen. Als er geendigt war, fand man ſich im hochzeitlichen Hauſe wieder zuſammen. Ein Tanz auf dem Rathhauſe, wie er ſonſt üblich war, wurde wegen des Feſtes heute nicht gehalten. Dafür dauerte die Abendtafel um ſo länger, um mit ihr die Zeit auszufüllen.

Als es dunkel wurde, erſchienen von Boizenburg her weſtlich von der Stadt in der Nähe der Dörfer Kröchelndorf und Golmitz einige geharniſchte Reiter, deren Zahl ſich mit zunehmender Dunkelheit mehrte. Sie ſuchten anfangs Verſtecke auf, aber als ſich eine hinreichende Zahl zuſammen gefunden, zogen ſie durch die Dörfer, und bewachten ſorgfältig die Gegenden zwiſchen hier und der Stadt, und wer nach der Stadt wollte, wurde von ihnen zurückgehalten. Bald aber erſchien auch Fußvolk, doch

---

[1]) Kantzow Pomerania Th. II. S. 19.

vernahm man keine Trompete, keine Trommel. Das Landvolk sah sie mit Furcht nnd Zagen, und erwartete in Angst die Dinge, die da kommen sollten.

Aber die Haufen zogen ruhig durch die Dörfer, stießen zusammen, und vereinigten sich hinter den Dörfern Groß und Klein Sperrenwalde. Dann zogen sie vorwärts auf der Straße von Boitzenburg nach Prenzlau, und machten in einiger Entfernung von der Stadt Halt, den linken Flügel gegen den Mühlbach gelehnt, rechts die Wiesen des Ukersees. Es wurden Wachtposten ausgestellt, die sich mehr auf das Hören als Sehen verlassen mußten, denn es war ungemein dunkel. Der Mond schien nicht. Plötzlich lief ein Geflüster durch die Reihen: der Markgraf kommt, und unmittelbar darauf nahete ein Trupp Reiter im raschen Laufe, der mit ehrfurchtsvollem Schweigen empfangen wurde. Es war der Markgraf Johann, in Begleitung Caspar Gans von Putlitz, Johann von Quitzows, Hasse von Bredows, Hans von Arnims, Paul von Mörings und anderer Ritter und Mannen.

Ist er schon hier? flüsterte der Markgraf einem Ritter zu, der bis dahin die Truppen befehligt hatte. Er hat sich noch nicht gemeldet, war die Antwort. Der Markgraf hielt mit seiner Begleitung still.

Indem rief einer der vorderen Wachtposten: Steht! Gebt das Feldgeschrei! Maria Magdalena! antwortete eine klangreiche Stimme, und gleich darauf hörte man den Kommenden nahen.

Wer kommt? fragte der Markgraf, und dieselbe Stimme antwortete: Michael Rodinger ist es, gnädiger Herr. Es ist alles vorbereitet, und eure zahlreichen Anhänger in der Stadt sind eurer gewärtig. Allein wir dürfen nicht durch die Neustadt ziehen, welche von Pommern besetzt ist, und ehe ihr mit ihnen fertig wäret, würden die in der Stadt allarmirt sein [1]). Wir müssen sie umgehen.

Markgraf. Immerhin.

Rodinger. Allein es ist in der Nacht ein böser Weg über Wiesen, Sumpf und Morast, durchschnitten von vielem Gewäs-

---

[1]) Die Neustadt lag westlich vor der eigentlichen Stadt, die von ihr durch die Befestigungsmauer getrennt war.

ser und Flußarmen. Mit Pferden ist darauf nicht fortzukommen, und wer nicht die festen Stellen kennt, versinkt darin, und dennoch ist es nicht zu vermeiden, durch das Wasser zu waten.

Markgraf. Und einen anderen Weg giebt es nicht?

Rodinger. Zu der Pforte, die euch geöffnet werden wird, läßt sich auf anderem Wege nicht gelangen.

Markgraf. Und wie weit sind wir davon entfernt?

Rodinger. Wir haben recht gut eine halbe Stunde zu gehen, und da wir nicht in grader Linie fortkommen können, ist der Weg wohl noch weiter.

Markgraf. Das ist ein böser Umstand. Da kommen wir ohne Pferde in die Stadt.

Rodinger. Man wird euch in der Stadt eine Anzahl heimlich bereit halten, die ihr sogleich besteigen könnt. Eure Pferde bleiben hier, und ihr laßt zur Sicherheit so viel Leute als nöthig sind, dabei zurück. Morgen werden sie dann ungehindert nach der Stadt kommen können.

Markgraf. So sei es denn, obwohl ich mich freilich nicht darauf eingerichtet habe, durch das Wasser zu waten.

Rodinger. Gnädiger Herr, ich werde euch, wenn es euch beliebt, durch die schlimmsten Stellen des Sumpfes tragen, denn ich gelte für einen starken Mann. Ihr setzt euch reitend auf meinen Rücken, und alle müssen mir nachgehen, doch nur Einer dicht hinter dem Anderen, denn von Zweien neben einander könnte leicht der Eine stecken bleiben. Dann hoffe ich mit Gottes Hülfe euch glücklich über den gefährlichen Weg zur Pforte zu bringen, durch welche ohnehin jedesmal nur Ein Mann eintreten kann.

Markgraf. Es sei, wie du gesaget. Ihr Herren Feldhauptleute, machet eure Leute mit unserem Unternehmen bekannt, und ertheilt die Befehle gemäß dem, was ihr gehöret habt.

Markgraf. So viel ich in der Dunkelheit bemerken kann, liegt vor uns Gebüsch. Bist du deiner Sache auch gewiß, und kannst du dafür stehen, daß dein Vorhaben gelingt?

Rodinger. Gnädiger Herr, das Gelingen steht in Gottes Hand. Den Weg, oder vielmehr die Stellen, welche ich zu betreten habe, kenne ich, und gegen das Verirren habe ich mich gesichert. Seht ihr dort in der Ferne jenes helle Licht? Es ist ein von Lampen erleuchteter heller Papierstern, der am Giebel

eines Hauses brennt [1]), wie man in der Stadt glaubt, zu Ehren des heutigen hohen Festes der Himmelskönigin. Er bezeichnet mir die Richtung, in welcher ich mich halten muß, um die Pforte nicht zu verfehlen.

Markgraf. Du sprichst wie ein verständiger Mann. Mehr als du versprochen, können wir nicht verlangen. Ist alles bereit? fragte er die rückkehrenden Feldhauptleute.

Gans v. Putlitz. Die Leute sind abgesessen, und harren eures Befehles.

Markgraf. In aller Heiligen Namen denn vorwärts!

Rodinger hockte sich nieder, der Markgraf in voller schwerer Rüstung schlug die gepanzerten Arme um seinen Hals, Rodinger die seinigen um des Markgrafen Schenkel, dann erhob er sich und schritt vor. In einer langen Reihe, Einer an den Andern gekettet, folgten die Uebrigen. Es ging sogleich durch eine seichte Stelle des Mühlbaches und dann in wunderlichen Windungen bald rechts bald links noch durch mehrere sumpfige Flußarme. Dazwischen ging der Markgraf öfter. Wäre es Tag gewesen, und man hätte von oben herunter gesehen, müßte der abentheuerliche Zug wie eine ungeheure sich windende Schlange erschienen sein, deren Kopf der so seltsam berittene Markgraf bildete.

Endlich erreichte man an der östlichen Ecke des Füllenbruches nahe an einem Wasserarme eine Stelle, die etwas festeren Boden bot. Rodinger bat den Markgrafen um Erlaubniß, ihn auf eine kleine Zeit absetzen zu dürfen, um sich zu erholen, was gern bewilligt wurde. Der Zug machte Halt.

In tiefem Schweigen stand Alles, als ob man auf jede Empfindung in dieser eigenthümlichen Lage gelauscht hätte. Der Nachtwind flüsterte im Rohr und Schilfe, ferne Laute drangen durch die Nacht, die Sterne blinkten ruhig vom Himmel herab in erhabener Majestät, als kümmerten sie sich um das wunderliche Treiben der Menschen nicht, und dennoch glaubte man zu wissen, wie vielen Einfluß sie darauf hatten, fernher glänzte mit wankendem Scheine der Stern, welcher zur Leuchte diente, seitwärts rechts leuchteten noch einzelne Lichter aus den Fenstern der Neustadt und des Sabinen-Klostergebäudes, links dehnte sich

---

[1]) Seet Geschichte v. Prenzlau Thl. II. S. 7.

schwarz und dunkel die wüste unwirthbare Fläche aus, in deren Gewässer die ewigen Sterne wie funkelnde Diamanten wiederglänzten, — und was sollte die nächste halbe Stunde gebähren! Wer konnte wissen, ob er noch dann den klaren Himmel schauen, die erfrischende Luft würde athmen können? Ach, auch diese bepanzerten Herzen waren Menschenherzen, schlugen freudig für das Leben, zuckten krampfhaft dem Tode entgegen, und Mancher fühlte sich schaurig bewegt, und fröstelte, doch schob er es auf die nassen Füße.

Rodinger und der Markgraf setzten sich in Bewegung, der Markgraf wurde jetzt nicht getragen, und abermals ging es vorwärts über eine baumlose sumpfige Wiese, eine weite Strecke. In der Neustadt bellten die Hunde, es blieb ungewiß, ob sie das unvermeidliche Geräusch so vieler Bewaffneter gehört hatten, allein man trat doch leiser auf. Abermals ging es durch Wasser, der Markgraf hockte auf, der Weg wollte kein Ende nehmen. Rodinger fing an zu ächzen. Seufze nicht, wackerer Knecht, sprach der Markgraf, deine Mühe soll dir reichlich vergolten werden. — O Herr, sprach Rodinger, verstattet mir, nur ein Weilchen stehen zu bleiben, — die Luft ist mir ausgegangen. Und abermals stand der lange Zug, in welchem jede Bewegung, jede Ruhe, ja selbst jeder Fehltritt sich vom Anfang bis zu Ende wie eine fortschreitende Welle fortpflanzte.

Jetzt sah man schon die Thürme der Mauer wie schwarze Massen aus dem Dunkel der Nacht hervortreten, und leise flüsternd zeigte sie Einer dem Andern, mit gespannter Erwartung sie anstarrend. Rodinger schritt wieder vorwärts. Die sumpfige Wiese behielt die vorige Eintönigkeit. Noch dauerte es eine Weile, da sprach Rodinger: nun kommt das Schlimmste, wir müssen die beiden Arme der Uker durchwaten, dann stehen wir vor der Pforte.

Markgraf. Sind die Weichthürme von Pommern besetzt, so werden wir entdeckt.

Rodinger. Nur die Thorthürme sind es, und ich hoffe, ich bringe euch unentdeckt hinüber.

Das Wasser war hier tiefer, als es vorher gewesen war. Rodingers Bewegungen wurden schwankend, er war ermüdet, und hatte die höchste Anstrengung nöthig, sich auf den Beinen zu halten. Der Markgraf bemerkte die riesenhafte Arbeit der

armen Rodinger. Steh feſt, mein Mann, flüſterte er ihm zu, und bedenke, daß du die ganze Mark Brandenburg auf deinen Schultern trägſt [1]). — Das Wort, das Allen das volle Gewicht dieſes Augenblicks zum deutlichen Bewußtſein brachte, lief leiſe von Mund zu Mund, und ergriff die Gemüther mächtig. Es wurde nachher noch oft wiederholt, und gerieth nicht in Vergeſſenheit.

Endlich erreichte man das Ufer, und Rodinger ließ ſtöhnend den Markgrafen auf den Boden gleiten. Dann ſchlug er dreimal in die Hände, und die Riegel fuhren raſſelnd zurück. Langſam öffnete ſich die ſchmale Pforte, und Rodinger leitete den Markgrafen hindurch. Ihm folgte dicht geſchloſſen Einer nach dem Andern. Die Eingetretenen wurden längs der Mauer aufgeſtellt, um Platz für die Kommenden zu behalten. Es dauerte eine gute halbe Stunde, bis der letzte Mann eingetreten war, denn es waren ihrer gegen zwei Tauſend. Nun ordnete man ſich kriegsmäßig, und hielt die Waffen in Bereitſchaft. Eine Anzahl Pferde ſtand längs den Mauern und wurde beſtiegen. Rodinger führte den Markgrafen durch einige enge Gaſſen, die ſchnell durchſchritten wurden, bis zu den Hauptſtraßen. Die mit Rodinger einverſtandenen brandenburgiſch geſinnten Bürger ſtürzten aus den Häuſern, und es erſcholl der Ruf: Brandenburg! Brandenburg! durch alle Straßen [2]).

Im Hauſe des Bürgermeiſters Zabel Grieben ſaßen das Brautpaar und die Hochzeitsgäſte ſchön bekränzt noch bei dem letzten Reſte der Abendtafel. Da ſtürzten die Diener verſtört ins Zimmer, und ſchrieen: die Brandenburger ſind in der Stadt! Die Gäſte ſprangen entſetzt auf, Claus Köppen riß ſeinen Kranz vom Kopfe, ergriff ein Schwerdt und eilte fort. Seln Diener rief ihm zu: ihr ſeid nicht gewappnet, Herr! Aber Claus hörte nicht, und ſtürmte zum Hauſe hinaus. Er fand einen Theil pommerſcher Knechte vor dem Hauſe verſammelt, mit welchem er ſich den Brandenburgern entgegen werfen wollte. Aber eine Anzahl Bürger nahete ſich ſchimpfend und höhnend, und ſeine Schulter

---

1) Sect Geſch. v. Prenzlau, Thl. II. S. 8. Die dort erwähnte Erzählung im Froſchmäusler (auch in den baltiſchen Studien, Thl. III. S. 24 angeführt) ſcheint abſichtlich verändert.

2) Angelus Ann. march. p. 207.

wurde von einem Steinwurf empfindlich getroffen. Er schlug den Weg nach dem blindowschen Thore ein, und erreichte es glücklich. Von allen Seiten flüchteten die Pommern dahin, und die meisten hatten noch Zeit genug gefunden, sich hinein zu werfen. Claus Köppen schickte auf der Stelle einen Boten nach Stettin ab.

Einen furchtbaren Eindruck hatte der Schreckensruf auf den Bürgermeister Zabel Grieben gemacht. Der sonst so harte und feste Mann saß, blaß wie eine Leiche, da, und zitterte, daß der Sessel bebte. Er saß noch, als alles schon aufgesprungen war. Da trat Claus Beltz bebend an ihn heran, und sprach: Gevatter, meiner Meinung nach haben wir keine Zeit zu verlieren. Wir müssen zum Thore hinaus. — Zabel starrete ihn mit gläsernen verstörten Augen an. Plötzlich zusammenschaudernd, erhielt er seine Kraft wieder, und sprang auf: ja, ja, rief er, fort! Das ist das rechte Wort. Horch, wie sie brüllen, wie sie schreien! Hu, hu! Sie haben mörderische Fäuste! — Fort, fort! —

Er wollte zur Thür hinaus; seine Frau, gefaßter, als er, warf sich ihm entgegen. Nicht so, in diesem Aufzuge, rief sie ihm zu. Lege die Hochzeitskleider ab, und wappne dich, und dann schnell zu den Pommern. Noch sind sie in der Stadt, horch! Sie schießen! Himmel, wie wirst du sie erreichen!

Ein Diener war beschäftigt, Zabeln Waffen anzulegen. Das Schießen und das Geschrei auf den Straßen dauerte fort. Man hatte überall Lichter an die Fenster gesetzt, und an freien Plätzen Feuer angezündet. Claus sah es zufällig, als er sich dem Fenster näherte. Herr Gott, schrie er, wie sollen wir fortkommen! Alle Straßen sind hell, wir erreichen unerkannt das Thor nicht! Schließt das Visir, sprach der Knecht, und legt die Schärpen ab, dann wirds wohl gehen. — Martin, du gehst mit uns, erwiederte ihm Zabel; dann nahm er von Frau und Tochter Abschied, und eilte mit Claus Beltz zur Hausthür. Der Knecht folgte, und öffnete sie.

Zurück! brüllte eine rauhe Stimme, und vier Hellebarden streckten sich ihnen entgegen, hier kommt Niemand heraus! Zabel und Beltz prallten zurück. Der Knecht schlug die Thüre wieder zu, und lief nach der Hinterthür. Allein auch hier blitzten ihm Hellebarden entgegen, und donnernd drückte man ihm die Thür vor der Nase zu. Wir sind verloren! rief Zabel, jam-

mernd die Hände über dem Kopfe zuſammen ſchlagend, es iſt keine Rettung mehr möglich! —

Auf den Straßen war kein Pommer mehr zu finden, ſie waren längſt niedergehauen oder gefangen, auch die Thore mit Ausnahme des blindowſchen waren genommen. Alles drängte nun nach dieſem Thore, in welchem die Hauptmacht der Pommern ſtand. Man hatte das Stadtgeſchütz dagegen aufgeführt, und beſchoß es heftig. Die Wirkung war in der Finſterniß nicht zu beurtheilen. Die Pommern vertheidigten ſich mit Handbüchſen ungemein herzhaft, und da ſie ihres Zieles gewiſſer waren, ſchoſſen ſie nicht vergebens, und ſtreckten Manchen nieder.

So brach endlich der von beiden Theilen heiß erſehnte Morgen an. Aus der grauen Dämmerung wickelten ſich die dicken Thurm- und Mauermaſſen des blindowſchen Thores los, aus allen Fenſtern und Schießlöchern des runden Thurmes ſchaueten behelmte Köpfe, und die oben beim Anfang der Spitze umherlaufende Gallerie mit Schießſcharten war dicht beſetzt. Mit erneuerter Wuth wurde die Beſchießung fortgeſetzt, aber ſie nutzte nicht viel. Man hatte nur wenige und nicht bedeutende Steinbüchſen, viele Kugeln gingen neben dem Thurm vorbei, und die welche trafen, thaten wenig Schaden.

Vormittags zog ein Haufe brandenburgiſcher Knechte unter Anführung eines Rottmeiſters nach dem Hauſe des Bürgermeiſters Zabel Grieben. Die dort Wachehaltenden öffneten ihnen die Thüre, und traten ein. Es währete nicht lange, ſo öffnete ſich die Thür zum zweitenmale; ſie traten wieder heraus, in ihrer Mitte die beiden Bürgermeiſter gefeſſelt, und langſam bewegte ſich der Zug von dannen. So lohnt man den Verräthern! ſchrie ihnen ein Theil der Bürger nach. Es ging dem Gefängnißthurme zu, und hinter ſeiner Thüre verſchwanden die beiden Männer.

Bis Nachmittag ſetzte man das Schießen fort. Wir verknallen unſer Schießkraut ganz ohne Nutzen, ſprach der Markgraf, die Schufte ſitzen ruhig da oben, und lachen. Man muß andere Mittel anwenden.

Johann v. Quitzow. Ich wüßte wohl eines, gnädiger Herr, bei dem ihnen das Lachen vergehen würde.

Markgraf. Sagts an, Herr Johann, wie wirs jetzt getrieben, langweilt mich die Sache.

Johann v. Quitzow. Laßt uns ein Schmauchfeuer um den Thurm anzünden, so weit wir um ihn himum können. Der Wind wird den Rauch und die Hitze gegen den Thurm treiben, und die drinnen werden geräuchert werden, wie Würste im Schornstein. Dann werden sie sich wohl geben.

Markgraf. Der Rath ist gut. Man schaffe Stroh und Holz herbei, befahl er, und schnell eilte man, seinem Befehle nachzukommen. Es währte nicht lange, so brachten die Bürger ganze Wagen voll Brennmaterialien, das Experiment erregte ihre Neugier, und nach und nach versammelte sich die ganze Stadt um zuzusehen. Auf der Stadtseite wurde der Thurm rings umher mit einer hoch aufgeschichteten Lage von Stroh, Heu und Holz, zum Theil getheert, umgeben. Bald flackerte das Feuer lustig in die Höhe, und wurde mit einem allgemeinen Freudengeschrei begrüßt, und kurze Zeit nachher schlugen die Flammen hoch empor, und leckten wie wilde Thiere mit feurigen Zungen daran umher. Dicke Rauchwolken wirbelten empor, und verbargen die oben Schwitzenden. Der Thurm hatte nur einen Ausgang, und dieser öffnete sich nach der Stadt.

Die ganze Nacht hindurch wurde das Feuer unterhalten, und allmälig theilte sich die Hitze des von den Flammen unmittelbar berührten unteren Theils auch dem oberen mit. Man begriff nicht, wie die drinnen es aushalten konnten. Der Rauch und die Hitze mußten erstickend sein, denn nach der unberührten hinteren Seite war nur eine kleine Luke vorhanden.

Unstreitig standen die Pommern viel aus. Am Morgen steckten sie eine weiße Fahne aus, ein Zeichen, daß sie zu unterhandeln begehrten. Man dämpfte das Feuer so weit, daß ein Mann auf die Gallerie steigen konnte, und knüpfte nun die Unterredung an. Das Resultat war, daß die Pommern das Versprechen erhielten, mit sicherem Geleite und Schonung ihres Lebens abziehen zu können. Jetzt übergaben sie den Thurm, und das untere Thor wurde geöffnet.

Aber noch war das äußere Thor von Pommern besetzt, und mußte genommen werden. Als indessen die darin stehenden Pommern sahen, daß die anderen sich ergeben hatten, begehrten auch sie zu unterhandeln, und sie erhielten dasselbe Versprechen. Sie hatten gehofft, das Thor so lange halten zu können, bis die Herzoge von Stettin zum Entsatz heranrücken würden; jetzt war die

Stadt für ſie verloren. Traurig zogen ſie unter Claus Köppens Anführung zu demſelben Thore hinaus, auf welches ihre Hoffnung ſich geſtützt hatte [1]).

Markgraf Johann war jetzt Herr der Stadt, und nunmehr kamen auch die zwölf Bürger zurück, welche bis dahin in Boitzenburg geſeſſen hatten. Jetzt ordnete Johann eine ſtrenge Unterſuchung an, um die Haupttheilnehmer der Verrätherei auszumitteln, durch welche die Stadt den Pommern in die Hände gefallen war. Wenige Tage reichten hin, um darzuthun, daß Niemand dabei thätiger geweſen war, als die beiden Bürgermeiſter Zabel Grieben und Claus Beltz. Ihre Schuld war nicht abzuleugnen und durch nichts zu mildern. Der Spruch des Gerichts fiel, und ſprach ihnen das Leben ab.

Furchtbar traf dieſe Nachricht die arme Clara und ihre Mutter, wie die Familie des Claus Beltz. Entſetzliches Geſchick, den Gatten, den Vater hinrichten zu ſehen! Verzweiflungsvoll ſtürzte Clara nach der Wohnung des Markgrafen. Er ließ ſie nicht vor, ſondern ihr ſagen, er könne den Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen. Nicht minder entſetzt war Michael Rodinger. So ſchwer hatte er ſich die Strafe nicht vorgeſtellt, ſo ſchuldig die beiden Bürgermeiſter nicht geglaubt. Er eilte zum Markgrafen, und bat um ein kurzes Gehör. Markgraf Johann empfing ihn gütig, und fragte: Was bringſt du mir?

Rodinger fiel auf die Knie und rief: O gnädiger Herr, darf ich mich eures Wohlwollens getröſten, ſo erlaubt mir eine Fürbitte für die Bürgermeiſter, ohne mir darob zu zürnen.

Markgraf. Es thut mir leid, daß du nicht um Anderes und Beſſeres bitteſt, denn hierin darf ich deine Bitte nicht beachten. Ihre Schuld fordert Strafe.

Rodinger. O ſo begnügt euch mit einem Opfer, gnädiger Herr, und ſchenkt wenigſtens Zabel Grieben das Leben.

Markgraf. Er iſt nicht weniger ſchuldig, als der Beltz, wenn nicht noch ſchuldiger. Wie kommts, daß du für ihn bitteſt? Ich dächte, er wäre es geweſen, der dich aus der Stadt bannte?

Rodinger. Das iſt wahr, gnädiger Herr. Und dennoch

---

1) Angelus Ann. march. p. 208. Rufus Chronik bei Grotuff Thl. II. S. 345.

will ichs euch gestehen, außer der Liebe zu euch und meinem angestammten Herrn hat mich bei Allem, was ich in der letzten Zeit gethan habe, immer die Hoffnung geleitet, es würde mir dann vergönnt sein, für Zabel ein wirksames Fürwort einlegen zu können, denn ach ich wußte wohl, daß er schuldig war, und einen Fürsprecher brauchen würde. O laßt mein Vertrauen auf eure Gnade nicht zu schanden werden, ja selbst, so unschätzbar mir eure Gnade ist, — wenn es sein muß, — nehmt sie mir, und laßt sie ihm zu Gute kommen, nur daß ihm das Leben erhalten werde, fußfällig flehe ich euch darum an.

Markgraf. Steh auf Michael, ich mag das Knieen nicht. Aber ich begreife dich nicht, warum du für den Zabel bittest.

Da wurde die Thüre aufgerissen, der Trabant wollte die Hellebarde vorschieben, aber schneller als er, wurde sie von einer schreienden weiblichen Gestalt fortgeschoben, welche zur Thür hereinstürzte mit dem Rufe: ich muß hinein! Wie in Verzweiflung die Hände ringend, stürzte sie neben Michael, der noch knieete, auf den Boden zu den Füßen des Markgrafen, erhob jammernd die Hände, und schrie mit von Thränen erstickter Stimme: Gnade, Gnade! — Sie vermochte nichts mehr zu sprechen, die Stimme versagte ihr, aber ihr ganzes Wesen war in furchtbarer Bewegung.

Der Markgraf war erschüttert. Wer ist die Jungfrau? fragte er.

Rodinger. Es ist Zabel Griebens Tochter Clara.

Markgraf. Dann kenne ich euer Anliegen, ohne daß ihr es mir sagt. Steht auf, und tröstet euch.

Clara. O, sprecht erst das Wort Gnade aus, gnädiger Herr, erst Gnade!

Markgraf. Steht auf! Euer Vater hat bereits an dem da einen kräftigen Fürsprecher gehabt, und er hat aufgeboten mehr, als ihr aufbieten könnt. Und dennoch mußte ich ihm seine Bitte versagen, obgleich es mir leid thut.

Clara. O Herr, um Gottes und aller Heiligen willen flehe ich, um der Liebe, die eure Frau Mutter zu euch getragen, um der Liebe eurer Tochter willen, — ihr habt ja eine liebe Tochter — gewährt mir meine Bitte, gewährt sie mir um eurer Seelen Seligkeit willen.

Der Markgraf schüttelte das Haupt.

Clara. Ihr sollt ja ein gnädiger Herr sein, man nennt euch ja einen gnädigen Herrn, — wozu nennt man euch gnädig, wenn ihr keine Gnade üben wollt? O Herr, mein Gott, stehe mir bei in dieser Stunde der Angst, und laß meine Worte dies kalte Eisenherz erschüttern, das der Tochter den Vater verweigert, den es tödten lassen will ohn' Erbarmen. — Ihre Rede lösete sich in schreiendes Weinen auf.

Markgraf. Ich verzeihe eurem Schmerz das Unrecht, das in euren Worten liegt. Glaubt mir, es ist eine harte, schwere Pflicht der Fürsten, zu strafen, und wenn es nicht sein müßte, wer möchte nicht lieber begnadigen. Es kann leider diesmal nicht sein. — Führt die Jungfrau fort, sprach er zu Michael, ich habe euch jetzt nichts weiter zu sagen.

Der Markgraf ging in ein Seitenzimmer. Betäubt lag Clara die Hände ringend noch auf der Erde. Steht auf, Jungfrau, sprach Michael mit bebender Stimme, wir haben hier nichts mehr zu thun. Willenlos ließ sich Clara aufheben. Auch die letzte Hoffnung gescheitert! rief sie mit schmerzlich erhobenen Augen, dann brach sie in schluchzendes Weinen aus.

Rodinger ergriff ihren Arm, und führte sie zur Thür. Sie folgte mechanisch. Als sie geöffnet wurde, und sie den Trabanten erblickte, warf sie einen wilden Blick zurück, als könnte sie sich von der Stelle ihrer letzten Hoffnung nicht losreißen. Doch ließ sie sich still fortführen, Michael geleitete sie bis zu ihrem Hause, dann verließ er sie. Kein Wort hatte sie unterweges gesprochen.

Des andern Tags Vormittags versammelte sich auf dem Markte der größte Theil der brandenburgischen Besatzung vollständig bewaffnet, und stellte sich in einiger Entfernung von den Häusern einen großen Kreis schließend auf. In der Mitte hielt der Markgraf mit den Feldhauptleuten zu Pferde, seitwärts von ihm stand der Scharfrichter neben dem Richtstein, das entblößte breite Schwerdt in der Hand, mit der Spitze auf den Erdboden gestellt. Hinter ihm befanden sich einige seiner Knechte. Aus allen Fenstern der Häuser ringsum schauete Kopf bei Kopf, selbst auf den Dächern und Giebeln erblickte man Menschen, und hinter dem Kriegsvolke auf dem Markte hatten sich die Menschen zusammen gedrängt, daß selbst ein fallender Regentropfen schwerlich zur Erde gelangt wäre.

Da fing das Armeſünderglöckchen auf der Marienkirche an zu läuten. Bald nachher ſah man den Zug ſich dem Markte nähern, in welchem ſich die beklagenswerthen Opfer dieſes Trauerſpiels befanden. Er langte am Markte an, das Volk wich ſcheu zur Seite, die Krieger öffneten den Kreis. Von Knechten geführt, gebunden, einen Mönch zur Seite, der ihm oftmals ein Crucifix zum Küſſen an den Mund hielt, trat zuerſt Claus Beltz in den Kreis. Ihm folgte in gleicher Weiſe Zabel Grieben; aber hinter ihnen wurden noch zwiſchen bewaffneten Knechten acht andere gebundene Männer geführt; ſie waren Anhänger der Pommern, und bei der Verrätherei nicht ohne Theilnahme geblieben. Dafür war ihnen Gefängnißſtrafe zuerkannt, doch mit der Schärfung, zuvor die Hinrichtung ihrer Freunde mit anzuſehen.

Claus Beltz wurde dem Scharfrichter überliefert. Der gewöhnliche Gerichtsgebrauch fand nicht ſtatt, denn die Uebelthäter waren durch ein außerordentliches Gericht, was wir ein Kriegsgericht nennen würden, verurtheilt. Der Scharfrichter ließ ihm die auf dem Rücken gebundenen Hände aufbinden, Claus mußte die rechte Hand auf den Block legen, worauf ſie der Scharfrichter ihm abhieb. Er hob ſie in die Höhe, und zeigte ſie dem Volke; ein Herold aber rief: das iſt die Hand des Verräthers Claus Beltz, mit welcher er ſeiner Kurfürſtlichen Gnaden dem Markgrafen den Eid geſchworen, den er gebrochen hat, wofür er jetzt den Lohn empfangen wird, wie jeder Verräther! Unterdeſſen waren Claus die Augen verbunden worden, er knieete nieder, der Mönch reichte ihm noch einmal das Crucifix zum Küſſen, und ſein Kopf fiel.

Zabel Grieben hatte mit feſter Haltung die Hinrichtung ſeines Gefährten mit angeſehen. Jetzt war die Reihe an ihn, und er trat feſten Schrittes heran. Wir mögen uns nicht in einer Ausmalung des ſchrecklichen Schauſpiels gefallen, und ſagen darum nur, es wurde mit ihm in ganz gleicher Weiſe gehalten, wie mit Claus Beltz. Die abgehaueuen Hände werden noch jetzt auf dem Rathhauſe zu Prenzlau gezeigt, und in einer Schachtel in der Regiſtratur aufbewahrt [1]).

Die Hinrichtung war vollzogen, das Armeſünderglöckchen

---

1) Sect Geſch. v. Prenzlau, Thl. II. S. 11.

ſchwieg, Trompeten und Trommeln gaben das Zeichen zum Aufbruch, die Gefangenen wurden abgeführt, das Volk verlief ſich, und das Kriegsvolk zog ab, und zerſtreuete ſich. Kaum aber war der Markgraf in ſeine Wohnung getreten, ſo erfuhr er, daß die pommerſchen Herzoge im Ukerlande ſengten und brannten. Sie waren auf die von Claus Köppen erhaltene Botſchaft, daß die Brandenburger in der Stadt ſeien, ſogleich mit allem Kriegsvolk, das ſie bei ſich hatten, aufgebrochen, um Prenzlau zu Hülfe zu eilen, weil zu vermuthen ſtand, daß Claus Köppen ſich auf dem Thore halten würde. Allein ſie kamen zu ſpät. Claus Köppen begegnete ihnen, nachdem er abgezogen, unterweges, und von ihm vernahmen ſie, wie die Dinge ſtanden. Sie wandten ſich mit ihrem Volke ſeitwärts, und verheerten das Land, ſo weit es in den Händen Brandenburgs war, auf grimmige Weiſe und ſeiner ganzen Länge nach, denn ſie gingen bis in die Gegend von Angermünde [1]). Markgraf Johann ernannte deshalb Hans von Arnim auf Boitzenburg zum zweitenmale zum Hauptmann von Prenzlau, und übergab ihm die Stadt zur ſicheren Bewahrung; Michael Rodinger belohnte er ſehr anſehnlich, und auf ſeine Empfehlung wurde er von den Bürgern zum Rathmann gewählt [2]). Dann aber zog er mit Gans von Putlitz, Johann von Quitzow, Haſſe von Bredow, und dem größten Theile ſeines Heerhaufens ab, um die Pommern aus dem Lande zu treiben, welche ſich auch bei ſeiner Annäherung zurückzogen. Johann von Quitzow ernannte er zu ſeinem Rathe.

Wir mögen es nicht unternehmen, Michael Rodingers herbe Empfindungen zu beſchreiben, als die Angelegenheiten dieſe Wendung genommen hatten. Er fühlte in der Seele der unglücklichen Clara die ganze grauſe Stufenleiter der ſchrecklichſten Gefühle mit, und konnte nicht helfen, nicht einmal Troſt bringen. Dennoch war ſeine Liebe ſo friſch als jemals, und er war weit entfernt davon, ſich von der unglücklichen Familie zurück ziehen zu wollen. Einige Wochen ließ er jedoch vergehen, ehe er zu ihnen ging. Er fand Clara allein, und gefaßter als er vermuthet hatte. Nur ihr Anſehen war leidend, und das ſonſt ſo blühende Geſicht bedeckte eine Todesbläſſe.

---

1) Kantzow Pomerania, Thl. II. S. 20.

2) Auch ſein Bruder Thomas Rodinger wurde ſpäterhin hier Rathmann. Sect. a. a. O. S. 10.

Es iſt freundlich von euch, ſprach ſie, daß ihr uns in unſerm Elende nicht vergeſſet, und euch der verachteten Familie Zabel Griebens erinnert, ungeachtet ihr jetzt im Rathe ſitzet.

Rodinger. Clara, — habt ihr wirklich geglaubt, ich könnte euch jemals vergeſſen? O wie wenig habt ihr mich dann gekannt!

Clara. O Gott! Es haben uns ſo viele vergeſſen!

Rodinger. Doch ich euch nimmermehr. Weinet nicht, gute Clara! Meine Geſinnungen und Gedanken gegen euch ſind unverändert geblieben, und wüßte ich nur, ob ich das von den eurigen hoffen darf, — dann, — o dann dürften uns beiden wohl noch frohe Tage blühen.

Clara. Nein, nein, Michael. Davon darf unter uns nicht mehr die Rede ſein.

Rodinger. Wie, ihr liebt mich nicht mehr? —

Clara. Von Grund meines Herzens, aber dennoch müßt ihr mich meiden, und ich euch. — O mein Gott! Seid ihr denn nicht ſchuld, daß mein armer Vater — — O ihr Heiligen! Wart ihr es doch, der den Markgrafen in die Stadt geführt hat.

Rodinger. Clara, wie verkennt ihr mich! Eben das, was ich mir zum Ruhm anrechnen darf, macht ihr mir zum Verbrechen. Euretwegen hab' ich hauptſächlich ſo gehandelt, — konnte ich ahnen, daß es ſo enden würde? Ich wußte, daß euer Vater ſchuldig war, doch kannte ich ſeine ganze Schuld nicht. Ich wußte, er würde einen Fürſprecher bei dem Markgrafen branchen. Ich wollte dieſer Fürſprecher werden, es war vorauszuſehen, die Brandenburger würden die Stadt wiedernehmen, und die Bürger eurem Vater in ihrer Erbitterung die Flucht verwehren. Da drängt' ich mich an den Markgrafen, und ſuchte ſein Wohlwollen zu gewinnen, und es gelang mir mit großer Mühe und Arbeit. Auch ohne mich wäre er in die Stadt gekommen, aber dann konnt' ich euch nicht nützlich werden. Wie ſchön hatte ich es mir gedacht, wenn der Markgraf euren Vater um meinetwillen begnadigen würde, wie dann der Haß eures Vaters gegen mich ſchwinden, und er meiner Werbung um euch nicht mehr entgegen ſein würde! Ach Gott, meine Hoffnung ſcheiterte, es kam alles anders, aber es war nicht meine Schuld, ich hatte gethan, was einem Menſchen möglich iſt.

Clara. Ihr ſeid ein edler Menſch, aber dennoch, wenn

auch wider euren Willen, ſchuld an meines Vaters ſchmähligem Tode. Sein Unglück hat uns getrennt auf ewig.

Sie weinte heftig. Rodinger ſtand wie zermalmt. Iſt das euer feſter Entſchluß, euer letztes Wort? fragte er.

Clara. So iſts.

Rodinger. Wohlan, ſo ſchwöre ich euch, nimmer will ich ein anderes Weib als Mann umfangen, nimmer —

Clara. Schwört nicht, ihr ſollt durch nichts gebunden ſein. Iſts euch möglich, ſo vergeßt meiner. Ich werde euch nie vergeſſen. —

Sie wandte ſich weinend von ihm ab, und winkte ihm ſchluchzend, ſich zu entfernen. Mit den Geberden der Verzweiflung ſtürzte Rodinger zum Hauſe hinaus. Es dauerte lange, ehe er ſich wieder ſammelte, aber eine tiefe Schwermuth bemächtigte ſich ſeiner. Vergebens ſuchten ſeine Freunde ihn aufzurichten. — Wir wollen kurz ſein. Auch Otto Hoppe hatte auf den Betrieb ſeiner Barbara verſucht, ein näheres Verhältniß mit ihm einzuleiten; aber als ſie erfuhr, daß er das Gelübde gethan habe, nimmer zu heirathen, brach auch ihre Lebenshoffnung zuſammen, und ihr durch mancherlei widrige Zufälle ſchon vorbereiteter Entſchluß, das Kloſterleben zu erwählen, erhielt die Reife. *Mit Edelmuth* opferte ſie einen Theil ihres Vermögens, um der armen Clara den Eintritt zu erleichtern. Beide wählten das Sabinenkloſter der Stadt, beide wurden an Einem Tage eingekleidet. Barbara Hoppe lebte noch 1447 daſelbſt als Nonne, wie eine Urkunde ergiebt [1]). Beide ertödteten ihre irdiſche Liebe, um eine himmliſche dafür ihrem Herzen entkeimen zu laſſen, und gaben die Welt auf, die für ſie keine Blüthen mehr trug.

---

4) Sect. Geſch. v. Prenzlau. Thl. II. S. 16.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Herzogin Katharina von Meklenburg war nach diesen für Meklenburg und Pommern nicht besonders günstigen Vorfällen zum Frieden geneigt, und ließ Anträge dazu machen. Kurfürst Friedrich war wieder aus Franken zurückgekehrt, und kam ihrem Verlangen gern entgegen. Die Stadt Perleberg wurde zur Feststellung der Friedensunterhandlungen erwählt. Die Loslassung des gefangenen Herzogs Johann bildete eine der Hauptschwierigkeiten; Friedrich beharrete darauf, daß zuvor die Fürsten von Stargard und von Wenden ihre Lehnsabhängigkeit anerkennen müßten. Als man sich überzeugte, daß beide Theile hartnäckig hierüber auf ihrem Sinne beharreten, wurde dieser Punkt späteren Verhandlungen vorbehalten, einstweilen aber wurde ein Friede geschlossen, in welchen sich die meklenburger aller Ansprüche auf die Priegnitz vollständig begaben, dafür aber sollten alle in der letzten Niederlage gefangenen meklenburgischen Ritter und Edelleute von Brandenburg ohne Lösegeld frei gegeben werden, welches denn wie festgesetzt auch geschah [1]). So war nach dieser Seite hin auf eine Zeitlang die Ruhe wieder gesichert. Friedrich ging gegen Ende des Jahres wieder nach Nürnberg zurück [2]).

In diesem Jahre gelang es auch dem Bischof Johann von Rohr zu Havelberg, die Stadt Sandau, auf welche er seine früheren Ansprüche noch nicht aufgegeben hatte, vorläufig wenigstens pfandweise zurück zu erhalten. Die Stadt war zuerst von dem Erzbischofe von Magdeburg für 1100 Schock Böhmisch an Cuno von Quitzow und dessen Söhne Hans und Dieterich, so wie an ihre Vettern Claus und Cuno verpfändet worden. Dann hatte sie der Erzbischof wieder eingelöset, und abermals für 900 Schock an Claus von Quitzow und dessen Sohn Thiele

1) Gundling Leben Friedrichs I. S. 277.
2) A. a. O. S. 278.

verpfändet. Nachdem ſie wieder eingelöſet war, ſcheint ſie Heinrich von Iſenburg in Beſitz gehabt zu haben, von welchem ſie, ebenfalls für 900 Schock, auf Gebhard von Bodendiek, Gebhard von Plotho und Heinrich Beier überging. Der Erzbiſchof befand ſich jetzt in großer Geldnoth, und verpfändete die Stadt an den Biſchof von Havelberg und ſein Capitel für die Summe von 739½ Mark Silbers, Magdeburger Währung [1]), die er gern zahlte.

Der Winter blieb in dieſem Jahre faſt ganz aus, der Herbſt dauerte mit anhaltender Wärme fort, und viele Gewächſe blüheten zum zweitenmale. Am S. Nikolaitage, den 6. December blüheten Pfirſichen, Rockenblumen und andere Kräuter, auch wurde es überhaupt im ganzen Winter nicht bedeutend kalt [2]).

So hatte das Jahr 1426 begonnen, ohne daß ſich in der Mark etwas Bemerkenswerthes ereignete. Am 27. Februar verbanden ſich die pommerſchen Herzoge mit den meklenburgiſchen Fürſten gegen alle und jeden [3]). Am 7. Februar ſchloß Markgraf Johann mit dem jungen Herzog Heinrich von Meklenburg Stargard und mit Fürſt Wilhelm von Wenden einen Stillſtandsvertrag [4]), und ſomit hatte das Land jetzt vor den Meklenburgern Ruhe.

Markgraf Johann befand ſich ſeit einiger Zeit oft in finanzieller Noth, und fand zuletzt kein anderes Mittel, als das ſchon vom Markgrafen Jobſt vielfach angewendete, nämlich landesherrliche Städte und Schlöſſer zu verpfänden. Ohne Zweifel kannte er das Nachtheilige dieſer Maaßregel recht wohl, allein dringende Nothwendigkeit geſtattet keine Wahl. Selbſt Friedrich, ſonſt ſo reich an Hülfsquellen, hatte öfter zu dieſem Mittel greifen müſſen, und eben jetzt trat wieder ein ſolcher Fall ein. Es ſcheint, als wäre Friedrich abermals nach der Mark gekommen, denn am 19. Juni 1426 bekennt er urkundlich, daß er Schloß, Städtlein und Amt Potsdam den Gebrüdern Claus von Latendorf für 400 Schock böhmiſcher Groſchen verpfände, und daß es ihnen frei ſtehe, auch die Hakenmühle und das Dorf Neuendorf um die Summe zu löſen, welche ihm Heinrich Glienicke darauf ge-

---

1) Buchholz Geſch. d. Churmark Brandenburg, Thl. III, S. 87. 89.
2) Angelus Ann. march. p. 209.
3) v. Lützow meklenb. Geſch. Thl. II. S. 169.
4) v. Lancizolle Geſch. des Preuß. Staats Thl. II. S. 622.

liehen habe. Die Urkunde ist unter Markgraf Johanns Insiegel ausgestellt [1]). Am folgenden Tage den 20. Juni aber überließ Markgraf Johann an Hans von Uchtenhagen wiederkäuflich Schloß und Stadt Köpenick für 600 Schock böhmische Groschen [2]).

Die Christenheit hatte ein neues Jahr, nämlich das von 1427 angetreten. Bischof Otto von Rohr zu Havelberg begann es auf dem Siechbette, und wurde von Tage zu Tage kränker, bis er am 18. Januar die müden Augen schloß. Sein Tod wurde allgemein betrauert, denn er hatte als ein würdiger Geistlicher in hoher Achtung gestanden.

Die Verhältnisse mit Meklenburg waren, wie wir gemeldet haben, freundlicher geworden. Friedrich lag viel daran, sie in dieser Form zu erhalten, und dazu fand er kein wirksameres Mittel, als ein verwandtschaftliches Verhältniß. Er leitete deshalb eine Verbindung ein zwischen dem noch jungen Herzog Heinrich von Meklenburg und seiner siebenjährigen Prinzessin Dorothea, und als dieser Plan die Genehmigung der Herzogin Katharina fand, gab er dem Markgrafen Johann den Auftrag, den nöthigen Vergleich wegen der Verheirathung seiner Schwester abzuschließen. Die Herzogin Katharina kam deshalb nach Perleberg, und hier wurde er am 7. Februar zu Stande gebracht [3]). Wir fügen nur hinzu, daß die Prinzessin am festgesetzten Tage zu Perleberg in Gegenwart der Bürgen der Herzogin Katharina übergeben wurde, und daß man übereinkam, mit der Trauung noch zwei Jahre zu warten. Dann wollte man in Perleberg berathen, ob sie stattfinden könne, oder nicht [4]).

Im März ging Markgraf Johann nach Prenzlau, um von hier aus den mit Pommern eingeleiteten Frieden weiter zu fördern. Hier verschrieb er am 18. März dem Ritter Hasse v. Bredow wiederkäuflich 450 rheinische Gulden oder 15 Schock böhmisch aus der Orbede zu Nauen, und im Falle Hasse sterben sollte, seiner Ehefrau Heilwigis dieselben 15 Schock als Leibgedinge auf Lebenszeit [5]).

Friedrich kehrte aus Böhmen, wo der Feldzug nicht mit Glück

---

[1]) Gerken Cod. dipl. Brand. T. VII. p. 156.

[2]) ibid. p. 160.

[3]) ibid. p. 167 sq. Diese Urkunde ist die erste bekannte, in welcher Johann v. Quitzow als Rath und Ritter aufgeführt wird.

[4]) ibid. p. 186.

[5]) Gerken a. a. O. S. 173.

geführt war, nach der Mark Anfangs Mai zurück. Mit Pommern waren vorläufig die Friedensbedingungen festgestellt; es kam darauf an, sie weiter zu verhandeln, weshalb die pommerschen Herzoge bevollmächtigte Räthe nach Neustadt-Eberswalde schickten, wohin sich im Auftrage des Kurfürsten der Bischof Stephan von Brandenburg und Graf Albrecht von Lindau begaben. Indessen war vorauszusehen, daß Bevollmächtigte über viele Gegenstände erst weitere Instructionen würden einholen müssen, und die Verhandlungen sich in die Länge ziehen dürften. Friedrich vertrauete mit Recht seiner Persönlichkeit, und trat am liebsten seinen Feinden offen entgegen. Er erließ deshalb eine Einladung an die pommerschen Herzoge, sich persönlich in Neustadt-Eberswalde einzufinden, er selber wolle auch dahin kommen, und dann werde das Geschäft sich leichter beendigen lassen.

Die Herzoge von Stettin fügten sich Friedrichs Wunsche, und er selber begab sich mit einem angemessenen Gefolge nach Neustadt Eberswalde, dessen Hauptmann, wie es scheint, um diese Zeit Paul Möring war. Friedrich fand seine pommerschen Gäste auf dem Schlosse noch nicht anwesend. Er ritt ihnen mit seinem ganzen ansehnlichen Gefolge, festlich geschmückt, bis zum Kloster Chorin entgegen, wo er ihre Ankunft erwartete. Es war Montag der 19. Mai. Man mochte etwa eine Stunde gewartet haben, da erblickte man auf der Angermünder Straße daherziehend einen ansehnlichen Zug Reisiger, und bald erkannte man deutlich das pommersche Banner. Friedrich ging ihnen mit seinem Gefolge entgegen, und empfing sie mit achtungsvoller Begrüßung.

Markgraf Friedrich und Johann nahmen die pommerschen Herzoge in die Mitte, und wer sie jetzt so freundlich mit einander sprechen und lachen sah, hätte nimmermehr geglaubt, daß dieselben Personen sich vor kurzer Zeit noch als Todfeinde einander gegenüber gestanden hatten. Man ritt durch die Stadt hindurch nach dem Schlosse auf dem Berge. Als man sich nahete, empfing Trompetengeschmetter und Paukenklang die Einreitenden, die Herrschaften nahmen auf dem Schlosse ihre Wohnung, die Uebrigen und die Knechte wurden in der Stadt untergebracht.

Friedrich hatte den Charakter der pommerschen Herzoge richtig berechnet, und gewann sie mit großer Feinheit und Gewandtheit für seine Ansichten. Am 22. Mai kam der Friede wirklich auf folgenden Grundlagen zu Stande.

Die hohen Contrahenten bekennen: Zum ersten wird Markgraf Johann dem hochgebornen Fürsten Herrn Joachim, Herzogen von Stettin, Herzog Casimirs Sohn, seine Tochter Frau Barbara (damals nahe vier Jahre alt) zur Ehe geben, und sie ihm von heute an über acht Jahren zulegen. Sie erhält eine Mitgift von zehntehalb tausend rheinischen Gulden. Dagegen wird Herzog Casimir nach Empfang der Mitgift der Frau Barbara das Schloß Uckermünde mit 2000 rheinischen Gulden jährlicher Renten als Leibgedinge anweisen und vermachen. Sollte Herzog Casimirs Sohn nach dem Beilager sterben, so soll es der Frau Barbara frei stehen, ob sie das Leibgedinge behalten, oder aus dem Lande ziehen und für dasselbe 15000 rheinische Gulden nehmen will. Sollte sie sich wieder verheirathen, so erhält sie die 15000 Gulden, sobald sie das Schloß zurückgiebt, doch muß sie in beiden Fällen ihren Willen ein Jahr zuvor anzeigen. Sollte aber der junge Herzog sterben, ehe ihm Barbara beigelegt worden, so sollen ein etwa vorhandener oder noch zu gewinnender Sohn Herzog Casimirs, oder auch Herzog Otto's an seine Stelle treten, und alles andere bleiben, wie festgesetzt worden. Wenn dagegen Frau Barbara Todes verbliche, ehe man sie Herzog Casimirs Sohn zugelegt hätte, so soll eine andere Tochter Markgraf Johanns an ihre Stelle treten. Stürbe Herzog Casimirs Sohn, und hätten beide Herzoge weiter keinen Sohn, sondern nur Töchter, Markgraf Johann dagegen hätte oder gewönne einen Sohn, so soll dieser eine jener Töchter heirathen, deren Mitgift auf 10000 rheinische Gulden festgestellt wird, und sie soll in der Mark ein Schloß mit 2000 Gulden Einkünfte als Leibgedinge erhalten. Und um diese Festsetzungen um so sicherer aufrecht zu erhalten, setzen beide contrahirenden Theile fest, daß, wer daran schuld ist, wenn die Festsetzungen nicht vollzogen werden, dem andern Theile eine Strafe von 50000 rheinischen Gulden zahlen soll.

Es sollen ferner von Stund an kraft dieses Briefes alle Gefangenen, Geld und Dingnisse gänzlich los und ledig sein ohne Gefährde. Die pommerschen Herzoge begeben sich gänzlich aller Ansprüche zu ewigen Zeiten an das Schloß und die Stadt Neu-Angermünde mit allem Zubehör, welche für immer bei der Markgrafschaft Brandenburg bleiben sollen, desgleichen Schmargendorf (damals Smarggrevendorff). Dagegen verzichten Friedrich und

ſein Sohn auf das Schloß und Städtlein Greifenberg mit Zubehör, und wollen nimmermehr darauf Anſprüche machen. Sollten bei der Abtretung beider Orte Streitigkeiten entſtehen, ſo ſollen dieſe nicht anders als vor dem heiligen römiſchen Reiche (geſetzlich) geſchlichtet werden. Hiermit ſoll alle Zwietracht, Scheelung und Zuſprache, welche bisher zwiſchen Pommern-Stettin und Brandenburg beſtanden, zu ewigen Zeiten freundlich beigelegt, berichtigt, entſchieden und geſühnet ſein, und beide Theile ſollen ihre Lande und Leute gegenſeitig ſchützen und ſchirmen. Ausgenommen hiervon und zu unterſcheiden iſt, wenn ſich fände, daß Markgraf Friedrich, Johann oder deren Erben Anſprüche an die Herzoge von Pommern-Stettin hätten wegen ihrer Lehnsabhängigkeit von der Markgrafſchaft Brandenburg, wie ſie ſolches meinen, das ſoll an rechter Stätte von dem römiſchen Kaiſer oder König entſchieden werden, und wie er es entſcheidet, ſoll es bleiben. Greifenberg ſoll von den Pommern mit keinen größern Laſten beſchwert werden, als es unter Brandenburg trug, auch ſollen alle Brandenburger zu Greifenberg Zollfreiheit genießen, ausgenommen geſalzen Gut, wenn es um Lohn gefahren wird. Auch ſoll freier Verkehr zwiſchen beiden Ländern ſtattfinden, und keiner ſoll beraubt, beſchädigt, verhöhnt und geſchändet werden, ausgenommen wegen Geldſchuld. Dies alles wird bei fürſtlichen Ehren, Würden und Treuen an Eidesſtatt von beiden Theilen geredet und gelobt, verbrieft und verſiegelt [1]).

Durch dieſe wichtige Urkunde wurden einem verderblichen Kriege endlich Schranken geſetzt, und der Friede kehrte wieder ein in das ſonſt ſo blühende, und jetzt ſchon ſo lange verheerte Ukerland. Die Nachricht davon verbreitete allgemeine Freude. Man durfte ſich nun der Hoffnung hingeben, daß Friedrich um ſo kräftiger den Huſſiten würde widerſtehen können, von denen leicht zu fürchten war, daß ſie ihre Verheerungen ſelbſt bis in dieſe Gegenden ausdehnen dürften. Friedrich ſelber war mit der glücklichen Beendigung des Geſchäftes ſehr zufrieden, und entließ die Herzoge mit großer Freundlichkeit, indem er ihnen wieder bis zum Kloſter Chorin das Geleite gab. Auch war die Zukunft ſeiner Enkelin nun berathen, obgleich im Verlaufe der Zeit aus dieſer Verbindung nichts geworden iſt.

[1]) Gerken Cod. dipl. Brand. T. VII. p. 133—142.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

So groß war Friedrichs Macht über die Gemüther, daß er die pommerschen Herzoge ganz für sich gewonnen hatte, und diese ehrlich und treu an ihm hielten. Er veranstaltete eine zweite Zusammenkunft mit ihnen zu Templin in der Ukermark, und war seiner Sache so gewiß, daß er es nicht vermied, sie mit dem Herzoge Heinrich von Meklenburg-Stargard und Fürst Wilhelm von Wenden zusammentreffen zu lassen, welche er eben dahin beschieden hatte, um sich mit ihnen über einen endlichen Frieden zu einigen. Es war am 14ten Juni als er daselbst eintraf. Die Stadt, am Dolgensee belegen, war mit einer bethürmten Mauer, mit Wällen und Gräben umgeben, hatte aber kein Schloß. Die Stadtkirche war der heiligen Maria Magdalena gewidmet. Außerdem war noch ein St. Georgen-Hospital nebst Kirche vorhanden.

Am 16. Juni schloß Friedrich mit den beiden Herzogen von Stettin ein Bündniß zu gemeinsamer Sicherheit [1]). Man sieht aus demselben, wie ernstlich beiden Theilen daran lag, friedliche Verhältnisse eintreten zu lassen und festzuhalten.

Drei Tage später am 19. Juni kam auch der Friedensvertrag mit Meklenburg zu Stande. Friedrich verzichtet darin auf alle Ansprüche an die stargardischen und wendischen Lande, und die Herzoge Otto und Casimir von Stettin sollen in künftigen Streitigkeiten schiedsrichterlich entscheiden, ausgenommen über Lehnsstreitigkeiten, die vor den Kaiser gebracht werden sollen [2]), was sich darauf bezog, daß Friedrich die Lehnsabhängigkeit dieser Länder von der Mark nicht aufgab, die Sache also in ganz ähnlicher Weise behandelte, wie mit Pommern. Da er in diesen

[1]) Gerken Cod. dipl. Brand. T. VII. p. 144.
[2]) v. Lancizolle Gesch. d. Bildung d. Preuß. Staats Th. II. S. 622.

Frieden wieder seine Unterthanen hineinzog, so hörte zugleich die zwischen Gans von Putlitz und der Stadt Rostock wieder ausgebrochene Fehde, so wie eine zwischen dem Fürsten Wilhelm und dem Havelberger Domstift über Kriegsschadenersatz obwaltende Differenz von selber auf [1]).

Jetzt, wo von allen Seiten her die Friedenspalmen ihre Blätter über die Mark ausbreiteten, verstand sich auch der gefangene Herzog Johann von Stargard dazu, die Lehnsabhängigkeit seines Landes von der Mark anzuerkennen, und wahrscheinlich haben ihm seine Freunde selber dazu gerathen. Friedrich gab daher Befehl, ihn von Tangermünde nach Rathenow zu bringen. Am Johannistage öffnete sich ihm sein Kerker, das Schloß zu Tangermünde, in welchem er seit dem Jahre 1418, demnach neun Jahr und sechs Wochen gesessen, und die Blüthenzeit seines Lebens verträumt hatte, ohne daß ihm diese Standhaftigkeit auch nur im Mindesten geholfen. Friedrich ging von Templin, nachdem er seine hohen Gäste entlassen hatte, mit seinem Gefolge nach Rathenow, wo Herzog Johann bereits angekommen war, und ihm überliefert wurde.

Die Unterhandlungen waren bald beendigt, und das Resultat war, daß der Herzog Johann am 28. Juni zu Rathenow zwei Reverse ausstellte. In dem einen bekennt er: daß er in des hochgebornen Fürsten Friedrichs Markgrafen von Brandenburg rechtliche und redliche Gefangenschaft gekommen, und wegen derselben sich mit ihm um eine Summe Geldes geeinigt habe. Außerdem ist festgestellt, daß obgenannter Herzog Johann, seine Nachkommen und Erben, alle ihre Lande und Leute mit allen Zubehörungen, von dem Markgrafen Friedrich, seinen Erben und der Markgrafschaft von Brandenburg zu einem rechten Mannlehn empfangen, und zu den Heiligen geschworen haben, daß sie dem Markgrafen Friedrich, seinen Erben und Nachkommen getreu und gewärtig sein wollen, wie es ein Mann seinem Erbherrn pflichtig ist. Auch macht er sich wie seine Erben und Nachkommen verbindlich, stets ihre Lehn, so oft es erforderlich ist, bei der Markgrafschaft zu Brandenburg nachzusuchen. Da auch die von Prenzlau seinem Vater und Vetter Ulrich sel. eine Erbhuldigung,

---

[1]) v. Lützow Gesch. v. Meklenburg Th. II. S. 170.

seines Erinnerns auf dem Karrenberge, gethan haben, um welche er bisher die Bürger von Prenzlau alle Jahr gemahnt, so will er und seine Nachkommen sie von heute an nicht mehr darum mahnen, noch sie irgend anfechten [1]).

In dem zweiten Reverse sagt er: daß er zur Lösung aus seinem Gefängnisse dem Markgrafen Friedrich die Summe von 3000 Schock böhmischer Groschen zahlen wolle, und die verbriefet habe. Zweitausend Schock habe er mit seinen siebschuldigen Bürgen verbrieft und versiegelt übergeben. Er bekenne nun, daß er und seine Erben dem genannten Markgrafen Friedrich und dessen Erben, und zu getreuer Hand Hasse und Achim von Bredow, Hans von Waldow, Otto von Schlieben, Wernern von Holzendorf und Hans von Arnim auf Boitzenburg für solch redlich Gefängniß noch schuldig sei tausend Schock guter böhmischer Groschen, oder 3000 gute rheinische Gulden, welche er vom kommenden S. Martinstag über zwei Jahre völlig zu Bernau bezahlen will. Geschähe dies nicht, so schwört er kraft dieses Briefes zu den Heiligen, daß er in die Stadt Bernau einreiten, und in einem Wirthshause, das ihm genannt wird, ein Einlager halten, und nicht ohne Markgraf Friedrichs, seiner Erben und Getreueshanden guten Willen sich entfernen will, bis die ganze Summe bezahlt sei [2]).

Friedrich belehnte nun den Herzog in aller Form mit seinen Landen, und nahm ihn dann, wie es üblich war, in seinen Schutz. In der darüber ausgefertigten Urkunde sagt Friedrich: daß er und sein Sohn Markgraf Johann den hochgebornen Fürsten Herrn Johann von Meklenburg und Herrn zu Stargard in ihre Beschirmung genommen haben, gleich anderen ihrer Herren und Mannen. Sie wollen ihn beschützen, vertheidigen und bei Recht behalten gegen Jeden, dessen sie mächtig sind, ausgenommen gegen den heiligen Vater Papst, gegen das heilige römische Reich, und gegen die Frau von Meklenburg und ihre Kinder. Die übrigen Bedingungen sind die gewöhnlichen aller solcher Lehnbriefe [3]).

Mit welchen Empfindungen Herzog Johann diese Anerkennt-

---

1) Gerken Cod. dipl. Brand. T. VII. p. 163.
2) Pauli Preuß. Staatsgeschichte Th. II. S. 112.
3) Gerken Cod. dipl. Brand. T. VII. p. 161.

niſſe ausgeſtellt haben mag, in denen er ausſprechen mußte, was er ſo lange verweigert hatte, und durch welche er ſein großes Opfer eines neun Jahre lang im Gefängniſſe verſenkten Jugendlebens als nutzlos erklärte, läßt ſich beſſer vermuthen, als beſchreiben.

So war denn das Gebiet der Mark vergrößert, ſie ſelbſt an Hülfsquellen und Vertheidigungsmitteln bereichert, und der ſo viele Jahre lang entbehrte Friede mit Pommern und Meklenburg nicht bloß geſchloſſen, ſondern dem Anſcheine nach auf dauerhafte Weiſe befeſtigt. Während der zwei Monate, welche Friedrich jetzt in der Mark war, hatte er Großes vollbracht, und ſeine erbittertſten Feinde ſich zu Freunden umgeſchaffen. Das feine lang geſponnene Gewebe ſeiner Staatskunſt erhielt in der Regel durch ſeine ausgezeichnete perſönliche Einwirkung ſeine Vollendung, und dieſe hatte ſich hier wieder glänzend bewährt.

Friedrich ſchauete ſich um, aber rings im weiten Kreiſe erblickte er keinen Feind der Mark, wohl aber viele treue und mächtige Bundesgenoſſen. Im Innern war die Ruhe geſichert, ſoweit es bei dem noch fortdauernden Fehderechte des Adels und der Städte möglich war. Die freien Dynaſten des Landes waren ſeine Freunde und Verehrer geworden, und fügten ſich wie die übrigen Vaſallen einem geordneten und geſetzmäßigen Zuſtande. Der unbändige, jede Unterordnung, jeden Gehorſam verweigernde Geiſt des Adels und der Ritterſchaft war unterdrückt, das wilde edle Roß hatte ſich Zaum und Zügel anlegen laſſen, und wenn auch ſein Feuer nicht erloſchen war, und zum Lenken eine geſchickte Hand, ein kunſtfertiger Reiter gehörte, es folgte doch und ließ ſich lenken. Nur das Verhältniß des Landesherrn zu den Städten war noch nicht nach Friedrichs Sinn. Die große Zahl von Privilegien, die ſie ſich zu verſchaffen gewußt hatten, gewöhnlich die Geldverlegenheiten der Regenten ſchlau benutzend, der Reichthum, der in allen ſich aufgehäuft hatte, ihre Wehrhaftigkeit und Waffenfertigkeit, ſelbſt der Anſchluß der größeren an den mächtigen Bund der Hanſa, durch welchen ſie ſogar eine fremde Gerichtsbarkeit anerkannten, und wie die Reichsſtädte etwas Beſſeres zu ſein glaubten, als die übrigen, hatte einen mächtigen Freiheitsſinn hervorgerufen und einen Geiſt der Unabhängigkeit und Unbändigkeit, der dem Landesherrn nicht minder

gefährlich werden konnte, als jener des Adels. Friedrich hatte ihn bisher geschont, da dieser Geist stationärer Natur war. Er blieb auf die einzelnen Flecke beschränkt, ihm fehlte die leichte Beweglichkeit, die rasch das Land von einem Ende bis zum andern durchflog, welche den des Adels und der Ritterschaft auszeichnete. Friedrich sah voraus, es galt noch einen Kampf mit jenem, aber er hielt es noch nicht an der Zeit, ihn zu beginnen. Es giebt Dinge, welche jeder Regent besser seinem Nachfolger aufspart, und dazu gehörte diese Angelegenheit. Er wandte seinen Blick davon, und schauete nach Franken und nach Böhmen, wo die Kriegsfurie noch in aller Furchtbarkeit wüthete. Hier gab es noch viel zu thun, und Friedrich wünschte, sich diesen Angelegenheiten ungetheilt widmen zu können. Er ließ es daher unbestimmt, wann er wieder nach der Mark zurückkehren würde, und übertrug die Statthalterschaft seinem Sohne dem Markgrafen Johann, der sie schon bisher während seiner Abwesenheiten, und wie wir gesehen, mit Glück geführt hatte. Im Juli verließ er die Mark und ging nach Nürnberg, wo er sein im Kriege ausgebranntes Schloß der Stadt Nürnberg verkaufte. Die Urkunde ist vom 27. Juni datirt, wo er noch in der Mark war. Es scheint daher, daß er sie erst nachher vollzogen habe. Er kehrte nie mehr nach der Mark zurück, obgleich er erst 1440 den 21. September in einem Alter von 68 Jahren starb.

Und hiermit hätten wir den Punkt erreicht, wo wir am schicklichsten unsere Geschichte schließen könnten, wenn wir nicht voraussetzen dürften, daß denjenigen unserer Leser, welche sich für die Hauptpersonen dieser Geschichte interessirt haben, daran gelegen sein möchte, noch Einiges über ihr ferneres Schicksal zu erfahren. Es ist ein schöner Zug des menschlichen Herzens, daß unsere Theilnahme für Personen, die uns wichtig geworden sind, sich verletzt fühlt, wenn sie früher erlöschen soll, als mit dem Tode dieser Personen.

Friedrichs Theilnahme blieb für jetzt noch der Mark gewidmet, und in diesem Jahre 1427 gab er ihr davon einen abermaligen Beweis. Wir haben erwähnt, daß zu Anfang dieses Jahres der bischöfliche Sitz von Havelberg durch das Dahinscheiden des Bischofs Otto von Rohr erledigt worden war. Das Domkapitel erwählte darauf den Meister Friedrich, Licentiaten des

geiſtlichen Rechts, aus ſeiner Mitte für dieſe hohe Würde, und ſandte einen Boten nach Rom, um die päpſtliche Beſtätigung einzuholen, die jedesmal theuer bezahlt werden mußte. Friedrich fing ſogleich an, kräftigſt für die Vermehrung der Kloſterbibliothek zu ſorgen, und es wird ihm nachgerühmt, er habe viele nützliche Bücher angeſchafft. Allein noch war der Bote von Rom nicht wiedergekehrt, er ſelber hatte ſich ſeiner Würde kaum einige Monate erfreut, da ſtarb er plötzlich, und ſetzte das Domkapitel in die unangenehme Nothwendigkeit, einen neuen Biſchof zu wählen. Die großen Beſtätigungskoſten für den erſten noch nicht anerkannten, waren verloren. Die Wahl traf diesmal den Kirchherrn von Perleberg, Johann von Beuſt, der die Stelle gern übernahm. Man mußte nun abermals einen Boten mit Geld nach Rom ſenden, um die Beſtätigung einzuholen. Aber ein eigener Unſtern wollte, daß Johann von Beuſt ſtarb, als der Bote auf der Rückreiſe begriffen war. Dies ſeltſame Schickſal erſchütterte die Gemüther aller Domherren auf das heftigſte. Der Verluſt ihrer Oberhirten und der Verluſt an Geld waren beide nicht leicht zu verſchmerzen, und es ſchien ſich darin ein beſonderes Zeichen des göttlichen Zornes anzukündigen. Als das Kapitel zur Veranſtaltung einer neuen Wahl zuſammen kam, ergab ſich eine große Verſchiedenheit der Meinungen. Die geeignetſten Geiſtlichen waren bereits gewählt und geſtorben. Ueber die vorhandenen waren die Anſichten ſehr getheilt, und es ſchien, als würde man ſich über keinen einigen können. Da erklärten endlich die, welche die meiſten Stimmen hatten, ſie getraueten ſich nicht, die Stelle anzunehmen wegen des ruchloſen Todes der beiden, welche gewählt worden, und ſo plötzlich geſtorben ſeien. Die Verlegenheit war groß. Endlich erklärte einer der jüngſten Domherren, Conrad von Lindtorff, wenn man ihn wählen würde, ſo wolle er die Stelle annehmen, ſelbſt auf die Gefahr des Todes. Dieſe Erklärung erregte große Freude, und einmüthiglich wurde er gewählt [1]). Allein er hielt es nach den Vorgängen in Brandenburg und Lebus für nöthig, ſich dem Kurfürſten vorzu-

---

1) Rufus Chronik bei Grotuff Th. II. S. 559. Die Jahreszahlen in Küster Coll. Opusculor. T. II. XII. p. 87 und in Angelus Annal. march. p. 209 und 213 ſind zu berichtigen.

ſtellen, und deſſen Genehmigung einzuholen. Zu dem Ende ging er nach Franken, und fand Friedrich nicht abgeneigt, ihm dieſe hohe Würde zu übertragen. Allein weil Biſchof Otto Rohr ſich früher ſehr zu Meklenburg hingeneigt hatte, und es eine Zeitlang zweifelhaft geworden war, ob das Bisthum Havelberg zu Meklenburg oder zur Mark gehörte, ſo wollte ſich Friedrich vorſehen, und ſtellte dem neuen Biſchofe die Bedingung, ſich mit ſeinem Bisthum zur Mark zu ſetzen. Dies war um ſo eher thunlich, als Meklenburg in dem letzten Friedensſchluſſe auf alle Beſitzungen in der Priegnitz Verzicht geleiſtet hatte. Conrad von Lindtorff ſtellte deshalb die geforderte Urkunde am 30. September 1427 zu Cadolzburg in Franken aus, in welcher er verſpricht, ſich mit dem Stifte und Bisthum von Havelberg, mit allen ſeinen Schlöſſern, Städten, Landen, Leuten und Unterthanen zum Markgrafen Friedrich und ſeinem Sohne Markgrafen Johann, ſo wie deren Erben zu ſetzen, bei ihnen zu bleiben, und ihnen beholfen, berathen und beiſtändig zu ſein wider Jedermann, ihren Frieden und Unfrieden zu halten mit allem, was er vermag, und ſich in keinen Dingen wider ſie zu ſetzen, wie er umgekehrt von ihnen Schutz, Schirm und Gerechtigkeit erwartet, was er hierdurch zu den Heiligen ſchwört [1]). Damit war einer der wichtigſten Streitpunkte in der Mark erledigt, Conrad Lindtorff reiſete zurück, und regierte ſein Stift lange und glücklich.

Markgraf Johann regierte die Mark als Statthalter, und hatte ſich bereits vielfach als ein tüchtiger Fürſt ausgewieſen. Oeftere Geldverlegenheiten nöthigten ihn jedoch zu mannigfachen Verpfändungen. Seine Ehe wurde fernerhin nur mit Töchtern geſegnet, ſein einziger Sohn ſtarb, als er neun Jahre alt war. Dieſer Umſtand mag eine Hauptveranlaſſung geweſen ſein, daß Friedrich wieder auf ſeinen früheren Plan zurückkam, die Mark ſeinem zweiten Sohne Friedrich zu übertragen. Bis zum Jahre 1437 blieb es ungewiß, ob Johann der Erbe der Mark werden würde. In dem genannten Jahre aber berief der Kurfürſt den Markgrafen nach Franken, und übertrug die Regierung der Mark ſeinem zweiten Sohne Friedrich, der in Polen erzogen war, aus deſſen Heirath mit der polniſchen Prinzeſſin Hedwig aber nichts

1) Gerken Cod. dipl. Brand. T. VIII. p. 427.

wurde, weil ſie noch als Kind ſtarb. Friedrich erhielt nach dem Willen ſeines Vaters die Mark nebſt der Kurwürde, Johann aber die fränkiſchen Beſitzungen.

Caspar Gans von Putlitz lebte, geachtet von ſeinem Fürſten und Allen die ihn kannten, nur noch drei Jahre, und ſtarb 1430. Er liegt im Dom von Havelberg begraben; an einem Pfeiler hängt ein Schild mit der gekrönten Gans und der einfachen Inſchrift: Herr Jaspar Gans von Potliſt [1]). Von ſeinen Söhnen folgte ihm ſein älterer Sohn gar bald in das Grab, etwa um 1432. Die Herrſchaft, welche bei dem Bisthume Havelberg zu Lehn ging, war, wie wir geſehen haben, eine Zeitlang ein Meklenburgiſches Lehn, und wurde dann während ihres zweifelhaften Verhältniſſes als eine freie Standesherrſchaft, die bei der Mark zu Lehn ging, betrachtet, bis ſie im Jahre 1438 wieder in ihr voriges Verhältniß als Havelbergiſches Lehn zurücktrat [2]). Sie wurde dadurch eine Unterlehnsherrſchaft der Mark. Caspars jüngſter Sohn Otto ſtarb gleich nach dem Jahre 1438, und die Herrſchaft blieb in den Händen des mittleren Sohnes Balthaſar.

Mit der Herrſchaft Putlitz wurden auch die alten Beſitzungen Johann von Quitzows wieder märkiſch, und er trat mit Meklenburg aus allem Verhältniß. Geachtet und gefürchtet lebte er theils auf ſeinem Schloſſe Lenzen, theils auf den Schlöſſern Kleetzke und Quitzhövel. Sein Landesherr gab ihm noch wiederholte Proben ſeiner Werthſchätzung, denn wenn ſich in der Prieguitz etwas Bedeutſames ereignete, wurde er dazu eingeladen. Dies geſchah unter andern im Jahre 1429, wo er nach Tangermünde eingeladen wurde, indem Markgraf Johann daſelbſt ſeine Prinzeſſin Magdalena an den Herzog Friedrich von Braunſchweig-Lüneburg verheirathete, und einen Vergleich wegen des Brautſchatzes und Witthums ſchloß. Es geſchah am 4. Juli 1429. Die Verſammlung war glänzend, denn als Bürgen werden genannt und verbürgen ſich: Albrecht Graf von Lindow Herr zu Ruppin, Caspar Gans Herr zu Putlitz, Haſſe und Achim von Bredow, Bernhard und Buſſe von der Schulenburg, Hans von Quitzow, Mathias von Jagow, Ludolph von Alvensleben,

---

1) Handſchriftliche Notiz.
2) v. Raumer Cod. dipl. Brand. cont. T. I. p. 102.

Achim von Kerkow, sämmtlich Ritter, Wichart von Rochow, Werner von Holzendorf, Busse von Bartensleben, Otto von Schlieben, Ortel von Zemin, Gerd von Lüderitz, Werner von Alvensleben, Claus Rohr, Rauen Nienkerken, und Kurt von Eckstädt [1]). Im Februar dieses Jahres war Johann von Quitzow von dem Markgrafen nach Havelberg eingeladen worden, wo letzterer am 26. Februar das Domkapitel und die Bürgerschaft wegen mannigfacher Streitigkeiten mit Hülfe seiner Räthe verglich [2]).

Einen sehr schmerzlichen Eindruck scheint der im folgenden Jahre erfolgte Tod seines ältesten und treuesten Freundes Caspar Gans von Putlitz auf unseren Johann von Quitzow gemacht zu haben. Gewissermaßen starb ihm in diesem theuern Freunde ein zweiter Bruder. Wenig Menschen haben so vielfache und so tiefe Gemüthserschütterungen zu erdulden gehabt, als er. Was der Himmel dem Menschen Gutes und Böses zu senden vermag, war ihm in reichem Maaße zu Theil geworden. Die verschiedenartigsten und mannigfaltigsten Empfindungen waren in stetem Wechsel durch seine Brust gezogen. Wie eine festgewurzelte Eiche hatte er jedem Sturme gestanden, aber nicht ohne allgemach die Folgen davon zu empfinden. Gans von Putlitzs Tod brach die Kraft seines thatenlustigen Gemüths zusammen, er schloß sich von allen ferneren Unternehmungen aus, und die Geschichte schweigt von da ab über ihn. Dennoch muß er nachher noch mit Lüneburg irgend etwas zu thun gehabt haben, denn der Rath dieser Stadt verschrieb seiner Hausfrau Agnes und seinen beiden Bruderskindern 3000 Gulden, doch ist der Grund davon bis jetzt unbekannt geblieben.

Ritter Hans von Quitzow lebte von nun an in seinen reichen Erinnerungen bis zum Jahre 1437, also vom Schlusse unserer Geschichte ab noch zehn Jahre, ruhig und in Frieden. Dann schloß er, 67 Jahr alt, sein müdes Auge, und ließ seine Wittwe tief betrübt zurück. Ueber seinen Nachlaß entstand zwischen ihr und ihres Schwagers Kindern Streitigkeit, welche Markgraf Friedrich der Jüngere am 6. April 1438 zu Tangermünde in folgender Weise schlichtete.

---

[1]) Gerken Cod. dipl. Brandenb. T. VII. p. 196. Vergl. Gerken Fragm. march. T. V. p. 54.

[2]) Gerken a. a. O. T. VII. p. 177.

Zwiſchen der ehrbaren Frau Agneſe, Hanſen von Quitzows Ritters ſeligen Wittwe auf einer, und Dietrich und Cuno Gebrüdern von Quitzow auf der andern Seite iſt feſtgeſetzt worden: weil der obgenannte Hans von Quitzow Ritter ſeliger nach ſeinem Tode viele Güter, Pfandſchaft, Habe, Geld, Erbe und Gut, und auch Briefe und Schulden hinterlaſſen hat, um welche die beiden Partheien zwieträchtig und uneins geweſen ſind, ſprechen wir kraft dieſes Briefes aus, daß die Frau Agneſe den Brief, darin ihr und den genannten von Quitzow 3000 Gulden von dem Rathe zu Lüneburg verſchrieben ſind, zu ihrem Nutzen haben und behalten, und ſich des Briefes und des Geldes nach ihrem beſten Vermögen zu ihrem Frommen gebrauchen ſoll und mag, ohne irgend Jemandes Einrede. Dazu ſoll die obgenannte Frau zu Perleberg und zu Kyritz von der Orbede auf kommenden St. Walpurgis und St. Martinstag 80 Schock an Landeswährung nehmen, und alle fahrende Habe, die Hans von Quitzow nachgelaſſen hat, mit ihrem Leibgedinge und der Wohnung zu Kleetzke, wie ihr das von unſerm lieben Herrn und Vater verſchrieben iſt, geruhig behalten ohne der obgenannten Dietrichs, Cuno's und ihrer Erben oder irgend eines Andern Widerſpruch. Dietrich und Cuno ſollen dagegen alle Lehen, Erbe, Geld, Briefe, Pfandſchaft und Gut, was Hans von Quitzow nachgelaſſen hat, behalten und beſitzen, und auch davon alle Schulden und Erbnahmen entrichten und bezahlen, ſo daß die obgenannte Frau hinfort um keinerlei Schuld oder Erbe angeſprochen werde, ſondern deſſen gänzlich entledigt ſei. Darauf ſollen ſie von beiden Theilen geeinet, berichtigt und gute Freunde ſein und bleiben, und Niemand ſoll ſich des Andern Habe und Gut wider guten Willen unterwinden, ſondern jeder Theil ſoll alſo gerichtet, geſchieden und getheilt ſein und bleiben. Zeugen ſind: Haſſe von Bredow, Ritter und Hauptmann, Henning Wuthenow Propſt zu Havelberg, Otto von Schlieben, Ortel von Zemen, Mathias von Bredow (Bruder der Agnes), Heine Pful, Heine Stein, Werner von der Schulenburg, Hans Rohr, Claus Rohr, Bernd Rohr, Paul Rohr und Heinrich von Pleſſen [1]). — Es ergiebt ſich hieraus,

[1]) v. Raumer Cod. dipl. Brand. cont. T. I. p. 98.

daß Johann von Quitzow in bedeutendem Wohlstande starb, daß Dietrichs Söhne, wie es scheint, nicht durch die Dankbarkeit, welche sie ihrer Base schuldig waren, abgehalten wurden, an sie unbillige Forderungen zu richten, und daß ihr durch die Entscheidung des Markgrafen ein hinreichendes Einkommen gesichert blieb, um standesmäßig leben zu können. Ueber ihr ferneres Leben und ihren Tod fehlen alle Nachrichten.

Dietrichs beide Söhne, die vorgenannten Dietrich und Cuno hatten sich nach dem Beispiele ihres Vaters gebildet, und insonderheit wurde Dietrich ein tüchtiger Haudegen, der sich nicht viel weniger geschlagen, als sein Vater, und eine Menge Fehden ausgefochten hat, denn diese hörten ungeachtet Friedrichs großer Bemühungen noch lange nicht auf. Aber freilich hatten sie weder ein so großartiges Ziel, noch einen so großartigen Charakter, wie die seines Vaters. Dennoch erwarb er sich die Gunst seines Landesherrn und ansehnliche Stellen.

Wichart von Rochow hatte mit dem Falle der Quitzows und in Folge seiner herben Erfahrungen alle Fehdelust verloren. Ihm fehlte mit den Quitzows die Seele, welche sein Thun und Lassen bis dahin bestimmt hatte, und nach der Zurückkunft vom Constanzer Concil und den letzten Kriegen der Mark, in welchen wir ihn thätig sahen, benutzte er seine Waffen nur auf der Jagd, und nahm ferner an keinen Kriegen, als in Folge eines Aufgebots Theil, ohne in diesen eine Auszeichnung zu suchen, für welche er den Sinn verloren hatte. Zum letztenmale sah er Johann von Quitzow im Jahre 1429 bei der Hochzeit der Prinzessin Magdalena in Tangermünde. Von da an nennt ihn die Geschichte nicht mehr als thätig. Doch lebte er noch im Jahre 1451, als ein höchst begüterter Schloßgesessener.

Werner von Holzendorf war ungeachtet seiner früheren Abneigung ein treuer Anhänger Friedrichs geworden. Er war am Schlusse unserer Geschichte Hauptmann des Schlosses Zehdenick [1]), welches später Hans von Arnim im Jahre 1438 erhielt [2]), als Werner gestorben war. Er hatte sich die Gunst seines Landesherrn in dem Maaße erworben, daß dieser ihm das Recht er-

---

[1]) Gerken Cod. dipl. Brand. T. VII. p. 310.
[2]) v. Raumer Cod. dipl. Brand. cont. T. I. p. 122.

theilte, vor deſſen Hofgerichte nicht Red' und Antwort geben zu dürfen. Zum letztenmale ſah er Johann von Quitzow auf der ſchon erwähnten Hochzeit in Tangermünde.

Kaiſer Siegmund lebte unter vielfachen Unruhen bis zum Jahre 1436. Vor ſeinem Tode war er bemüht, ſeinem Schwiegerſohne, Herzog Albrecht von Oeſterreich, die Erbfolge in Böhmen zu ſichern. Gegen letzteren waren aber die Böhmen ſehr eingenommen, und mochten ihn nicht. Sie wandten ſich deshalb an die Kaiſerin Barbara, und ſchmiedeten mit ihr im Geheimen den Plan, ſie ſolle, wenn der Kaiſer todt ſein würde, den König Wladislaus von Polen heirathen, und dieſem das Königreich Böhmen zubringen. Man hatte die Kaiſerin bei ihrer ſchwachen Seite gefaßt, und ſie fand kein Bedenken bei dem Plan. Aber Siegmund erhielt davon Nachricht, eilte ſogleich nach Mähren, wo ſich Barbara befand, und ließ ſie gefangen nehmen. Darauf verſammelte er die Stände, und legte ihnen ſeinen Wunſch dringend ans Herz. Aber mitten in dieſen Bemühungen ſtarb er. Albrecht wurde wirklich ſein Nachfolger, und die Kaiſerin Barbara erhielt ihre Freiheit. Sie erhielt 12000 Gulden Wittwengehalt, und zog ſich auf ihr Leibgedinge in Böhmen zurück, wo ſie trotz ihres Alters ihrem Hange zu verliebten Abentheuern ungeſcheuter als je folgte. Ihr ärgerliches Leben veranlaßte einen eifrigen Prieſter, zu ihr zu gehen, und ihr Vorſtellungen zu machen, daß ſie aus Liebe zum Vaterlande züchtiger leben möchte, um ſo mehr, als ſie eine Wittwe ſei. Sie ſolle auf das Beiſpiel der Turteltauben ſehen, denn wenn das Männchen ſtürbe, pflege das Weibchen ein gar einſam Leben zu führen. Die Kaiſerin unterbrach ihn und antwortete: Lieber andächtiger Vater, wenn du mir doch ein Exempel von Vögeln vor Augen ſtellen willſt, warum ſprichſt du denn nicht von den Spatzen, deren Leben ich mit viel größerem Vergnügen als das der Turteltauben nachahmen möchte, denn die Spatzen ſind allezeit fröhlich und ſingen, die Turteltauben aber ſchweigen und trauern [1]). Solche Antworten pflegen einen frommen eifrigen Prieſter wohl aus der Faſſung zu bringen. — Sie ſtarb endlich, aber nicht lebensſatt, an der Peſt, und wurde in Prag mit königlicher Pracht beigeſetzt.

---

[1]) Cuspinians Kaiſerhiſtorie Th. II. S. 90.

Unſtreitig gehörte ſie zu den merkwürdigſten Charakteren dieſes Zeitraums, und bietet für eine tiefere Betrachtung ungeachtet ihres leichtfertigen, höchſt tadelhaften Lebens reichen Stoff.

Sollen wir nun noch über den Charakter der Quitzows etwas ſagen? — Wir glauben uns deſſen enthalten zu dürfen, denn iſt es uns nicht gelungen, ihn in dem beendeten Werke ſo darzuſtellen, daß der Leſer ein vollendetes lebendiges Bild von ihm erhalten hat, ſo wird es uns noch weniger gelingen, ihn hier durch ein paar Worte anzudeuten, die in jedem Falle theils zu viel, theils zu wenig ſagen würden. Unſere Leſer haben geſehen, was ſie nach ihren Anlagen, gemäß den bedingenden Umſtänden und vermöge ihrer eigenen Willensfreiheit waren und geworden ſind. Wir ſind der Ueberzeugung, ihren Charakter pſychologiſch und ungeachtet unſerer Zuſätze mit hiſtoriſcher Treue, ſoweit uns die Denkmäler der Geſchichte und ernſte Studien dazu befähigten, dargeſtellt zu haben. Der Gewinn unſerer Arbeit iſt nicht zweifelhaft. Wir haben einige Charaktere aufgedeckt, und die verunſtaltenden Flecken, welche der Staub der Jahrhunderte darüber gelegt hatte, weggewiſcht, die ungeachtet ihrer Mängel und Schwächen, wenn wir uns nicht ſehr täuſchen, zu den großen Charakteren gehören. Nie iſt die ganze Fülle des vorhandenen hiſtoriſchen Stoffs zur Darſtellung dieſes Zeitraums und der darin handelnd auftretenden Männer benutzt worden.

Sollen wir aber den Charakter der ganzen Zeit, die wir dargeſtellt haben, kurz bezeichnen, ſo möchte er am treffendſten mit den Worten gegeben ſein: *es iſt der Kampf der nothwendigen geſellſchaftlichen Ordnung mit der eben ſo wenig aufzugebenden Freiheit des Individuums.* Zwar geht dieſer Kampf durch alle Jahrhunderte, aber unſeres Bedünkens tritt er nirgends ſo bedeutſam und klar hervor, als während der hier beſchriebenen Zeit, und in den darin enthaltenen Geſchichten, obgleich er noch lange nachher fortgedauert hat. Markgraf Friedrich von Brandenburg tritt ganz entſchieden als Vertreter der geſellſchaftlichen Ordnung auf, und er bereitet ihren Sieg vor, wie er ein neues erhabenes Herrſchergeſchlecht begründet. Eben ſo entſchieden ſind die Quitzows die Vertreter der Freiheit des Individuums. Dieſer Kampf zeigt ſich in allen Erſcheinungen der Zeit, er giebt ſich kund in den Kämpfen der

Städte gegen die Patricierherrſchaft, in den Kriegen des Adels gegen die Städte, in der Oppoſition beider gegen die Regenten, in dem Ungehorſam der Geiſtlichen gegen die Vorſchriften der Biſchöfe, in Huſſens und ſeiner Anhänger Auftreten gegen die allgemeine Kirche, und nimmer hat ſich die individuelle Freiheit gegen die als einſt bevorſtehend prophezeihete Zeit von einem Hirten und einer Heerde ſo ſehr aufgelehnt, wie damals. Es iſt lehrreich zu ſehen, welche Kämpfe die geſellſchaftliche Ordnung hat beſtehen müſſen, ehe ſie die Siege feiern konnte, deren Früchte wir uns bereits erfreuen. Aber noch manchen Kampf wird ſie zu beſtehen haben, ehe aus der ſtreitenden geſellſchaftlichen Ordnung eine triumphirende wird. Iſt es ja die Kirche auch noch nicht geworden, und Staat und Kirche gehen in dieſer Beziehung Hand in Hand.

Epilog.

Der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes hat demſelben keine Vorrede mitgegeben, weil er der Meinung war, der aufmerkſame Leſer, — und andere wünſcht ſich kein Autor, — werde ſich leicht in den Geſichtspunkt, aus welchem er es zu betrachten hat, verſetzen können. Die Erfahrung aber zeigt, daß es dennoch vielfach mißverſtanden, und hier und da ſogar für einen Roman gehalten wird. Hiergegen glaubte der Verfaſſer gerade am wenigſten nöthig zu haben, ſich zu vertheidigen, da es doch ein ſeltſames Beginnen geweſen ſein würde, die Geſchichte eines ganzen Landes während eines Menſchenlebens, und ein vollſtändiges Gemälde der Zeit während einer ſo langen Epoche als Roman behandeln zu wollen, und außerdem hätten wohl die, für einen Roman ganz ungehörigen literariſchen Citate im Buche eine ſolche Meinung zurückweiſen ſollen. Allein es zeigt dies doch, daß es nicht allen Leſern möglich iſt, den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des Buches zu finden, und dies veranlaßt den Verfaſſer, hier die verſäumte Vorrede in einer Nachrede beizubringen.

Alle Darſtellungen der Geſchichte gleichen Gemälden, die mehr oder weniger treu das Leben einer Zeit ſchildern, aber in deren jedem ſich die Schule und die Manier des Malers geltend macht. Viele von ihnen, namentlich die Berichte der Chronikenſchreiber, gleichen bloßen Skizzen, leicht in Unſchuld, Naivität und Einfalt hingeworfen, zum Theil aber in Zügen, die für uns

noch ſchwer in ihrer wahren Bedeutung erkennbar ſind. Andere, wie die Urkunden, ſind meiſtens nichts, als Genreſkizzen und unvollſtändige Portraitfiguren, aber nicht minder ausgeblaßt und unſcheinbar ſelbſt für den größten Theil aller derer, die für die Geſchichte Sinn haben, und ſich gern an derſelben erfreuen wollen. Und dennoch gewähren ſie für die Darſtellung einer mitteralterlichen Zeit das Hauptmaterial, und die hervorſtechendſten beſtimmteſten Züge. Alles Uebrige ſind Farben ohne Zeichnung.

Es läßt ſich mit geſchickter Hand ein Gemälde einzig und allein aus jenen alterthümlichen Bildern und Figuren zuſammenſetzen, indem man das Ueberflüſſige abſchneidet, das Weſentliche ordnet und am rechten Orte erſcheinen läßt, ohne jedoch die leeren Stellen auszufüllen, die verblichenen Linien herzuſtellen, oder irgend eine Färbung anzubringen. Ein ſolches hiſtoriſches Bild geben z. B. die vortrefflichen brandenburgiſchen Regeſten G. v. Raumers, von welchen leider bisher nur ein Theil erſchienen iſt. Für den ſtrengen Geſchichtsforſcher, — oder, um in unſerem Gleichniſſe zu bleiben, — für den tüchtigen Zeichner, ſind dieſe halb verwiſchten Linien, dieſe ausgeblaßten Farben, kein Hinderniß, ſich an der Zeichnung des Bildes innig zu erfreuen. In ſeinen Augen erhält das Bild Leben, Farbe und Bewegung, das Skelett gewinnt Fleiſch, der dürre Baum grüne Blätter, die leere Stelle wird zur duftgen Ferne, — der Geſchichtsforſcher weiß zwiſchen den Zeilen zu leſen.

Wenigen nur wird und kann dieſe Art der Auffaſſung zu Theil werden, wenige nur tragen Verlangen, ihr Zimmer mit einem Gemälde zu ſchmücken, das nur hier und da deutliche Linien, ſowie einige erkennbare Farbenflecke zeigt, und an welchem die Zeit auf weite Strecken ihr Recht geltend gemacht hat. Tritt nun ein Maler davor, und folgt mit behutſamem Pinſel jeder angedeuteten Linie und Farbe, und ſtellt dieſe wieder her in urſprünglicher Friſche, obgleich mit ſeiner Art der Pinſelführung, ſo hat er gethan, was der Hiſtoriker thun ſoll und muß, um das verblichene Bild vergangener Jahrhunderte ſeinen Zeitgenoſſen zur Anſchauung zu bringen. In dieſer Art der ſtrengen Darſtellung ſind z. B. für die märkiſche Geſchichte die Wohlbrückſchen Arbeiten unübertroffene Muſter. Allein in den meiſten Fäl-

len iſt es nicht genug, nur wiederzugeben, was zufällig ſtehen gebliebene Linien und Farbenmaſſen andeuten. Es giebt alsdann noch an jeder Figur alles das zu ergänzen, was nothwendig nicht fehlen darf, und vorhanden geweſen ſein muß, auch wenn keine Linie oder Farbe etwas davon angäbe, und hier muß der Maler ſchon dem eigenen Genius vertrauen, und vermag nicht zu verbürgen, daß er vollkommen treu dieſe Stellen ſo ergänzt habe, wie ſie urſprünglich geweſen ſind. Auch Verbindungslinien muß er wohl ziehen, die kaum angedeutet ſind, um Einheit in die getrennten Theile zu bringen, und es iſt möglich, daß dieſe unter ſeiner Hand einen anderen Schwung erhalten haben. Solchen Ergänzungen vermag ſich auch der ſtrenge Hiſtoriker nicht zu entziehen, wenn ſein Gemälde nicht lückenhaft und unvollſtändig ſein, und in bloße Fragmente zerfallen ſoll. Selbſt wenn er nicht ſo weit geht, als Livius, und ſeinen Helden lange Reden in den Mund legt, die ſie gehalten haben könnten, kann er ſich jener halb willkürlichen Zeichnungen nicht entheben. Combinationsgabe, Scharfſinn, lebhafte Vergegenwärtigung der Umſtände und Perſonen, mit einem Worte, poetiſche Kraft muß ſeine Hand leiten, und darum darf kein Geſchichtsdarſteller, auch wenn er ſich ſtreng an das Gegebene hält, dieſes poetiſchen Vermögens entbehren. Seine Darſtellung hört darum nicht auf, Geſchichte zu ſein, ſie wird vielmehr erſt dadurch Geſchichte, weil ſie Fluß und Zuſammenhang erhält.

Wenn aber ſo der Geſchichtsforſcher genau nur ſoviel von dem Seinigen hinzuthut, als der Zuſammenhang nothwendig fordert, ſo hat er nicht mehr gethan, als der Maler, der nur eben diejenigen Figuren *vervollſtändigt*, welche noch durch zufällig erhaltene Linien angedeutet ſind. Das alte Gemälde iſt damit noch nicht reſtaurirt, wenn nur *dieſe* wieder lebendig hervorſpringen, aber die Draperie, der ganze Hintergrund, Bäume, Luft und Himmel, als Nebenſache unausgeführt bleiben, weil hier die Andeutungen zu mangelhaft ſind, oder auch wohl ganz fehlen. Soll hier der Wiederherſteller des Bildes große leere Stellen laſſen, ungeachtet er überzeugt iſt, das Alles ſei im Geiſte des Malers und ſeiner Zeit bemalt geweſen, — ungeachtet er aus der Beſchaffenheit des Vorhandenen mit einiger Sicher-

heit auf die Beſchaffenheit des Fehlenden ſchließen kann? — Wer wird es tadeln, wer nicht billigen, wenn er jenes Beiwerk im Geiſte des alten Bildes zu ergänzen ſucht, dazu jede von dem Bilde gegebene Linie als Anhaltspunkt benutzt, aber da, wo dieſe ihn verlaſſen, nach eigenem ſchöpferiſchen Vermögen den Pinſel frei walten läßt, einzig gebunden durch die Rückſicht auf den Inhalt und die Malerei des Gegebenen?

Das iſt es, was ich gethan habe, und was von der Weiſe des hiſtoriſchen Romans noch überaus verſchieden iſt. Ich habe mich bemüht, vor allem die Linien des alten Bildes erſt in urſprünglicher Reinheit aufzufinden, und zu dem Ende fleißig die ſämmtlichen bis jetzt bekannten dahin einſchlagenden Urkunden, und die Berichte der Chronikenſchreiber, welche jene Linien gaben, mit Fleiß verglichen. Ich mußte aus den ſpäteren Darſtellungen dieſer Periode große übermalte Stellen herunterwaſchen, auf welche ungeſchickte Hände dicke Farbenmaſſen aufgetragen hatten, die nichts von dem urſprünglichen Bilde der Zeit erkennen ließen, und die ſich dennoch als ſtreng hiſtoriſche Darſtellungen gaben, und dafür genommen wurden, trotz ihres karrikirten Aufputzes. Es gelang mir, weit mehr urſprüngliche Linien jenes hiſtoriſchen Bildes aufzufinden, als bisher gekannt waren, und mit ſorgfältigem Fleiße bin ich ihnen nachgegangen, um zunächſt in den Geiſt des Bildes einzudringen. Nun machte ich mich daran, das Bild zu reſtauriren, und beſtrebte mich, beſſer als meine Vorgänger mit höchſter Treue keine der gegebenen Linien zu verwiſchen, denn jede hatte und verlangte ihr Recht, und demgemäß die Zeichnung und den Farbenauftrag im Sinne des alten Bildes wieder herzuſtellen. Wo alle Linien fehlten, ſuchte ich innerhalb des gegebenen Raumes mittelſt Combination, — und ich darf allenfalls ſagen, in vielen Fällen durch glückliche, — das Fehlende zu ergänzen, wobei ich gewiſſenhaft jeden Punkt, und die leiſeſte Andeutung ohne Veränderung an ihrer Stelle benutzt habe. Das Beiwerk aber habe ich dem Geiſte des Bildes gemäß zu geſtalten geſucht, wobei mich ein Geſichtspunkt leitete, der weiter unten zur Sprache kommen wird, — ob glücklich? — darüber mag die Stimme des Publikums entſcheiden. So ängſtlich bin ich bemüht geweſen, die Phantaſie nur in den engſten

Schranken, im kleinſten Raume, frei walten zu laſſen, daß ich für das Meiſte noch weit mehr Citate hätte anführen können, als geſchehen, hätte ich nicht fürchten müſſen, das Buch zu überladen, daß ſehr Vieles, was auf den erſten Blick als willkürlich erſonnen erſcheint, durch ſpäter beigebrachte Urkunden beſtätigt wird, ja daß in dem Buche nicht einmal ein Sturmwind oder Mondſchein vorkommt, der nicht für den angegebenen Tag hiſtoriſch begründet wäre. So pedantiſch ein ſolches Verfahren in einem Roman geweſen ſein würde, ſo wenig war es bei meinem Zwecke an unrechter Stelle. Selbſt die Geſpräche, ſo leicht einem Buche den Anſtrich des Romanhaften verleihend, ſind zum großen Theile von der Art, daß ſie nothwendig aus der Situation hervorgehen, und nur im Dialoge wiedergeben, was ſonſt weniger belebend und individualiſirend als Erzählung hätte hingeſtellt werden müſſen, oder es ſind, wie an vielen Stellen, ſogar wörtliche Aeußerungen der Perſonen, welche uns die Geſchichte aufbewahrt hat, wozu denn das Vorangehende nur die nothwendige Einleitung bildet. Durch die unter dem Texte angebrachten Nachweiſungen, und durch den Zuſammenhang der Begebenheiten mit ihnen, iſt überall das der eigentlichen Geſchichte Angehörige leicht von dem zu unterſcheiden, was nur Produkt der Phantaſie, angeknüpft an damalige Zuſtände, iſt.

Wie ganz anders verfährt der Romandichter, ſelbſt der des hiſtoriſchen Romans! Er zeichnet ſich ein Paar Hauptfiguren aus einem alten Bilde mehr oder weniger treu ab, benutzt dieſen Croqui als Motiv einer eigenen freien Compoſition, in welcher er Stellung und Draperie der Figuren, Vordergrund, Mittelgrund und Hintergrund zwar dem Charakter der Figuren und der Zeit gemäß, aber allein geleitet von den poetiſchen Forderungen nach eigenem Belieben geſtaltet, und oft nicht einmal die Portraitähnlichkeit beibehält. Ja zuweilen iſt ſogar nichts, als das Beiwerk aus alten Bildern genommen, und dies mag da, wo es auf ein freies Walten des poetiſchen Genius ankommt, nicht einmal getadelt werden, allein es iſt ſehr verſchieden von der Weiſe, in welcher ich gearbeitet habe. Beſtände der Unterſchied zwiſchen einem Roman und der Geſchichte einzig und allein in der größeren oder der geringeren Abweichung von der Wahr-

heit, ſo dürfte ich ſogar keck behaupten, daß das Meiſte, was bisher über die in meinem Werke geſchilderten Perſonen, ſelbſt in den ernſteſten hiſtoriſchen Werken als wahre Geſchichte verkauft wird, in ungemeſſenem Maaße mehr Roman iſt, als was ich bringe. Ich nehme hiervon die ſchöne Abhandlung G. v. Raumers über dieſe Periode, in deſſen Codex diplomaticus Brandenburgensis continuatus T. I. p. 35 seqq. aus, die ungeachtet ihrer Kürze mehr Geiſt und Wahrheit enthält, als in den ausführlichſten bisherigen Darſtellungen gefunden wurde.

Allein die Geſchichte hat es nicht bloß mit Perſonen und Begebenheiten zu thun, ſondern auch mit Zuſtänden; auch dieſe ſoll ſie darſtellen, und Schilderungen ſolcher Art laſſen ſich mit jenen ſehr wohl vereinigen. Von je an haben es ſich Geſchichtsforſcher nicht nehmen laſſen, ſie an geeigneter Stelle anzubringen; ſie laſſen ſich ſo componiren, daß ſie ein anziehendes und lehrreiches Bild gewähren, ohne daß das Buch dadurch den Charakter eines Romans gewönne. Wer kennt nicht Barthelemy's meiſterhafte Reiſen des jüngeren Anacharſis nach Griechenland, wer iſt nicht von der geiſtreichen Weiſe entzückt, durch welche er in die helleniſchen Zuſtände einführt? — Wer wird dies Buch einen Roman nennen, ungeachtet Anacharſis dieſe Reiſen nicht gemacht hat? — Wenn es erlaubt iſt, das Kleinere mit dem Größeren zu vergleichen, ſo darf ich wohl ſagen, es habe mir etwas Aehnliches vorgeſchwebt in Bezug auf die mittelalterlichen Zuſtände meines Vaterlandes während der in meinem Buche geſchilderten Epoche. Sie waren bisher dem Einheimiſchen wenig bekannt, noch weniger dem Fremden. Ich habe dabei überall aus den Quellen, großentheils ſogar aus ſehr ſeltenen und nur handſchriftlich vorhandenen, geſchöpft, ich habe die Schilderungen der Gebräuche und Sitten nach ihnen, die der Gegenden aber nach ſpecieller Lokalkenntniß, welche ich mir Behufs anderer wiſſenſchaftlicher Studien erworben hatte, ja ſelbſt nach bis jetzt nicht bekannten Aufnahmen und Plänen gegeben. Meine Abſicht war, bei meinen Landsleuten Liebe für den vaterländiſchen Boden anzuregen, die nie erblüht, wenn dem Menſchen unbekannt iſt, wie ſich das Leben auf ihm geſtaltete, was ſich auf ihm ereignete, — wenn er überhaupt das Bewußtſein der Ver-

gangenheit mit dem der flüchtigen Gegenwart nicht zu verbinden weiß, oder nur im letzteren lebt. Darum habe ich selbst die Sagen nicht verschmäht, und sie wiedergegeben, wo ich sie fand, mehr aber noch alles Historische hervorgehoben, insofern es in dem geschilderten Zeitraume schon der Geschichte angehörte. Die Beschreibungen der damaligen Städte sind nach sicheren Quellen wiedergegeben, und bisher noch nirgend in gleicher Weise dargestellt worden, so daß ich behaupten darf, mein Buch sei zugleich ein Compendium des damaligen Zustandes des Landes, und enthalte in seinen Schilderungen, die die verschiedensten Gegenden betreffen, das Bemerkenswertheste, was bis zum funfzehnten Jahrhunderte diesem Boden entblühete. Auch hier war überall Treue für mich eine Hauptrücksicht; sie wäre wiederum bei bloß romanhafter Darstellung eine höchst überflüssige gewesen, aber außerdem auch eine höchst unbequeme, da sie den freien Flug der Phantasie überall hemmt. Ob nun die Phantasie ihre Spinnfäden so eng, wie hier, von Zweig zu Zweig schlagen, oder ob sie sich frei, wie der fliegende Sommer, in den Aether erheben soll, ob zu dem ersteren poetische Kraft gehört, oder nur zu dem letzteren, — das sind Fragen, die mir ziemlich mit der zusammen zu fallen scheinen: ob die Natur schöpferischer erscheint bei ihren Organisationen im kleinsten Raume, oder bei denen im größten? Ich habe mich mit beiden beschäftigt, aber ich vermag sie nicht zu beantworten.

Mein Buch kann unter solchen Umständen für gewöhnliche Leser, und für solche, bei welchen nicht zugleich die vorhin angegebenen Gesichtspunkte geltend gemacht werden können, nicht so unterhaltend sein, als ein Roman; schon die Mittheilung des Inhaltes ganzer Urkunden, so interessant sie auch für den aufmerksamen Forscher und Betrachter der Zeitereignisse sein mag, muß gewöhnliche Leser zurückscheuchen. Dagegen wird es denen, welche Interesse für das Land und seine Geschichte mitbringen, nicht bloß Unterhaltung, sondern auch Belehrung, vielleicht auch Genuß gewähren, wüßten sie auch nicht, zu welcher der herkömmlichen Gattungen von Schriften sie es zu rechnen hätten. Vielleicht würden Liebhaber des Klassificirens das Ziel nicht gar weit verfehlen, wenn sie es zur colorirten Geschichte rechneten. Ich

selber mache nur Anspruch auf eine belebte, historisch wahre, den Geist jener Zeit eingedrungene, und wenn es sein kann, ni ohne Geist wiedergegebene Darstellung innerhalb etwas wei gesteckter Grenzen, als sie die strenge Muse der Geschichte oh Beihülfe ihrer freundlichen Schwestern zu gestatten pflegt.

K. F. Klöden,
Director der Berlinischen Gewerbschule

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Bayerische Staatsbibliothek